NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06667174 8

Digitized by Google

E-6
Ebert

Geschichte

des

Preußischen Staats

von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Zweite Abtheilung.

Vom Regierungsantritt Friedrich des Großen
bis zum
Regierungsantritt Friedrich Wilhelm III.

Geschichte

des

Preußischen Staats.

Von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Dritter Band.
1740 — 1756.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1868.

Erstes Kapitel.

Thronbesteigung Friedrich's II. Erste Regierungshandlungen.

Friedrich Wilhelm I. hatte seinem Nachfolger ein reiches Erbe hinterlassen: die Provinzen in bester Ordnung, das Volk an unbedingten Gehorsam gewöhnt die Armee zahlreich und trefflich ausgerüstet, dazu in den Gewölben des Berliner Schlosses einen Schatz von mehr als sieben Millionen.

Dennoch glich der Preußische Staat einem Kriegsschiffe, welches Gefahr lief, durch längeres Verweilen im Hafen morsch und untüchtig zu werden, wofern nicht ein kühner Steuermann das Ruder ergriff und den edlen Bau in die brausenden Wogen des Kampfes lenkte.

Der freien Entschließung des neuen Herrschers stand die Welt offen. Durch keine Allianzen hatte der Vater ihn gebunden, der in seinem letzten Lebensjahre zu der

Einsicht gekommen war, daß der lang verkannte Sohn Kraft und Klugheit besitze, um dem aufstrebenden Staate die Stelle zu erobern, die er einnehmen mußte, wenn nicht die mühevolle Arbeit eines Vierteljahrhunderts verloren sein sollte.

Achtundzwanzig Jahr alt, in der Blüthe jugendlicher Manneskraft bestieg Friedrich II. am 31. Mai 1740 den preußischen Thron. Mit dem Bewußtsein der unermeßlichen Verantwortlichkeit, die er übernahm, trat vor seine Seele zu gleicher Zeit der Entschluß, in vollster Bedeutung des Wortes seine Pflicht zu thun und die großen Erwartungen zu erfüllen, mit denen ganz Europa zu ihm aufblickte. Einen Philosophen auf dem Thron zu sehen hoffte die Welt. Friedrich beschloß diese Hoffnung zu erfüllen und durch sein Leben und seine Regentenhandlungen zu beweisen, daß der Mensch den Beruf habe, sein eignes Glück und das Glück der Andern zu fördern, und daß gewissenhafte Pflichterfüllung der Weg sei, der zu diesem Ziele führe. Diese Ueberzeugung und dieser Entschluß vertrat bei ihm zugleich die Stelle des religiösen Glaubens. Er wollte der Welt zeigen, daß sittliche Vollkommenheit von den Formen der Gottesverehrung unabhängig sei[1]). Für einen König ist diese Aufgabe doppelt

---

[1]) Es ist mehrfach, namentlich auch von Ranke versucht worden, des Königs philosophische Ansichten aus seinen Schriften und

schwer; denn die Völker und ihre Regenten können sich nicht stets an die Regeln binden, welche dem Einzelnen durch Recht und Sittlichkeit vorgeschrieben sind. Wie die Welt nun ein Mal beschaffen ist, tritt im Völkerverkehr an die Stelle des redlichen Vertrages die Hinterlist der Diplomaten und an die Stelle des entscheidenden Richterspruches die Gewalt unter der Form des Krieges. Friedrich der Zweite erkannte das mit voller Klarheit und wußte genau die Grenze zwischen dieser widersprechenden Rechtsanschauung zu ziehen. Wie er bisher ein Doppelleben geführt, theils in strenger Ausübung des kindlichen Gehorsams gegen seinen Vater, theils in der Pflege und Ausbildung dessen, was seiner eigensten Natur Bedürfniß war, so wollte er auch ferner bis an's Ende ein ähnliches Doppelleben weiter führen. Während Friedrich der Philosoph und Menschenfreund nicht müde wird, Frieden zu predigen, während er die Eroberer den Straßenräubern gleichstellt und den Regenten das Soldatenhandwerk höchstens als Nebenbeschäftigung gestatten will, während er in schwungreichen Oden die Gräuel des Kriegs ver-

Briefen in ein System zu bringen. Allein Friedrich's Aussprüche, sehr oft aus augenblicklicher Stimmung oder aus der Freude an witzigen und geistreichen Wendungen hervorgegangen, stehen deshalb mit einander häufig im Widerspruch. Das Wesentliche bleibt sein ernster Wille: überall und in jedem Augenblick seine Pflicht zu thun.

dammt[1]), — arbeitet Friedrich der König nichts desto weniger vom ersten Tage seiner Regierung bis zum letzten unermüdlich an der Vermehrung und Verbesserung seiner Armee und stellt es sich zur Lebensaufgabe, einer Nachbarfürstin die reiche Provinz Schlesien zu entreißen und seine Eroberung mit höchster Anspannung aller Kräfte zu vertheidigen. Während er in seinen Schriften und Briefen die Gelehrten und Dichter hoch über alle anderen Menschen erhebt und ihnen den Ehrenplatz in der Gesellschaft der denkenden Wesen einräumt, giebt er dennoch in seinem Preußenlande dem Officierstande den Vorrang vor allen anderen Mitgliedern des Staates, so wie ihn anderseits die stets wiederholte Lehre von der Gleichberechtigung aller Menschen und von der Ungerechtigkeit ihrer Unterdrückung doch keineswegs dazu veranlaßt, die Leibeigenschaft aufzuheben oder die strenge Scheidewand niederzureißen, welche er zwischen dem Adel und dem Bürgerstand gezogen wissen wollte. Nicht allein in der

---

1) An Voltaire 13. Febr. 1749. Oeuvres*) XXII. p. 182: Sie sind erstaunt über meine Oden an den Krieg. Allein das sind wirklich meine Empfindungen. Sie müssen den Staatsmann vom Philosophen in mir unterscheiden.

*) Oeuvres bedeutet stets die Preuß'sche Ausgabe der Werke Friedrich des Großen. Berlin bei Decker.

Gesinnung, der Handlungsweise, den Worten und den Schriften des Königs findet dieses Doppelleben Ausdruck, sondern es spiegelt sich auf's Klarste in der Eintheilung seiner Zeit ab. Unwandelbar bestimmt hatte er ein für alle Mal die Tagesstunden festgesetzt, wo er seinem Königsberufe oblag und mit rastlosem Fleiße die Pflichten des Regenten und des Feldherrn erfüllte. Da war er nur von dem Einen Gedanken an die Größe, die Wohlfahrt und den Ruhm seines Landes und seines Hauses beseelt. Hatte er für heut diesen Pflichten auf's Gewissenhafteste Genüge gethan, dann kam der Dichter, der Musiker, der geistreiche Gesellschafter zur Geltung, und er überließ sich den Beschäftigungen, die seine Erholung bildeten, und die selbst zum Theil so ernster Natur waren, daß z. B. die dreißig Bände schriftstellerischer Arbeiten, welche er der Nachwelt hinterließ, allein ausgereicht hätten, das Leben eines nicht gering begabten Mannes auszufüllen.

Von dem Umfange seiner Fähigkeiten, von der unerschöpflichen Arbeitskraft und Arbeitslust des jungen Königs, von der Festigkeit seines Willens hatte die Welt, hatten selbst die nächsten Freunde nur eine unvollkommene Vorstellung. Durch die Küstriner Prüfungsjahre war die Schnellkraft dieses gewaltigen Geistes in keiner Weise verringert. Nur Vorsicht im Umgange mit den Menschen hatte er dort gelernt und

sich gewöhnt, seine Gedanken und Entschlüsse geheim zu halten[1]).

So wenig kannten ihn die Genossen der Rheinsberger Tage, daß sie auf eine Regierung voll friedlichen Genusses hofften, in welcher der König, den Künsten und Wissenschaften ergeben, die Schätze seines Vaters zu eigner Lust und zur Bereicherung seiner Günstlinge verwenden würde. Keiner von ihnen hatte durchschaut, wie ähnlich Friedrich II. seinem Vater war, dessen gute und schlechte Eigenschaften er fast sämmtlich geerbt hatte, nur daß bei dem Sohne sich Alles menschlicher und liebenswürdiger gestaltete. Sein strenger sittlicher Ernst äußerte sich fast niemals in der harten grausamen Weise Friedrich Wilhelm's und wurde oft genug durch rührende Züge voll Empfindsamkeit gemildert, wie man das von einem Herrscher voraussetzt, der die sanfte Flöte zu seinem Lieblingsinstrument erkoren. Mit dem Vater hatte er den Scharfblick für alles Geschäftsmäßige und den Widerwillen gegen Schein und Täuschung gemein. Die rastlose Thätigkeit des Leibes und der Seele finden wir im höchsten Maße beim Sohne wieder. Genaue weise Sparsamkeit trat an die Stelle des Geizes, und statt der Wuthausbrüche,

---

[1]) Friedrich an d'Argens: Um meine Geheimnisse zu erfahren, müßte man mich selbst bestechen, und das wäre nicht leicht. Oeuvres XIX. p. 22.

mit welchen der Vater jeden Widerspruch niederschlug, genügte Friedrich's Herrscherblick, dem vom königlichen Prinzen herab bis zum Geringsten im Volke Niemand zu widerstehen vermocht hat. Denn unbedingten Gehorsam verlangte Friedrich in demselben Maße wie sein Vater, und mit größerem Rechte als dieser, weil es sein fester Vorsatz war, niemals das Ungesetzliche zu wollen, sondern dem Rechte in allen Stücken freien Lauf zu lassen und den Aussprüchen desselben auch seine eigne Person zu unterwerfen. Dagegen hatte Friedrich Wilhelm's Beispiel ihn gelehrt, wie weit der Schein der Selbstherrschaft von dem Wesen derselben verschieden sein konnte. Es war ihm nicht entgangen, daß der preußische Hof bisher willenlos an den Fäden ränkesüchtiger Diplomaten geleitet worden, und daß namentlich Oesterreich unter dem Scheine der Freundschaft kein anderes Ziel verfolgte, als die Unterdrückung und Schwächung des aufstrebenden Nebenbuhlers, der dem Kaiserhause einst gefährlich werden konnte. Deshalb beschloß Friedrich, fortan sein eigner alleiniger Rathgeber und der ausschließliche Bewahrer seiner Pläne und Absichten zu sein. Er, der erste Diener des Staates, wollte den übrigen lediglich die genaue Ausführung seiner Befehle gestatten.

Mit solchen Vorsätzen trat er die Regierung an, unter freudigem Zujauchzen des gesammten preußischen Volkes, welches durch den Tod des allgemein gefürch-

teten Monarchen sich von einem Druck befreit fühlte, der mit der Länge der Zeit unerträglich geworden war.

Als die Augen des strengen königlichen Zuchtmeisters sich schlossen, brach namentlich in Berlin ein so lauter Jubel hervor, daß es den Fremden geradezu widerwärtig und unanständig erschien [1]). Der neue König war unmittelbar nach seines Vaters Tode von Potsdam abgereist und traf noch am Abend des 31. Mai 1740 in Berlin ein. Am Morgen des 1. Juni wurde er durch Militairmusik erweckt. Die Garnison leistete unter den Fenstern des Schlosses Friedrich dem Zweiten den Eid der Treue und rief ihm ein donnerndes Lebehoch zu.

Schmerzlich gedachte er bei diesen Klängen des hingeschiedenen Kriegsherrn, dessen Ehren ihm jetzt dargebracht wurden. Pöllnitz, welcher die in Berlin anwesenden Generale anzumelden kam, fand den König, halb bekleidet, wie außer sich, in Thränen gebadet [2]).

Gewaltsam raffte er sich zusammen. Mit der vollen Würde des Herrschers empfing er die Officiere. Im Sinne seines Vaters, sprach er, solle die Armee an ihm einen Vater finden. Dagegen sollen die

---

[1]) Valori memoires I. 84, à la mort de Frèderik Guillaume éclata une joie immoderée et scandaleuse.

[2]) Ranke, Neun Bücher II. 47, aus einer ungedruckten Handschrift von Pöllnitz.

Generale dafür sorgen, nicht blos schöne, sondern auch brauchbare Truppen heranzubilden, die dem Lande nicht zur Last fallen. Man mache dem Officierstande vielfach den Vorwurf der Härte, der Habsucht und des Uebermuthes. Dergleichen werde er nicht dulden. — Der Eindruck dieser Worte war groß. Die alten Haudegen begriffen, daß sie einem entschlossenen kraftvollen Gebieter zu gehorchen hätten.

Schon am Tage vorher war Friedrich in der Lage gewesen, sich als König und Herr zu zeigen, denn kaum hatte sein Vater die Augen geschlossen, als der alte Dessauer sich an den Thronfolger drängte, dessen Kniee umfaßte und bat, seinen Söhnen ihre Stellen in der Armee, ihm selbst aber die Autorität zu lassen, deren er bisher genossen. — Er mochte sich wegen seiner Theilnahme an den österreichischen Intriguen schlimmer Dinge vermuthen, doch erhielt er die merkwürdige Antwort: „Ihre Söhne und Sie selbst sollen ihre Stellen behalten, was aber Autorität betrifft, so erkenne ich im Lande nur meine eigne an. Ich bin gewillt, von heut ab die Pflichten eines Königs zu erfüllen, Autorität wird Niemand haben, als ich selbst!"

Am 2. Juni erfolgte in Charlottenburg die Vereidigung der Minister. Der König sagte ihnen: Für einen ehrlichen Mann bedürfe es eigentlich keines Eides. Sie sollen wissen, daß künftig das Interesse des Landes von dem des Königs nicht geschieden sei,

wie das sein Vater bisweilen aus triftigen Gründen gestattet. Entstehe aber noch jetzt ein solcher scheinbarer Widerspruch, so solle allezeit das Interesse des Landes dem des Regenten vorangehen.

Solche Reden, noch mehr aber die ersten Regierungsmaßregeln des Königs, welche bald bekannt wurden, steigerten die allgemeine Freude über den Thronwechsel wo möglich noch höher. — Der strenge Winter von 1740 hatte überall im Lande die größte Noth erzeugt, selbst die Soldaten litten Mangel. Den Bauern fehlte das Saatkorn. Friedrich Wilhelm konnte sich, der dringendsten Vorstellungen ungeachtet, nicht entschließen, seine gefüllten Magazine zu öffnen. Erst an seinem Todestage ließ er sich dazu bewegen, eine Austheilung von Brotkorn an die Berliner Bäcker zu gestatten. Friedrich befahl sofort, die Bestände zu mäßigen Preisen (den Scheffel Korn für 20 Sgr.) an das Volk zu verkaufen, den Aermsten das Nothdürftige umsonst zu gewähren. Bis nach der nächsten Ernte erließ er die Accise für das Mehl. Einen Theil der ungeheuren königlichen Jagdreviere ließ er eingehen und traf Anstalten gegen die Beschädigungen der Bauern durch das Wild. Auch ließ er eine Menge Hirsche abschießen und zu wohlfeilen Preisen verkaufen, was bei der großen Theuerung dem Volke sehr zu statten kam.

Neben diesen durch das augenblickliche Bedürfniß

hervorgerufenen Maßregeln gab Friedrich alsbald zu erkennen, daß mit seinem Regierungsantritt im vollsten Sinne des Wortes eine neue Zeit beginnen sollte. Fest und entschieden trat er in den Kampf gegen veraltete Mißbräuche und Vorurtheile. Schon am dritten Tage seiner Herrschaft, den 3. Juni 1740, befahl er, zuerst unter allen Monarchen des Festlandes von Europa, die Abschaffung der Folter [1]) und machte damit den Anfang zu der großen Umwandlung der Gesetzgebung, welche ihn bis zu seinem letzten Athemzuge unaufhörlich beschäftigte. An dem nämlichen Tage verfügte der König auch den Wegfall der vielen Eheverbote, welche die katholische Kirche im Lauf der Zeit eingeführt hatte, um aus den für die Dispense zu zahlenden Geldern sich eine reiche Einnahmequelle zu eröffnen. Friedrich gestattete die Ehe zwischen Ver-

---

[1]) Dieselbe sollte in wenigen, auch von Thomasius ausnahmsweise aufrecht erhaltenen Fällen noch fortbestehen, ist aber auch in diesen Fällen in der That niemals in Anwendung gekommen; und als späterhin der König erfuhr, daß die Schlesischen Gerichte die Stelle der Tortur durch Schläge ersetzten, verbot er das sofort auf's Strengste. Ledebur, Allgemeines Archiv für die Gesch.-Kunde des Preuß. Staates, V. 1, p. 58. Um der Gerichtspraxis Zeit zu lassen, die Lücke auszufüllen, welche der Wegfall der Folter in dem Beweisverfahren des peinlichen Rechts entstehen ließ, wurde die Bekanntmachung der königl. Verordnung für's Erste untersagt, damit einstweilen das beseitigte Institut noch durch den Schreck fortwirken könnte.

wandten überall da, wo nicht das ausdrückliche Verbot der heiligen Schrift entgegensteht. Neben dem Wunsche, jede unnöthige Beschränkung der persönlichen Freiheit zu beseitigen, leitete ihn dabei ausgesprochener Maßen das im vorigen Jahrhundert allgemein verbreitete Streben der Fürsten, die Bevölkerung ihrer Länder möglichst zu vermehren, um die Lücken auszufüllen, welche sich noch immer als Nachwirkungen des dreißigjährigen Krieges bemerklich machten. In den Monat Juni fällt auch der weltberühmte Bescheid des Königs auf die Anfrage des Consistoriums, ob die von Friedrich Wilhelm I. für die katholischen Soldatenkinder eingerichteten confessionellen Schulen fortbestehen sollten. Der König schrieb an den Rand: „Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden, und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Faßon Selich werden.“ In diesem Sinne wurde dann auch alsbald den lutherischen Geistlichen auf ihre Bitten gestattet, die von dem verstorbenen König beseitigten Chorhemden wieder anzulegen, die Einsetzungsworte des Abendmahls abzusingen, die Kerzen anzuzünden, Kreuze beim Begräbniß voranzutragen und dergleichen. Gott selbst habe das dem Könige unmittelbar in's Herz gegeben, verkündete Probst Rolof von der Kanzel, worüber Friedrich in seinen Briefen an Voltaire sich belustigt, indem er sagt,

es sei das eine wohlfeile Art, Herzen zu gewinnen. In Berlin machten nur die Prediger der Marien-, Nicolai- und Georgenkirche von dieser Erlaubniß Gebrauch, was sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der König, der während seiner ganzen Regierungszeit kaum ein halbes Dutzend Mal dem Gottesdienste beigewohnt hat, erschien am 5. Juni, dem Pfingstsonntag, wo seine Thronbesteigung von den Kanzeln verkündet wurde, Vormittags im reformirten Dome und Nachmittags in der Petrikirche, wo er die lutherische Predigt des Probstes Reinbeck anhörte.

Wie gleichgiltig er sich auch gegen die Verschiedenheiten der einzelnen Religionsbekenntnisse verhielt, so hat er dennoch mehr als Ein Mal ausgesprochen, daß er die protestantische Confession für die beste halte, weil dieselbe sich von willkürlichen und abergläubischen Satzungen und Gebräuchen am meisten frei gehalten und nicht verfolgungssüchtig sei. Er bedauerte nur, daß Luther auf halbem Wege stehen geblieben und nicht auch die Lehre von der Dreieinigkeit über Bord geworfen, wie es die Socinianer gethan [1]. „Nur ein sehr kleines Körnchen Glaube," sagt er, „sei ihm zu Theil geworden [2]), und er könne sich nicht davon überzeugen,

---

[1]) In einem Briefe an die Herzogin v. Gotha. Oeuvres XVIII. p. 239.

[2]) Oeuvres XXIV. p. 122. 19, p. 227.

daß die Vorsehung sich um so erbärmlich kleinliche Dinge kümmere, wie die Angelegenheiten der Menschen." Indem er aber dergleichen Glaubensfragen, als über unsere Fassungskraft hinausgehend, bei Seite ließ, war er mit desto größerem Ernst entschlossen, in allen begreiflichen und greiflichen Dingen auf's Aeußerste seine Pflicht zu thun. So war es eine seiner ersten Sorgen, überall im Lande Magazine zu errichten, welche auf mindestens anderthalb Jahre die nöthigen Kornbestände bis zur nächsten Ernte enthalten und dadurch der Wiederkehr von Nothständen, wie sie der strenge Winter 1740 zur Folge gehabt, vorbeugen sollten. Auch war er zur Ueberraschung seiner Umgebung sofort darauf bedacht, die Wehrkraft des Landes nicht nur zu erhalten, sondern die Armee noch zu vergrößern.

Das Riesenregiment seines Vaters paradirte am 22. Juni bei der Leichenfeier zu Ehren des verstorbenen Monarchen zum letzten Mal. Friedrich löste dasselbe alsdann auf. Die 25 längsten unter diesen Riesen wurden in Haiduckentracht gesteckt und in Berlin als Seltsamkeit beibehalten. Die kräftigsten und tüchtigsten unter den übrigen fügte er dem Regimente bei, welches er als Kronprinz geführt, und formirte daraus drei Bataillone Leibgarde. Die übrigen wurden theils in ihre Heimath entlassen, theils andern Regimentern überwiesen. Auf diese Art

fielen nicht nur mehr als 200,000 Thaler jährlicher Unterhaltungskosten des berühmten Leibregimentes fort [1]), sondern außerdem noch die höchst beträchtlichen Summen, welche die Werbung der Riesen gekostet.

Das war unter Hinzunahme einiger sonstigen Bestände hinreichend, um 16 neue Bataillone und ein Corps von Ingenieuren zu errichten, dessen Officiere in die Festungen vertheilt wurden. Mit diesen kriegerischen Maßnahmen, welche sofort die Aufmerksamkeit der fremden Höfe erregten, gingen wesentliche Verbesserungen des Handels und der Gewerbe, so wie des bürgerlichen Verkehrs überhaupt Hand in Hand. Auch die Hofhaltung, welche bisher der königlichen Würde so wenig entsprechend eingerichtet war, sollte umgestaltet werden. Pöllnitz hatte mit Hilfe des Kammerdiener Eversmann und einiger anderen Personen aus der nächsten Umgebung des Königs bereits weit aussehende Pläne deshalb ausgearbeitet und dabei natürlich sich selbst und seine Freunde nicht vergessen. Friedrich, der in den ersten Jahren seiner Regierung es liebte, sich mit königlichem Glanze zu umgeben und namentlich vor dem Publikum in prachtvollen Karossen, mit Läufern, Haiducken und einer

[1]) Ciriacy, Chronologische Uebersicht der Geschichte des Pr. Heeres giebt 291,284 Thaler, Ranke, Neun Bücher II. p. 72 dagegen 202,518 Thaler an.

zahlreichen Suite zu erscheinen, war nicht abgeneigt, auf die ihm vorgelegten Entwürfe einzugehen. Der Minister von Boden aber, welcher unter seinem Vater die Finanzen geleitet hatte, erhielt Kenntniß von den Pöllnitz'schen Projecten und fühlte sich verpflichtet, dem Könige vorzustellen, daß jene Pläne viel zu großartig angelegt wären. Natürlich suchten die Hofleute, welche den Einfluß des alten Mannes fürchteten, denselben fern zu halten, und verleumdeten ihn, indem sie zu verstehen gaben, daß er die Zerwürfnisse in der königlichen Familie mit verschuldet habe. Der alte treue Diener aber ließ sich nicht zurückschrecken. Fast mit Gewalt drang er in das Cabinet des Königs, und ohne von dem anfänglichen Unwillen des Monarchen eingeschüchtert zu werden, stellte er auf das Ueberzeugendste dar, wie die Lage des Staates nach allen Richtungen hin weise Sparsamkeit erheische, und jene Vorschläge sich nur verwirklichen ließen, wenn man entweder neue Steuern ausschriebe oder das Heer verminderte. Da Beides den Absichten des Königs vollkommen entgegen war, so ließ derselbe sich schnell überzeugen, und Boden erhielt sein volles Vertrauen[1]), — ja von allen Ministern blieb er der einzige, bei

---

[1]) Königs Berlin V. 2, p. 5—12. Der würdige Verfasser versichert dies von glaubwürdigen, mit den Verhältnissen auf's Genaueste bekannten Personen gehört zu haben. Vergl. Stenzel IV. 43, Ranke III. 55.

dem sich Friedrich in Verwaltungssachen zuweilen Raths erholte [1]).

Die Umgestaltung des Hofstaates wurde auf das gehörige Maß eingeschränkt, doch imponirten die neuen goldbetreßten Livreen der Dienerschaft und die glänzenden Geschirre der Pferde dem Berliner Publikum nicht wenig, weil man seit 25 Jahren an die mehr als bürgerliche Einfachheit Friedrich Wilhelm's I. gewöhnt war. Der junge König brachte das Charlottenburger Schloß wieder zu Ehren, in dessen Räumen einst die philosophische Königin gewaltet, die viele ihrer glänzenden Eigenschaften auf den Enkel vererbt zu haben schien. Fast täglich sah man diesen, gefolgt von einer zahlreichen Schaar von Officieren und Hofcavalieren, den Weg nach dem Lustschlosse in gestrecktem Galopp zurücklegen.

Neben seinem eignen Hofstaate richtete Friedrich auch den der verwittweten Königin, welche den Titel „Königin Mutter" erhielt, prachtvoller ein als bisher, erhöhte ihr Einkommen auf 50,000 Thaler und umgab sie mit all' dem Glanze und den Lebensbequemlichkeiten, welche sie bisher so schmerzlich vermißt hatte.

---

[1]) „Sr. Majestät leiden keinen Rath von irgend einem Minister, außer von Boden, der die Sparsamkeit predigt, und damit noch größeren Eingang findet, als unter der vorigen Regierung." — Aus dem dänischen Gesandtschaftsberichte. Neue Berlinische Monatsschrift 1804, Monat Februar.

Mit inniger Dankbarkeit gedachte er stets der Zeit, wo die treue Hüterin seiner Kindheit so oft und fast mit eigner Lebensgefahr ihn vor des Vaters Zornesausbrüchen geschützt hatte. Er vergaß es nicht, daß er seiner Mutter den Sinn für die feineren geistigen Genüsse verdankte, welche das Glück seines Lebens ausmachten. Die Träume von der englischen Doppelheirath und von den Herrlichkeiten, welche die Ausführung dieses Planes für ihn und die Schwester im Gefolge haben sollten, waren ein Ausfluß der mütterlichen Zärtlichkeit und Fürsorge gewesen. Mit Freuden sah er sich nun in der Lage, das zu vergelten. Täglich besuchte er seine Mutter, so oft er in Berlin war, und redete sie nur stehend an, den Hut in der Hand, bis sie ihn aufforderte, sich zu setzen. Er wollte ihr einen eignen prachtvollen Palast errichten, und man fing bereits an, unter den Linden den Grund zu demselben zu graben, als die hereinbrechenden Kriegszeiten die Ausführung verhinderten. — Bei aller Liebe und Verehrung für seine Mutter verstand er es jedoch, mit großer Feinheit und auf die schonendste Art dieselbe von allem Einfluß auf die Staatsgeschäfte vollständig fern zu halten; auch begriff die würdige Dame bald, daß für ihre Neigung zu politischen Intriguen, durch welche sie einst sich selbst und Anderen so schwere Stunden bereitet hatte, kein Raum mehr vorhanden sei. — Das Andenken des Vaters hielt Friedrich in

Ehren, und als man einst in seiner Gegenwart sich eine Spötterei über Friedrich Wilhelm's Seltsamkeiten erlaubte, erklärte der König mit strengem Ernst, daß er dergleichen Aeußerungen nicht dulden werde. In der That war die Erinnerung an den sittlichen Ernst des Vaters wohl geeignet, ihm zu imponiren, und man darf annehmen, daß Alles, was er in seinen Werken so oft und so eindringlich zum Lobe seines Vorgängers sagt, ihm wirklich aus dem Herzen kam [1]).

Im Publikum war man begierig zu erfahren, wie sich nunmehr Friedrich's Verhältniß zu der ihm aufgezwungenen Gemahlin gestalten würde. Viele glaubten an eine Scheidung, allein der König war zu gerecht, um der unschuldigen Frau, deren Betragen ihm Hochachtung abnöthigte, eine solche Beschimpfung zuzufügen; zudem soll er seinem Vater auf dessen Todbette gelobt haben, seine Gemahlin nicht zu verstoßen [2]).

---

[1]) Dem jungen Herzog von Württemberg schrieb er 1744 bei Gelegenheit der Anweisungen, die er ihm für die künftige Regierung gab: La reconnaissance envers ses parents n'a point de bornes, on est blâmé d'en faire trop peu, mais jamais d'en faire trop.

Ueber die Art, wie er, ohne das Andenken seines Vaters zu kränken, dessen Ungerechtigkeit gegen die Frau von Knyphausen wieder gut machte, vergleiche Varnhagen's Schwerin p. 157.

[2]) Bericht des Residenten Bertroi aus Paris vom 13. Juni 1741, und des sächsischen Residenten Siepmann im Dresdener

Zwar empfand er es sicherlich als ein Unglück, an eine Gattin gefesselt zu sein, deren stillbeschaulich-tiefreligiöse Denkungsart zu der seinigen nicht paßte; doch betrachtete er das als eine über ihn verhängte, nicht zu ändernde Schickung, die er länger als fünfzig Jahre ertrug, ohne zu erkennen zu geben, in welchem Maße ihn das seltsame Verhältniß geistig berührte.

Friedrich sah seit dem Tage seiner Thronbesteigung die Königin nur sehr selten. Er wies ihr das in einem reizenden Parke nördlich von Berlin belegene Lustschloß Schönhausen zum Wohnsitze an, wo sie mit ihrem Hofstaat in stiller Zurückgezogenheit lebte, wenn sie nicht in Berlin Gesellschaften empfangen mußte. Sie füllte ihre Zeit mit Werken der Wohlthätigkeit und unschuldigen schriftstellerischen Versuchen aus. Der König hielt strenge darauf, daß ihr von Jedermann, namentlich auch von den fremden Gesandten [1]), die königlichen Ehren erwiesen würden, doch hatte sie in den ersten Jahren viel durch die Mißachtung zu leiden,

---

Archive, wo der Verfasser Gelegenheit hatte, die Gesandtschaftsberichte einzusehen und verschiedene, meist kulturhistorische Notizen zu sammeln, die bisher noch nicht veröffentlicht sind.

[1]) Valori sagt in seinen mémoires: J'ose encore vous dire, que les égards qu' on a pour elle, flattent le Roi, quelle que soit d'aillieurs son indifférence que je ne crois qu' apparente, car on lui déplairait beaucoup en manquant à ce qu'on lui doit.

welche die Königin Mutter und die Prinzessinnen der schüchternen kinderlosen Frau bezeigten, besonders als ihr Bruder in den Sturz der russischen Kaiserin Anna verwickelt wurde und in der Verbannung leben mußte. Elisabeth's ruhige Sanftmuth überwand aber nach und nach das Uebelwollen ihrer Schwiegermutter und Schwägerinnen.

So blieb dies in seiner Art einzige Verhältniß bis zum Tode des Königs. Die goldene Hochzeit, welche die Gatten noch erlebten, wurde durch keine Festlichkeit begangen. Eine große Anzahl fast nur geschäftlicher kurzer Briefe haben Beide mit einander gewechselt [1]).

Unter der eisigen Hülle der Worte glaubt man oft ein tiefschmerzliches Gefühl der vernachlässigten edlen Frau zu erkennen. Die flüchtigen Rheinsberger Tage waren die glücklichsten ihres Lebens gewesen. Mit Wehmuth erinnerte sie sich derselben bis in ihr spätestes Alter.

Allezeit empfing sie mit reger Theilnahme aus dritter Hand die Nachrichten von den wechselnden Schicksalen ihres Gatten. Seine Siege und seine Niederlagen erfüllten sie auf's Lebhafteste mit Freude oder Schmerz. Rührend ist ihr banges Sorgen, wenn Friedrich erkrankt, und sie nicht zu seiner Pflege herbeieilen darf, und mit stiller Ergebung trägt sie es,

[1]) Oeuvres XXVI.

wenn ihr Gatte in gereizter Stimmung gelegentlich hart und lieblos sich gegen sie äußert.

Als den König im Februar 1747 ein leichter Schlaganfall getroffen hatte, theilt sie ihrem Bruder Ferdinand die Nachricht von der bald erfolgenden Genesung in folgenden Worten mit [1]): „Heute, geliebter Bruder, kann ich Dir mit leichtem Herzen schreiben. Unser lieber König befindet sich Gott sei Dank besser, und ist gänzlich außer Gefahr. Er war recht krank, und ich hatte tausend Sorgen um ihn. Hätte ich es gewußt, ich wäre selbst nach Potsdam gegangen, um ihn zu sehen." — Aber sie wagte es nicht. Niemals ist sie in Sanssouci gewesen.

Prinz Albert, ein jüngerer Bruder der Königin, fiel in der Schlacht bei Soor, ein anderer Bruder, Ludwig, kämpfte an demselben Tage als General in der Oesterreichischen Armee. Friedrich schreibt am 2. October 1745 aus dem Lager von Soor an die Königin [2]): „Wahrscheinlich wissen Sie bereits, was sich vorgestern ereignet hat. Ich beklage die Todten, und vermisse sie. Meine Brüder und Ferdinand befinden sich wohl. Prinz Ludwig soll verwundet sein. Ich bin mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc."

Die arme Königin schrieb in Bezug auf diesen Brief

---

1) Oeuvres XXII. 164. nota.

2) Oeuvres XXVI. 23.

am 5. October an ihren Bruder Ferdinand[1]): „Ich bin an seine Art und Weise gewöhnt, aber dessen ungeachtet betrübe ich mich doch stets von Neuem darüber, zumal bei einem solchen Anlaß, wo einer meiner Brüder sein Leben in seinem Dienste geendet hat. Es ist zu grausam, sich auf diese Weise auszudrücken."

Trotz der kalten Härte läßt Friedrich's Correspondenz an mehr als einer Stelle aus leisen Zügen erkennen, daß das Verhältniß zu seiner Gemahlin seinem Gewissen nicht vollständig Ruhe ließ. Er vermeidet oft sichtlich, ihrer zu erwähnen. Er schickt Porzellan aus Meißen für Frau von Camas, die Oberhofmeisterin der Königin, für seine Schwestern und „für Schönhausen." Offenbar war es ihm peinlich zu sagen: Für meine Frau. Auf der andern Seite finden sich Stellen, welche unverkennbar die volle Zuversicht ausdrücken, die er in die Ehrenhaftigkeit ihres Charakters und die reine Sittlichkeit ihres Lebenswandels setzte. Er bittet die Königin, die Erziehung der Tochter erster Ehe des Prinzen von Preußen zu übernehmen, nachdem dieser sich von seiner leichtfertigen Gemahlin hatte scheiden lassen, er ist überzeugt, daß die junge Prinzessin in Schönhausen geistig und leiblich der edelsten Pflege sicher ist.

Bei Hoffesten sahen die Gatten einander ab und zu,

---

1) Oeuvres XXVI. 23. nota c.

und der König speiste zuweilen im Berliner Schlosse an der Tafel seiner Gemahlin, doch hat er seit dem Jahre 1745 niemals mehr mit ihr gesprochen. Dagegen findet sich ein Brief vom December 1773 [1]), in welchem er der Königin ausführlichen ärztlichen Rath über ein Fußübel ertheilt, wie er es überhaupt liebte, seinen Umgebungen medizinische Heilmittel vorzuschlagen.

Die letzten Zeilen, die er an sie dictirte, sind aus dem Todesjahr des Königs 1786: „Madame," schreibt er, „ich bin Ihnen sehr verbunden für die guten Wünsche, die Sie die Güte haben mir auszudrücken, aber ein heftiges Fieber verhindert mich Ihnen zu antworten."

In seinem Testamente spricht der König mit der größten Hochachtung von seiner Gemahlin und erhöhte ihr Einkommen [2]).

Elisabeth Christine lebte seitdem den Winter in Berlin und den Sommer in Schönhausen. Sie starb

---

1) Oeuvres XXVI. 41.

2) Je vous prie mon cher neveu, de laisser à la reine mon épouse ce qu'elle a eu jus qu' à cette heure, savoir 41,000 Rixdalers, et d'y ajouter 10,000 R. de rentes. Elle ne m' a jamais donné du chagrin pendant le cours de mon regne, et elle mérite le respect, l' attachement, et les égards par ses vertus inébranlables.

allgemein verehrt und geliebt am 13. Januar 1797, im zweiundachtzigsten Jahre ihres Alters.

Wir werden ihr im Lauf der Erzählung kaum hier und da noch begegnen.

Nachdem der König seinen Hofstaat geordnet und durch die oben erwähnten Regierungsmaßregeln in großen allgemeinen Grundzügen zu erkennen gegeben hatte, in wie erhabener Weise er seinen Königsberuf zu erfüllen gedenke, beeilte er sich, der Welt zu zeigen, daß er Kunst und Wissenschaft von der erniedrigenden Stelle zu erheben entschlossen sei, auf welche sein Vater alle freieren Bestrebungen des menschlichen Geistes herabgedrückt hatte. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wußte man allerdigs noch nicht, daß wahre Bildung eines Volkes nur auf dem Fundamente tüchtiger Bürger- und Bauernschulen beruhen könne. Man wollte den Bau der Pyramide gleichsam an der Spitze beginnen, indem man Akademien der Wissenschaften und Künste errichtete, von denen Aufklärung und Belehrung sich bis in die untersten Schichten der Nation verbreiten sollte. Friedrich begann seine Bestrebungen auf diesem Gebiete bereits am sechsten Tage nach seinem Regierungsantritt, indem er durch Wolff's Zurückberufung eine Pflicht der Gerechtigkeit erfüllte [1]).

[1]) Der Verlauf der gesammten Unterhandlungen ausführlichst in Büsching's Beiträgen I. 63 ff.

Der alte Herr wäre gern an die Spitze der neuen Akademie getreten, allein Friedrich, der in seiner Jugend für den Philosophen begeistert gewesen, hatte ihn bereits richtiger würdigen gelernt und hütete sich, mit dem langweiligen Pedanten in persönliche Berührung zu kommen. Wolf mußte sich damit begnügen, zum Geheimen Rathe und Vice-Kanzler der Universität Halle ernannt zu werden, wo er triumphirend seinen Einzug hielt und die Genugthuung erlebte, daß seine ehemaligen Feinde und Lästerer, Lange an ihrer Spitze, sich demüthig vor ihm beugten.

Wir wissen, daß die von Sophie Charlotte und Leibnitz gegründete Berliner Akademie unter Friedrich Wilhelm I. gänzlich in Verfall gerathen war. Der König hatte ihre Einkünfte gestrichen und seine Hofnarren zu Präsidenten der verstümmelten Anstalt ernannt. Friedrich wollte dieselbe neu beleben, natürlich auf französische Art und wesentlich durch französische Gelehrte, denn die deutschen Männer der Wissenschaft waren damals nicht darnach angethan, daß ein junger lebenslustiger König, der Sinn für schöne Formen und großen Scharfblick für alles Lächerliche besaß, sich mit ihnen einlassen konnte. Er wünschte in den neuen Akademikern nicht allein Beförderer der Wissenschaften im Lande, sondern auch belehrenden und unterhaltenden Umgang zu finden. Auf Voltaire's Empfehlung berief er den Physiker Maupertuis nach

Berlin, welcher ein hochberühmter Mann geworden war, seitdem er, auf die Gradmessung vom Jahre 1736 gestützt, zuerst die Abplattung der Erde an den Polen genauer bestimmt und außerdem die Parallaxe des Mondes berechnet hatte. Dieser Mann, der neben wirklicher Gelehrsamkeit eine große Menge Schrullen in seinem Kopfe beherbergte und von unbändiger Eitelkeit besessen war [1]), sollte als Präsident der Akademie dazu behilflich sein, eine möglichst große Zahl von Berühmtheiten nach Berlin zu ziehen und mit ihrer Hilfe die neue Anstalt zum größten Glanze erheben [2]). Maupertuis kam, und auf des Königs persönliche Einladung siedelte auch der große Mathematiker Euler aus Petersburg nach Berlin über; allein durch die eintretenden politischen Verwickelungen verschob sich die Einrichtung der Akademie noch auf einige Zeit.

In die ersten Tage nach dem Regierungsantritt fällt auch der Versuch des Königs, eine Art von Preßfreiheit zu gestatten. Zeitungen in der heutigen Bedeutung des Wortes gab es in Berlin bis dahin nicht. Ein kleines Anzeigeblatt von dürftigstem Inhalt vertrat

[1]) Er ließ sich als Abplatter der Erde in Kupfer stechen, mit einem Globus zwischen beiden Händen, die er gegen einander drückt, als ob er durch eigne Kraft die Erdaxe kürzer machen wollte, als den Durchmesser des Aequators.

[2]) Oeuvres XVII. 335.

die Stelle derselben. Friedrich ertheilte seinem Freunde und Bibliothekar Jordan den Auftrag, das Erscheinen von wissenschaftlichen und Staatsnachrichten in zwei Blättern, einem deutschen und einem französischen, zu veranstalten. Der Buchhändler Haude[1]) erhielt den Verlag, Formey, ein unbedeutender, geistreich thuender Mann, redigirte das französische, ein Hamburger, Namens Lamprecht, das deutsche Blatt. Zu dem ersteren lieferte der König Anfangs selbst einige Beiträge. Die Devise desselben: „Wahrheit und Freiheit" wurde bereits 1743 in die Worte: „Mit königlicher Freiheit" umgeändert. Mit der Preßfreiheit war es übrigens dem Könige, soweit der damalige Zeitgeist es gestattete, voller Ernst. Er wollte Niemanden in dem freien Ausdruck seiner Gedanken stören, nur mußte das in jenen Tagen sehr weitläufige Gebiet der Staatsgeheimnisse sorgfältig geschont und Alles vermieden werden, was den fremden Höfen und den sehr empfindlichen Gesandten derselben Anstoß erregen konnte, und das war oft bei ganz harmlosen Dingen der Fall. Natürlich behielt sich der König das Recht vor, überall verbietend und strafend einzugreifen, wo es ihm in einem einzelnen Falle angemessen schien, doch machte er davon im Ganzen nur sehr selten Gebrauch. Das

[1]) Gründer des noch heut bestehenden Haude und Spenerschen, dann Spenerschen Geschäfts. Haude zahlte für das Privilegium 20 Thaler jährlich an die Recrutenkasse.

schreibende und lesende Publikum war 1740 noch gar schüchtern und von der Unantastbarkeit der von Gott eingesetzten Obrigkeit zu tief durchdrungen, als daß man nöthig gehabt hätte, die Festungen und Zuchthäuser mit Beleidigern der Regierung anzufüllen. Für seine eigne Person ist Friedrich gegen Schmähschriften und Satyren stets unempfindlich gewesen, und ungestraft durften die dreistesten Spöttereien gegen ihn in Berlin verkauft und verbreitet werden. Er war der unbedingten Liebe und Verehrung seines Volkes zu sicher, als daß ihn solche Dinge hätten berühren können.

Obgleich die einzelnen namhaft gemachten gesetzgeberischen Akte des neuen Königs deutlich zu erkennen gaben, daß er im Sinne hatte, den Anfang seiner Regierung zugleich als den Anfang einer neuen freisinnigen Zeit zu kennzeichnen, indem er in großartiger Weise überall die Fesseln sprengte, welche bisher den Geist der Menschen in seiner Entwickelung zurückgehalten, so war er auf der andern Seite fest entschlossen, bei der innern Verwaltung des Staates den als vortrefflich erkannten, von seinem Vater eingeführten Mechanismus der Behörden so wenig wie möglich zu ändern. Nicht nur ließ er das Generaldirectorium und die Kriegs- und Domainenkammern in den Provinzen bestehen, sondern er fügte alsbald der obersten Behörde eine neue fünfte Abtheilung für Handel und

Gewerbe bei, welche unter Leitung des Ministers Marschall für Hebung der Fabriken und Einführung neuer Industriezweige, so wie, ganz im Sinne Friedrich Wilhelm's, für Heranziehung fleißiger und geschickter Colonisten sorgen sollte, denn er hatte durchaus seines Vaters Grundsatz zu dem seinigen gemacht, daß der lapis philosophorum darin bestehe, daß das Geld im Lande bleibe. Friedrich entfernte auch fast keinen einzigen der bisherigen Beamten aus seiner Wirksamkeit, weil er auf die Menschenkenntniß Friedrich Wilhelm's bei Auswahl seiner Diener das größte Vertrauen setzte. Fast die einzige Ausnahme machte er, zu größter Freude des Publikums, mit dem berüchtigten Plusmacher Eckart, der allerdings ohne vorhergegangenen Prozeß mit Schimpf und Schande fortgejagt wurde und sogar das für ihn erbaute Haus am Gensd'armenmarkt dem Minister Boden abtreten mußte. Auch den Orden de la générosité verlor er und durfte sich der Hauptstadt nicht wieder nähern. Die Ungerechtigkeit und Härte, die Form, unter welcher das geschah, tadelte Niemand, die Berliner hätten den gestürzten Mann gern am Galgen gesehen. Allerdings war das Verfahren gegen Eckart gar sehr nach des verstorbenen Königs gewaltsamer Art, und ebenso ergingen an die Behörden mancherlei Weisungen und Entscheidungen aus dem Kabinete des Königs, die nach Inhalt und Styl sehr stark an Friedrich Wilhelm's Schreibart

erinnerten. Das Generaldirectorium hatte 195 Thaler gefordert, um den Weg nach Charlottenburg auszubessern. Der König schrieb an den Rand: „Wenn die anderen Vorschläge ebenso lächerlich sind, so verdienen die Räthe weggejagt zu werden. Die Reparatur ist gar nicht nöthig. Ich kenne den Weg, und muß die Kammer mich wohl für ein großes Beest halten, und mir mit so ungereimten Dingen bei der Nase führen wollen [1]).“

Die größte Anerkennung verdient es, daß kein Einziger von denen, die sich in den Leidenstagen des Kronprinzen gehässig bewiesen, irgend eine Verfolgung oder Zurücksetzung zu dulden hatten.

Die Generale, welche einst in Köpnick das Todesurtheil gesprochen, blieben nicht nur im Dienste, sondern wurden zum Theil rasch befördert. Auf der andern Seite hatten sich die Theilnehmer an den Jugendthorheiten des Königs durchaus keiner beson-

---

1) Als nicht viel später das Generaldirectorium freie Weineinfuhr befürwortet hatte, weil die Fuhrleute als Rückfracht einheimische Waaren mitnahmen, wodurch der Verkehr belebt wurde, schrieb der König: „Wenn Wein eingeführt wird, leiden die Brauers. Wind, Wind! -- — was fremde ist, muß stark impostirt werden, um unseren eignen Debit zu favorisiren. Wenn ich zurückkomme in Berlin, so wird groß Lärmen werden, wofern nicht alle fremde Sachen stark impostirt sein!“ Aus einer Abschrift im Dresdner Archive.

deren Gunst zu erfreuen. Diese ganze Vergangenheit sollte im Guten und Bösen vergeben und vergessen sein [1]). Der König berührte jene Vorfälle niemals im Gespräche. Auch waren die Hauptanstifter des Zwiespalts in der königlichen Familie von ihrem Schauplatz abgetreten. Grumbkow war todt, und Seckendorf büßte nach einem unglücklichen Türkenfeldzuge auf einer österreichischen Festung für die Fehler des Wiener Kabinets.

Ein natürlicher Ausdruck der Pietät war es, daß Friedrich den Vater des unglücklichen Katte zum Feldmarschall ernannte und in den Grafenstand erhob. Wenn auch der Präsident von Münchow und dessen Söhne in besonderem Grade des Königs Gnade erfuhren, so zeigte sich bald, daß dieselben alle höchst ehrenwerthe und brauchbare Beamten waren, die durch ihre guten Dienste allein sich empfohlen hätten, auch wenn ihnen die Küstriner Vorfälle nicht zu statten gekommen wären.

---

1) Die Akten über den gegen Friedrich als Kronprinz geführten Prozeß hatte Mylius versiegelt in das geheime Archiv geliefert. 1751 ließ der König sich die wichtigsten Protokolle daraus von Podewils übersenden und schickte sie wieder versiegelt zurück. Es dürfte wohl bald an der Zeit sein, den Geschichtsforschern eine so wichtige Quelle zu eröffnen. Vergl. Büsching, Charakter Friedrich's II. Halle 1788, p. 184. 187, wo man sieht, daß noch nach dem Tode des Königs die Vorgänge aus der Jugendzeit desselben im Publikum wenig bekannt waren.

Als Auszeichnung für bewährte Männer konnte künftighin der Orden de la générosité nicht mehr benutzt werden, da derselbe, wie wir gesehen haben, auf sehr unwürdige Weise an Werber und sonstige Leute verschwenderisch vertheilt worden. Der König stiftete an Stelle desselben den Orden pour le mérite, den er nur als hohe Belohnung für großes Verdienst, hauptsächlich an Officiere vertheilte[1]).

Wenn diese Anfänge einer neuen Regierung die gehegten großen Erwartungen im Allgemeinen nicht nur erfüllten, sondern in vieler Beziehung weit übertrafen, so fehlte es dennoch nicht an Mißvergnügten und Unzufriedenen. Namentlich sahen alle diejenigen sich bitter getäuscht, welche gehofft hatten, auf Grund persönlicher Beliebtheit oder wegen ihrer hervorragenden Stellung im Staate entscheidenden Einfluß auf die Entschließungen des Königs zu üben. Zwar war man zu Friedrich Wilhelm's I. Zeit gewohnt gewesen, dessen unumschränktes Selbstherrscherthum sich ohne Weiteres gefallen zu lassen, allein der wankelmüthige

---

[1]) Nur sehr wenig Civilisten, darunter Cocceji, Voltaire, Algarotti und Maupertuis, haben diesen Orden erhalten. —

Einem Kammerherrn v. d. Busche, der seinen générosité-Orden eigenmächtig mit dem neuen vertauscht hatte, ließ der König denselben auf öffentlicher Parade abnehmen. König's Berlin V. II. 13, einige Ausländer erhielten noch später den Orden de la générosité. Preuß, Urkundenbuch I. 9.

und leidenschaftliche Charakter dieses Fürsten hatte es möglich gemacht, ihn unbemerkt gar oft dahin zu bringen, wohin man ihn leiten wollte. Ganz anders sein Nachfolger. Mit einer Selbstbeherrschung ohne Gleichen verstand dieser es, seine Entschließungen vor Jedermann geheim zu halten, bis der Augenblick der Ausführung gekommen war. Die Diplomaten standen einem solchen Fürsten vollkommen rathlos gegenüber und klagten den auswärtigen Höfen ihre Noth. Bekannt ist der Bericht des dänischen Gesandten [1]): „Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß der König bis jetzt schlechterdings Alles selbst thut und keinen Rath von irgend einem Minister leidet; so daß Herr von Podewils, der einzige Arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, Nichts zu thun hat, als die ihm aus dem Cabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über Etwas befragt würde; und ebenso werden die andern Minister behandelt. Ich habe viele Resolutionen und Antworten vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck und bewunderungswürdigen Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich mit Erfolg

---

[1]) Der Bericht ist vom 2. Oct. 1740. Neue Berlinische Monatsschrift a. a. O.

bedienen könnte, um die nöthigen Einleitungen zu treffen." In ganz ähnlicher Weise berichtete der sächsische Resident Siepmann [1]) bereits im August 1740: „Alle vermeintliche Favoriten sagen selbst ungescheut, man wisse hier nicht, wer Koch oder Kellner sei." Und am 2. Novbr.: „Da der König Alles allein thut, Alles allein nach seiner Phantasie entscheiden will, sich keinem seiner Lieblinge, noch viel weniger einem Minister anvertraut, außer um die Ausführung seiner Befehle von ihnen zu fordern, so wagt Niemand mehr, ihm seine Gedanken mitzutheilen; der König glaubt keines Rathes von irgend wem zu bedürfen. Das Alles erklärt sich hauptsächlich aus seinem mißtrauischen Charakter." Unter den nächsten Umgebungen des Monarchen fehlte es aber auch sonst nicht an allerlei Anlaß zur Unzufriedenheit. Ihre Hoffnungen wurden vielfach getäuscht durch Friedrich's ausgesprochene Abneigung gegen jede Geldausgabe, welche nicht einem Bedürfnisse des Staates gewidmet war. So sehr betrachtete er sich als den verantwortlichen Verwalter des von seinem Vater hinterlassenen Schatzes und der eingehenden Steuern und Abgaben, daß er sich nicht für berechtigt hielt, willkürlich über dieselben zu verfügen. Die festen Etats, welche Friedrich Wilhelm für

---

[1]) Siepmann's Berichte in der Geheimen Cab. Kanzlei im Dresdner Archive. — Berichte vom 2. August und 2. Nov. 1740.

jeden Zweig der Verwaltung aufgestellt hatte, behielt er nicht nur bei, sondern er legte auch alsbald streng gesonderte Kassen für die verschiedenen Bedürfnisse an und gestattete keine auch noch so unbedeutende Zahlung, bevor nicht das Geld dazu aus den vorherbestimmten Mitteln beschafft war. Für sich selbst und seinen Hofstaat begnügte er sich mit einer verhältnißmäßig geringen Summe, die gerade ausreichte, um den Thron mit so viel Glanz zu umgeben, wie es die königliche Würde zu erfordern schien. Wenn er sich gegen die Königin Mutter freigebig zeigte, so wurden dagegen die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses äußerst knapp gehalten. Ihren oft dringenden Geldverlegenheiten half er nur in den seltensten Fällen, und auch dann nur in ungenügender Weise ab. Mit dem ältesten Bruder, den er überdies, ohne ihn zu befragen, mit der Schwester der Königin Elisabeth verlobt hatte, kam es schon in den ersten Monaten zu heftigem Streite. Der Prinz brachte bei dieser Gelegenheit zur Sprache, daß er seit des Vaters Tode nicht ein Mal das ihm ausgesetzte Taschengeld von 100 Thalern monatlich erhalten hätte, worauf die Brüder sich im Zorne trennten [1]).

Jedermann wußte bald, daß man nicht mit Geldforderungen kommen durfte, wenn der König bei guter

---

[1]) Schreiben vom 3. Oct. 1740 an Graf Brühl.

Laune bleiben sollte. Das verursachte in der ersten Zeit, bevor die Ausgabentitel alle bis in's Kleinste geregelt waren, oft seltsame Verlegenheiten. Es kam vor, daß Handwerker sich weigerten, ohne Vorausbezahlung die Arbeiten für den Hof abzuliefern, was dann wieder Niemand dem Könige zu sagen wagte. — Eigenthümlich war auch Friedrich's Benehmen in Bezug auf die Schulden, die er als Kronprinz gemacht. Den Königen von England und Polen übersandte er bald nach der Thronbesteigung die ihm heimlich vorgeschossenen Summen in blanken Goldrollen von neuester Prägung. Privatpersonen aber mußten theils Jahre lang warten [1]), theils wurden sie gar nicht befriedigt. Es schien, als sollte Alles vergessen sein, was mit den Zerwürfnissen innerhalb der königlichen Familie in Zusammenhang gestanden, und dazu gehörten auch jene Schuldforderungen. Da ist es kein Wunder, daß sich bald im Lande, und namentlich in Berlin vielfaches Wehklagen darüber erhob, daß der neue König noch geiziger wäre, als sein Vater. Zu solcher Klage glaubten sich besonders die Günstlinge des bisherigen Kronprinzen berechtigt, welche auf große Reichthümer gehofft hatten und sich nun mit unbedeutenden Anstellungen oder auch mit gar Nichts begnügen

[1]) Ein Bürger zu Rheinsberg suchte noch 1753 um Nachsicht gegen seine Gläubiger an, weil er die Baugelder, die er zu fordern hatte, nicht erhalten konnte. Preuß. Urkundenbuch I. p. 253.

mußten. Es dürfte in der Geschichte der europäischen Höfe ohne Beispiel sein, daß ein Mann wie Jordan, welcher das vollste Vertrauen seines königlichen Herrn besaß, und den er in seinen Briefen wie einen Busenfreund behandelte, sich mit der unbedeutenden und wenig einträglichen Stelle eines Armendirectors in Berlin begnügen mußte. — Der eitle Bielefeld, der mindestens auf eine Gesandtschaftsstelle gerechnet hatte, fand sich sehr enttäuscht, als man ihm auftrug, den Grafen Truchseß, welcher in Hannover den Thronwechsel anzeigen sollte, als Attaché zu begleiten; allein der König war entschlossen, einen Jeden nur an den Platz zu stellen, den er nach seinen Fähigkeiten ausfüllen konnte. Die Personen, welche ihn durch ihren Umgang erheiterten und belustigten, erhielten dadurch in seinen Augen keinen Anspruch auf hohe Staatsämter und glänzende Einkünfte.

Zweites Kapitel.

Die Huldigung. Voltaire. Herstaller Angelegenheit.

Der junge König hatte mit so fester Hand die Zügel der Regierung ergriffen und fand von allen Seiten so unbedingten Gehorsam, daß er seinem Volke und dem Auslande gegenüber durch kein äußeres Zeichen

den Beginn seiner Herrschaft kund zu thun brauchte. Auch fiel es ihm gar nicht ein, sich krönen zu lassen. So wenig wie sein Vater wollte er dem Lande die unnützen Kosten einer Ceremonie aufbürden, welche im Jahre 1701 dazu gedient hatte, den Anfang und die Einsetzung der erlangten Königswürde der Welt greifbar vor Augen zu führen. Friedrich II. begnügte sich damit, die Huldigung der Stände in den Provinzen theils persönlich, theils durch Abgeordnete entgegenzunehmen, weil hiermit zugleich eine Rechtshandlung vollzogen wurde, an welche die alten Lehnsgesetze das Abhängigkeitsverhältniß der Vasallen und Unterthanen zu knüpfen schienen. Schon am 27. Juni 1740 schreibt der König an Voltaire: „Ich reise nach Preußen, um daselbst die Huldigung zu empfangen rc. ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die albernen und unnützen Förmlichkeiten, welche Unwissenheit und Aberglauben zur Gewohnheit gemacht haben [1]).“

In Königsberg, Berlin und Cleve wär Friedrich persönlich bei der Huldigung zugegen. Die Ausschüsse der alten Stände wurden berufen, ohne daß der König daran dachte, ihnen den geringsten Einfluß auf seine Regierung zuzugestehen. Auch war, mit Ausnahme der Provinz Preußen, das Bewußtsein von den ehemaligen ständischen Rechten überall längst erstorben.

---

[1]) Oeuvres XXII. 13.

Die schwachen Erinnerungen an die polnische Zeit, welche sich in Königsberg kund gaben, beschwichtigte Friedrich leicht, indem er der Form nach einen vollständigen Huldigungslandtag berief. Der Minister Podewils war vorausgeeilt, um mit den Herren zu unterhandeln, und er brachte sie leicht dahin, daß sie sich mit einigen allgemeinen, vieldeutigen Phrasen begnügten. Gute Wirkung that die Redensart: des Königs edler Charakter sei mehr werth als die schönste Verfassung [1])!

Mit kleinem Gefolge von nur drei Wagen reiste Friedrich nach Königsberg. Einige der alten Freunde begleiteten ihn. An seiner Seite saß Algarotti, ein feingebildeter Italiener, dessen schönrednerische, mit Citaten aus dem classischen Alterthum reich gewürzte Unterhaltung der König ganz besonders liebte. Friedrich trat unterwegs überall mit vollem Selbstbewußtsein der königlichen Macht auf und gab bereits damals einige Beispiele von Strenge ganz in derselben Art, wie sie sich bis an sein Lebensende wiederholten [2]).

[1]) Ranke II. 75.

[2]) Um den General Schulenburg zu strafen, welcher sich ohne Urlaub zur Gratulation bei der Thronbesteigung in Berlin eingefunden hatte, ließ er in Landsberg das Cavallerieregiment desselben zehn volle Stunden zu Pferde auf seine Ankunft warten. Da Niemand sich abzusteigen getraute, waren die Soldaten bis zur äußersten Erschöpfung ermattet. Ein Unterofficier stürzte

Obgleich für die Reise alle Empfangsfeierlichkeiten und aller unnütze Kostenaufwand streng untersagt war, so ließen die Einwohner der Orte, die man berührte, sich doch nicht nehmen, den jungen Herrscher nach Kräften festlich zu begrüßen. Ueberall wurden die Regimenter inspicirt. In Angerburg überreichte Friedrich dem Vater seines unglücklichen Freundes Katte das Patent als Feldmarschall und nahm denselben, sowie den Oberst Posadowski, der sich seine Zufriedenheit erwarb, mit nach Königsberg, wo man am 16. Juli eintraf. Die Huldigung wurde stattlich vollzogen, Reden gehalten, den Studenten, die einen Fackelzug brachten, reichlicher Stoff zu einem Trinkgelage gespendet und ihrem Sprecher die Fähnrichscharge verliehen, die er, natürlich ein junger Herr von Adel, dankbar annahm und als Anfang einer kriegerischen Laufbahn benutzte, welche ihn nachmals zu hohen Ehren führte. Die Huldigungspredigt hielt der Kanzelredner Quandt, dessen Vortrag [1]) dem Könige so gefiel, daß er diesen Geistlichen wiederholt für den ersten Redner Deutschlands erklärt hat.

---

ohnmächtig zu Boden. Nun erschien der König und nahm die Parade ab. Er nannte das Regiment einen Haufen Invaliden, das schlechteste Regiment in der ganzen Armee, und cassirte auf der Stelle einige Officiere, welche Schulenburg's besondere Lieblinge waren. Gesandtschaftsbericht im Dresdner Archiv.

[1]) Ueber Chronika I. 12. v. 18.

Die Huldigungsmünzen, deren für 50,000 Thaler ausgeworfen wurden, trugen die Inschrift **felicitas populi**, und der König bewies durch reiche Spenden an die Armen, durch Oeffnung der Kornmagazine und Abschaffung des Hetzgartens in Königsberg, daß es ihm mit diesem Wahlspruch Ernst sei.

Am 31. Juli war Friedrich bereits wieder in Berlin, wo die Huldigung den 2. August vor sich ging. Auch hier absichtliches Vermeiden alles unnützen Prunkes. Der Thronsessel und der Baldachin darüber waren alte gebrauchte Möbles aus dem Vorrathe Friedrich's I. Auf den Huldigungsmünzen fehlten die Worte: Von Gottes Gnaden. Die märkischen Stände erhoben keinerlei Rechtsverwahrungen, sondern begnügten sich damit, sehr bescheidene, zum Theil ganz spießbürgerliche Bitten vorzutragen, derentwegen sie gnädigst vertröstet wurden. Nach vollzogener Feierlichkeit trat der König auf den Balkon des Schlosses[1]): „Gegen alle Gewohnheit und Etiquette verweilte er daselbst wohl eine halbe Stunde, anscheinend in tiefe Betrachtungen verloren, den Blick fest auf das unermeßliche Menschengewühl zu seinen Füßen gerichtet." Sicherlich hat er damals die Vorsätze in seinem Geiste befestigt, die er während eines halben Jahrhunderts ohne Wanken auszuführen bemüht war, aber sicherlich hat er auch

---

[1]) Dänischer Gesandtschaftsbericht.

ein Gefühl tiefen Mitleids für ein Volk empfunden, welches zu dem achtundzwanzigjährigen jungen Manne wie zu der Quelle seines Heils aufblickte, in dessen Hände die Vorsehung das Wohl und Wehe von Millionen gelegt hatte!

Cleve war der dritte und letzte Ort, an welchem der König die Huldigung in Person empfangen wollte. Die Eröffnung der reichen Jülich'schen Erbschaft, welche für Friedrich Wilhelm I. das Ziel der heißesten Wünsche und für Oesterreich die Handhabe gewesen war, an welcher der Wiener Hof den wankelmüthigen Monarchen gegängelt hatte, schien nahe bevorzustehen. Friedrich war entschlossen, sich nicht wie sein Vater behandeln zu lassen, auch war seine Lage in dieser Beziehung sehr günstig. Frankreich und England bewarben sich eifrig um die Freundschaft des jungen Fürsten, von dessen Macht und Reichthum nicht minder als von seiner Fähigkeit, Entschlüsse zu fassen, sie mit Recht eine große Meinung hatten. England, mit Spanien in Krieg verwickelt, konnte jeden Augenblick erwarten, daß Frankreich sich auf die Seite seiner Gegner schlagen würde. Preußen durfte alsdann ein sehr nützlicher Bundesgenosse, oder ein sehr gefährlicher Feind werden.

Am 14. August hatte der englische Gesandte Audienz. Friedrich, mit einer in der diplomatischen Welt bisher ungewohnten Offenheit und Geradheit, erklärte

rund heraus[1]): „Wenn England Jülich und Berg garantiren, die Nachfolge in Ostfriesland zusichern und wegen der noch immer nicht beigelegten mecklenburgischen Händel keine Schwierigkeiten machen will, so kann es auf Preußens Gegendienste rechnen; wo nicht, so wird Frankreich ein ebenso erwünschter Bundesgenosse sein. England ist unser natürlicher Alliirter, aber die Handlungsweise eines Königs darf lediglich durch das Interesse seines Landes bestimmt werden. Das persönliche Gefühl, welches mich zu England zieht, muß dem gegenüber schweigen. Euer König ist in Hannover. Er soll sich die Sache überlegen und mir am 24. August, wo ich in Wesel sein werde, eine bestimmte Antwort ertheilen." Der König, so fährt der Gesandte in seinem Berichte an den englischen Minister fort, geht immer gerade auf die Sache los, und Ew. Herrlichkeit werden gut thun, ihm gegenüber ebenso geradezu zu handeln.

Die Reise nach Wesel und Cleve wurde am 15. August angetreten. Wir werden sogleich sehen, wie verschiedene Zwecke Friedrich II. dort erreichen wollte. Das Gefolge bestand aus nur sieben Personen, unter ihnen des Königs ältester Bruder August Wilhelm, der Prinz Leopold von Dessau und Algarotti. Am 17. gelangte man über Coburg nach Baireuth, wo

---

[1]) Gesandtschaftsbericht bei Carlyle V. 54.

die Schwester Wilhelmine einen Besuch erhielt. Mit klopfendem Herzen erwartete die Markgräfin ihren vergötterten Bruder, dem sie so viel zu sagen und zu klagen hatte. Ihre Ehe war nicht glücklich. Allein Friedrich, der schon bei der Rückkehr von Küstrin sich kalt und ablehnend gezeigt, war jetzt noch unzugänglicher geworden. Gezwungen in seinen Redensarten, voll Spötterei über den kleinen Hof, wußte er jede vertrauliche Mittheilung zu verhindern. Algarotti machte durch seine lebhafte Unterhaltung den Mißklang weniger fühlbar. Am meisten grämte Wilhelmine sich darüber, daß der Bruder die jüngere Schwester von Anspach und deren tölpelhaften Gemahl, die er nach Baireuth beschieden, ihr vorzuziehen schien. Nach drei Tagen verließ er die Markgräfin, welche von dem ganzen Besuche ebensowenig erbaut war, als von den königlichen Geschenken, die Friedrich den Schwestern und der Hofdienerschaft zurückließ [1]).

Wir wissen, daß der König als Kronprinz die Erlaubniß nicht erlangen konnte, fremde Länder zu besuchen. Jetzt, wo er sich unweit der französischen Grenze befand, schien die Gelegenheit günstig, um den langgehegten Wunsch zu befriedigen, wenigstens einen Theil des französischen Gebiets zu sehen und von den militairischen Einrichtungen daselbst Kenntniß zu

---

[1]) Wilhelminens Memoiren II. 322.

nehmen. Wahrscheinlich hatte er sogar die Absicht, unerkannt nach Paris zu reisen, um den Cardinal Fleury aufzusuchen, welcher damals für den größten Staatsmann Europa's galt. Er hatte das seinen Umgebungen wiederholt gesagt und auch in Briefen an verschiedene Freunde ausgesprochen, so daß die Kunde von einem solchen Plane selbst an den Petersburger Hof gedrungen war [1]). Als man auf dem Wege von Baireuth nach Frankfurt die Landkarte zu Rathe zog, bemerkte Algarotti, es wäre kein allzu großer Umweg, wenn man über Straßburg sich nach Wesel begäbe. Der König ging darauf ein und beschloß, im strengsten Incognito einen solchen Ausflug zu unternehmen. Mit einem Passe, den er in Kehl sich selbst ausgefertigt hatte, traf er unter dem Namen eines Grafen Dufour am 23. August in Straßburg ein, machte daselbst die Bekanntschaft einiger französischen Officiere, wurde aber bald von einem ehemaligen preußischen Soldaten erkannt, wodurch auch der Marschall von Broglie, Commandant der Festung, die Anwesenheit des Königs erfuhr. Der General benahm sich so ungeschickt, daß dem angeblichen Grafen Dufour der Aufenthalt in der berühmten Grenzfeste verleidet wurde, und der Besuch ein schnelles Ende

[1]) Gesandtschaftsbericht vom 24. Juni 1740, in Raumer's Beiträgen.

erreichte[1]). Schon am 28. August traf Friedrich in Wesel mit dem Theil seines Gefolges, der ihn nicht nach Straßburg begleitet hatte, zusammen und schlug bald sein kleines Hoflager in dem Schlosse Moyland auf, wo ihn Geschäfte der verschiedensten Art erwarteten, denen er sich mit allem Eifer hingab, obgleich er von heftigen Anfällen eines Wechselfiebers geplagt war.

Auf der Fahrt dorthin begegnet uns zum ersten Male eine von den unzähligen Anekdoten über den großen König, welche bis zum heutigen Tage im Munde des Volkes leben. Es ist schwer, aus dem Gewirre solcher Ueberlieferungen das Wahre von dem Falschen zu scheiden; denn um große Persönlichkeiten bildet sich schon bei deren Lebzeiten ein Sagenkreis, welcher sich durch Wiedererzählen, Verändern und Ausschmücken so erweitert, daß auch die sorgsamste Kritik kein sicheres Ergebniß liefert. Der Geschichtserzähler hat sich darauf zu beschränken, die Glaubwürdigkeit des Ueberlieferers in jedem Falle zu erwägen und demnächst zu entscheiden, ob die Mittheilung dem Geist und Sinne des großen Königs entspricht und sein Wesen und seinen Charakter zu erläutern geeignet ist. Dabei darf es uns nicht anfechten, wenn auch später

[1]) Eine halb in Prosa, halb in Knittelversen abgefaßte satyrische Beschreibung dieser Reise schickte Friedrich am 2. Septbr. an Voltaire. Oeuvres XIV. 156.

die eine oder die andere Thatsache in das Reich der Sage verwiesen wird. Solche Dinge enthalten oft eine innere Wahrheit, lebensfähiger und kräftiger als viele urkundlich beglaubigten Begebenheiten. Das sei ein für alle Mal gesagt, und mit solchem Vorbehalte vernehmen wir, wie der König aus den Clevischen Landesrechnungen ersehen, daß die herrschaftlichen Forsten an ein gewisses Kloster große Vorräthe von Holz zu liefern hatten, wofür die Mönche Messen für die alten Herzoge lesen mußten.

Als Friedrich an Ort und Stelle kam, fand er die Ordensbrüder im Spalier aufgestellt und wurde mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. „Lest Ihr noch immer diese Messen?" fragte der König. „Ja wohl, Ew. Majestät." „Und zu welchem Zwecke?" „Um die einstigen Herrscher dieses Landes aus dem Fegefeuer zu erlösen." „Sind die nach so viel Jahrhunderten immer noch nicht erlöst? Nun, sobald sie erlöst sind, schickt einen Courier nach Berlin und meldet es, damit die Holzlieferungen aufhören." Damit ließ er sie stehen und setzte seine Reise fort.

Er hatte sich, wie wir hörten, zum 24. August bereits die Antwort des Königs von England auf seine wegen eines Bündnisses gestellten Bedingungen erbeten. Was er erfuhr, schien ihm ganz ungenügend, namentlich wollte man sich zu einer Garantie der Jülich'schen Erbschaft nicht verstehen. Friedrich suchte nun zu erforschen,

in wiefern Frankreich sich geneigter beweisen würde, überzeugte sich aber bald, daß die Franzosen das größte Interesse dabei hatten, die Rheinlande nicht in die Hände eines mächtigen Fürsten gelangen zu lassen, weil sie sich hier die Brücke nach Deutschland offen halten wollten. Auch nach Rußland wandte er sich bald nachher, um für den Fall, daß er im Westen in Krieg verwickelt würde, seine östlichen Provinzen gedeckt zu sehen. Und obgleich Rußland sich auf eine Garantie der Erbschaft nicht einlassen wollte, weil das eine innere deutsche Angelegenheit wäre, so kam doch im October 1740 ein Vertrag zu Stande, durch welchen der Berliner und Petersburger Hof sich im Interesse der Sicherheit ihrer Ostseeprovinzen zu wechselseitiger Stellung eines Hilfscorps von 12,000 Mann verpflichteten[1]). Durch seinen Gesandten in Wien erfuhr er bald, daß der Kaiser im Sinne hatte, ihn in Bezug auf die Jülich'sche Angelegenheit ebenso wie seinen Vater mit nichtssagenden Ausflüchten hinzuhalten, während es doch im Interesse desselben gelegen hätte, sich für die bevorstehenden Ereignisse vor allen Dingen Preußens Freundschaft zu erwerben. Aber hier überwog ein für alle Mal die wohlbegründete Furcht vor dem Anwachsen der Hohenzollern'schen Hausmacht.

Friedrich beschloß nun für sich allein zu handeln

---

1) Ranke II. 95.

und wählte vor allen Dingen einen Platz im Cleveschen aus, um nahe an der Grenze ein festes Lager zu errichten, geräumig genug für 40,000 Mann, damit er, wenn der Augenblick zum Handeln einträte, sich nicht überraschen ließe.

Neben dieser wichtigsten Angelegenheit waren es zwei andere Dinge, die seinen Geist lebhaft beschäftigten. Er sollte Voltaire zum ersten Male sehen, und zu gleicher Zeit beschloß er, mit dem hochmüthigen Bischofe von Lüttich Abrechnung zu halten, welcher wegen der Streitigkeiten über die Herrschaft Herstall schon seinem Vater und jetzt auch ihm selbst vielen Aerger bereitet hatte.

Als Vorläufer Voltaire's gleichsam stellte sich in Moyland der von demselben empfohlene Maupertuis ein, welcher die Präsidentschaft der Berliner Akademie übernehmen sollte. Friedrich empfing den damals hochberühmten Mann mit großer Auszeichnung, nicht ahnend, daß ihm durch denselben noch viel Verdrießlichkeiten erwachsen sollten.

Voltaire befand sich in Brüssel, wohin er sich, begleitet von seiner geliebten Marquise du Châtelet, wegen allerlei Zänkereien mit den Pariser Literaten zurückgezogen hatte. — Es war des Königs Absicht gewesen, den verehrten Dichter dort incognito zu besuchen, und Voltaire hatte sich nicht wenig auf eine solche ihm zugedachte Ehre gefreut; allein das Wechsel-

fieber hinderte den Monarchen zu reisen, und so entschloß sich Voltaire, nach Moyland zu kommen. Friedrich empfing ihn, krank auf seinem Feldbette liegend, in einem kleinen anspruchslosen Zimmer, doch belebte ihn die Freude über Voltaire's Ankunft in dem Maße, daß er schon am Abend einer heitern Gesellschaft beiwohnen konnte, an der Algarotti, Maupertuis und der aus Berlin herbeigerufene Keyserling Theil nahmen.

Voltaire blieb drei Tage lang Friedrich's Gast und bezauberte denselben durch den nie versiegenden Strom der geistreichsten und witzigsten Unterhaltung. Er las sein noch ungedrucktes Trauerspiel Mahomet vor, welches mit Recht für das gelungenste unter seinen dramatischen Werken gilt. Wie sehr auch Voltaire zwanzig Jahre später sein erstes persönliches Zusammentreffen mit Friedrich dem Großen in's Lächerliche zu ziehen gewußt hat, so war der eitle Franzose doch damals eben so entzückt über den ihm gewordenen Empfang, wie der König über seinen Gast. „Ich habe," schrieb Voltaire am 18. October 1740 an einen Freund, „einen der liebenswürdigsten Menschen in der ganzen Welt gesehen, dessen Gesellschaft Jedermann eifrig suchen würde, auch wenn es kein König wäre. Ein Philosoph ohne Herbheit, voll Sanftmuth, Liebenswürdigkeit und verbindlichem Wesen, vergißt er in der Gesellschaft seiner Freunde, daß er König ist, und machte auch mich selbst das in solchem Grade vergessen,

daß ich es mit Gewalt mir gegenwärtig erhalten mußte, daß ein Monarch, dem eine Armee von 100,000 Mann gehorcht, an meiner Seite saß u. s. w." Noch größer ist die Freude, mit welcher Friedrich über den ersehnten Besuch an Jordan Bericht abstattet [1]). „Du ehrenwerther Inspector der Armen, Schwachen, Verwaisten und Blödsinnigen! — — — Ich habe Voltaire gesehen, auf den ich so begierig war, aber ich sah ihn in einem Fieberanfall, der meinen Geist ebenso abgespannt hatte, wie meinen Körper, und doch sollte man gegenüber einem solchen Manne wo möglich seine Kräfte noch mehr als gewöhnlich beisammen haben. Er ist beredt wie Cicero, sanft wie Plinius, weise wie Agrippa, und vereinigt in seiner Person alle Tugenden und Gaben der drei größten Männer des Alterthums." — — — Wie sehr Friedrich den ersehnten Gast über seine anderen literarischen Genossen erhob, geht am besten daraus hervor, daß er denselben in die politische Unternehmung einweihte, welche ihn damals beschäftigte, während er sonst seine gelehrten und poetischen Freunde von allen Staatsgeschäften fern hielt. Voltaire verfaßte in Moyland für den König eines der Manifeste, welche in der Lüttich-Herstaller Angelegenheit erlassen wurden. Damit hatte es folgende Bewandtniß: Heristall oder Herstall, das Schloß, nach

---

[1]) Oeuvres XVII. 71, den 24. Septbr. 1740.

welchem vor tausend Jahren der Ahnherr Karl's des Großen sich nannte, liegt nördlich von Lüttich am linken Ufer der Maas. Im Laufe der Zeiten war die kleine Herrschaft dieses Namens in den Besitz des nassau-oranischen Hauses gelangt und bei der Theilung der oranischen Erbschaft mit einigen andern weit zerstreuten Landstrichen an die Hohenzollern als Erben der oranischen Kurfürstin Henriette gefallen. Die Herstaller hatten einen nicht unerklärlichen Widerwillen gegen das Stockregiment Friedrich Wilhelm's I. und weigerten sich hartnäckig, demselben den Huldigungseid zu leisten. Sie rebellirten gegen die vom Könige eingesetzten Gerichtsschöffen, verjagten die preußischen Werber und fanden Schutz und Unterstützung bei den Bischöfen von Lüttich, welche seit uralten Zeiten, und namentlich seit 1546, wo sie ein Mal für einen minderjährigen Herzog von Nassau die Herrschaft Herstall obervormundschaftlich verwaltet hatten, die Lehnsoberhoheit über das Ländchen in Anspruch nahmen, vermöge deren sie verlangten, daß die Hohenzollern sich als ihre Vasallen zu betrachten hätten[1]. Der Kaiser, welcher allezeit auch gegen die allergeringste Erweiterung der preußischen Macht und des preußischen Gebietes Partei nahm, bestärkte die Bischöfe unter der

[1]) Wer diesen interessanten Fall näher studiren will, findet reichliches Material dazu in 20 Foliobänden des Berliner Archivs. Ranke II. 100. Note.

Hand in ihren Prätensionen, weshalb Friedrich Wilhelm, aus angeborner Ehrfurcht gegen das Reichsoberhaupt, sich nicht entschließen konnte, eigenmächtig vorzugehen und das Land kurzweg militairisch zu besetzen. Sogar der Versuch, sein Recht dem Bischofe zu verkaufen, scheiterte an den unbilligen Bedingungen, welche der geistliche Herr aufstellte.

So lag die Sache bei Friedrich's Thronbesteigung. Nach des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation hochweiser Verfassung hätten die Streitigkeiten zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Bischof von Lüttich vor die Reichsgerichte gebracht werden müssen. Allein der König wußte sehr gut, was da zu erwarten stand. Der Gesandte bei dem Reichskammergericht in Wetzlar, sagte er ein Mal, richtet gerade soviel aus, wie ein Hund, der den Mond anbellt. Das war seine Sache nicht. Von der Gerechtigkeit der preußischen Ansprüche auf Herstall überzeugt, wollte er sich der eignen Macht bedienen, um denselben Geltung zu verschaffen. Durch den Geheimrath Rambonet schickte er am 4. September 1740 ein kategorisch abgefaßtes Schreiben nach Lüttich, in welchem er binnen zwei Tagen klare und unumwundene Antwort auf die Frage verlangte, ob der Bischof noch ferner gewillt sei, die beanspruchte Oberherrlichkeit über Herstall zu behaupten und die Einwohner daselbst in ihrem abscheulichen Ungehorsam zu unterstützen? Im Bejahungsfalle habe

er sich die unausbleiblichen Folgen selbst zuzuschreiben. Die Antwort des Bischofs erfolgte nicht in der gestellten Frist. Da erließ der König am 11. September ein Manifest, in welchem er erklärte, daß die Wege der Güte und Milde, die er bis jetzt eingeschlagen, sich dem geistlichen Hochmuthe gegenüber unwirksam gezeigt, und ihm deshalb Nichts übrig bleibe, als sein gutes Recht mit Gewalt durchzusetzen. Gleichzeitig erhielt Generalmajor von Bork Befehl, mit 2000 Mann Fußvolk und Reiterei, nebst dem erforderlichen Geschütz, die Lüttich'schen Grafschaften Horn und Loß zu besetzen, bis der Kirchenfürst zur Nachgiebigkeit bereit wäre [1]).

Diese Execution wurde mit größter Eile vollzogen. Bork rückte ein, forderte binnen 48 Stunden 20,000 Thaler Contribution und reichliche Verpflegung, für sich selbst täglich 50 Louisd'or und verhältnißmäßige Summen für seine Officiere und Mannschaften, 8 Gr. für jeden Gemeinen.

Der Bischof, in größter Wuth, begriff dennoch, daß an thätlichen Widerstand nicht zu denken wäre. Er erließ verzweiflungsvolle Hilferufe an alle Welt. Der Reichshofrath beeilte sich, den König von seinen Gewaltschritten abzumahnen, und nannte das, wie er sehr wohl wußte, von Friedrich selbst aufgesetzte Manifest

---

1) Die Aktenstücke: Heldengeschichte. Ausgabe von 1760, II. 53—140.

„ein von hitzigen, der Reichsgesetze unkundigen, eigensüchtigen Rathgebern eingegebenes“ Schriftstück. Der Bischof, ein Graf von Berghes, als Parvenü doppelt eifersüchtig auf seine Reichsfürstliche Würde, rief in den ungemessensten Ausdrücken den Schutz des Kaisers an, der dann auch am 4. October ein Dehortatorium an den König erließ, in welchem er denselben von solchen im heiligen Römischen Reiche unerhörten Thathandlungen abmahnte, die in allen Weltgegenden den gerechtesten Unwillen und das größte Erstaunen hervorrufen müßten. — Natürlich ließ sich der König nicht irre machen. Er kehrte, nachdem er seine Truppen gemustert, die Huldigung in Cleve empfangen und die Arbeiten an dem festen Lager bei Büderich angeordnet hatte, in seine Hauptstadt zurück. Dem Kaiser erwiederte er unter Anderem, daß der Wiener Hof sich von Rathgebern mißleiten lasse, welche es durch ihren Mangel an Weisheit noch dahin bringen könnten, das ganze Reich in Flammen zu setzen. — Der bedrängte Bischof, einsehend, daß er von keiner Seite wirksame Hilfe erwarten durfte, fügte sich in das Unvermeidliche. Er schickte einen Gesandten nach Berlin, und schon im October kam ein Vergleich zu Stande, mittelst dessen der König seine Rechte an Herstall für etwa 200,000 Thaler an den Bischof verkaufte. Damit war dann diese Sache für immer abgethan.

Friedrich beschloß nunmehr dem Auslande gegenüber eine abwartende Stellung einzunehmen, bis der Augenblick zum Handeln einträte. Die jülich'sche Erbschaft mußte demnächst eröffnet werden. Der Pfalzgraf war ein achtzigjähriger, kinderloser Greis, und der König war entschlossen, bei dem Tode desselben ohne Weiteres zuzugreifen und seinem Staate diese langersehnte Vergrößerung nicht entgehen zu lassen. An dem verschanzten Lager im Cleve'schen wurde rüstig weiter gebaut, um gegen Frankreich gedeckt zu sein, wenn dieses sich feindlich erweisen sollte. Durch sein Auftreten in Herstall hatte der junge Monarch gezeigt, daß er nicht gesonnen sei, gleich seinem Vater ruhig zuzusehen, wo es die Behauptung oder Erwerbung eines Rechtes galt, und daß das preußische Schwert nicht so fest, wie man seit 25 Jahren zu glauben gewöhnt war, in der Scheide stecke, sondern daß er bereit sei, die Schärfe desselben seine Widersacher fühlen zu lassen. Für jetzt aber durfte er annehmen, daß ihm noch Muße gegönnt wäre, seine ganze Thätigkeit den innern Landesangelegenheiten zuzuwenden. Er hoffte einige Jahre lang das Leben zu genießen und sich zwanglos den Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten hinzugeben, deren Genuß ihm bei des Vaters Lebzeiten nur allzu sehr verbittert worden. Der Briefwechsel mit den Freunden, seine schriftstellerischen Arbeiten, die Einrichtung einer Oper und eines Ballets, wozu er

Künstler aus Frankreich und Italien herbeirief, fröhliche Feste in Rheinsberg und Charlottenburg sollten die Stunden ausfüllen, welche die ernsteste Sorge für des Landes Gedeihen ihm übrig ließ. Da trat ganz unerwartet ein Ereigniß dazwischen, welches bestimmt war, seinem ganzen Leben eine entschiedene Wendung zu geben und ihn auf den Weg zu drängen, den mit so großem Erfolge und so großem Ruhme zu beschreiten das Schicksal ihm bestimmt hatte. „Nicht die pfälzische Erbschaft wurde eröffnet, sondern die österreichische [1]).“

Drittes Kapitel.

Ursprung des ersten schlesischen Krieges.

Friedrich hatte sich im Herbst 1740, noch immer am Wechselfieber leidend, nach Rheinsberg zurückgezogen. Die Stünden, in welchen die Krankheit ihn verschonte, füllte er auf's Eifrigste mit Staatsgeschäften und wissenschaftlichen Arbeiten aus und suchte in der Unterhaltung mit seinen Freunden Erholung. Auch an Festen fehlte es nicht, bei denen besonders der Königin Mutter zu Ehren ein Glanz entwickelt

1) Ranke II. 107.

wurde, der bei der bekannten Sparsamkeit des Königs überraschend war [1]).

Da traf am 26. October ein Courier aus Wien ein, dessen Bericht dem fröhlichen Treiben plötzlich ein Ende machte. Kaiser Carl VI. war am 20. October 1740, an seinem 56. Geburtstage nach kurzer Krankheit gestorben. — Friedrich lag gerade in einem heftigen Fieberanfalle, dessen Ende der Kammerdiener Fredersdorf abwartete, bevor er die Ankunft des Eilboten meldete. Mit anscheinender Ruhe empfing der König die Nachricht. Er ließ sofort den Cabinetsrath Eichel kommen und befahl den Feldmarschall Schwerin [2]) und den Minister von Podewils nach Rheinsberg zu bescheiden. Mit dem gewiegtesten seiner Gene-

---

[1]) Manteuffel an Brühl. (Dresdner Archiv.) Es giebt Gelegenheiten, wo er das Geld zum Fenster hinauszuwerfen scheint, z. B. die Feste, die er der Königin Mutter in Rheinsberg gab, und die 13 Tage dauerten. Unter andern ließ er ein Bauernpaar, welches Hochzeit machen wollte, mit allen Gästen hinkommen und neu kleiden. Dem Bräutigam schickte er 100 Louisd'or, der Braut 100 Dukaten. Er ließ sie speisen und unter jede Serviette einen Louisd'or legen. Dann mußten sie in Gegenwart der Königinnen tanzen und wurden entlassen. Den Beschluß der Feste machte eine Lotterie von Bijouterien, so daß Jeder einen Gewinn als Andenken mit nach Hause nahm.

[2]) Den alten Fürsten von Dessau berief er nicht. Dieser war gut österreichisch gesinnt und dem Könige wegen der Rolle zuwider, die er in der Doppelheirathsangelegenheit gespielt hatte.

rale und dem gewandtesten seiner Staatsdiener beschloß er zu erwägen, was zunächst geschehen müsse. Denn das Ziel, welches er erreichen wollte, stand in dem Augenblicke unwandelbar fest, wo er erfuhr, daß das Haus Habsburg erloschen sei. Es galt einen möglichst großen Theil der österreichischen Provinz Schlesien dem preußischen Staate einzuverleiben, um dem Gebiete desselben einen Umfang zu geben, angemessen der Königskrone, die Friedrich I. seinem Hause erworben. So großartige Aussichten verlangten des Königs volle geistige und körperliche Gesundheit. Das Fieber zu bannen, entschloß er sich zum Gebrauch der damals noch neuen Chinarinde, und dies Mittel bewährte an ihm unverzüglich seine Wunderkraft. Mit klarem Blicke überschaute er die Lage der Dinge.

Seit 500 Jahren hatten die Habsburger dem deutschen Reiche sechszehn Kaiser gegeben. Nun war der letzte ohne männliche Nachkommenschaft plötzlich heimgegangen. Auch die ältere seiner beiden Töchter, Maria Theresia, seit dem 12. Februar 1736 mit Herzog Franz von Lothringen vermählt, hatte ihrem Gatten noch keinen Sohn geboren.

Ihr kaiserlicher Vater war während seiner ganzen Regierungszeit von dem einzigen Gedanken erfüllt gewesen, dieser Tochter dereinst die Nachfolge in dem Länderbesitz der Oesterreicher zu sichern. Am Ende seiner Tage ward er inne, daß der Weg, den er zu

diesem Ziele eingeschlagen, ein Irrweg gewesen. Durch schriftliche Verträge mit den Mächten Europas hatte er geglaubt seine pragmatische Sanktion sicher zu stellen, während doch schon vorlängst Prinz Eugen ihm klar gemacht, daß ein zahlreiches Heer und ein wohlgefüllter Schatz die beste pragmatische Sanktion sei. Für keins von Beiden hatte er Sorge getragen. Nicht treffender als mit Arneth's Worten[1]) kann der bedauerliche Zustand geschildert werden, in welchen die Provinzen Oesterreichs während der letzten Regierungsjahre Carl's VI. gerathen waren: „Das Königreich Neapel, Sicilien, die reichen lombardischen Grenzdistricte, Belgrad sammt einem Theil Serbiens und der Wallachei hatte er ganz verloren. Was ihm blieb, war durch Ueberlastung mit Steuern, durch Herbeischaffung einer ungeheuren Menge von Kriegsbedürfnissen derart ausgesogen, daß die Einkünfte des Staates von 40 Millionen auf kaum die Hälfte dieser Summe herabgesunken waren, — — die Schuldenlast, zu bedeutender Höhe angewachsen, erforderte beträchtliche Summen, um die Zinsen zu bezahlen. — — Statt 160,000 Mann, aus welchen die Armee bestehen sollte, waren kaum 80,000 vorhanden, und diese lagen zerstreut über die weit ausgedehnten Länder, von der

---

[1]) Von Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre. Wien 1863, p. 57.

siebenbürgischen Grenze bis nach Brüssel und Ostende, von Schlesien und Böhmen bis nach Parma und Toscana. — — Zudem befanden sich alle militairischen Einrichtungen, die Artillerie, der Pferdestand, insbesondere aber die Festungen in großer Verwahrlosung."

König Friedrich kannte diesen Zustand der Oesterreichischen Länder sehr wohl. Gleichzeitig besaß er das vollste Selbstbewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit und der ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel[1]). Demgemäß erklärte er gegen Schwerin und Podewils bei deren Ankunft, daß sein Entschuß feststehe, sich Schlesiens zu bemächtigen. Von der rechtlichen Begründung eines solchen Unternehmens war vorläufig noch nicht die Rede. Es scheint, daß der König voll jugendlichen Feuers und von glücklicher Vorahnung erfüllt an der Idee sich begeisterte, „die kühnste, unerwartetste und größte Unternehmung zu beginnen, welche je ein Fürst seines Hauses gewagt." Nur über die Form der Ausführung wollte er den Rath seiner Minister hören [2]).

---

[1]) Manteuffel an Brühl 29. October 1740. (Dresdner Archiv.) l'idée qu'il a de sa puissance et de son savoir faire étant immense.

[2]) Manteuffel an Brühl 27. October 1740. Einige Leute glauben, daß der Tod des Kaisers den König zum ersten Male veranlassen könnte, sich mit seinen Ministern zu berathen. Andere glauben, daß er wie immer selbstständig handeln und ohne die geringste Kenntniß von den Reichsangelegenheiten seine Beschlüsse fassen wird.

Auf's Gründlichste wurde diese Frage in mündlicher Besprechung und durch ausgewechselte Schriftstücke verhandelt. Die Leichtigkeit, mit der Friedrich seine Gedanken zu Papier brachte, trug viel dazu bei, die streitigen Punkte schnell festzustellen. Es war klar, daß Maria Theresia in keinem Falle unangefochten die ihr so vielseitig garantirte Erbschaft antreten und behaupten würde. Der Kurfürst von Sachsen war mit der älteren, der Kurfürst von Baiern mit der zweiten Tochter Kaiser Joseph's vermählt. Zwar hatten beide Prinzessinnen die üblichen Erbverzichte geleistet, allein die Ehegatten derselben hofften nichtsdestoweniger diese Verzichte bei günstiger Gelegenheit anfechten zu können, was den Kurfürsten von Sachsen jedoch nicht abhielt, bei dem Tode Carl's VI. ausdrücklich zu versichern, er habe die feste Absicht, der Königin Maria Theresia bei der Verwirklichung ihrer Erbansprüche Beistand zu leisten [1]).

Der Kurfürst von Baiern dagegen hatte schon bei des Kaisers Lebzeiten Protest gegen die pragmatische

---

[1]) v. Arneth 101. Das hinderte ihn nicht, schon ein Jahr nachher (Novbr. 1741) in einem Circular an die fremden Höfe zu erklären: qu' il s'est enfin vu dans la nécessité de prendre une résolution pour sauver au moins du naufrage quelques debris de la succession d'Autriche, laquelle eut du échoir totalement à la Reine son épouse et à leurs déscendants. (Dresdner Archiv.)

Sanction erhoben. Er berief sich auf seine Abstammung von Anna, der Tochter Kaiser Ferdinand's I.; dieselbe war an Herzog Albrecht von Baiern vermählt, und Ferdinand hatte ihr und ihren Nachkommen als Belohnung für die von Baiern im schmalkaldischen Kriege geleisteten guten Dienste die Erbfolge in Oesterreich für den Fall zugesichert, daß der Mannsstamm des Hauses Habsburg erlöschen sollte. Dieser Anspruch wurde auch alsdann aufrecht erhalten, als sich gezeigt hatte, daß das in Wien aufbewahrte Original dieses Testaments nicht von männlicher, sondern von ehelicher Nachkommenschaft spreche, während das Münchener Exemplar den andern Ausdruck hat. Ob und wo hier eine Fälschung begangen worden, konnte natürlich nicht aufgeklärt werden.

Die Gefahr lag nahe, daß die sächsischen und baierischen Ansprüche von Frankreich, dem alten Erbfeinde Oesterreichs, unterstützt würden, daß Maria Theresia dann die Hauptprätendenten durch Gebietsabtretungen befriedigen könnte, und Sachsen einen schlesischen Landstrich erhielte, um die längst gewünschte Verbindung zwischen dem Kurlande und Polen herzustellen. Das aber hätte gerade die preußischen Interessen auf's Empfindlichste verletzt. So kamen die verschiedenartigsten Erwägungen zusammen, um den König in seinem gefaßten Entschlusse zu bestärken.

Es scheint, daß Friedrich's Absicht dahin ging, sich

ohne Weiteres Schlesiens zu bemächtigen und die Rechtfertigung eines solchen Schrittes denen zu überlassen, die das Kriegsmanifest abzufassen hätten; indessen drang Podewils allmählich mit einer entgegengesetzten Auffassung durch. Er ging davon aus, daß nach Lage der Sache Maria Theresia gar bald, von verschiedenen Seiten bedrängt, in die Lage kommen müßte, sich nach Bundesgenossen umzusehen, und daß bei der schlechten Beschaffenheit der eignen militairischen Anstalten ihr kein erwünschterer Beistand kommen könnte, als von dem Könige von Preußen an der Spitze seines großen wohlausgerüsteten Kriegsheeres. Wenn man dem Wiener Hofe das vorstellte, so würde die Königin sich dazu verstehen, die ihr gestellten Bedingungen für solche Hilfe zu bewilligen, und Friedrich könnte einen Theil von Schlesien als Belohnung für seinen mächtigen Beistand verlangen.

Diese Ansicht empfahl sich noch aus dem Gesichtspunkte, daß, wenn der König nicht als Beschützer, sondern als Feind der österreichischen Monarchie aufträte, er willenlos in Frankreichs Bundesgenossenschaft getrieben würde, welches ebenfalls auf den Ruin des Kaiserstaates ausging. Das Resultat könnte dann vielleicht eine Zerstückelung der Habsburgischen Hausmacht sein, müßte aber sicherlich das Anwachsen des französischen Einflusses in Europa zur Folge haben, wodurch diese ohnehin schon mächtige Nation zu einer Stellung

erhoben würde, die ihr das entschiedenste Uebergewicht über alle anderen gäbe.

Das lag nicht in des Königs Plan und führte zu Betrachtungen, die hauptsächlich ihn bestimmten, den von Podewils vorgeschlagenen Weg zu betreten. Indessen betraf des Königs Nachgiebigkeit mehr die Form als das Wesen der Sache, denn er blieb dabei stehen, daß ein für alle Mal der Anfang mit der thatsächlichen Besitznahme Schlesiens geschähe.

Obgleich die hier in Aussicht genommene Vergrößerung seiner Macht von der Art war, daß die Erwerbung der Jülich'schen Herrschaft dagegen in den Hintergrund trat, so war Friedrich doch keineswegs gesonnen, diese Ansprüche aus dem Auge zu lassen. Er war überzeugt, daß die Lage der Dinge ihm gleichsam von selbst die entscheidende Stimme im Reiche übertragen hätte. Am 24. October berichtet Manteuffel an Brühl, er habe durch Bestechung erfahren, daß der König gegen einen seiner Cabinetssecretaire folgende Aeußerung gethan: Ich rechne darauf, jetzt in Deutschland den Dictator zu spielen. Hannover, Sachsen, Kassel und Baiern werden mir keine Schwierigkeiten bereiten. Baiern denkt nur an die ihm bequem liegenden österreichischen Provinzen, die man ihm überlassen müßte, Hannover wird sich ruhig verhalten, weil England ohnehin mit dem spanischen Kriege beschäftigt ist, und die Anderen zählen nicht mit.

Wollen sie sich mausig machen, so wird man mit ihnen leicht fertig werden [1]). Man sprach in Berlin von der Möglichkeit, den König von Preußen zum Kaiser zu wählen. Der alte Dessauer schien das zu wünschen, und als die Markgräfin Wilhelmine bei dem Gegenbesuch, den sie ihrem Bruder im Herbste abstattete, dagegen bemerkte, daß ein protestantischer Fürst nicht Kaiser werden könnte, antwortete Manteuffel, daß die goldne Bulle das um so weniger verbiete, als dieselbe zu einer Zeit erlassen worden, wo von dieser Scheidung der Confessionen noch nicht die Rede gewesen. Auf so weit aussehende Dinge ließ sich aber der König nicht ein, der viel mehr eine selbstständige Stellung innerhalb Deutschlands, als die Herrschaft über das Reich selbst erwerben wollte.

Mit dem größten Eifer und der größten Verschwiegenheit betrieb er die Vorbereitungen zu seinem Einmarsch in Schlesien. Gleichzeitig befahl er seinem Gesandten in Wien, die Königin von Ungarn und Böhmen (denn als solche hatte er Maria Theresia sofort nach dem Tode ihres Vaters anerkannt) darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig für sie Preußens Beistand in einem Augenblicke sei, wo Sachsen und Baiern im Begriff ständen, feindlich gegen sie aufzu-

---

[1]) S' ils font les mutins, on leur passera sans façon sur le ventre.

treten. Würden ihm Bedingungen bewilligt, welche mit der Gefahr im Verhältniß ständen, die er durch Unterstützung der Königin auf sich nähme, so wolle er ihr mit Geld und Truppen zu Hilfe eilen. Daß Friedrich unter diesen „Bedingungen" die Abtretung Schlesiens verstehe, davon hatte man in Wien keine Ahnung. Hier sowohl als auch in Berlin glaubte man, daß es die Sicherung der Jülich'schen Ansprüche gelte. Friedrich ließ die Wege im Cleve'schen ausbessern und an dem Lager in Büderich fortarbeiten, um die Welt in diesem Irrthume zu bestärken. Auch ging im Publikum die Rede, der König habe die Absicht, das alte Burggrafenthum unter preußische Herrschaft zurück zu bringen. Als dagegen in der Richtung nach Crossen hin Magazine angelegt wurden, richteten sich die Gedanken Vieler nach Schlesien. Von einem Rechte Preußens auf einen Theil dieser Provinz sprach Niemand. Die alten brandenburgischen Ansprüche auf die Herzogthümer schienen im Laufe der Zeit und durch die vielen uns bekannten ausdrücklichen Verzichte, welche seit des großen Kurfürsten Zeit in Bezug auf dieselben geleistet worden, längst beseitigt.

Ganz Europa war durch die Kriegsvorbereitungen des Königs in Spannung versetzt. Von allen Seiten kamen offen oder unter allerlei Vorwänden Gesandte und Späher, die sich Gewißheit verschaffen sollten. Die Königin von Ungarn schickte den gewandten

genuesischen Marchese Botta nach Berlin, welcher das Terrain daselbst bereits kannte, weil er die Glückwünsche zur Thronbesteigung überbracht hatte, bei welcher Gelegenheit er übrigens nichts weniger als zuvorkommend empfangen worden.

Schon unterwegs fand der Gesandte die Heerstraßen mit preußischen Truppen bedeckt, die sich nach Schlesien in Bewegung setzten[1]). Obgleich man ihn jetzt mit Freundschaftsversicherungen überhäufte, und Friedrich bei der Antrittsaudienz persönlich erklärte, die Königin solle durch seine Thaten den Beweis erhalten, daß er nichts Feindliches gegen sie beabsichtige, so ließ er sich dadurch nicht täuschen, sondern meldete nach Hofe, daß Friedrich offenbar beabsichtige, sich des größten Theils von Schlesien zu bemächtigen. Bei einer späteren Audienz konnte der König dies selbst nicht mehr leugnen und versuchte vergeblich den Marchese zu überzeugen, daß die gewaltsame Occupation einer kaiserlichen Provinz das einzige Mittel wäre, um seine Monarchin im Besitz ihrer übrigen Länder zu schützen. Auch das Anerbieten, dem Herzoge von Lothringen zur Kaiserkrone zu verhelfen, konnte unter diesen Umständen natürlich keinen Eindruck machen.

Von französischer Seite war als außerordentlicher Gesandte der Marquis von Beauveau anwesend, der

1) v. Arneth 111.

ebenfalls seinem Hofe nicht die gewünschte Aufklärung verschaffen konnte [1]). Cardinal Fleury kam deshalb auf den pfiffigen Einfall, Voltaire mit einer halbamtlichen Sendung zu betrauen, damit dieser versuche, in den vertrauten Unterhaltungen, deren der König ihn würdigte, dessen Geheimnisse zu erforschen. Der Dichter erschien Ende November in Berlin, allein Friedrich durchschaute sehr bald den Plan und machte sich über den eitlen Franzosen lustig. Damals schon zeigte sich, wie sehr eine nähere Bekanntschaft mit Voltaire geeignet war, den Nimbus zu zerstreuen, den des Königs Bewunderung für die Geisteswerke des Mannes auch um den Charakter desselben verbreitet hatte. Die übertriebenen Rechnungen für Reisekosten und für die Bemühungen bei der Herausgabe des Antimacchiavell empörten den König, der darüber an Jordan schrieb [2]): „Der habgierige Kerl mag seinen

[1]) Die Mutter Heinrich's IV. von Frankreich stammte aus dem Hause Beauveau, aus diesem Grunde machte der Gesandte Ansprüche auf ganz besondere Ehrenbezeigungen. Er verlangte u. A. mit dem Könige an demselben Tische zu speisen. Da Friedrich grundsätzlich niemals fremde Gesandte an seine Tafel zog, um sich bei lebhafter Unterhaltung keine Blöße zu geben, so traf man den Ausweg, daß eine Einladung, wie sie Beauveau gewünscht, allerdings erfolgte, dann aber das ganze Diner wegen Unwohlseins des Königs abgesagt wurde. Dresdner Archiv.

[2]) Oeuvres XVII. 72. Die Rechnung betrug im Ganzen mehr als 6000 Thaler. Rödenbek I. 27.

unersättlichen Gelddurst befriedigen, er soll die 3000 Thaler bekommen. Sechs Tage war er bei mir, macht 150 Thaler täglich, das heißt einen Hofnarren theuer bezahlen!" Voltaire ging nach Paris ebenso klug zurück, wie er gekommen war. Für seinen Wunsch, den Diplomaten zu spielen, hatte er Nichts erreicht, wohl aber die Hochachtung seines königlichen Freundes zum guten Theile verscherzt.

Der englische Gesandte und die Gesandten der kleinen deutschen Höfe waren um Nichts glücklicher in dem Bemühen, die eigentlichen Absichten des Königs zu erfahren. Man ersieht aber aus den betreffenden Berichten, daß fast keiner dieser Diplomaten auf den Gedanken kam, es handle sich darum, ein Recht auf Schlesien geltend zu machen, — so wenig war eine solche Vorstellung dem Publikum geläufig, daß der Kurmainzische Geschäftsträger wohl von Sächsischen und Bairischen Ansprüchen an die Oesterreichische Erbschaft, von Preußischen aber nicht das Allermindeste wußte und erst auf Manteuffel's Einflüsterungen hin zu erforschen strebte, ob solche Ansprüche wirklich vorhanden wären [1]).

Manteuffel nämlich war förmlich besoldeter sächsischer Spion. Er wußte allerdings, wie er sich ausdrückt: de bonne part, daß man am Preußischen

---

[1]) Manteuffel an Brühl. Dresdner Archiv.

Hofe mit dem Abkommen wegen Schwiebus von jeher unzufrieden gewesen und nur auf eine Gelegenheit warte, das Verlorene wieder zu gewinnen und die Ansprüche auf Jägerndorf geltend zu machen, aber von einem Rechte auf Schlesien weiß auch er Nichts. Bald genug sollte indessen aller Welt klar werden, wohin Friedrich's Absichten gingen. Die Vorbereitungen zur Besitznahme Schlesiens waren vollendet, der Einmarsch sollte unmittelbar erfolgen, von Geheimhaltung konnte ferner nicht mehr die Rede sein. Angeblich noch immer in freundschaftlicher Absicht für Maria Theresia sandte der König den Grafen Gotter nach Wien, um seine letzten Vorschläge zur Verhinderung der Feindseligkeiten zu machen. Der Gesandte reiste aber absichtlich so langsam, daß er erst an dem Orte seiner Bestimmung eintraf, als die preußische Armee bereits auf kaiserlichem Gebiete stand. Erhaltenen Befehlen gemäß trug er die Vorschläge seines Königs unmittelbar dem Großherzoge von Toscana, dem Gemahle der Königin, vor. Er sprach in demselben Sinne, wie sich Friedrich selbst gegen Botta geäußert. Im Wesentlichen forderte er die Abtretung Schlesiens, gegen das Versprechen, daß Preußen sein Heer und seine Schätze dafür zur Verfügung stelle, um die übrigen österreichischen Erblande zu vertheidigen. Auf sofortige Annahme solcher Vorschläge hatte man allerdings nicht gerechnet, aber der Gesandte und der König selbst waren überrascht von

der Entschiedenheit, mit welcher ihre Zumuthungen zurückgewiesen wurden. Die Entrüstung des Wiener Hofes kannte keine Grenzen. Man war doppelt empört darüber, solche Anträge in einem Augenblicke zu vernehmen, wo Friedrich's Armee bereits auf schlesischem Grund und Boden stand. „Kehren Sie zu Ihrem Herrn zurück," sprach Franz von Lothringen zu Gotter, „und sagen Sie ihm, daß, so lange er auch nur Einen Mann in Schlesien stehen hat, wir lieber zu Grunde gehen wollen, als mit ihm unterhandeln. — — — Ich für meinen Theil würde nicht für die Kaiserkrone, ja nicht für den Besitz der ganzen Welt auch nur eine Handbreit der von der Königin ererbten Länder aufgeben [1])." Friedrich hatte Maria Theresia nicht gekannt. Er war überrascht von der Festigkeit, die sie entwickelte. Ohne sich einschüchtern zu lassen, rief sie in einem Rundschreiben das deutsche Reich, rief sie alle Gewährleister der pragmatischen Sanktion zu ihrem Beistande auf, indem sie in lebhaftesten Farben das ungerechte Verfahren Preußens darstellte: „Es handle sich nicht so sehr um Oesterreich, als um das ganze deutsche Reich, ja um ganz Europa. Sache aller christlichen Fürsten sei es, zu verhindern, daß die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft ungestraft zerrissen würden." Zu der Festigkeit, mit welcher die

---

[1]) v. Arneth 112.

Königin alle und jede Abtretung eines Gebietstheils verweigerte, war sie durch die sehr naheliegende Betrachtung bewogen, daß, wenn sie die in der pragmatischen Sanktion aufgestellte Untheilbarkeit ihrer Erbländer selbst verletzte, sie auch von den anderen Mächten nicht ferner verlangen durfte, daß dieselben diese Untheilbarkeit gewährleisteten[1]). Sie weigerte sich, den Grafen Gotter auch nur zu sehen, wodurch dieser in eine so unangenehme Stellung kam, daß er sich nach Baden bei Wien zurückzog, angeblich um die dortige Schwefelquelle zu brauchen, wozu der 10. December allerdings keine recht passende Jahreszeit war. — Schon am 1. Januar 1741 mußte er sich auf Friedrich's Befehl mit dem Gesandten Borke zugleich wieder nach Wien begeben und in des Königs Namen erklären, daß man nicht ganz Schlesien verlange, sondern mit Abtretung eines Theiles dieser Provinz zufrieden sein würde. Indessen konnte von einem Erfolge der Unterhandlungen keine Rede mehr sein, da die preußische Armee täglich weiter in das österreichische Gebiet vordrang. Die Entscheidung mußte durch die Waffen erfolgen.

In Berlin war das längst kein Geheimniß mehr. Schon in den ersten Tagen des December hatte der König den fremden Diplomaten seine kriegerischen Absichten eröffnet. Als der englische Gesandte die Ver-

---

[1]) v. Arneth 125.

pflichtung zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion in Anregung brachte, erhielt er zur Antwort: Friedrich selbst sei eine solche Verpflichtung nicht eingegangen, und was sein Vater gethan, binde ihn nicht[1]). Dem Marquis v. Beauveau sagte er: Ich glaube, daß ich Frankreich's Spiel spiele. Fallen mir die Trümpfe zu, so wollen wir theilen[2]). Am 11. December hatte Botta seine Abschiedsaudienz. Als er aus des Königs eignem Munde erfuhr, was Gotter in Wien zu fordern beauftragt war, sagte er[3]): „Sire, es ist möglich, daß Sie das Haus Oesterreich zu Grunde richten, aber sicherlich stürzen Sie Selbst Sich zu gleicher Zeit in's Verderben, — Sie haben schöne Truppen, — die unsrigen nehmen sich nicht so prächtig aus, aber sie haben dem Feinde in's Auge gesehen. Ich beschwöre Sie, Sire, bedenken Sie, was Sie unternehmen!" „Sie finden meine Truppen schön," erwiederte der König, „Ich werde Ihnen zeigen, daß sie auch gut sind." Schließlich bat Botta um Aufschub, Friedrich aber erwiederte: „Es ist zu spät. Ich habe den Rubicon überschritten!"

So begann zwischen Friedrich II. und Maria The-

---

[1]) Ausführlicher Auszug aus dem Berichte des Sir Grey Dickens bei Carlisle VI. 165.

[2]) Nach Voltaire's Erzählung. Ranke II. 146 hält es für unwahrscheinlich, daß Friedrich sich so ausgesprochen habe.

[3]) Oeuvres II. 57.

resia der Kampf, welcher erst nach dreiundzwanzig Jahren entschieden werden sollte. Von der ungeheuren Bedeutung seines Schrittes hatte der König eine klare Vorstellung. Schon bei Empfang der Todesbotschaft Carl's VI. hatte er an Voltaire geschrieben: Dies Ereigniß wird das gesammte Staatensystem Europa's verändern. Es ist der kleine Stein, den Nebuchadnezar im Traume sah, wie er auf das Bild aus vier Metallen herabrollte und es zertrümmerte [1]).

Er sah eine Umwälzung der Machtverhältnisse des Erdtheils hereinbrechen und mußte in derselben seine Stellung nehmen. Das ist vor allen Dingen festzuhalten, wenn man die vielbesprochene Frage aufwirft, ob Friedrich das Recht hatte, die Provinz Schlesien mit Waffengewalt einer Herrscherin zu entreißen, mit der er im Frieden lebte, und zu deren Schutze er als Reichsfürst und als Nachfolger eines Regenten verpflichtet schien, welcher die pragmatische Sanktion ausdrücklich anerkannt hatte.

Vor allen Dingen muß man sich klar machen, daß zwischen Völkern und Staaten nicht dasjenige Recht gilt, durch welches der Verkehr zwischen einzelnen Personen geregelt wird; denn die Lebensbedingungen der Staaten sind nicht selten von der Art, daß der Trieb der Selbsterhaltung sie mit Nachbarn und Fremden in

---

[1]) Oeuvres XXII. 49.

feindliche Berührung bringt, wo dann statt des Rechts die Gewalt entscheidet. So war unleugbar die zerrissene Gestalt der brandenburgisch-preußischen Besitzungen, welche von allen Seiten feindlichen Angriffen offen lagen, daran schuld, daß die Hohenzollern auf Eroberungen denken mußten, um ein widerstandsfähiges Gebiet unter ihrer Herrschaft zu vereinigen. Ein Stillstand war nicht möglich, und auf Preußen paßte vor Allem der Ausspruch: Wer nicht vorwärts schreitet, der geht zurück. Das hatte Friedrich bereits als neunzehnjähriger Jüngling auf's Klarste erkannt und in jenem merkwürdigen Briefe an seinen Freund Natzmer ausgeführt [1]). Deshalb war er auch ohne Weiteres entschlossen, mit fester Hand zuzugreifen, sobald durch den Tod des letzten Habsburgers die Möglichkeit vorlag, Schlesien zu erobern. Nach der völkerrechtlichen Begründung seiner Ansprüche fragte er nicht, ja es muß ohne Weiteres zugestanden werden, daß kein Richter oder Schiedsrichter dem Könige von Preußen das Recht zugesprochen hätte, Schlesien in Besitz zu nehmen. Im besten Falle konnten sich die brandenburgischen Ansprüche, wenn nicht ausdrückliche Verzichte und Verjährung entgegengestanden hätten, doch nur auf die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau beziehen, welche den Gegenstand der Liegnitzer Erbverbrüderung ausmach-

---

[1]) Förster, Fr. W. I. Bd. III. p. 18.

ten, keineswegs aber auf die ganze Provinz von der märkischen Grenze bis zu den Karpathen. Von Jägerndorf durfte überhaupt nicht mehr die Rede sein, nachdem dies Herzogthum dem Kaiser rechtskräftig durch die Reichsgerichte zugesprochen war. Zwar ließ der König durch den berühmten Kanzler v. Ludewig in Halle [1]) weitläufige Schriftstücke ausarbeiten und als Manifest veröffentlichen, in welchem seine Rechte auf Schlesien beim Beginn des Krieges der Welt dargelegt werden sollten; allein diesen Deductionen wurden österreichischerseits alsbald so begründete Einwendungen gegenübergestellt, daß das behauptete Recht mehr als zweifelhaft erschien. Wir wollen die Leser nicht mit Aufzählung der Gründe und Gegengründe ermüden, sondern nur hervorheben, daß der große Kurfürst gegen Abtretung des Schwiebuser Kreises auf die sämmtlichen Ansprüche seines Hauses an Schlesien ausdrücklich verzichtet hatte, und daß die Rückgabe von Schwiebus durch Friedrich I. diesen Verzicht nicht aufheben konnte, weil er durch diese Rückgabe die Ungültigkeitserklärung des väterlichen Testamentes vom Kaiser erkaufte. Es

[1]) Rechtsgegründetes Eigenthum des königl. Churhauses Preußen und Brandenburg auf die Herzogthümer und Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau 2c. Bei dieser Arbeit unterstützte denselben der bekannte Jurist Mylius und ein Geheimrath Weinrich. (v. Bülow an Brühl.) Dagegen erschien in Wien eine „Actenmäßige Gegeninformation."

steht fest, daß weder Friedrich I., noch Friedrich Wilhelm I. sich jemals ein Recht auf Schlesien zugeschrieben haben, und wenn Ranke [1]) behauptet, daß sich bei den Hohenzollern die Ueberzeugung fortgepflanzt, daß ein großer Theil von Schlesien ihnen von Rechts wegen gehöre, so wäre zu wünschen, daß er den Beweis dafür beigebracht hätte. Wir dagegen acceptiren bestens einen anderen Ausspruch desselben großen Historikers, welcher zehn Seiten vorher erklärt, daß der Geschichtsschreiber glücklicherweise zweifelhafte Rechtsfragen nicht zu erörtern habe, weil eine angemaßte Entscheidung in dieser Beziehung nur seine Unparteilichkeit beeinträchtigen würde.

Friedrich selbst war weit entfernt davon, sich in seinem Innern auf dergleichen Rechtstitel zu berufen. Als er das zweite Kapitel der „Geschichte meiner Zeit" niederschrieb, erklärte der königliche Autor mit der ihm bei Beurtheilung seiner Thaten eigenthümlichen Unbefangenheit, daß jugendlicher Ehrgeiz und der Wunsch, sich einen Namen zu machen, ihn in den Krieg getrieben, dessen glücklicher Ausgang durch ein zahlreiches wohlgeübtes Heer und einen gefüllten Schatz gesichert schien. Von den „unbestreitbaren Rechten auf Schlesien," die in den gedruckten Ausgaben seiner Werke und den Kriegsmanifesten so stark hervorgehoben werden, ent-

[1]) Neun Bücher II. 123.

hielt die ursprüngliche Fassung Nichts, sondern diese Worte sind erst durch Voltaire's Correctur hineingekommen, der des Königs Bekenntniß zu aufrichtig fand [1]). Und doch entspricht dasjenige, was Friedrich von sich selbst aussagt, durchaus der Art und Weise, wie die Geschichte der Völker sich vollzieht. — Von Zeit zu Zeit treten große Männer auf, welche, den Eingebungen ihres Geistes oder auch ihrer Leidenschaften folgend, weltbewegende Thaten vollbringen, ohne sich grübelnd die Folgen ihrer Handlungen klar zu machen, deren ganze Tragweite oft erst eine ferne Zukunft an's Licht bringt. So kann das jetzt lebende Geschlecht ohne Weiteres erkennen, wie gewaltig vor 120 Jahren durch Friedrich's Thaten die große Doppelaufgabe gefördert wurde, welche der preußische Staat zu erfüllen hat: als mächtiger Hort der Protestanten zugleich die feste Säule zu sein, an welcher dereinst die deutsche Einigkeit sich heraufranken sollte; denn nach der Zertrümmerung des alten deutschen Kaiserreiches konnte an die Spitze unseres Vaterlandes nur ein Staat berufen werden, welcher die vollkommenste Duldung und Gleichberechtigung der verschiedenen Confessionen gewährleistete,

---

[1]) Voltaire ed. Beuchot XL. p. 58. Menzel, Deutsche Geschichte X. p. 401. Note. Bezeichnend sind auch die Worte Valori's I. 95. Je ne pouvois reconnaitre l'auteur de l'Antimacchiavell à des discours qui semblaient ne respirer qu'une confusion générale et l'anéantissement de la maison d'Autriche.

was einem katholischen Staate ein für alle Mal unmöglich gewesen wäre.

Kaum bedarf es hiernach einer ernsten Zurückweisung der Schriftsteller, welche dem Könige es zum Vorwurf machen, daß er als Feind einer schwachen Frau aufgetreten sei, welche noch dazu durch persönliche Verhältnisse beim Ausbruche des ersten schlesischen Krieges auf besondere Schonung und Rücksichtnahme Anspruch hatte. Wir würden hierüber kein Wort verlieren, wenn nicht ein Mann von Macaulay's Bedeutung diesen Vorwurf von Neuem erhoben hätte. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß Friedrich's Gegnerin in ihrer Person das Haus Oesterreich repräsentirte, welches, wie ein jüngerer Historiker das treffend ausspricht[1]), „in seinen Beziehungen zu Preußen von jeher blos zwischen den Rollen eines treulosen Verbündeten und eines arglistigen Feindes gewechselt hat." Von seinem Ahnherrn, dem großen Kurfürsten, und von dem eigenen Vater, der in seinen letzten Tagen ihm zurief: „Da steht Einer, der mich rächen wird!" war dem jungen Könige das Amt des Vergelters für Jahrhunderte lange Unbill übertragen. Als der Tag erfüllet war, zog er das Schwert!

Was nun gar den zu besonderer Milde und Nachsicht stimmenden Zustand der Königin Maria Theresia

---

[1]) Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Breslauer. p. 35.

im Winter 1740 betrifft, so genügt es, darauf hinzuweisen, daß bei dem reichen Muttersegen, welcher dieser trefflichen Fürstin beschieden war, Friedrich bis zum Jahre 1756 hätte warten müssen, um einige Wochen abzupassen, wo dergleichen zarte Rücksichten ihm nicht im Wege gestanden hätten.

So faßte der König den Entschluß, die Gunst der sich darbietenden Gelegenheit zu benutzen, um nicht der Gegnerin Zeit zu lassen, sich zu kräftigem Widerstande zu rüsten. Mit voller Zuversicht betrat er seine Heldenlaufbahn.

Das Publikum theilte diese Zuversicht nicht. Mißvergnügte Stimmen ließen sich um so lauter hören, als man erfuhr, daß der alte Dessauer mit dem Unternehmen nicht einverstanden war und durch des Königs Willen von thätiger Theilnahme an demselben ausgeschlossen blieb. Nicht ein Mal zu den Vorberathungen hatte man den altbewährten Feldherrn zugezogen. Tiefgekränkt beschwerte sich derselbe, wurde aber ziemlich barsch abgewiesen. „Er solle," schrieb ihm Friedrich am 24. November, „sich über die beabsichtigten kriegerischen Maßnahmen immerhin beruhigen. Nichts sei verabsäumt, und der Fürst werde bei Zeiten von des Königs Befehlen Kenntniß erhalten." Auf eine nochmalige Vorstellung Leopold's erging dann am 2. Decbr. ein etwas milderer Bescheid, welcher, die großen Ver=

dienste des Greises anerkennend, ihm eröffnete, daß er zum Oberbefehlshaber eines an der sächsischen Grenze aufzustellenden Beobachtungsheeres bestimmt sei, wo er hinreichend Beschäftigung finden werde. „Was aber die gegenwärtige von mir beschlossene Unternehmung betrifft, so habe ich diese mir selbst vorbehalten, damit die Welt nicht denken möge, daß ich mit einem Hofmeister zu Felde ziehe [1]).“ An demselben 2. Decbr. traf Friedrich unter großem Zulauf der Einwohnerschaft in Berlin ein. Bis zum 12ten waren alle Vorbereitungen zum Ausmarsch beendet, ein großer Theil des beinahe 30,000 Mann starken Armeekorps hatte sich bereits auf den Weg nach Schlesien begeben. Der König selbst wohnte in der Nacht zum 13ten noch in heiterster Stimmung einem Hofballe bei, den er mitten im Tanze verließ, um seinen Truppen zu folgen. Am 15ten war er in Krossen und redete die Generale und Offiziere, die er um sich versammelte, mit folgenden Worten an: „Meine Herren, ich unternehme einen Feldzug, bei dem ich keinen anderen Verbündeten habe, als Ihre Tapferkeit, keine andere Hilfsquelle, als mein Glück. Sein Sie stets des unsterblichen Ruhmes eingedenk, den Ihre Vorfahren auf den Feldern von War-

---

[1]) v. Orlich, Geschichte der schlesischen Kriege I. 38. theilt diese Schreiben aus dem Dessauer Archive mit.

schau und Fehrbellin eingeerntet, und halten Sie den Ruf der brandenburgischen Truppen aufrecht. Leben Sie wohl! Eilen Sie mir voran auf den Sammelplatz der Ehren. Ich folge Ihnen auf dem Fuße nach!"

Viertes Kapitel.

Der Erste Schlesische Krieg.

Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts war Schlesien durch Kaiser Carl IV. dem Königreich Böhmen als ein Nebenland einverleibt[1]) und gehörte dadurch zum deutschen Reiche, obgleich es auf den Reichstagen niemals Sitz und Stimme geführt hat. Nach dem allmählichen Aussterben der verschiedenen piastischen Fürstenhäuser fielen, mit geringen Ausnahmen, die sämmtlichen Besitzungen derselben an Böhmen und bildeten auf diese Weise einen Theil der österreichischen Hausmacht. Statthalter, aus dem Fürstenstande des Landes entnommen, übten die Rechte des böhmischen Königs in dessen Namen aus. Ziemlich unangetastet blieben denselben gegenüber in den einzelnen Fürsten-

---

[1]) Eine kurze und klare Uebersicht der Hauptmomente aus der schlesischen Geschichte bei F. Vogt. Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. p. 415 u. ff.

thümern die Privilegien der Landstände, welche nicht nur das Steuerbewilligungsrecht, sondern auch bedeutenden Antheil an der Gesetzgebung hatten. Galt es die Angelegenheit des gesammten Landes, so trat ein allgemeiner Fürstentag zusammen, der stets in Breslau abgehalten wurde und dadurch nicht wenig dazu beitrug, diese Stadt recht eigentlich zum Mittelpunkt und zur Hauptstadt des ganzen Landes zu machen. Das Generalsteueramt, als ständische Behörde, hatte die bewilligten Abgaben einzuziehen und zu verausgaben.

Diese Verhältnisse erfuhren während des dreißigjährigen Krieges eine Umwandlung. Nicht lange nach Luther's Auftreten hatte die neue Lehre in Schlesien fruchtbaren Boden gefunden. Die Städte neigten fast sämmtlich derselben zu, und bald traten auch die Herzöge von Liegnitz und Brieg, von Jägerndorf, Münsterberg, Teschen und Troppau der Reformation bei. Dies religiöse Interesse war hauptsächlich der Grund, weshalb die Schlesier sich 1618 den Aufständischen in Prag anschlossen und 1620 nach der Schlacht am weißen Berge den Zorn des Kaisers zu fühlen hatten. Alsbald rückten zu dem Ende die Jesuiten ein und begannen mit Hilfe der „seligmachenden" lichtensteinischen Dragoner die größten Gräuelthaten gegen die Ketzer zu verüben. Dieser unerträgliche Druck so wie das lange Elend des dreißigjährigen Krieges brachten das Land so herunter, daß an keinen Widerstand gedacht

werden konnte, als der Kaiser dasselbe in volle Abhängigkeit von dem neu eingesetzten kaiserlichen Oberamts-Collegium brachte. An die Spitze dieser nach Stimmenmehrheit entscheidenden Behörde war unter Carl VI. zuletzt ein kaiserlicher Oberamts-Director, Graf Schaffgotsch, gestellt worden. Die Stände blieben daneben bestehen und übten der Form nach das Steuerbewilligungsrecht weiter, doch stellte sich die Sache so, daß die kaiserlichen Forderungen fast immer zugestanden wurden, nachdem man vergebens versucht hatte, einen Theil davon abzuhandeln. Gerade im Jahr 1740 ließ man es sich jedoch, vielleicht in Voraussicht der schweren Zeiten, für die man sich die Unterthanen geneigt erhalten wollte, gefallen, daß die Stände in der That nicht unbedeutende Abzüge machten. Mit größter Strenge verfuhr man dagegen nach wie vor auf dem confessionellen Gebiete.

Die evangelische Bevölkerung wurde durch unausgesetzte, zum Theil sehr kleinliche Plackereien gereizt und zum Widerstande geneigt gemacht. Man scheute kein Mittel, um Protestanten zum Uebertritte zu bewegen, während umgekehrt die Annahme des protestantischen Bekenntnisses von einem Katholiken als Apostasie mit ewiger Landesverweisung und Vermögensconfiscation bestraft ward [1]). Auf alle Weise suchte man die feier-

[1]) Grünhagen l. c. p. 7. Wuttke, Friedrich des Großen Besitzergreifung von Schlesien. Leipzig 1843. Dies für die ältere

lichen Zusagen zu umgehen, die man den Schwedenkönigen Gustav Adolph und Carl XII. zu Gunsten der Lutheraner hatte machen müssen. Wie weit die Verfolgungssucht ging, zeigt am besten eine 1738 ergangene Bestimmung, wonach Personen, deren Urgroßväter ehemals katholisch gewesen, nicht als Apostaten behandelt werden sollten. Die evangelischen Kirchen waren unter allerlei Vorwänden zum großen Theil den Katholiken übergeben, neue durften nicht gebaut werden. An vielen Orten mußten die protestantischen Landleute fünf Meilen weit bis zur Kirche gehen. Dergleichen Zustände waren äußerst günstig für einen protestantischen Fürsten, welcher sich des Landes zu bemächtigen wünschte. Friedrich selbst sprach es aus, daß er von den Protestanten mit offenen Armen empfangen zu werden hoffe. Die Berliner Geistlichkeit verkündete von den Kanzeln, daß der König als Befreier seiner Glaubensgenossen in's Feld ziehe. Ueberdies fühlten sich die Schlesier unter der österreichischen Regierung nicht blos auf dem religiösen, sondern auch auf dem gewerblichen Gebiete schwer verletzt. Durch unzweckmäßige Zollgesetze lag der einst blühende Handel mit Polen fast ganz darnieder. Die Ausfuhr des baaren Geldes war streng verboten, und in Folge massenhafter

---

Zeit lehrreiche weitläufige Buch ist nicht fortgesetzt und enthält von dem, was der Titel verspricht, gar Nichts. — Viele interessante Einzelheiten auch bei Stenzel IV. 82.

Vertreibung und Auswanderung der bedrückten Protestanten fehlte es an Händen zur Arbeit. Der Handwerkerstand, namentlich in Breslau, äußerte große Unzufriedenheit über den stets wachsenden Steuerdruck und über die Eingriffe in das alte Zunftwesen. Unruhige Auftritte wiederholten sich in diesen Kreisen und wurden durch leidenschaftliche Wortführer nach kurzen Zwischenräumen stets von Neuem hervorgerufen. Zwar wußte man, daß von der preußischen Herrschaft eine Erleichterung der Lasten und Abgaben nicht zu erwarten stand, denn der König, sagte man, „zählt dort den Leuten die Groschen in der Tasche," allein der Ruf der freisinnigen Akte, mit welchen Friedrich den Anfang seiner Regierung bezeichnet hatte, war doch über die Grenze gedrungen, und man durfte unter einem hohenzollern'schen Regenten jedenfalls auf Ruhe und Frieden zwischen Protestanten und Katholiken rechnen. Das Ergebniß so verschiedenartiger Betrachtungen, die einander die Wage hielten, war eine überraschende Gleichgiltigkeit gegen einen etwa bevorstehenden Wechsel der Landesherrschaft, wie sie sich beim Einmarsch der Preußen alsbald kund gab. An Widerstand konnte überhaupt kaum gedacht werden. In der ganzen Provinz befanden sich, auch nachdem Anfangs December fünf Regimenter nachgerückt waren, nicht mehr als 7000 bis 8000 Mann österreichischer Truppen. Von den Festungen wird Glogau als halb verfallen geschil-

dert[1]), in Brieg war der Hauptwall seit 90 Jahren nicht ausgebessert, Glatz befand sich so wenig im Vertheidigungszustande, daß es von mehr als Einer Seite durch Ueberfall genommen werden konnte. Neisse allein wäre zu halten gewesen, wenn es nicht an der nöthigen Stärke der Besatzung gefehlt hätte. Aehnlich verhielt es sich mit Breslau. Den Oberbefehl führte Feldmarschalllieutenant Browne[2]), ein tapferer Mann, dem zugleich eine für damalige Zeiten seltene kriegswissenschaftliche Bildung nachgerühmt wird. Allerdings hatte man in Wien die Absicht, ein größeres Heer zu sammeln und unter Neipperg's Anführung den Preußen entgegenzustellen, allein so nahe dachte man sich die Gefahr nicht. Das Breslauer Oberamt schickte Stafetten über Stafetten und zuletzt einen Courier nach Hofe, um Verhaltungsbefehle zu erbitten, erhielt aber als Antwort einen Verweis wegen der zu großen Aengstlichkeit und wegen unnützer Ausgabe von Stafettengeldern. Erst am 5. December erging der Befehl, die Verschanzungen in Stand zu setzen, am 17ten wurde die Anlegung von Magazinen und die Verproviantirung der Festungen angeordnet. Fünf Tage später stand Friedrich bereits mit seiner Armee vor Glogau und schlug in Herrendorf sein Lager auf.

---

[1]) v. Arneth I. 137.

[2]) Er selbst schrieb sich Broune, wie seine Authographen zeigen.

Da in den bei dem Einmarsche verbreiteten preußischen Manifesten noch die Behauptung aufrecht erhalten war, daß der König nicht als Feind, sondern als Freund und Beschützer der Königin von Ungarn erscheine, um die Provinz Schlesien gegen anderweite Angriffe sicher zu stellen und zu besetzen, so hatten die Kreise und Städte, welche die Preußen passiren mußten, von der Breslauer Oberamtsregierung den Befehl erhalten, feierlich gegen eine solche Behauptung und gegen das ganz unerhörte Unternehmen zu protestiren. Demgemäß stellten sich bereits in Krossen dem Könige zwei ständische Deputirte des Grünberger Kreises vor, um die feierliche Verwahrung gegen den Einmarsch in Schlesien zu überreichen. Friedrich nahm das Schriftstück entgegen, übergab es einem Pagen zur Aufbewahrung und sprach lange Zeit freundlich mit den Ueberbringern, die er zur Tafel zog und so bezauberte, daß sie ihre in der Nähe gelegenen Schlösser zur Verfügung stellten, falls Sr. Majestät dieselben auf dem Marsche berühren sollte.

Am folgenden Tage, Freitag den 16. December 1740, betrat die Armee den schlesischen Boden. Den Einwohnern wurden die beruhigendsten Versicherungen ertheilt, den Soldaten und Offizieren bei strengster Strafe verboten, irgend Etwas ohne deren Bewilligung und ohne sofortige baare Bezahlung anzu-

nehmen. Die strenge Durchführung dieses Befehles trug nicht wenig zur Erleichterung des Marsches bei; denn die Bauern, denen es bisher an Absatz für ihre Produkte gefehlt hatte, kehrten sich nicht im Mindesten an die von Breslau gekommene Ordre, den Preußen jede Art von Lieferung zu verweigern, sondern brachten in Fülle, was man bedurfte, und waren glücklich über den leichten und reichlichen Erwerb. Kaum wird von einer vereinzelten Unordnung oder Gewaltthat der Soldaten berichtet. Ein glänzender Beweis für den Erfolg der preußischen Disciplin, welche ein zum großen Theil aus angeworbenem Gesindel bestehendes Heer in solcher Weise zu zügeln vermochte!

In Grünberg legte der Magistrat eine ergötzliche Probe des Gleichmuthes an den Tag, mit welchem man die Dinge über sich ergehen ließ, ohne weder für die eine noch die andere Partei sich besonders zu erwärmen. Im Rathszimmer sitzend erwarteten die Väter der Stadt den Einmarsch der Feinde. Ein preußischer Lieutenant trat ein und forderte die Schlüssel der Thore. Als treuer Unterthan der Königin Maria Theresia erklärte der Bürgermeister, die Schlüssel nicht übergeben zu können. „Sie liegen hier auf dem Tische. Will der Herr Lieutenant sie mit Gewalt nehmen, so können wir gegen die Uebermacht Nichts ausrichten.“ Lachend nahm der Offizier die Schlüssel und brachte sie

andern Tages in den Sessionssaal zurück, wo der versammelte Magistrat eben so ruhig, wie am Tage vorher, dem Vorgange zuschaute.

In Glogau suchte inzwischen der tapfere Kommandant Wallis [1]), so gut es gehen wollte, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Eifrig wurden die Gräben ausgebessert. Die Vorstädte brannte man nieder. Hier außerhalb der Festungswerke hatten die Protestanten ihre Kirche, welche bei einer Belagerung dem Feinde als gefährlicher Angriffspunkt dienen konnte. Die Gemeindeglieder wünschten dringend, ihr Gotteshaus zu retten, und benützten den ihnen gewährten kurzen Aufschub, um deshalb eine Deputation an den König von Preußen zu schicken. Dieser war so eben von Krossen aufgebrochen und empfing, im Reisewagen sitzend, die Abgeordneten. „Sie sind, meine Herren," erwiederte er auf ihren Vortrag, „die Ersten, die in Schlesien Etwas von mir erbitten. Es soll gewährt werden." Er versprach, keinerlei militärischen Gebrauch von der Kirche zu machen, die er überdies später umbauen und erweitern ließ [2]). General Wallis bot Alles auf, die

---

[1]) Er stammte aus einer schottischen Familie, Browne aus einer irländischen.

[2]) Wo der König auf seinem Marsche am Sonntage nicht eine der wenigen evangelischen Kirchen fand, welche die Oesterreicher verschont hatten, ließ er ohne Weiteres in der katholischen Kirche des Ortes für seine Truppen Gottesdienst halten.

ihm anvertraute Festung zu behaupten, und brachte es dahin, daß der König, nachdem er sich von seinem Lager in Herrendorf aus persönlich von dem Zustande der Wälle und Gräben überzeugt hatte, eine schnelle Erstürmung für unausführbar erkannte und sogar bei dem Mangel an schweren Geschützen für jetzt von einer förmlichen Belagerung abstehen und sich damit begnügen mußte, ein Einschließungscorps unter Prinz Leopold von Dessau zurückzulassen. Es kam ihm vor allen Dingen darauf an, so schnell wie möglich südwärts vorzudringen, um sich Breslau's zu bemächtigen, und dann weiter bis an die Grenzen der Provinz das Land in Besitz zu nehmen. Er berief die Landesältesten der zunächst gelegenen Kreise zu sich und ordnete mit der ihm eigenen praktischen Kürze die Verpflegung der Armee auf's Zweckmäßigste in solcher Weise an, wie dieselbe dem Lande am wenigsten lästig wurde. Alle Lieferungen sollten entweder baar bezahlt oder gegen später einzulösende Quittungen in Empfang genommen werden. Die Armee setzte sich alsdann in zwei Abtheilungen unter Schwerin's und des Königs eigener Anführung in Marsch. Am 31. December war Friedrich über Parchwitz und Neumarkt bis zu dem ½ Meile von den Thoren von Breslau gelegenen Dorfe Pilsnitz gelangt, von wo aus er die Obristen Posadowsky und Borke in die Stadt schickte, um die Verhältnisse mit derselben wo möglich in aller Güte zu ordnen.

Breslau, einst eine freie, mächtige Reichsstadt, hatte zwar im Laufe der Zeiten viel von der alten Selbstständigkeit eingebüßt, aber die Bürgerschaft befand sich noch immer im Besitze ausgedehnter, ganz eigenthümlicher Vorrechte. Dazu gehörte vor allen Dingen das sogenannte jus praesidii, vermöge dessen die Stadt kein Militär einzunehmen brauchte, welches nicht dem Magistrat und der Bürgerschaft Treue geschworen. Durch die ganze Dauer des dreißigjährigen Krieges wußte man dieses Recht unangetastet zu erhalten. Einige von der Bürgerschaft angeworbene Compagnien hatten bei dem damaligen Zustande der Kriegs- und Belagerungskunst hingereicht, die Stadt zu schützen. Ein solches Recht aufzugeben war man keineswegs gewillt, auch trat die österreichische Regierung mit einer dahin zielenden Aufforderung erst hervor, als es bereits zu spät war; denn die Selbsttäuschung des Wiener Hofes über König Friedrich's Absichten war so groß, daß man wirkliche Vertheidigungsmaßregeln in Breslau noch gar nicht getroffen hatte, als die Nachricht von dem erfolgten Einmarsch der Preußen in Schlesien nach der Hauptstadt dieser Provinz gelangte. Erst am 9. December erfuhr man, daß die Preußen bereits im Lande ständen, und zwar nicht von Wien, sondern von Glogau aus, wo der Commandant Wallis jeden Augenblick den Angriff des Feindes erwartete. Am Tage darauf, den

10ten, kam denn endlich aus Wien der Befehl, kaiserliche Truppen in die Stadt zu nehmen, weil sonst an eine regelrechte Vertheidigung nicht zu denken wäre. Daß man sich dabei an die alten, längst nicht mehr zeitgemäßen Privilegien der Stadt nicht kehrte, war ganz in der Ordnung; es konnte sonst, wie das der Erfolg zeigte, gar leicht wegen eines kleinlichen Rechtsstreites eine der wichtigsten Städte des Reiches verloren gehen. Dazu kam das sehr gerechtfertigte Mißtrauen gegen die zahlreiche protestantische Bevölkerung in Breslau, die sich voraussichtlich einem evangelischen Fürsten nicht übereifrig widersetzen würde [1]). Das Oberamt wurde beauftragt, die Breslauer zur Einnahme der kaiserlichen Besatzung womöglich in Güte zu bewegen, was keine leichte Aufgabe war, weil das Bewußtsein der alten Privilegien bei der Einwohnerschaft sich sehr lebendig erhalten hatte. Um den Wünschen des Hofes zu genügen, mußte man vor allen Dingen zwei Männer zu gewinnen suchen, welche sich des größten Einflusses bei ihren Mitbürgern erfreuten. Der Syndicus Gutzmar hatte alle Vernünftige und Besonnene hinter sich, welche einsahen, daß das Vertheidigungsrecht den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr entspreche. Ihm gegenüber stand an der Spitze der unruhigen und unzufrie-

[1]) Grünhagen p. 44.

denen Handwerker und Kleinbürger ein aus Krossen gebürtiger Schuster Döblin [1]). Es kam zu tumultuarischen Auftritten, die damit endeten, daß die Breslauer ungehindert den Versuch machen durften, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, was auch im Grunde das einzig Mögliche war, weil sich österreichische Truppen, die man hätte einnehmen können, gar nicht in der Nähe befanden.

Wenn man die zwischen dem Oberamte, dem Magistrate und der Bürgerschaft von Breslau gepflogenen Unterhandlungen verfolgt, so ergiebt sich als Resultat ein gänzlicher Mangel an Theilnahme für die großen politischen Fragen, welche zur Entscheidung standen. Weder Treue und Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, noch auch Sehnsucht nach einem Wechsel der Herrschaft machte sich geltend, sondern es waren die Localinteressen der Stadt, der Zünfte, ja die kleinlichsten Interessen der einzelnen Personen, welche man vor allen Dingen gesichert sehen wollte. Diese spießbürgerliche Anschauung war in allen Kreisen so sehr die herrschende, daß sogar die katholische Geistlichkeit, welche vorzugsweise den auf dem rechten Oderufer belegenen offenen Theil der Stadt bewohnte, von einer Vertheidigung der Festung Breslau gegen die Preußen Nichts wissen wollte, weil in solchem Falle ihre zahlreichen Klöster

---

[1]) Grünhagen, Zwei Demagogen im Dienste Friedrich des Großen. Breslau 1861.

und das Domstift Gefahr liefen, zerstört zu werden. Diese geistliche Domvorstadt hatte an dem Breslauer jus praesidii keinen Antheil, weshalb man es geschehen lassen mußte, daß General Browne mit 300 Dragonern sich dort einquartierte.

In der Stadt selbst wurde die Bürgerschaft täglich in den Waffen geübt, mit Gewehren aus dem städtischen Zeughause versehen, die Wälle mit Kanonen besetzt und die Thore streng verschlossen gehalten. Dennoch dachte wohl Niemand an einen ernsthaften Widerstand, falls es zum Angriff kommen sollte. Als das Oberamt nochmals das Abbrennen der Vorstädte in Anregung brachte, erwiederte der Magistrat, daß dadurch ein Schaden von vielen Millionen entstehen würde, die Stadt aber einem feindlichen Angriffe nichtsdestoweniger unterliegen müßte, weil keine Armee zum Entsatz in der Nähe wäre. So standen die Sachen am Sylvesterabend 1740, als die beiden vom Könige abgesendeten Obristen anlangten und ihre Vollmachten vorzeigten, die, weil die Thore bereits geschlossen waren, im „Postkästel" über die Mauer gezogen wurden. Eiligst weckte man die Väter der Stadt aus dem Schlafe, um sich zur Sitzung zu versammeln.

Am frühen Morgen des 1. Januar 1741 wurden Verhaltungsregeln vom Oberamte eingeholt, welches jede Art von Verantwortlichkeit dadurch abzulehnen suchte, daß es die weiteren Schritte der Bürgerschaft allein überließ.

Inzwischen hatte König Friedrich sich bereits von Pilsnitz aus in die Schweidnitzer Vorstadt begeben und in dem Skulteti'schen Garten sein Hauptquartier aufgeschlagen [1]). Sobald dies in der Stadt bekannt wurde, beeilte man sich, die beiden noch vor dem Thore auf Bescheid wartenden Obristen feierlich einzuholen, was denn auch am Vormittag des Neujahrstages geschah. Der Stadtmajor v. Wutgenau führte in Begleitung der städtischen Ausreiter und eines zahlreichen Gefolges die beiden Gesandten des Königs auf den großen Marktplatz, den sogenannten Ring, und geleitete sie zu der in Bereitschaft gesetzten Wohnung. Die Propositionen, welche sie überbrachten, wurden alsbald dem Rathspräses v. Roth dahin mitgetheilt, daß der König die Stadt für jetzt zwar nicht besetzen, auch keine Huldigung von ihr verlangen wolle, daß dieselbe aber für den Nothfall ihm als Zufluchtsort offen stehen müsse.

Der Magistrat erbat sich 24 Stunden Bedenkzeit, die auch zugestanden wurden. Inzwischen versuchten Posadowsky und Borke auch mit dem Oberamt in Berathung zu treten, was aber zu keinem Resultate führte, weil die Mitglieder desselben, als österreichische Beamte, sich durch Eingehen auf die preußischen Vorschläge geradezu des Landesverraths schuldig gemacht hätten.

Am 2. Januar ließ sich nun der Magistrat über die

---

[1]) Jetzt Gartenstraße 21. Grünhagen p. 74.

Art und Weise vernehmen, wie er die Vorschläge des Königs zu beantworten gedächte. Man glaubte etwas besonders Kluges ersonnen zu haben, indem man für die Stadt Breslau vollkommene Neutralität begehrte, um der Form nach jede Parteinahme zu vermeiden, während doch im Wesentlichen Alles zugestanden wurde, was die Preußen verlangten. Die Deputirten des Rathes überbrachten am folgenden Tage diesen Vorschlag dem Könige, der die Herren mit größter Freundlichkeit empfing, weil er sofort begriff, daß er so auf die friedlichste Weise alle seine Absichten verwirklichen konnte. Seine Truppen standen vor den drei auf dem linken Oderufer belegenen Thoren, oder waren denselben doch so nahe, daß diese Seite der Stadt in seiner Gewalt war. Die 300 Oesterreicher unter Browne verließen in Anbetracht dessen die Dominsel, welche sie gegen die preußische Uebermacht nicht behaupten konnten, und Friedrich führte am Morgen des 4. Januar 400 Mann über eine eilig aufgeschlagene Schiffbrücke, um den nun offenen Stadttheil zu besetzen. So konnte er sich der ganzen Stadt in jedem Augenblicke bemächtigen. Dies schon jetzt zu thun, schien nicht gerathen, weil dadurch leicht große Aufregung der Parteien und des zum Tumulte ohnehin geneigten Breslauer Pöbels hätte entstehen können. Die ihm angetragene Neutralität der Stadt nahm er um so lieber an, als die Deputirten sich eine Zusatzclausel gefallen ließen, welche die Auslegung

des Vertrages gänzlich in des Königs Hände legte. Derselbe versprach nämlich „bei den jetzigen Conjuncturen, und so lange dieselben dauern werden," die Neutralität der Stadt und der Vorstädte anzuerkennen, dieselben von allen Leistungen und Contributionen zu befreien und das jus praesidii so wie alle anderen Privilegien unangetastet zu lassen, wogegen die Breslauer sich verpflichteten, keinerlei Besatzung, weder österreichische noch sonstige, in ihre Thore einzunehmen. Dem Könige aber solle gestattet sein, die Gensd'armes und ein Bataillon Soldaten in die Vorstadt zu legen und ein Magazin daselbst zu errichten. Seine Majestät selbst und dessen Gefolge in ihren Mauern zu beherbergen, werde die Stadt sich zur Ehre rechnen, doch sollten die Soldaten ohne Obergewehr kommen und zur Bedeckung des Monarchen nicht mehr als 30 Gensd'armes eingelassen werden. Die Deputirten kehrten triumphirend zurück. Sie glaubten Wunder welche Vortheile für ihre Stadt errungen zu haben. Friedrich aber schrieb in richtiger Würdigung der Sachlage schon Tags darauf an seinen Cabinetsminister: „Ich habe Breslau und will nun weiter gegen den Feind vorrücken. Bis zum Frühjahr hoffe ich ihn zu Grunde zu richten [1]."

Am nächsten Morgen begab sich Friedrich in die

---

[1]) Ranke 164. Grünhagen 79.

Stadt, vor deren Thoren jetzt die preußischen Wachen zurückgezogen waren. Die Art und Weise, wie das königliche Gefolge in möglichst glänzendem Zuge seine Einfahrt hielt, schien mit Absicht so angeordnet, als wollte man auf eine Besitznahme hindeuten; denn während der allen Formalitäten abholde junge König mit seinen Generalen zu Pferde die Festungswerke und die Wälle bis zum Ziegelthore in Augenschein nahm, wurde als Zeichen der einziehenden monarchischen Gewalt und Herrschaft im offnen prachtvollen Wagen ein blausammtner, mit Hermelin gefütterter Königsmantel durch die Straßen geführt und von dem Volke angestaunt, welches zu gleicher Zeit Gelegenheit hatte, die als Leibgarde dienenden, schön uniformirten Gensd'armen in ihrer paillefarbnen Tracht zu bewundern und sich an den goldbetressten Maulthieren zu ergötzen, welche das Silberservice trugen. Um 10 Uhr erschien Friedrich selbst zu Pferde, von einem glänzenden Stabe begleitet. Vier Läufer in orangefarbenen, goldbesetzten Kleidern schritten voran. Die Straßen waren von zwei Reihen der Stadtsoldaten besetzt. Trotz des Schneegestöbers ritt der König fast beständig mit entblößtem Haupte, nach rechts und links grüßend. Im Graf Schlegenberg'schen Hause auf der Albrechtsstraße, jetzt die königliche Bank, war die Wohnung bereit. Bald erschien Friedrich auf dem Balcon des Hauses und zeigte sich eine Viertelstunde lang der gaffenden Menge, die ihn, wie einige Berichte angeben,

schweigend anstaunte, nach anderen aber mit lautem Hurrahruf begrüßte.

Nach der Tafel, bei welcher er auf das Gedeihen der Stadt Breslau ein Glas leerte, ritt der König über die Oderbrücke zur Besichtigung der auf dem Dome einquartierten Besatzung. Noch selbigen Tages erfolgte eine Maßregel, durch welche den Breslauern klar werden mußte, daß es kein bloßer Höflichkeitsbesuch war, den Friedrich ihnen abstattete. Das Oberamt erhielt die Weisung, bei Vermeidung von Leibes- und Lebensstrafen, die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen. Eine österreichische, offenbar feindlich gesinnte Behörde sollte hier nicht ferner Einfluß üben. Die Herren Oberamtsräthe mit ihrem Präsidenten [1]) hatten außerdem den König dadurch beleidigt, daß keiner derselben sich zu seiner Begrüßung eingefunden. Denen, welche den Neutralitätsvertrag abgeschlossen hatten, mochten nach dieser Maßregel wohl die Augen über die arge Selbsttäuschung aufgehen, in der sie befangen gewesen, um so mehr, als gleich darauf die kaiserliche Kammer, die Bank und die Münze versiegelt und die kaiserlichen Gelder in der Stadt mit Beschlag belegt wurden. In dem Amtslocal der vertriebenen österreichischen Räthe

[1]) Auf Fürbitte einer Deputation des Raths und der Kaufmannschaft wurde dem Grafen Schaffgotsch gestattet, noch einen Tag länger zu bleiben. Ueber alle diese Vorgänge cf. Grünhagen 86 flgde.

richtete sich das preußische Feldkriegscommissariat ein [1]). Mit absichtlicher Milde und Zuvorkommenheit behandelte der König die katholische Geistlichkeit und die Vorsteher der Klöster, welche am 5. Januar ihre Aufwartung machten. Seltsamer Weise lud er sie alle zu einem Balle ein, den er für denselben Abend veranstaltet hatte. Er werde, fügte er hinzu, keine Entschuldigung annehmen, sie müßten kommen. Der König selbst erschien zu dieser Festlichkeit bereits um 6 Uhr und tanzte mit mehreren vornehmen Damen. Viele der Gäste waren schweren Herzens der Einladung gefolgt, weil sie den üblen Eindruck fürchteten, den es in Wien machen mußte, wenn der hoffähige Adel, noch dazu während der Landestrauer um Carl VI., auf einem Balle tanzte, den der Usurpator gab! Bereits um 10 Uhr Abends hatte Friedrich sich durch einen Adjutanten abrufen lassen, um noch einige Anordnungen für morgen zu treffen; denn bereits in der Frühe des nächsten Tages zog er mit seinen Truppen nach Ohlau, dessen kleine Besatzung sofort capitulirte. Die Stadt wurde in Besitz genommen und preußische Magazine daselbst angelegt.

Inzwischen war auch Schwerin mit seinem Corps unaufhaltsam am Fuß des Eulengebirges und der Sudeten vorgerückt, hatte am 28. December Liegnitz ohne Widerstand besetzt und befand sich am 7. Januar in Frankenstein. Von da nach Ottmachau weiter vor-

---

[1]) Stenzel IV. 96.

dringend, traf seine Avantgarde bei dem Dorfe Ellguth mit einem Theile der österreichischen Truppen zusammen, welche General Browne an sich gezogen hatte, um die Preußen abzuwehren. Es kam zu einem kleinen Gefechte, in welchem die Oesterreicher über die Neisse zurückgeworfen wurden. Bei dieser Gelegenheit sind die ersten Schüsse zwischen den beiderseitigen Truppen gefallen.

Die Besatzung von Ottmachau leistete tapferen Widerstand. Sie vertheidigte das feste Schloß und ergab sich erst am 7. Januar 1741, als Friedrich selbst mit dem Belagerungsgeschütze herbeigeeilt war. Er hatte Brieg durch 5 Bataillone und 5 Schwadronen unter General Kleist's Befehl einschließen lassen und zog dann weiter gegen Neisse.

Schwerin machte den Versuch, sich der schlecht verwahrten Festung Glatz durch einen Handstreich zu bemächtigen. Obrist Camas wurde dahin detachirt. Nur wenige reguläre Truppen bildeten mit zwei Bürger-Compagnien und 800 Invaliden und bewaffneten Bauern die Besatzung. Doch war der enge Paß, welcher nach Glatz führt, durch Verhaue so wohl vertheidigt, daß die Unternehmung scheiterte [1]). Auch Neisse konnte nicht genommen werden. Der Commandant, Obrist Roth, ein geborener Schlesier, vertheidigte sich auf's Beste. Er brannte die Vorstädte ab und wies

---

[1]) Stenzel IV. 97. v. Arneth 143.

des Königs Aufforderung, die Festung zu übergeben, trotzig zurück. Nun wurde dieselbe vom 13. bis zum 21. Januar heftig bombardirt und die Stadt fast ganz in Asche gelegt, ohne daß die Festungswerke wesentlich litten. Eine förmliche Belagerung konnte bei der eingetretenen strengen Kälte nicht durchgeführt werden. Auch diesen Platz ließ der König deshalb durch einen Theil seiner Truppen bis auf Weiteres einschließen. Er legte die übrige unter seinem Befehl stehende Mannschaft am linken Ufer der Neisse in die Winterquartiere, übergab den Oberbefehl der ganzen Armee dem Grafen Schwerin und kehrte dann selbst nach Berlin zurück.

Schwerin drang während der Zeit mit größter Energie gegen Süden vor. Am 19. Januar war er in Neustadt, am 21. in Jägerndorf. General Browne konnte keinen wirksamen Widerstand entgegen setzen, da er noch immer kaum 7000 Mann unter seinen Befehlen hatte [1]). So waren die Preußen im Stande, das ganze Oberschlesien bis an den Jablunkau-Paß in Besitz zu nehmen. Die Schanze, welche diesen hochwichtigen Grenzpaß versperrt, befand sich in solchem Verfall, daß man an vielen Stellen zu Wagen darüber hinwegfahren

[1]) Charakteristisch für das ganze österreichische Verfahren ist ein Brief des tapferen Roth an den Feldmarschall Lentulus vom 4. Febr. 1741: „Bei uns geschieht Alles mit zu großer Langsamkeit. Man beeilt sich niemals das zu thun, was das Allernothwendigste ist.“ v. Arneth 147.

konnte. Kein Thor war verschließbar, keine Zugbrücke im Stande. Schnee und Frost hinderten jetzt die Ausbesserung. 100 Soldaten und 100 Bauern bildeten die Besatzung, 8 Kanonen das ganze Feldgeschütz. Als am 8. Februar General Fouqué mit 2000 Preußen anrückte, liefen die Bauern davon, und der Commandant räumte den Platz, froh, daß er freien Abzug nach Ungarn erhielt.

So war mit Ausnahme von Glatz, Glogau, Brieg und Neisse binnen zwei Monaten ganz Schlesien in den Händen des Königs von Preußen. Hätte er bis Wien vordringen wollen, er würde kaum auf Widerstand gestoßen sein. Von der übersprudelnden Freude bei solchen Erfolgen giebt Friedrich's bekannter Brief an Jordan (Ottmachau, den 17. Januar 1741) Zeugniß[1]): „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein sanfter, guter, friedfertiger, humaner Herr Jordan! — Ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien erobert ist. Bald wirst Du hören, wie ich Neisse bombardire, und Du kannst Dich auf noch größere Dinge gefaßt machen. Nie hat Fortuna größere Erfolge zur Welt geboren. Das genüge für heut. — Sei Du mein Cicero, wenn es gilt, unsere gerechte Sache zu vertheidigen. Ich will als Dein Cäsar die großen Thaten vollbringen. Lebe wohl! Du weißt

[1]) Oeuvres XVII. 84.

selbst, ob ich mit der herzlichsten Liebe Dein treuer Freund bin. F."

Diese Zuversicht auf sein Glück ist wohl begreiflich. Dennoch aber hatten die übergroßen, fast mühelosen Erfolge des Königs etwas Unheimliches. Niemand konnte glauben, daß so leicht Errungenes ihm dauernd bleiben sollte. Die Nachricht von dem Unglaublichen, was sich zugetragen, setzte ganz Europa in Bewegung; es war der Beginn von Ereignissen, deren Verlauf und Ende sich nicht absehen ließ. Vielfach wurde die gewaltsame Eigenmächtigkeit des Unternehmens verdammt. „Der Mensch ist toll," rief Ludwig XV. aus, als er die überraschende Kunde empfing[1]). Bald genug aber sollte klar werden, daß Friedrich nicht blos den wehrlosen Nebenbuhler zu überfallen, sondern auch den bewaffneten zu besiegen verstand. Mit großem Ernste benützte er einen kurzen Aufenthalt in Berlin, um sich auf das, was da kommen sollte, vorzubereiten. Viele Stunden widmete er täglich der Besichtigung und Einübung seiner Truppen mit einer Ausdauer und Strenge, welche in Erstaunen setzte[2]). Der alte Dessauer leistete dabei die besten Dienste, und mit diesem bewährten Feldherrn wurden die Maßregeln ver-

[1]) Raumer's Beiträge l. c. p. 73.

[2]) Valori I. 99.

abredet, welche man gegenüber den beiden Nachbarn in Dresden und Hannover zu ergreifen hätte, da der König von England sowohl als August III. von Sachsen noch immer an der pragmatischen Sanktion festzuhalten entschlossen schienen. England und Oesterreich waren natürliche Bundesgenossen, welche beiderseitig durch uralte Feindschaft gegen Frankreich auf einander angewiesen schienen. Den Kurfürsten von Sachsen hatte Maria Theresia für den Augenblick dadurch gewonnen, daß man ihm die Erwerbung des Herzogthums Krossen, behufs der Verbindung seines Kurlandes mit dem Königreich Polen, in Aussicht stellte. Unter diesen Umständen fand Friedrich II. es dringend geboten, sich durch ein Beobachtungscorps gegen einen plötzlichen Angriff sicher zu stellen, und die dazu nöthigen Maßregeln waren es, welche er mit dem Fürsten Leopold verabredete, bevor er sich zu seiner Armee nach Schlesien zurückbegab. Auch andere nicht minder gewichtige Erwägungen beschäftigten ihn. Der Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich machte es für die sämmtlichen europäischen Mächte zur Nothwendigkeit, sich über die Stellung zu entscheiden, die sie einnehmen wollten. Mit Ausnahme von Baiern hatten alle regierenden Häupter mehr oder weniger unbedingt die pragmatische Sanktion anerkannt und sogar gewährleistet, — sicherlich durften sie nicht gegen Maria Theresia Partei ergreifen, wenn es galt, ihr einen Theil

der Erblande zu entreißen. Das hätte vor allen der französische Hof zu bedenken gehabt, allein die Feindschaft und Nebenbuhlerschaft zwischen den Bourbonen und den Habsburgern bewirkte, daß man in Paris nach einem Vorwande suchte, um der eingegangenen Verpflichtungen entledigt zu sein, besonders weil der Gemahl der Königin von Ungarn, den man von vielen Seiten bereits als den zukünftigen deutschen Kaiser betrachtete, für einen entschiedenen Gegner Frankreichs galt, zu dessen Gunsten er auf seine lothringische Herrschaft hatte verzichten müssen. Wenn man diesem gegenüber die baierischen Erbansprüche unterstützte und dem Kurfürsten Carl Albert zur Kaiserkrone verhalf, so fand dabei zugleich der Wunsch, sich den Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten zu sichern, volle Befriedigung, und man erwarb einen treuen Verbündeten, mittelst dessen Hilfe man diesen Einfluß allezeit auf's Bequemste geltend machen konnte. Da kam es denn dem alten Cardinal Fleury sehr zu statten, daß er die Verträge zum Vorwand nehmen konnte, welche während des spanischen Erbfolgekrieges zwischen Frankreich und Baiern geschlossen waren, wo die Wittelsbacher viel nähere und unbestreitbarere Rechtsansprüche auf Spanien geltend zu machen hatten, als diejenigen, welche sie jetzt gegen Oesterreich erhoben. Die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion schien eine directe Unterstützung Baierns zu verbieten, deshalb

berief der schlaue Cardinal sich darauf, daß diese Gewährleistung nur unter Vorbehalt der Rechte dritter Personen geleistet worden, und daß der Kurfürst von Baiern eine solche dritte Person sei. So wollte er vor sich selbst die Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit beschönigen, welche man ihm vorwerfen konnte, wenn er jetzt mit Vorschlägen zu einem Bündnisse an Friedrich II. herantrat, nachdem er bereits am 17. December 1740 dem Kurfürsten von Baiern zugesagt hatte, dessen Ansprüche an die österreichischen Erblande anzuerkennen und ihm noch überdies zur Erlangung der Kaiserkrone behilflich zu sein. Der König war kaum aus Schlesien nach Berlin zurückgekehrt, als ihm der französische Gesandte Marquis Valori den Antrag zu einer Allianz mit Frankreich machte. Friedrich nahm indessen einen solchen Vorschlag sehr kühl auf und äußerte sich in einer Art und Weise, welche seiner Klugheit und Umsicht eben so viel Ehre machte, wie seiner deutschen Gesinnung. „Ihr müßt wissen," sagte er [1]), „daß dem Kurfürsten von Baiern in der Meinung aller Deutschen Nichts so viel Schaden thut, als sein Verhältniß zu dem französischen Hofe. Bevor ich nicht übersehen kann, inwiefern Ihr Baiern in streitfertigen Stand setzen und mir den Besitz von Schlesien garantiren

---

[1]) Ranke II. 212.

wollt, kann ich mich überhaupt auf Nichts einlassen [1])."
Wenn es wunderbar bleibt, daß der König eine so gewichtige Bundesgenossenschaft nicht mit beiden Händen ergriff, so kommt dabei in Betracht, daß die planlosen Maßregeln der Oesterreicher ihn mit großer Geringschätzung gegen diese Macht erfüllt hatten, und er kaum glaubte, daß Maria Theresia im Stande sein würde, ihm einen achtunggebietenden Widerstand entgegenzusetzen, wie er denn überhaupt von seiner großen Feindin eine ebenso unrichtige Vorstellung hatte, als diese von ihm. Es standen hier zwei Persönlichkeiten einander gegenüber, welche zu entschiedenen Widersachern von der Natur geschaffen schienen.

Maria Theresia, am 13. Mai 1717 geboren, war fünf Jahre jünger als Friedrich und hatte, kaum 23 Jahre alt, die Regierung angetreten. Bereits vier Jahre vorher, 12. Februar 1736, war die viel umworbene Erbtochter des Hauses Habsburg mit Franz von Lothringen verlobt worden, den sie zärtlich liebte, und dem sie die treueste und hingebendste Gattin gewesen ist. Wir wissen, daß einst in den Köpfen der Diplomaten der Plan aufgetaucht war, die Erzherzogin mit dem preu-

[1]) Interessant ist die Darlegung der Art und Weise, in welcher der König durch den ebenso braven als einsichtsvollen Podewils in dieser Gesinnung bestärkt und festgehalten wurde. Ranke 213.

bischen Kronprinzen zu vermählen, um auf solche Weise den alten Groll und die alte Nebenbuhlerschaft der beiden mächtigsten deutschen Fürstenhäuser auf ewig auszulöschen. An die Verwirklichung eines solchen in seinen Folgen unberechenbaren Planes konnte im Ernst nicht gedacht werden, weil die Eifersucht der europäischen Höfe die Vereinigung so gewaltiger Ländermassen ebenso wenig gestatten konnte, als Maria Theresia sich hätte bewegen lassen, einen Ketzer zu heirathen, oder Friedrich Wilhelm I., eine katholische Schwiegertochter anzunehmen. Trotz der Unausführbarkeit des ganzen Planes würde derselbe aber dennoch in Wien besprochen und gab Veranlassung, daß Maria Theresia bei ihren Umgebungen sich nach der Persönlichkeit des jungen Prinzen erkundigte, den man ihr zugedacht hatte. Was sie da erfuhr, war wenig geeignet, ihr den Kronprinzen von Preußen als einen wünschenswerthen Gemahl erscheinen zu lassen. Man schilderte ihr einen kleinen hageren Mann, von dürftiger Figur, mit steifer Körperhaltung, nachlässig und unsauber in seiner Kleidung, von sarkastisch ironischem Wesen, ohne Achtung für das weibliche Geschlecht, ohne Fähigkeit zu lieben. Dabei wäre er ein Religionsspötter, ein ungehorsamer und widerspänstiger Sohn und ein undankbarer Bruder gegenüber seiner Schwester, die kein Opfer, keine persönliche Gefahr gescheut hatte, um ihn vor seines Vaters Wuthausbrüchen zu schützen.

Solche Darstellung mußte auf eine edle weibliche Natur den abschreckendsten Eindruck hervorbringen, was man nicht vergessen darf, um zu begreifen, wie Maria Theresia's Widerwillen gegen Friedrich II. sich bald zum bittersten Hasse steigerte. Mit welcher scheinbaren Aufrichtigkeit hatte ihr dieser Mann nach Carl's VI. Tode die wärmsten Versicherungen der Freundschaft und Treue entgegengebracht, der sich gleich darauf nicht entblödete, die schönste Provinz der österreichischen Erblande als Belohnung für solche Dienste in Anspruch zu nehmen, zu denen er durch die feierlichen, mit seinem Vater abgeschlossenen Verträge ohne Weiteres verpflichtet schien. Nun war er gar mit Waffengewalt in das wehrlose Schlesien eingebrochen unter dem Vorwande, das Interesse der Königin von Ungarn daselbst zu schützen und zu sichern! Da ist es nicht schwer, sich vorzustellen, in welchem Lichte Maria Theresia eine solche Handlungsweise erblickte. Müssen doch sogar die preußischen Geschichtsschreiber, wenn sie unparteiisch sein wollen, das Verfahren des Königs für völkerrechtswidrig erklären und sich darauf beschränken, dasselbe aus dem Gesichtspunkte höherer geschichtlicher Nothwendigkeit zu vertheidigen.

Wie empörte sich nun vollends der Stolz einer Tochter aus dem Hause Oesterreich bei dem Gedanken, daß ein Fürst, der seinen Königstitel der Gnade ihres Vaters schuldig war, dessen Vorfahren Jahrhunderte

lang die Oberhoheit der Habsburger anerkannt hatten, und der, wie man in Wien zu glauben sich den Anschein gab, seine Rettung von dem Tode auf dem Schaffot hauptsächlich der Verwendung Carl's VI. zu verdanken hatte, nunmehr auf eine Weise in ihr Land einbrach, wie man sich das sonst nur von den Türken versehen hatte [1]).

Vergegenwärtigen wir uns zu mehrerer Anschaulichkeit das Bild der edlen Königin selbst, welche dazu bestimmt war, die größere Hälfte ihrer Regierungszeit im Kampfe mit diesem tiefverhaßten Gegner hinzubringen.

Nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller Mitlebenden und nach dem ebenso übereinstimmenden der Künstler, welche ihr Bildniß auf die Nachwelt gebracht haben, war Maria Theresia eine der schönsten und liebenswürdigsten Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts. Offnen, edlen Angesichts, mit freundlichem und zugleich gebietendem Wesen, bezauberte sie die Herzen Aller, die ihr nahen durften. In tiefster Ehrfurcht vor den Dogmen der katholischen Kirche erzogen, war sie zugleich von Herzen fromm und tugendhaft. Rein und keusch in ihrem Lebenswandel, gab sie als treue Gattin und Mutter der Welt ein erhebendes

---

1) Ueber diese Anschauungen des Wiener Hofes vergleiche v. Arneth p. 79.

Beispiel von einer damals so seltenen Sitteneinfalt. Schnell erregbar, voll weicher Empfindung, leicht in Thränen überfließend, besaß sie zu gleicher Zeit unbeugsame Ausdauer und Beharrlichkeit, wo es galt, ihr verletztes Recht und ihre königliche Würde aufrecht zu erhalten. Das alte Kaiserhaus, dessen Mannsstamm nun erloschen war, sollte in seiner letzten weiblichen Blüthe das schönste Ideal der deutschen Frau auf dem Throne verwirklicht sehen. Daß Friedrich II. eine solche Erscheinung nicht nach ihrem vollen Werthe und ihrer Bedeutung zu würdigen verstand, ist sicherlich nicht ohne Einfluß auf die Geschicke Europa's geblieben.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung. Schlacht bei Mollwitz. Vertrag zu Klein-Schnellendorf.

Es kam jetzt darauf an, die leicht gewonnene Provinz Schlesien zu behaupten und vor dem erwarteten Angriff der Oesterreicher zu schützen. Neisse, Glogau und Brieg waren bisher nur eingeschlossen und mußten erobert werden. Damit der Feind diesen Plätzen nicht zu Hilfe eilen konnte, war vor allen Dingen eine strenge Bewachung der Grenzen geboten.

Als Friedrich Ende Februar 1741 in dem Haupt-

quartier Frankenstein eingetroffen war, begab er sich deshalb schon am 27. nach Silberberg und Wartha, um die beiden wichtigen Posten zu besichtigen, welche die dort aus der Grafschaft Glatz führenden Thäler zu decken hatten.

Er fand Alles in bester Ordnung und saß mit seinem Gefolge in fröhlicher Unterhaltung in Wartha bei Tische, nicht ahnend, daß er einer großen ihm drohenden Gefahr nur eben entronnen war. Die Oesterreicher hatten nämlich von des Königs Bewegungen Kunde erhalten und schlossen aus der Stellung verschiedener kleiner Bedeckungsposten, daß er nach dem unfern gelegenen Dorfe Baumgarten unter Weges sei. Hier hoffte ein Trupp ungarischer Husaren ihn gefangen zu nehmen, griff aber statt seiner den Obristlieutenant v. Diesford an, der ein Piquet von Schulenburg's Dragonern bei sich hatte. Diese konnten der Uebermacht nicht widerstehen, sondern wurden mit Zurücklassung von Todten und Gefangenen aus einander gesprengt. Glücklicherweise verfolgten die Husaren ihren Vortheil nicht, sondern eilten mit ihrer Beute, einem Paar Pauken und einer Standarte, nach Neisse zurück. Eine andere kleine Schaar war allerdings gegen Wartha vorgedrungen, doch der König, davon benachrichtigt, brach mit seinem Gefolge und einigen eilig zusammengerafften Mannschaften gegen sie auf und trieb sie über den Neissefluß zurück. Bei Baumgarten fand er die Leichen der ge-

tödteten Dragoner und ward nun inne, wie leicht er hätte in Gefangenschaft gerathen können. Er zog aus diesem Vorfalle die Lehre, sich künftighin nicht mehr in solcher Weise persönlich zu exponiren.

Diese Baumgartener Begebenheit hat eine große Berühmtheit erlangt, indem man in weitesten Kreisen die Folgen besprach, welche eine Gefangennehmung des Königs für den Ausfall des Krieges, ja für die Verhältnisse von Deutschland und Europa nach sich ziehen konnte. Im Munde der Leute wurde die Erzählung ausgesponnen und nahm bald einen abenteuerlichen Charakter an, bis sie sich allmählich zu der Sage gestaltete, daß der König in's Kloster Camenz habe flüchten müssen, wo der Abt Tusche ihn in eine Mönchskutte gesteckt habe und dem vor den eiligst zusammenberufenen Klosterbrüdern celebrirten Hochamte beiwohnen ließ, wodurch er den nachfolgenden Husaren, welche die Kirche durchsuchen wollten, entging [1]).

Das Lebenszeichen, welches die österreichischen Truppen bei der eben erwähnten Gelegenheit von sich gegeben, war eine Mahnung für den König, daß ihm nunmehr ein ernster Kampf bevorstehe. Er wünschte des-

---

[1]) Um die Sonderung des Wahren von dem Falschen in vielen ähnlichen Begebenheiten aus dem Leben Friedrich's des Großen haben sich meine verehrten Freunde Kutzen und Grünhagen besonderes Verdienst erworben.

halb die Truppen an sich ziehen zu können, die noch mit Einschließung der Festungen beschäftigt waren. Vor allen Dingen mußte Glogau genommen werden, dessen Kommandant Wallis sich mit seiner kleinen Besatzung tapfer hielt und jede Aufforderung zur Uebergabe abwies. Der König durfte diesen Platz um so weniger in österreichischen Händen lassen, als man ihn von hier aus leicht im Rücken angreifen konnte. Er schrieb Briefe über Briefe an Leopold von Dessau, der die Belagerung leitete, und schickte endlich am 6. März durch den Generaladjutanten Golz den bestimmten Befehl, nun ohne Weiteres den Angriff zu beginnen, weil die Oesterreicher sich an der böhmisch-mährischen Grenze sammelten, um von da aus den Entsatz der Festung zu versuchen. Leopold gehorchte. Für die Nacht vom 8. zum 9. wurde der Angriff von drei Seiten her befohlen, in der Art, daß um Mitternacht bei dem ersten Glockenschlage die verschiedenen Colonnen sich in Bewegung setzen sollten. Bei Todesstrafe war verboten zu feuern, bevor man die Stadt betrat, und bei derselben Strafe untersagte der Prinz die Plünderung nach erfolgter Erstürmung [1]). Die Dispositionen des Prinzen wurden mit solcher Pünktlichkeit und Stille ausgeführt, daß die Besatzung den Angriff nicht eher gewahr wurde, als bis die ersten Preußen die Wälle erstiegen hatten.

---

[1]) Heldengeschichte I. 823. II. 165. Journal de Berlin No. 38.

Vier Grenadiere vom Regiment Glasenapp sollen unerwartet oben auf dem Wall 52 Oesterreicher in Reih und Glied getroffen und zur Uebergabe aufgefordert haben. Die Ueberraschten glaubten sich in der finstern Nacht von einer überlegenen Zahl Preußen bedroht und streckten das Gewehr. Inzwischen hatte Leopold die Thore gesprengt und rückte mit seiner Colonne in die Stadt. Es kam zum Kampf in den Straßen, doch die Ueberraschung und Bestürzung der Garnison bewirkte, daß bereits nach anderthalb Stunden die Festung genommen war. 900 Mann von der Besatzung wurden gefangen, 62 Geschütze erbeutet. Der König war glücklich über das gelungene Unternehmen und belohnte den Feldherrn und die Mannschaften reichlich. Dem alten Dessauer gratulirte er eigenhändig, daß er einen so tapferen und kriegsgeschickten Sohn habe. Jene vier Grenadiere wurden zu Unterofficieren, Einer von ihnen zum Fähnrich gemacht, und den tapferen Mannschaften erließ er die Strafe, die ihnen wegen der Plünderung einiger Judenhäuser und der Jesuiten-Apotheke gebührt hätte [1]).

Die Gefahr eines Angriffs von österreichischer Seite rückte nun immer näher, weshalb Friedrich auch den durch die nächtliche Erstürmung Glogau's ziemlich ermatteten Truppen keinen Augenblick Ruhe gewähren

---

[1]) Stenzel IV. 128. Note 3. Heldengeschichte II. 115.

konnte, sondern dieselben sofort zu sich nach Schweidnitz beorderte. So verstärkt zog er nach Oberschlesien, um sich mit dem daselbst aufgestellten Schwerin'schen Corps zu vereinigen, was am 30. März in Neustadt geschah. Ueber die Stellung, die Anzahl und die Absicht der anrückenden Feinde war der Feldmarschall völlig im Unklaren; er glaubte, daß der eben gefallene tiefe Schnee dieselben für jetzt von jedem Angriffe abhalten mußte. Inzwischen hatten sich ungefähr 15,000 Mann der verschiedensten österreichischen Truppen, durch freiwillige Zuzüge der Gebirgsschützen und durch einige ungarische Regimenter verstärkt, auf den beschwerlichsten Wegen durch Eis und Schnee der schlesischen Grenze genähert. Den Oberbefehl führte General Neipperg, der trotz aller Mißerfolge, die er bisher den Türken gegenüber gehabt, doch voll Zuversicht dem König von Preußen entgegenzog, den er „bald nach Berlin zu Apoll und den Musen zurückzuschicken" hoffte [1]). Von den Preußen unbemerkt rückte er in der Richtung nach Neisse vor und gelangte am 5. April in diese Festung, welche Friedrich selbst eben einzuschließen gedachte. Da erfuhr der König durch Ueberläufer, wie nahe er daran war, ganz unvorbereitet auf das feindliche Heer zu stoßen, während merkwürdiger Weise Neipperg seinerseits von der Stellung der Preußen ebensowenig wußte, als diese von der

[1]) Geständnisse eines österreichischen Veteranen II. 52.

seinigen. Friedrich hatte kaum die drohende Gefahr seiner Stellung erkannt, als er sich beeilte, die einzelnen zerstreut aufgestellten Corps, namentlich aus Grottkau und Frankenstein, an sich zu ziehen; allein Neipperg hatte inzwischen bereits Grottkau besetzt, auch die 2500 Mann, welche Brieg einschließen sollten, zum Rückzuge genöthigt, glücklicher Weise aber versäumt, sich Ohlau's zu bemächtigen, wo große Kriegsvorräthe der Preußen in seine Hände gefallen wären. Er ließ vielmehr seine Truppen in dem zwischen Brieg und Ohlau gelegenen Dorfe Mollwitz einen Tag lang rasten. Friedrich, durch die Stellung der Oesterreicher verhindert, den Neissefluß zu überschreiten, war auf diese Art völlig von der Verbindung mit Niederschlesien abgeschnitten. Nach sehr anstrengendem Marsche gelang es, bei Löwen an das jenseitige Ufer zu kommen und bis zum Dorfe Pogarell, $\frac{5}{4}$ Stunden von Mollwitz, vorzudringen. Am 9. April mußte er die ermatteten Truppen ruhen lassen und beschloß am 10. die Oesterreicher anzugreifen, weil eine Schlacht das einzige Mittel war, um aus seiner höchst ungünstigen Position sich zu befreien [1]).

Der starke Schneefall während der letzten Tage war mit daran Schuld, daß Neipperg sich über die Stellung der Preußen immer noch nicht hatte unterrichten können; erst am 10., als der Himmel sich

---

[1]) Ranke II. 256.

aufklärte, wurde er gewahr, wie nahe ihm der Feind gekommen. Friedrich, noch befangen in der wissenschaftlichen Theorie der Kriegskunst, die er so eifrig studirt hatte, beschloß seine Schaaren vollkommen regelrecht zu formiren, ehe er zum Angriff schritte. Dadurch gewann Neipperg Muße, seine in den nahe liegenden Dörfern zerstreuten Truppen zu sammeln und in Schlachtordnung zu stellen, welche der vollständigen Vernichtung nicht hätten entrinnen können, wenn der König unaufhaltsam vorgedrungen wäre. Allein er verlor die kostbare Zeit, indem er die Seinigen in fünf Colonnen aufstellte, in der Mitte die Artillerie, rechts und links das Fußvolk und an den beiden äußersten Flügeln die Reiterei. Die Gesammtzahl des Heeres bestand aus etwas mehr als 20,000 Mann. Ungefähr gleich stark waren die Oesterreicher, doch hatten die Preußen mehr Fußvolk und Geschütze, während ihre ganze Reiterei nur 3200 Mann stark war, denen 8000 österreichische Cavalleristen gegenüberstanden.

Um zwei Uhr Nachmittags begann das Feuer der preußischen Kanonen. Noch standen die Oesterreicher nicht in voller Schlachtordnung, allein ihre vom General Römer befehligte Cavallerie wurde durch den auf sie fallenden Kugelregen in solche Wuth versetzt, daß die Reiter ohne Commando auf die preußischen Dragoner stürzten und dieselben zurücktrieben, bis Freund und Feind in wildem Getümmel an die Reihen der preußischen Grena-

diere gelangte, die in ihrer eisernen Mannszucht den Anprall fest wie eine Mauer aushielten, ohne zu weichen.

Der König versuchte die fliehenden Reiter wieder zum Stehen zu bringen. Er führte ein neues Cavallerie-Regiment dem zersprengten Flügel zu, doch auch dies wurde zurückgedrängt. Die Verwirrung stieg noch, als die Oesterreicher viele der preußischen Kanoniere getödtet hatten, die Geschütze derselben fortnahmen und rückwärts gegen die feindlichen Linien richteten. Auch der linke Flügel der Preußen, nachdem er fünf Stunden im Feuer gestanden und fast kein Pulver mehr hatte, fing an zurückzuweichen. Der König selbst wurde mit in die Flucht verwickelt. Er schickte einen Adjutanten an den alten Dessauer, damit dieser seine Maßregeln treffe, so gut er könne[1]). Schwerin sah die Lage noch nicht für verzweifelt an, doch wünschte er dringend, den König in Sicherheit zu wissen, um alsdann desto ungestörter seine ganze Kraft der ferneren Leitung der Schlacht widmen zu können. Friedrich ließ sich überreden, nach Oppeln zu eilen, wohin man sich wegen der dort befindlichen Magazine im schlimmsten Falle zurückzuziehen dachte[2]). Mit kleinem Gefolge gelangte er nach wildem Ritte bis vor die Thore dieser

---

[1]) Stenzel IV. 133.

[2]) So stellt es Ranke dar II. 245 und erklärt sich dadurch manches sonst Unbegreifliche bei dem ganzen Vorgang.

Stadt, fand aber hier zu seiner größten Ueberraschung nicht mehr die eigene daselbst zurückgelassene Besatzung, sondern statt derselben eine Schwadron österreichischer Husaren, welche am vorigen Tage sich des Platzes bemächtigt hatten und die Einlaß begehrenden Preußen mit Flintenschüssen begrüßten. Schleunig mußte man sich auf's Neue zur Flucht bequemen, und in solcher Hast sprengte Friedrich voran, daß nur Wenige aus dem Gefolge ihm zur Seite bleiben konnten. Aeußerst erschöpft gelangte er am Morgen in die kleine Stadt Löwen, wo er von einem Adjutanten des Prinzen Leopold von Dessau zu freudigster Ueberraschung die Botschaft empfing, daß die Schlacht gewonnen sei [1]).

Nach des Königs Entfernung war Schwerin im Stande gewesen, noch ein Mal die Ordnung herzustellen und den rechten Flügel, der von dem übrigen Heere abgeschnitten unter Winterfeld's Commando für sich allein fechten mußte, heranzuziehen, so daß nun die Gesammtarmee dem Feinde gegenüberstand. Die un-

[1]) Die näheren Umstände der Flucht des Königs sind nicht aufgeklärt. Er selbst erwähnt den Vorfall in seinen Schriften nicht, auch durfte in seiner Gegenwart niemals davon gesprochen werden. Desto mehr wurde natürlich im Publikum davon gefabelt, so daß eine Reihe widersprechender, oft bis in's Kleinste ausgeführter Berichte in Umlauf kam. Dr. Grünhagen hat in den Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur hierüber Untersuchungen angestellt.

besiegbare Standhaftigkeit des preußischen Fußvolkes hatte das ermöglicht. Fünf Mal wiesen sie die feindlichen Angriffe mit ihren Gewehrsalven und ihren Bajonnetten zurück. Mit so wunderbarer Ruhe führten diese maschinenmäßig gedrillten Truppen jedes Commando ihrer Officiere aus, daß in einem Augenblicke, wo General Römer's Cavallerie die Reihen durchbrochen hatte und bis hinter das zweite Treffen gekommen war, die Preußen wie auf dem Exerzierplatze Kehrt machten und Feuer gaben [1]). Der tapfere Römer wurde erschossen. Seine Truppen geriethen in Verwirrung, und als Schwerin schließlich noch ein Mal seine ganze Front mit klingendem Spiel vorwärts rücken ließ, richtete das schnelle und wohlgezielte Gewehrfeuer derselben so große Verheerung unter den Oesterreichern an, daß Neipperg seine Truppen nicht mehr zum Stehen bringen konnte. Fünf Mal feuerten die Preußen mit Hilfe ihrer eisernen Ladestöcke in derselben Zeit, wo die Oesterreicher ein Mal schossen. Bald

---

[1]) In den „Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preußen von 1740—1779 erläutern" I. 38, findet sich die Aeußerung eines österreichischen Officiers: „Ich kann wohl sagen, meine Lebtage nichts Schöneres gesehen zu haben. Die Preußen marschirten mit der größten Contenance und so schnurgleich, als wenn es auf dem Paradeplatz wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und das Feuern ging nicht anders als fortwährendes Donnerwetter."

war die Schlacht entschieden. Neipperg mußte den Rückzug antreten, um nicht völlig vernichtet zu werden. Er ging über Grottkau nach Neisse, nur kurze Zeit von den Siegern verfolgt, welche wahrscheinlich der eingetretenen Dunkelheit wegen bald auf das Schlachtfeld zurückkehrten.

Der Kampf hatte auf beiden Seiten fast gleich viel Menschenleben gekostet. Die Oesterreicher zählten 800 Todte, darunter die Generale Römer und Göldi, über 2000 Verwundete und 1500 Vermißte. Die Preußen 900 Todte, unter denen die Generale v. Schulenburg und Markgraf Friedrich, 3000 Verwundete und 700 Vermißte, also an Todten und Verwundeten mehr als die Oesterreicher. Dagegen hatten sie 10 Geschütze und 4 Standarten erobert[1]).

Die Folgen des Sieges waren unberechenbar. Fortan konnten die europäischen Höfe den jugendlichen König nicht mehr wie einen unbesonnenen Abenteurer betrachten, welcher sich leichtsinnig in ein Unternehmen gestürzt, dem er nicht gewachsen war. Die Berliner Wachtparade hatte bewiesen, daß sie dem Feinde gegenüber nicht minder fest und unerschütterlich da stand, als auf dem Exerzierplatze, und die Oesterreicher wurden inne, daß sie zu voreilig sich vermessen, „den naseweisen Schneekönig mit seinen Putzsoldaten nach

---

[1]) Stenzel IV. 135. Oeuvres XXVII. 1. p. 100.

Hause zu jagen und Riemen aus ihrer Haut zu schneiden [1])."

Friedrich versäumte nicht, den errungenen Erfolg bestens zu benutzen. Niederschlesien stand ihm nun wieder offen, und er schritt sofort zur Belagerung von Brieg [2]), welches der österreichische Commandant Graf Piccolomini in möglichst guten Vertheidigungszustand versetzt hatte. Terrainschwierigkeiten und die eingetretene ungünstige Witterung verzögerten die Arbeiten der Belagerer, so daß erst mit Anfang Mai das Bombardement beginnen konnte, welches aber gleich mit solchem Nachdruck geschah, daß schon am 4. Nachmittags die Unterhandlungen wegen der Uebergabe eröffnet wurden. Am 5. zog der König in die eroberte Festung ein. Die Officiere der Besatzung erhielten gegen das Versprechen, zwei Jahre lang nicht gegen Preußen zu dienen, freien Abzug. Bei der Beschießung der Stadt war leider das alte Piastenschloß in Flammen aufgegangen, dessen Trümmer noch jetzt die einstige Pracht des Baues erkennen lassen. Merkwürdiger Weise hatte Neipperg, der mit seinem Heere ganz in der Nähe stand, nicht die mindesten Schritte zum Entsatz der Festung gethan.

Im Verlauf der Schlacht bei Mollwitz war es klar

---

[1]) Ranke II. 247.

[2]) Heldengeschichte I. 812. II. 127. Oeuvres 30 p. 39.

geworden, wie weit die preußische Reiterei der österreichischen an Tüchtigkeit nachstand. Sofort ging der König daran, diesem Mangel abzuhelfen. Während der sechs Wochen, welche er im Lager zu Mollwitz stehen blieb, um abzuwarten, was Neipperg vornehmen würde, benutzte er jeden freien Augenblick dazu, seine Cavallerie besser einzuüben und nach und nach mit zweckmäßigeren Pferden zu versehen. Der Umstand, daß Friedrich Wilhelm I., gerade so wie bei den Rekruten, auch bei den Pferden hauptsächlich auf deren Größe sah, hatte bewirkt, daß die Reiter mit ihren starken Thieren viel zu schwer beweglich waren, auch hatte man sie bisher mehr auf den Gebrauch der Schußwaffe als des Säbels einexercirt. Das sollte nun sich ändern, und die vielen neuen Mannschaften, die man heranziehen mußte, um die durch die Schlacht entstandenen Lücken in den Regimentern auszufüllen, wurden alsbald nach dieser Richtung hin geschult. Außer dem Rathe des alten Dessauer hatte Friedrich bei diesem Geschäft einen trefflichen Gehilfen an Hans Joachim von Ziethen, einem von den Männern, wie sie die Natur für einen bestimmten Beruf ganz besonders zu erschaffen liebt. Nach einer ziemlich wilden Jugend hatte dieser Mann bei verschiedenen Truppentheilen gestanden, war wegen Rauferei auf Festung gekommen, sogar ein Mal kassirt worden, doch bald wieder angestellt diente er zur Zeit der Schlacht bei Mollwitz

als Obristlieutenant im Leibhusarenregiment. Tapfer bis zur Verwegenheit, voll Geistesgegenwart in jeder Gefahr, ein Reitersmann ohne Gleichen, besaß er alle die Eigenschaften, welche man den ungarischen Husaren vorzugsweise beilegt. Die fromme Einfalt seines Gemüthes flößte selbst dem freigeistigen Könige Ehrfurcht ein. Mit Leib und Seele widmete er sich der Erfüllung seiner Dienstpflichten und verschaffte den durch ihn herangebildeten Reiterschaaren bald eine solche Berühmtheit, daß der Name Ziethen bis auf den heutigen Tag einen beliebten Klang im Volke hat. Friedrich erkannte mit seinem Scharfblick sogleich eine solche Befähigung, und fast ein halbes Jahrhundert lang haben Beide in gegenseitiger Verehrung mit und neben einander gewirkt. Wir werden diesem Manne noch oft begegnen [1]).

Während Friedrich in seinem Lager bei Mollwitz blieb, welches er gegen die Angriffe der umherschwärmenden feindlichen Reiterei möglichst befestigt hatte, bezog Neipperg unfern von Neisse ein festes Lager, für welches er den Ort so gut auswählte, daß die Preußen ihn nicht anzugreifen wagten, sondern ihm Zeit lassen mußten, sein geschlagenes Heer wieder in Ordnung zu bringen und Verstärkungen an sich zu ziehen. Der

---

[1]) Ziethen ist 1699 geboren und 1786 gestorben. Seine Biographie von Blumenthal. Berlin 1797. 3. Ausgabe 1806.

König wünschte ihn aus dieser vortheilhaften Stellung zu locken und zu einer zweiten Schlacht zu reizen. Er verschanzte sich deshalb bei Grottkau, allein Neipperg, der sich da, wo er war, mit Recht für unangreifbar hielt, hütete sich wohl, seine Position aufzugeben. Friedrich mußte sich für's Erste gedulden und bezog bei Strehlen ein neues festes Lager, in welchem er keineswegs müßig blieb, sondern mit allem Eifer an der fortwährenden Ausbildung der Truppen, namentlich der Reiterei, arbeitete und zugleich die Befestigungen von Glogau und Brieg nach seinen Plänen und Anordnungen verstärken ließ.

Hier in Strehlen sollte er bald gewahr werden, daß der Sieg, den er errungen, in seinen politischen Folgen für ihn noch weit bedeutsamer war, als in den militärischen. Schon in Mollwitz hatte der französische Marschall Belle-Isle sich bei ihm eingefunden, um zu unterhandeln. In das Lager zu Strehlen kam bald auch der englische Gesandte Lord Hyndford, und diplomatische Agenten aller europäischen Hauptstaaten strömten hier zusammen, so daß sich um den König ein förmlicher Congreß zu bilden begann.

Um die hier angeknüpften Verhandlungen zu begreifen, bedarf es eines kurzen Ueberblickes der damaligen politischen Verhältnisse. Diese beruhten wesentlich auf der uralten Gegnerschaft zwischen Frankreich und England einerseits und Frankreich und Oesterreich

andererseits. Die beiden Feinde Frankreichs mußten von selbst sich als natürliche Bundesgenossen betrachten, und England durfte deshalb nicht gestatten, daß Oesterreich durch die preußischen Eroberungsgelüste geschwächt würde. Es war nur zwei Tage vor der Mollwitzer Schlacht, den 8. April 1741, als König Georg II. persönlich im Parlamente erschien, um die Mittel zu kräftiger Unterstützung der bedrohten Königin Maria Theresia zu erbitten. Mit eindringlichen Worten stellte er vor [1]), wie Frankreich darauf ausgehe, die ganze Welt zu knechten, und wie daher das gesammte Menschengeschlecht die Pflicht habe, eine Macht zu unterstützen, welche jenem ehrsüchtigen Reiche das Gegengewicht halte. — Die Lords und Gemeinen aller Parteien stimmten dieser Ansicht bei und bewilligten sofort der Königin von Ungarn 300,000 Pfund Subsidien. Man verdammte das Unternehmen des Königs von Preußen, welches nur dazu dienen könnte, die französische Uebermacht zu verstärken.

Aehnlichen Anschauungen begegnete man bei den Holländern, die sich noch überdies in ihrem Geldinteresse bedroht sahen, weil die Zinsen einer Schuld, für welche Kaiser Carl VI. ihnen die Provinz Schlesien verpfändet hatte, seit der preußischen Besitznahme nicht bezahlt wurden. Sie beschlossen, in Gemeinschaft mit England

[1]) Ranke p. 251.

den König aufzufordern, seine Truppen aus Schlesien zurückzuziehen, und versprachen der Königin von Ungarn „nach Kräften" Unterstützung zu gewähren.

Von den deutschen Fürsten war Sachsen am unentschlossensten. Der Kurfürst, der, wie wir wissen, seine Gemahlin für die eigentliche Erbin der österreichischen Länder ansah, hatte anfangs nicht übel Lust, sich mit Friedrich zu verbinden, als dieser durch seinen Gesandten in Dresden andeuten ließ, er beabsichtige, im Falle sein Unternehmen gelänge, auch für Sachsen erhebliche Vortheile zu stipuliren. Allein die österreichischen Diplomaten wußten bald eine entgegengesetzte Stimmung hervorzurufen, indem sie bei dem bigotten Könige von Polen die Gefährdung der katholischen Religion in Schlesien hervorhoben und zugleich einen Theil der Länder versprachen, welche man dem Preußenkönig abzunehmen gedachte. Das Fürstenthum Crossen, welches einst zu Schlesien gehört und auf der Verbindungsstraße zwischen Sachsen und Polen liegt, war eine gut gewählte Lockspeise.

Von allen diesen Zettelungen war Friedrich durch die Agenten, die er in den Hauptstädten Europa's hielt, zeitig in Kenntniß gesetzt. Ueberzeugt, daß ein großes Bündniß wider ihn im Werke sei, nicht nur um Schlesien der Königin von Ungarn zurückzugewähren, sondern ihn selbst als einen gefährlichen Störer der europäischen Ruhe so zu schwächen, daß Preußen wieder zu

der alten Machtlosigkeit des brandenburgischen Kurfürstenthums herabgedrückt würde, mußte er darauf denken, auch seinerseits Verbindungen anzuknüpfen, um der drohenden Uebermacht entgegenzutreten. War doch davon die Rede, auch Schweden durch Verheißung der Wiedererwerbung Stettins gegen ihn aufzuregen. Daß in der That ein so weit reichender Vertrag zwischen allen diesen Mächten vorbereitet wurde, ist gegenwärtig nicht mehr zweifelhaft[1]). Die Oesterreicher sollten gegen Schlesien vorgehen, und gleichzeitig Hannover und Sachsen im Westen, die Russen von Osten her sich auf Friedrich's Besitzungen werfen. Da war es denn eine wohldurchdachte Maßregel, daß der König noch vor seiner Abreise nach Schlesien den alten Dessauer mit einem Beobachtungscorps im Magdeburgischen aufstellte, um Sachsen und Hannover in Schach zu halten.

Einen vollständigen Umschwung aller dieser einander durchkreuzenden Pläne brachte der Sieg bei Mollwitz hervor. Es handelte sich plötzlich nicht mehr darum, Preußen zu vernichten, sondern dessen Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu erwerben. Lord Hyndford, der mit persönlicher Liebenswürdigkeit ein hohes Maß von Rechtlichkeit und Klugheit verband, war von Georg II. ausdrücklich zu dem Zwecke in das Strehlener Lager geschickt worden, um eine gütliche Einigung zu

---

1) Ranke II. 258.

schen Friedrich II. und Maria Theresia anzubahnen, weil es den Engländern darauf ankam, von der österreichischen Monarchie die Gefahren abzuwenden, welche eine gegen dieselbe gerichtete Verbindung Preußens und Frankreichs zur Folge haben mußte. Robinson, der englische Gesandte in Wien, war angewiesen, an diesem Vermittelungswerke sich zu betheiligen, und die englischen Bemühungen hatten einige Aussicht auf Erfolg, als Friedrich erklärte, er beanspruche keineswegs die ganze Provinz Schlesien, sondern würde sich mit einem Theile derselben begnügen. Ja, es schien zuweilen, als ob er auf die ziemlich bescheidenen, anfänglich von Gotter nach Wien überbrachten Vorschläge zurückkäme. Gegen Abtretung einiger Herzogthümer wollte er überdies die angebotene Geldsumme auf 3 Millionen erhöhen. Die Königin von Ungarn, welche die ihr von Frankreich drohende Gefahr sehr wohl durchschaute, schwankte hin und her. Ihre Minister wollten sich an den Gedanken nicht gewöhnen, daß der alte friedliebende Cardinal Fleury noch am Schlusse seiner Laufbahn zu kriegerischen Entschlüssen gebracht werden könnte. In anderen Augenblicken, wo der Zweifel an der Zuverlässigkeit ihrer angeblichen Verbündeten, namentlich Sachsens, überwog, war Maria Theresia zu Abtretungen an Preußen geneigt, wofür auch ihr Gemahl, der Großherzog von Toscana, stimmte. Vorwiegend aber blieb im Geiste der Königin das gewiß wohlbegründete

Bedenken, daß die Gewährleister der pragmatischen Sanktion nicht ohne einen Schein von Recht die Hinfälligkeit ihrer eingegangenen Verpflichtungen für den Fall behaupten konnten, wenn sie selbst sich dazu verstand, ihre Erblande durch eine Abtretung an Preußen zu zerstückeln. Ein solcher Vorgang schien die anderen Mächte zur Aufstellung ähnlicher Forderungen zu reizen. Als sie zuletzt trotz aller dieser Bedenken sich entschloß, den englischen Gesandten mit Vergleichsvorschlägen zu betrauen, so war das Zugeständniß, zu welchem sie sich bequemte, allzu gering, um dem Könige von Preußen zu genügen. Es lief im Wesentlichen darauf hinaus, Glogau mit Grüneberg nebst dem Schwiebuser Kreise, und auch diese Gebiete nur pfandweise auf gewisse Jahre an Preußen zu überlassen. Darauf konnte der König natürlich nicht eingehen. Er glaubte, daß die Engländer, welche ihm solche Anträge unterbreiteten, ihn nur hinhalten wollten, bis sie selbst mit ihren Parteigängern gehörig gerüstet wären, über ihn herzufallen. Wie sehr er sich bisher gegen das ihm von Ludwig XV. angebotene Bündniß gesträubt hatte, weil er nicht zum Vortheil Frankreichs und zum Schaden von Deutschland die österreichische Monarchie geschwächt sehen wollte, sondern nur die Vergrößerung seiner eignen Macht und seines eigenen Gebietes beabsichtigte, — so glaubte er doch, daß nunmehr der Augenblick gekommen sei, wo er die Anerbietungen des Cardinals Fleury

ergreifen müßte, um nicht den größten Gefahren von der anderen Seite ausgesetzt zu sein.

Ohne sich das Geringste von seinem Entschlusse merken zu lassen, befahl er Anfang Juni 1741 seinem in Breslau verweilenden Minister Podewils, mit dem ebendaselbst anwesenden französischen Gesandten Valori unter Bewahrung des strengsten Geheimnisses das Bündniß mit Frankreich abzuschließen, was, da alle Vorbereitungen dazu bereits in der Stille getroffen waren, sofort geschehen konnte. Denn man hatte nicht erst nöthig, die Bedingungen von Neuem aufzustellen und auszuarbeiten, weil es sich dem Wesen der Sache nach nur um Preußens Beitritt zu dem bereits Ende Mai zwischen Frankreich und Baiern ebenfalls im größten Geheimnisse abgeschlossenen Nymphenburger Vertrage handelte.

Nach dem Tode des letzten habsburgischen Kaisers hatte sich nämlich in Frankreich eine Kriegspartei gebildet, welche jetzt den Augenblick gekommen glaubte, um die alten ehrsüchtigen Pläne der Bourbons gegen das Haus Oesterreich zu verwirklichen und den Franzosen nach Zerstückelung des habsburgischen Erbes ein für alle Mal das Uebergewicht in Deutschland und in ganz Europa zu sichern. An der Spitze dieser Partei stand der Marquis v. Belle-Isle, ein Mann von glänzenden kriegerischen und diplomatischen Talenten, durch welche

es ihm gelang, die Friedenspolitik des alten Cardinal Fleury zu beseitigen. Mit Hilfe der Herzogin von Chateauroux und ihrer Schwester, die sich seit 1732 in die Gunst Ludwig's XV. theilten, gelang es, den König zu gewinnen, und Fleury besaß bei seinen hohen Jahren nicht mehr die Geisteskraft, um einer so mächtigen Verbindung zu widerstehen.

Belle-Isle setzte es durch, daß man ihn mit einer Gesandtschaft an die deutschen Höfe betraute, um deren, so viel er konnte, in das französische Bündniß zu locken. Baiern hatte die pragmatische Sanktion niemals anerkannt, vielmehr betrachtete sich Kurfürst Carl Albert als rechtmäßigen Erben der habsburgischen Länder und strebte danach, mit Frankreichs Hilfe auch die Kaiserkrone zu erlangen. Sachsen, damals schon unter dem Einflusse des erbärmlichen Grafen Brühl, schwankte zwischen der Pflicht der Treue gegen Maria Theresia und der Lust, wo möglich auch ein Stückchen von Oesterreich an sich zu reißen, hin und her. Diese beiden Höfe standen also den französischen Intriguen am leichtesten offen. Von weit größerer Bedeutung aber wäre es gewesen, auch den König von Preußen für Frankreichs Pläne zu gewinnen. Alles das sollte Belle-Isle in's Werk setzen. Mit größtem Glanze, gefolgt von 30 Edelleuten und 110 Dienern, reiste der zum Marschall von Frankreich ernannte Marquis nach Deutsch-

land ab[1]) und begab sich zuerst zum Könige von Preußen in das Mollwitzer, dann in das Strehlener Lager. Von hier aus machte er Ausflüge nach Dresden und München und schloß am 18. Mai 1741 mit dem Kurfürsten von Baiern zu Nymphenburg einen geheimen Vertrag ab, welchem auch Spanien beitrat, weil die spanischen Habsburger aus alten Familienverbindungen ebenfalls Ansprüche auf die österreichischen Erbländer herleiteten. Nach diesem Nymphenburger Vertrage sollte Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und das Breisgau an Baiern fallen, Mähren und Oberschlesien an Sachsen, Niederschlesien aber mit der Grafschaft Glatz dem Könige von Preußen überlassen werden. Für Spanien wurden die italienischen Besitzungen des Kaisers bestimmt; der König von Sardinien, welcher sich ebenfalls als Theilnehmer meldete, sollte anderweit abgefunden werden. Frankreich versprach überdies, durch seine guten Dienste und nöthigenfalls mit Waffengewalt dafür zu sorgen, daß Carl Albert von dem Kurfürstencollegium zum Kaiser erwählt würde. Die Franzosen selbst sollten für ihre Mühe alles dasjenige behalten, was sie während der kriegerischen Unterstützung Baierns in Deutschland und den Niederlanden erobern würden. Carl Albert verpflichtete sich aus-

---

[1]) Der Tourist v. Loën, der den Aufzug desselben gesehen hat, beschreibt ihn in seinen kleinen Schriften.

drücklich, später auch in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser hiergegen keine Einwendungen zu erheben. Der Wortlaut dieses schmählichen Vertrages [1]), durch welchen die deutschen Fürsten, und ganz besonders Baiern, ihr Vaterland an Frankreich verriethen, um persönlichen Ehrgeiz und persönliche Habsucht zu befriedigen, ist aus wohlerklärlichem Schamgefühl von den Theilnehmern und deren Erben bis auf den heutigen Tag nicht veröffentlicht worden. Dessenungeachtet wurde sehr bald der wesentliche Inhalt der Verabredungen bekannt, und auch Friedrich II. war darüber schwerlich im Unklaren. Obgleich er jetzt entschlossen war, die französischen Vorschläge anzunehmen, so mochte er sich doch nicht geradezu als Theilnehmer an diesem Nymphenburger Vaterlandsverrath bekennen, sondern beauftragte, wie gesagt, seinen Minister mit dem Abschlusse eines besonderen Vertrages, welcher am 4. Juni 1741 in Breslau zu Stande kam. Der Wortlaut desselben klang in der Hauptsache unverfänglich genug [2]). Beide Mächte schließen für die Dauer von fünfzehn Jahren eine Defensivallianz, versprechen einander in allgemeinen Ausdrücken Kriegshilfe, wenn sie angegrif-

---

[1]) Adelung, Pragmatische Staatsgeschichte der Höfe Europa's seit dem Tode Carl's VI. II. 357. III. 39. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts II. 24.

[2]) Ranke II. 277.

sen werden, und gewährleisten jede der anderen ihre Besitzungen innerhalb Europa's. Der Beistand muß so lange geleistet werden, bis dem beleidigten Theile Genugthuung verschafft worden. Die Hauptsache, derentwegen der ganze Vertrag geschlossen war, fand Raum in den geheimen Artikeln desselben. Hier versprach Friedrich, bei der Kaiserwahl seine Stimme dem Kurfürsten von Baiern zu geben, wogegen Frankreich diesen Fürsten durch Hilfstruppen so kräftig unterstützen sollte, daß er sich in dieser Würde gegen alle seine Feinde behaupten könnte. Der König verzichtete ferner ein für alle Mal zu Gunsten des Hauses Pfalz-Sulzbach auf die alten Ansprüche seines Hauses an die jülich'sche Erbschaft und genügte so den Wünschen Frankreichs, welches nur kleine, ohnmächtige Fürsten an seiner deutschen Grenze sehen wollte [1]). Das Alles gewährte Friedrich damals gern, weil er vor allen Dingen darauf bedacht war, seine schlesischen Eroberungen gesichert zu wissen, er erreichte dies durch einen ferneren Artikel, kraft dessen

---

[1]) Ranke II. 278. behauptet, daß man auf diesen Verzicht im Weigerungsfalle französischerseits nicht bestanden hätte, daß Friedrich aber sich freiwillig entschloß, Alles zu beseitigen, was künftig die Eifersucht des neuen Verbündeten erregen könnte. Das ist denn doch nicht wahrscheinlich, und müssen dabei wohl noch andere nicht aufgeklärte Beweggründe mitgewirkt haben. Valori I. 108. squ.

Ludwig XV. für sich und seine Nachfolger dem Könige von Preußen auf ewige Zeiten den Besitz von Niederschlesien, mit Einschluß der Stadt Breslau, gewährleistete, mit aller Macht, gegen Jedermann, wer es auch sei; ja, der Verzicht auf die jülich'sche Erbschaft sollte nur dann Giltigkeit haben, wenn der Besitz Schlesiens auch von Seiten des Hauses Oesterreich anerkannt und gewährleistet würde. Die Nymphenburger Bestimmung, daß die Franzosen alle Eroberungen, die sie während des Krieges in Deutschland machen würden, behalten sollten, ist in diesen Vertrag nicht aufgenommen, indessen versteht es sich von selbst, daß sie diesen Lohn für ihre Bemühungen nicht aufgaben und sich der Zustimmung des Königs versichert hielten. Noch im Monat August wollten sie in's Feld rücken.

Man darf bei Beurtheilung dieser gesammten Verhandlungen nicht die heutige Anschauung von den politischen Verhältnissen als Maßstab anlegen. Damals war nur die Frage, ob Frankreich, oder ob die Seemächte, England und Holland, das gebietende Wort in Europa reden sollten. Den Kampf dieser Hauptmächte und die durch denselben entstehenden Verwickelungen wollte Friedrich ausnutzen, um sich zwischen denselben eine möglichst selbstständige Stellung zu schaffen und seinen Staat bis zu einem achtunggebietenden Umfange zu erweitern. Einer solchen klar erkannten Absicht gegenüber verschwanden vor seinen Augen alle anderen

Rücksichten. „Dieser Krieg,“ schreibt er an Algarotti [1]), „betrifft die Gesammtinteressen des in zwei Lager getheilten Europa. Der Sieg wird über die Zukunft des Hauses Oesterreich und über die Antheile der Verbündeten entscheiden. Es wird sich zeigen, ob Frankreich oder die Seemächte gebieten sollen. Die Folgen werden sich von Finnlands Gletschern bis zu den sonnigen Küsten Neapels fühlbar machen.“ Man sieht, daß er an eine Macht Deutschlands als eines Ganzen dabei nicht dachte. Dieses ohnmächtige, zerrissene Reich mußte erst vollständig in sich zerfallen, bevor von einem Wiederaufbau aus den Trümmern die Rede sein konnte.

Für Maria Theresia rückte inzwischen die Gefahr immer näher. Allmählich mußten ihre Rathgeber doch zu der Ueberzeugung kommen, daß ein Bündniß zwischen Frankreich und Friedrich II. im Werke, oder gar schon abgeschlossen sei. Vergebens rechnete sie auf Englands sofortigen Beistand. Georg II. ließ ihr unumwunden erklären, daß er nicht früher thätig eingreifen könnte, als bis sie sich mit dem Könige von Preußen abgefunden. Zögernd und im heftigsten Kampfe mit ihrem Stolze entschloß sie sich hierauf, den Gesandten Robinson

---

[1]) Oeuvres XVIII. 35. Dies ist der Sinn. Die Worte lauten ein wenig anders, weil der Brief am 20. März 1742 geschrieben ist.

mit neuen Vorschlägen in das Strehlener Lager zu schicken; allein was sie bot, zeigte nur zu deutlich, daß sie sich in ihrem vollen Rechte fühlte gegenüber einem unbefugten Angreifer und Friedensstörer. Sie wollte auf Ersatz für den von Friedrich in Schlesien angerichteten Schaden verzichten und ließ ihm zuerst den österreichischen Antheil an Geldern, dann Limburg anbieten. „Das ist Bettelkram," antwortete der König [1]).

Als man ihm noch einige Millionen Thaler zu zahlen versprach, versetzte er sich in moralische Entrüstung [2]): „Nur ehrlose Fürsten verkaufen ihre Rechte um Geld!" Da Robinson zuletzt, und zwar ohne ausdrückliche Ermächtigung der Königin von Ungarn, noch Glogau anbot, rückte der König mit der Erklärung heraus: daß er ganz Niederschlesien mit Breslau verlange. „Ich habe es bereits inne und werde es behaupten, man soll

---

1) Ueber diese Strehlener Unterhandlungen liegen außer dem, was Friedrich selbst Oeuvres II. 84. aufgezeichnet hat, noch die Mittheilungen aus dem englischen Archive, in Raumer's Beiträgen p. 106, und ein Précis des propositions du Sr. Robinson au camp de Strehlen etc. vor. Alle drei Berichte stimmen im Wesentlichen überein. Ranke II. 324.

2) Oeuvres II. 84. „Der Minister," sagt Friedrich, „declamirte pathetisch, als wenn er vor den Bänken des Unterhauses stände." Das kam dem Könige so lächerlich vor, daß er ihm in demselben Tone antwortete.

sich nicht schmeicheln, daß ich es je aufgeben werde. Ich will es haben oder darüber untergehen! Ich und alle meine Truppen!"

Wie fest er das beschlossen hatte, zeigte die in derselben Zeit erfolgte förmliche Besitznahme von Breslau. In dieser Hauptstadt des Landes gefielen sich Magistrat und Bürgerschaft noch darin, jenen ihnen bewilligten Neutralitätsvertrag vom 3. Januar sehr ernsthaft zu nehmen, während die Worte desselben ihnen doch die Augen darüber öffnen mußten, daß Friedrich das Zugeständniß in jedem Augenblicke zurücknehmen konnte. Nur so lange die „gegenwärtigen Conjuncturen" dauern, hatte er die Parteilosigkeit versprochen, daß diese Conjuncturen sich in Folge der Schlacht bei Mollwitz gänzlich geändert, wollten die guten Breslauer nicht begreifen.

Im Innern der Stadt standen die evangelische und die katholische Partei, oder, was ziemlich dasselbe war, die Preußisch- und Oesterreichisch-Gesinnten einander feindlich gegenüber. Jeder erwartete, daß sehr bald die Truppen der von ihm begünstigten Macht ihren Einzug halten und die Gegner unterdrücken würden. Friedrich glaubte zu wissen, daß man Einverständnisse mit Neipperg unterhalte, um denselben herbeizuziehen und die Preußen von Breslau abzuschneiden, und daß man den Oesterreichern willig die Thore geöffnet hätte, wenn

der Tag von Mollwitz anders verlaufen wäre[1]). Am schlimmsten aber war es, daß der Magistrat mit Berufung auf die Neutralität die geforderten 500,000 Fl. nicht zahlen wollte und sich sogar sträubte, den gewöhnlichen Steuerbetrag von 106,000 Gulden für das erste Halbjahr 1741 an ihn abzuführen. (13. Juni.) Da er nun überdies erfuhr, daß Neipperg von Neisse ausgerückt sei und auf Umwegen der preußischen Armee den Zugang nach Breslau abzuschneiden drohte, so entschloß er sich, dem zuvorzukommen[2]). „Es ist außer allem Zweifel," schreibt er an Schwerin, „daß die Occupation von Breslau noch beständig das but der Oesterreicher ist, und dieselben mich bei allen Gelegenheiten zu alarmiren und in allen Entreprisen zu behindern suchen. — —Ich bin also dieses beständigen Cabalirens müde und daher determinirt, solchem ein Ende zu machen, meinen Feinden das Prävenire zu spielen und durch eine Surprise und coup de main mich der Stadt Breslau zu bemächtigen." Zur Ausführung ward der 10. August, der Tag Laurentius, bestimmt, oder, wie ihn die Oesterreichisch-Gesinnten später aus Aerger nannten: der krumme Lorenz. Das Unternehmen war

---

[1]) Alles auf die Einnahme Breslau's Bezügliche ausführlich bei Grünhagen: Friedrich der Große und die Breslauer. — Stenzel IV. 151.

[2]) Ranke II. 290. Grünhagen 164.

auf's Beste vorbereitet und glich in seiner Ausführung so ziemlich einem Lustspiel.

Um bei etwaigen Unruhen die fremden Gesandten, welche zum Theil in Breslau Wohnung genommen hatten, in Sicherheit zu wissen, lud der König dieselben zu sich in's Hauptquartier. Bereits einige Tage vorher war ein Corps von 8000 Mann unter Schwerin und dem Erbprinzen Leopold von Dessau bis in die Breslauer Vorstädte gerückt, angeblich um von da aus weiter nach Leubus zu ziehen. Am 9ten wurde dem Magistrat angezeigt, daß den 10ten früh 6 Uhr 2000 Mann vom Nikolaithor durch die Stadt zum Oderthor marschiren würden, um dann auf dem rechten Ufer des Stromes ihren Weg fortzusetzen. Nicht am Nicolaithor, sondern am Schweidnitzer Thore traf der Stadtcommandant am nächsten Morgen die Preußen, aber weit mehr als 2000 Mann. Er wollte mit seiner Stadtmiliz zum Führer dienen und setzte sich an der Spitze des Zuges in Marsch. Hinter ihm kam eine Schaar Soldaten, welche die Officierpferde führte, dann das preußische Militär. Den Beschluß bildete eine große Anzahl Bagagewagen. Auf der Zugbrücke am Thore zerbrach, scheinbar zufällig, einer dieser Wagen und machte das Aufziehen der Brücke unmöglich. Ueber dieselbe sprengten nun eine Menge Reiter in die Stadt, die sich ohne Weiteres des Zeughauses bemächtigten. Der Stadtcommandant war gravitätisch weiter

geritten, bis er, sich umwendend, zu seinem Schrecken bemerkte, daß nur seine eigene Miliz und die Officierpferde gefolgt waren, während die Preußen bereits nach allen Seiten hin die Straßen besetzt hielten. Als er sich, um Aufklärung zu erhalten, an den Prinzen Leopold wandte, kam Schwerin herangesprengt und befahl ihm, sich nach Hause zu begeben, was er auch that. Durch alle Thore drangen nun Soldatenabtheilungen in die Stadt, Artilleristen mit brennenden Lunten postirten sich neben ihren Kanonen an den Straßenecken. Niemand widersetzte sich, es war zu keiner Gewaltsamkeit irgend welche Veranlassung, mit Ausnahme von ein paar Ohrfeigen, die ein Stadtsoldat am Ohlauer Thore erhalten haben soll, weil er ungebührliche Reden ausstieß. Um halb 8 Uhr war Breslau erobert, und durch die Schüsse von stationsweise aufgestellten Böllern erfuhr der König den glücklichen Erfolg in seinem Lager.

Schwerin und der zum Commandanten von Breslau ernannte General Marwitz ergriffen im Verein mit den Geheimräthen v. Münchow und Reinhardt alsbald mit fester Hand die Zügel des preußischen Regiments. Die Kriegsvorräthe wurden in Besitz genommen, und schon um 9 Uhr Vormittags trat Schwerin vor den in den Fürstensaal zusammenberufenen Magistrat mit der Erklärung, daß die Neutralität nun zu Ende sei. Der König wolle wegen alles inzwischen

Vorgefallenen Amnestie ertheilen, verlange aber dagegen sofortige Huldigung durch den Eid der Treue. Die Formel wurde verlesen, und der Magistrat nebst den gleichfalls erschienenen Aeltesten der Kaufmannschaft und der Zünfte sprachen dieselbe nach und brachten dem Könige von Preußen ein Lebehoch. Mittags 1 Uhr wurden auf dem Salzringe die 750 Stadtsoldaten mit ihren Officieren vereidigt, die Kriegsartikel vorgelesen und die Gemeinen jeder mit einem Geschenk von 5 Sgr. entlassen, um auf die Gesundheit des neuen Monarchen zu trinken.

Sodann nahm man die evangelische Geistlichkeit und die Bürgerschaft in Pflicht. Ein Herold ritt zwei Mal um den großen Ring und warf für 15,000 Gulden Gold-, Silber- und Kupfermünzen unter das Volk, wodurch die bei solchen Gelegenheiten üblichen Pöbelscenen hervorgerufen wurden. Die ganze Einwohnerschaft hatte sich somit widerstandslos dem Könige unterworfen. Ein Theil der katholischen Geistlichkeit, namentlich das Domstift, suchte allein sich unter allerhand Vorbehalten und Ausflüchten dem Huldigungseid zu entziehen. Es kam so weit, daß die Domherrn aus der Stadt verwiesen und ihr Vermögen unter Administration gesetzt wurde. Als aber nicht lange nachher der König in Person die Landeshuldigung empfing, fügten sich auch die Prälaten und wurden, wenigstens

äußerlich, gute preußische Unterthanen[1]). Der König hatte in den andern schlesischen Städten in die fast überall katholischen Magistratscollegien je zwei evangelische Mitglieder eingesetzt. Als er in Bezug auf Breslau eine gleiche Verfügung erlassen wollte, erfuhr er zu seiner Ueberraschung, daß daselbst der Magistrat und alle städtischen Beamten evangelisch wären. Er begnügte sich deshalb damit, den küstrin'schen Regierungsrath Blochmann, einen geborenen Schlesier, zum Magistratsdirector zu ernennen, und wurde derselbe denn auch mit aller Zuvorkommenheit und Devotion aufgenommen und in sein Amt eingeführt.

Ein höchst unwillkommenes Geschenk war den Breslauern die brandenburgische Accise und die Umgestaltung des gesammten Steuerwesens nach dem Muster der alten Provinzen. Handel und Wandel erlitten dadurch einen empfindlichen Stoß, die alte Verkehrsgemeinschaft mit Oesterreich war abgeschnitten, und man mußte sich nach neuen Absatzwegen umsehen. An die Stelle des gemüthlichen Schlendrians der früheren Verwaltung trat das straffe preußische Beamtenwesen; bis hinab zu den Pflasterern auf der Straße machte sich der ungewohnte Antrieb zu ernsterer Thätigkeit fühlbar. Dazu kam die Einquartierungslast und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Commandant verfuhr, um

[1]) Die Details sehr genau bei Grünhagen, 180 squ.

seinen Soldaten in der Stadt für Paraden und Exercitien Platz zu machen. Ein militairisches Regiment verdrängte das Patriarchenthum der alten reichsstädtischen Verwaltung, — man klagte, daß die neuen brandenburgischen Hosen doch viel enger wären, als die alten bequemen böhmischen. Während der König durch alle diese Maßregeln zu erkennen gab, daß er Schlesien jetzt ohne Weiteres wie eine Provinz seines Landes betrachte, mußte sich dadurch sein Verhältniß zu Oesterreich noch schroffer gestalten. Maria Theresia sah sich von allen Seiten auf's Aeußerste bedroht. Der sogenannte österreichische Erbfolgekrieg, die Frucht des Nymphenburger Bündnisses, kam zum Ausbruch. Ohne alle Bundesgenossen stand die Königin ihren zahlreichen Feinden gegenüber, seitdem die letzte Hoffnung, von den Russen Beistand zu erlangen, dadurch vereitelt war, daß Schweden auf Frankreichs Veranlassung der Czarin den Krieg erklärte, und diese nun genöthigt war, ihre ganze Kraft und Aufmerksamkeit dem Norden ihres Reiches zuzuwenden.

Jetzt schritt Baiern zum Angriff. Am 31. Juli rückte ein Corps kurfürstlicher Truppen ohne jede vorherige Ankündigung gegen die bischöfliche Stadt Passau vor und bemächtigte sich durch eine Kriegslist der Thore [1]). Dem Fürstbischof blieb Nichts übrig, als

[1]) General Rienzzi ließ ein Postsignal blasen, und als der Pförtner öffnete, drangen die Soldaten ein.

das unter Protest geschehen zu lassen. Bereits setzten sich 40,000 Mann Franzosen unter Belle-Isle als Hilfstruppen in Bewegung (sie trugen das weißblaue baierische Feldzeichen am Hute), während eine zweite Armee von 15,000 Franzosen unter Maillebois mit 15,000 Kurpfälzern und Kölnern im Verein mit dem unter dem alten Dessauer stehenden preußischen Beobachtungsheer Hannover bedrohten, um den König von England zur Neutralität zu zwingen. Deutschland füllte sich bis zur Elbe mit französischem Kriegsvolke. Durch solchen Rückhalt sicher gemacht, brach Carl Albert in Oesterreich ein und hatte schon am 15. September Linz besetzt. Er geberdete sich ohne Weiteres als rechtmäßiger Erbe der habsburgischen Länder und nahm den Titel eines Erzherzogs an. Die österreichischen Provinzen standen seinen Angriffen gegenüber ebenso wehrlos, wie Schlesien wenige Monate früher den Preußen. Es fehlte überall an Truppen und Geld, selbst die geringen Vertheidigungsmaßregeln, die man hatte treffen wollen, waren an dem Widerstande der Stände gescheitert, welche in beschränktestem Egoismus jede militairische Vorsichtsmaßregel aus Furcht vor der Einquartierungslast vereitelt hatten. Die Bevölkerung kam dem Kurfürsten beinahe freudig entgegen [1]). Carl's VI. schlechte Finanzwirthschaft,

---

[1]) v. Arneth I. 248.

die drückenden Abgaben, seine grausamen Jagdgesetze und viele den gemeinen Mann belästigenden Mißbräuche ließen den einrückenden Prätendenten fast wie einen Befreier erscheinen. Auch der Adel drängte sich zur Huldigung, nur wenige Magnaten, welche persönlich von der Königin größere Vortheile zu hoffen hatten, als von dem baierischen Kurfürsten, blieben fern. Der Abfall des ganzen Landes schien sich vollziehen zu wollen, man konnte glauben, das Ende der österreichischen Monarchie nahe heran. Da flüchtete auch Sachsen aus dem sinkenden Schiffe und ging in das andere Lager über. Auf die Stücke, welche bei der gehofften Theilung des preußischen Staates für das Haus Wettin abfallen sollten, war nicht mehr zu rechnen, es schien sicherer, von Frankreich sich Mähren und Oberschlesien versprechen zu lassen. Gegen Zusicherung dieser Belohnung trat Graf Brühl mit seinem König August am 19. September 1741 dem Nymphenburger Bündnisse bei. Friedrich hielt den Augenblick für günstig, um Oesterreich nunmehr zur Annahme des Friedens unter jeder ihm auferlegten Bedingung zu zwingen. Er versuchte den Kurfürsten von Baiern dahin zu bringen, daß er mit seinen französischen Freunden direct auf Wien losginge und die Stadt, welche sich in ungenügendstem Vertheidigungszustande befand, durch Ueberraschung einzunehmen versuchte. Diesen Rath zu ertheilen, sandte der König einen Grafen

Schmettau, der jüngst aus österreichischen Diensten, die er wegen allerlei Vergehen und Unregelmäßigkeiten in seiner Dienst- und Kassenführung hatte verlassen müssen, zu ihm übergetreten war, an den Kurfürsten von Baiern, den er auf dem Zuge nach Linz begleitete. Carl Albert schien nicht abgeneigt, Schmettau's Rath zu befolgen, allein er verweilte so lange in Linz und rückte auch dann (5. October) so langsam vor, daß der günstige Augenblick darüber versäumt wurde [1]). Unterdessen war der König nicht müssig, sondern suchte durch geschickt angeordnete Märsche, die leider nicht ganz seinen Befehlen gemäß ausgeführt wurden [2]), die Neipperg'sche Armee von der Festung Neisse abzuschneiden. Nun entschloß sich Maria Theresia in ihrer Bedrängniß zu einem nochmaligen Versuche, den König von Preußen zu gewinnen. Sie ließ ihm durch Lord Hyndford ganz Niederschlesien, wie er es verlangt hatte, anbieten, wenn er dafür ein Vertheidigungsbündniß gegen die Baiern und Franzosen mit ihr abschließen wolle. Das wurde rund abgeschlagen. Nie könne er darein willigen, so getreue Bundesgenossen zu verlassen. „Es ist nicht mehr Zeit," schrieb er, „die Königin zu unterstützen, sie muß sich der ganzen Schwere ihres Geschicks unterwerfen — — [3])." Da versuchte die Kaiserin

---

[1]) v. Arneth I. 324. 325. [2]) Oeuvres II. 86.

[3]) Stenzel p. 158. Raumer's Beiträge p. 146.

Mutter, ihre Verwandtschaft mit dem preußischen General Ferdinand von Braunschweig zu benutzen, um den König zum Mitleid zu bewegen. Friedrich kam dadurch zu der Ueberzeugung, daß er an dem Punkt angelangt sei, wo er Alles erhalten konnte, was er wünschte, und daß ein Vergleich mit Oesterreich ihn sicherer zum Ziele führen würde, als der Beistand seiner Verbündeten, denen er mit Recht eben so sehr mißtraute, wie diese ihm. Als daher Hyndford nunmehr noch weitergehende Zugeständnisse überbrachte und sogar die Festung Neisse anbot, wenn der König nur mündlich versichern wollte, von einem ferneren Angriffe gegen Oesterreich abzustehen, so beschloß er, darauf einzugehen. Eine Zusammenkunft zu mündlicher Besprechung wurde verabredet. Der König begab sich am 9. October 1741, nur von seinem Adjutanten Golz begleitet, auf das Stahrenbergische Schloß zu Klein-Schnellendorf, wohin sich auch Lord Hyndford mit den Generalen Neipperg und Lentulus verfügt hatten. Im Auftrage Maria Theresia's trat Neipperg hier ganz Niederschlesien mit Einschluß der Festung Neisse bis an den Neissefluß und auf der anderen Seite bis zu den Grenzen des Herzogthums Oppeln mit voller Souverainetät an Preußen ab. Dagegen versprach der König, die Oesterreicher nicht anzugreifen, sondern das Neipperg'sche Heer ungehindert gegen die Baiern und Franzosen weiterrücken zu lassen. Natürlich mußte

dieser Vertrag, den man absichtlich ganz formlos hielt, und der weder vom Könige noch von Neipperg, sondern nur von Lord Hyndford, als unparteiischem Zeugen, unterschrieben und besiegelt wurde, auf's Strengste vor den Verbündeten des Königs geheim gehalten werden, gegen welche nun die österreichische Armee angreifend vorrücken konnte. Auch ließ sich Friedrich die strengste Verschwiegenheit nicht nur von den Anwesenden auf Ehrenwort angeloben, sondern erklärte ausdrücklich, daß er den ganzen Vertrag in dem Augenblick für null und nichtig ansehen und vollständig ableugnen würde, wo seine Verbündeten von demselben Kenntniß erhielten. Neisse sollte, um das Geheimniß aufrecht zu erhalten, nicht sofort, sondern erst nach einer kurzen Scheinbelagerung übergeben werden, auch wollte man aus demselben Grunde den kleinen Krieg noch eine Weile fortzuführen sich den Anschein geben. Bis Ende December sollte ein förmlicher Friedensvertrag zu Stande kommen.

Daß dieses Abkommen für beide Theile vortheilhaft war, ist klar. Maria Theresia konnte über Neipperg's Heer zur Rettung von Wien verfügen, und um solchen Preis gab sie mit schwerem Herzen die Festung Neisse hin. Friedrich dagegen erhielt ohne Schwertstreich den Besitz dieses Platzes, der wahrscheinlich noch große Opfer erfordert hätte, und sah überdies Schlesien von dem feindlichen Heere geräumt. Die Treulosigkeit

gegen seine Verbündeten ist allerdings von der Art, daß sie kaum größer gedacht werden kann, indem er nicht nur hinter ihrem Rücken mit dem gemeinschaftlichen Feinde sich zu eigenem Vortheil verständigte, sondern, wie gesagt, auch die ganze österreichische Armee gegen sie losließ. Aber er hatte auch nicht ein Mal die Absicht, in Zukunft jedem Angriff gegen Maria Theresia zu entsagen, sondern berechnete im Voraus, daß ein Geheimniß, welches fünf Personen bekannt ist, niemals verschwiegen bleibt, ja, daß die Möglichkeit, den Samen des Mißtrauens durch Veröffentlichung des Vertrages unter die Alliirten zu streuen, den österreichischen Hof dahin bringen werde, denselben bekannt zu machen. Er selbst [1]) war über die Motive seiner Handlungsweise vollständig im Klaren und schrieb dieselben mit folgenden Worten nieder: „Ich hatte Ursache, dem Wiener Hofe zu mißtrauen, dessen Gesinnungen mir bekannt waren. Daher glaubte ich klug zu handeln, wenn ich von den Oesterreichern ein unverbrüchliches Stillschweigen über diesen Vertrag verlangte, indem ich voraussah, daß sie doch nicht schweigen, sondern die Kunde davon verbreiten würden, um Mißtrauen unter die Verbündeten zu säen, wodurch ich dann meinerseits das Recht erhielt, diese mündliche Uebereinkunft zu brechen.“ Die Oesterreicher erfüllten pünktlich die Festsetzungen

---

[1]) Ranke 339. Note, und Oeuvres II. 91.

des Vertrages. Neisse wurde 12 Tage lang zum Schein belagert und selbst heftig beschossen, aber die preußischen Pioniere arbeiteten bereits an der von Friedrich befohlenen Verstärkung der Festungswerke, noch bevor die Besatzung abgezogen war (30. Oct. 1741). Neipperg konnte ungehindert sein Heer gegen die Alliirten des Königs von Preußen führen.

So fest glaubte man am Hofe der Königin von Ungarn nunmehr mit Preußen auf dem besten Fuße zu stehen, daß der Großherzog von Toscana um die Kurstimme des Königs bei der bevorstehenden Kaiserwahl bat. Friedrich II. fand das sehr belustigend. Er sagt darüber [1]): „Der Großherzog schmeichelte sich, daß ich die Schnellendorfer Besprechung als Friedenspräliminarien betrachten würde, und schrieb mir in diesem Sinne — —. Meine Antwort war verbindlich, aber in so dunklen und verwickelten Ausdrücken abgefaßt, daß ich selbst Nichts davon verstand.“ Um die Franzosen und Baiern, falls sie von den heimlichen Verträgen mit Oesterreich etwa Kunde erhalten hätten, zu täuschen, mußte Lord Hyndford dem Könige schreiben, daß seine Bemühungen, die Königin von Ungarn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, fruchtlos wären. Diesen Brief zeigte Friedrich alsdann dem französischen Gesandten [2]).

---

[1]) Oeuvres II. 92. [2]) Raumer's Beiträge p. 149.

Es kann Niemandem im Ernste einfallen, das Verfahren des Königs in dieser ganzen Angelegenheit vom moralischen Gesichtspunkte aus rechtfertigen oder auch nur entschuldigen zu wollen. Mit vollem Bewußtsein hatte er seine Verbündeten hintergangen, einem feindlichen Heere die Möglichkeit verschafft, sich gegen seine Freunde und Kampfgenossen zu wenden. Noch mehr! Er war seinem eigenen Bekenntnisse nach fest entschlossen, auch den Oesterreichern gegenüber sein Wort zu brechen, wenn das absolute Geheimniß nicht gewahrt wurde, in welches diese Verhandlungen verhüllt bleiben sollten, und doch hatte er diese Bedingung deshalb aufgestellt, weil er voraussah, daß sie unerfüllbar sei und ihm dadurch der Vorwand geboten würde, den Vertrag, aus dem er mindestens eben so viel Nutzen gezogen wie die Gegner, für unverbindlich zu erklären. In ganz anderem Lichte aber erscheint der Vorgang, wenn wir denselben als einen Akt der Politik anschauen. Gesteht man die Voraussetzung zu, auf welche der König die Rechtfertigung seines Verfahrens zu gründen sucht, nämlich daß es ihm erlaubt war, Schlesien zu erobern und sich die Eroberung dieser Provinz auf jede Art zu sichern, so wird man ihm beistimmen können, wenn er, wie folgt, weiter argumentirt: „Ich selbst," sagt er [1]), „habe mich mit Frankreich und Baiern nur verbündet,

---

[1]) Oeuvres II. 93.

um Schlesien zu bekommen. Die Franzosen dagegen hatten die Absicht, das Haus Habsburg gänzlich und für immer zu Grunde zu richten. Auf den Trümmern dieses Reiches wollten sie dann vier Mittelstaaten errichten, die einander das Gleichgewicht hielten. Maria Theresia nämlich sollte Ungarn, Steiermark, Kärnthen und Krain, — der Kurfürst von Baiern Böhmen, Tyrol und das Breisgau, Preußen die Provinz Niederschlesien, und Sachsen endlich Mähren und Oberschlesien zu ihren bisherigen Besitzungen als Zuwachs erhalten. Da diese vier Reiche voraussichtlich bald unter einander in Hader gerathen wären, so wollte Frankreich dann als gebietender Schiedsrichter in Deutschland auftreten. Zu einem solchen Plane konnte ich nicht mitwirken. Ich wollte die Macht meines Hauses vergrößern, aber keineswegs mein Heer dazu verwenden, um mir Nebenbuhler zu schaffen und die Unabhängigkeit [1]) Deutschlands zerstören zu helfen."

Als Ergebniß dieser Betrachtungen möchten folgende Sätze sich herausstellen: Sämmtlichen Gegnern Maria Theresia's war der Wunsch gemeinsam, auf

---

[1]) Oeuvres II. 94. Das ist der Sinn des Ausdruckes liberté germanique, der in den Staatsschriften des 17. und 18. Jahrhunderts eine so große Rolle spielt. Oft bedeutet es auch nur: Unabhängigkeit der deutschen Fürsten vom Hause Oesterreich. In diesem Sinne finden sich die Worte wiederholt in Friedrich's Correspondenz mit der Herzogin von Gotha.

Kosten der habsburgischen Erbschaft sich zu vergrößern. Jeder griff zu den Mitteln, die ihm am zweckmäßigsten schienen, ohne dabei auf Recht und Gerechtigkeit besondere Rücksicht zu nehmen. Friedrich II. überlistete seine Genossen, weil er klüger war als sie, denn sicherlich lag es nicht an ihrem guten Willen, daß er nicht von ihnen überlistet wurde. Er war aber zugleich fern davon, sich vor sich selbst oder vor den Anderen die Rolle eines ritterlichen Tugendhelden zuzuertheilen. Er hielt rücksichtslos an dem Satze fest: Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Darin glich seine Handlungsweise auffallend dem Verfahren des großen Kurfürsten, welcher ebenfalls das Feld der Diplomatie ganz und gar wie ein Schlachtfeld ansah, auf welchem jede Kriegslist für erlaubt gilt. Wenn er dadurch das Vertrauen der anderen Fürsten verscherzte und sich sagen mußte, daß diese fortan stets ebenso vor ihm auf der Hut sein würden, wie er vor ihnen, so machte ihn das nicht irre. Der Erfolg hat gezeigt, daß er an Kraft und Klugheit sie Alle weit überragte und gegen die ganze Welt sich mit einer Ausdauer zu behaupten vermochte, die in der Geschichte ohne Beispiel dasteht. Wir, die wir nach einem Jahrhundert uns im Besitze dessen befinden, was er erreicht hat, werden um so weniger geneigt sein, die Wege zu verdammen, auf denen er einherschritt, als wir ohne ihn sicherlich niemals die Stelle in Europa einnehmen könnten,

welche Preußen sich erkämpft hat. Wurde Deutschland durch Preußen zerrissen, so wird Preußen das überreichlich vergüten, wenn einst Deutschland durch dasselbe Preußen wieder geeinigt dasteht.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des Krieges. Schlacht bei Czaslau. Friede zu Breslau.

Am 30. October 1741 erfolgte die Uebergabe von Neisse, mit welcher die Eroberung Schlesiens abgeschlossen schien. Sich in diesem Besitze noch mehr zu befestigen, schloß Friedrich am 1. November den geheimen Frankfurter Vertrag mit Baiern und Sachsen, durch welchen diese drei Mächte einander gegenseitig diejenigen Stücke der habsburgischen Erblande gewährleisteten, welche einem Jeden von ihnen bei der Theilung zufallen sollten. Damit noch nicht genug, erklärte der König am 4. November in aller Form seinen Beitritt zu dem Nymphenburger Vertrage, entsagte nochmals ausdrücklich den Ansprüchen auf Jülich und Berg und kaufte von dem Kurfürsten von Baiern, den er als König von Böhmen anerkannte, für 400,000 Thaler

die Grafschaft Glatz, welche dieser niemals besessen hatte[1]).

Nunmehr wollte Friedrich die Huldigung aller Stände seiner neuen Provinz in Breslau entgegennehmen. Am 4. November traf er ein[2]). Feierlich von den Einwohnern empfangen, fuhr er Nachmittags in einer mit acht Falben bespannten Chaise in die Stadt. In einem zweiten Wagen folgte mit anderen Generalen der alte Fürst von Dessau, der mit dem Könige unterwegs zusammengetroffen war.

Am 7ten fand die Huldigung statt. Auf einem Thronsessel im Fürstensaale des Rathhauses empfing

---

[1]) Friedrich's eigene Worte. Oeuvres II. 85. Der Frankfurter Tractat ist noch nicht veröffentlicht. Ueber das Bestehen desselben kann kein Zweifel sein. Außer den bei Stenzel 170 angeführten Orten findet sich im Dresdner Archiv vielfache Erwähnung desselben. So berichtet der Gesandte Bülow über eine Audienz am 6. Januar 1742, in welcher er gebeten, man möge die für Sachsen stipulirten Bedingungen verbessern. Der König erwiederte: Das sei jetzt zu spät, nachdem der Frankfurter Vertrag bereits ratificirt sei. „Ich hütete mich wohl," fährt Bülow fort, „das argumentum ad hominem zu gebrauchen, daß ja der König selbst noch nach Abschluß des Vertrages die Grafschaft Glatz erhalten habe."

[2]) Grünhagen 210, wo wieder manche Einzelheiten, die namentlich aus Bielefeld's Briefen in die Geschichtsbücher übergegangen waren, als unglaublich zurückgewiesen werden. Daselbst Note 2. ferner: 216. 217.

der König die Stände, welche nach einer Anrede des Ministers Podewils in althergebrachter Weise das Gelöbniß der Treue leisteten. Auch das Domstift hatte sich nunmehr zur Nachgiebigkeit bequemt. Knieend leisteten Namens des Bischofs der Dompropst und der Dechant das Homagium. Das ihm angebotene übliche Huldigungsgeschenk von 100,000 Thalern lehnte der König ab.

Unter den Festlichkeiten wird besonders die Illumination der Stadt hervorgehoben, dergleichen an Pracht und Glanz Breslau weder vorher, noch nachher wieder gesehen haben soll. Von den Transparenten waren viele mit Unterschriften versehen, welche um Erleichterung der Einquartierungslast baten [1]).

Der König ernannte als Ausfluß der nunmehr übernommenen Souverainetät die Grafen Hatzfeld und Carolath zu Fürsten und nahm noch mehrere Standeserhöhungen vor. Festlichkeiten aller Art beschlossen diesen merkwürdigen Huldigungsakt.

Am Tage nach demselben gab der König vor mehreren zu dem Ende berufenen geistlichen und weltlichen Standespersonen eine offene Erklärung über die Art und Weise ab, wie er in Zukunft zu regieren beabsichtige. Er versprach ausgedehnteste Toleranz und vollständige Gleichberechtigung der evangelischen und katholischen Confession, unparteiische Rechtspflege durch

---

[1]) Grünhagen 221. Wörtlich aus dem Landesdiarium 182.

zwei in Breslau und Glogau zu errichtende Justiz-collegien, die nur mit Schlesiern besetzt werden sollten. Dagegen müsse die Finanzverwaltung ganz auf märkischen Fuß eingerichtet und von Beamten aus den alten Provinzen geleitet werden, bis die Einwohner mit den neuen Zuständen hinlänglich vertraut wären. Eine neue Steuerverfassung werde vollkommen gleiche Vertheilung aller Lasten binnen Jahresfrist in's Leben rufen. An die Stelle der Accise werde eine Verbrauchssteuer treten. Den vielfachen nicht ungerechten Klagen über Gewaltsamkeiten der Werber solle abgeholfen werden. Vieles, was bei diesen neuen Einrichtungen im Anfange drückend erscheine, würde sich bald als heilsam ausweisen.

Die alten Rechte der Stände respektirte der König hier so wenig, wie er es in Preußen gethan. Schon in einem Erlasse vom 12. September hatte er von dem „ehemaligen" conventus publicus gesprochen. Am 29. October wurde derselbe für aufgelöst erklärt, und jede Mitwirkung der Stände bei der Steuerverwaltung ein für alle Mal beseitigt. Mit wunderbarer Ergebung fügten dieselben sich in diese Maßregeln, von irgend welchem Widerstande, oder auch nur von ernsten Gegenvorstellungen ist nirgends die Rede[1]).

---

[1]) Das Nähere aus dem handschriftlichen Landesdiarium bei Stenzel IV. 164.

Am 9. November verließ der König die Stadt Breslau und kehrte nach Berlin zurück, wo er den 12ten anlangte und „mit allerhand Festivitäten und Freudenbezeigungen“ empfangen wurde [1]).

Während das Glück dem Könige von Preußen von allen Seiten zu lächeln schien, stand Maria Theresia, verlassen von ihren Freunden und Bundesgenossen, einer zahlreichen Feindesschaar gegenüber. „Ich bin eine arme Königin,“ soll sie gesagt haben, „ich weiß nicht, wo mir eine Stadt für mein Wochenbett bleiben wird.“ Bei der Annäherung der Baiern und Franzosen hatte sie sich mit ihrem Hofe nach Preßburg zurückgezogen. Zahlreiche Flüchtlinge aus Wien folgten ihr dahin. Aber ihr Muth war nicht gebrochen, und wenn sie ein ander Mal den Ruf wiederholte: „Ich bin nur eine arme Königin,“ so setzte sie selbstbewußt hinzu: „Allein ich habe das Herz eines Königs!“ Bereits mehrere Monate früher, im Juni, war sie in Ungarn gewesen, um die Krone des heiligen Stephan auf ihr Haupt zu setzen; da hatte ihre liebenswürdige Persönlichkeit schnell die Herzen des leicht erregbaren Volkes gewonnen. Dennoch fand sie bei ihrer zweiten Anwesenheit den jetzt versammelten Landtag keineswegs ohne Weiteres zur Hilfe bereit. Wohl hatte man sie mit dem begeisterten Zurufe empfangen: Wir weihen

---

[1]) Heldenleben II. 320.

Blut und Leben für unsere Königin[1])! Allein der Adel nahm, trotz aller Begeisterung, diese Gelegenheit dennoch bestens wahr, um für seinen Stand der Monarchin allerlei Zugeständnisse abzudringen, die sie nach langen heftigen Debatten mit schwerem Herzen bewilligen mußte. Erst nachdem die Magnaten ihre Forderungen mit großer Hartnäckigkeit durchgesetzt[2]) hatten, bewilligten sie die beiden Punkte, welche ihrer Königin vor allem am Herzen lagen: Anerkennung der Mitregentschaft des Großherzogs von Toscana (und auch das mit solchen Beschränkungen, daß diese Mitregentschaft ein leerer Titel war) und Zusage der Insurrection, d. h. des gewaffneten Aufgebots zur Abwehr der feindlichen Heere. Dieser Erfolg gegenüber von Männern, die noch eben die heftigste Opposition gemacht hatten, erregte das größte Aufsehen im Lande, ja in ganz Europa. Man erkannte die Gewalt, welche Maria Theresia's Persönlichkeit auf die Herzen übte. Vor Allem waren die Franzosen bestürzt, welche bisher bei jeder Gelegenheit, wo sie gegen Oesterreich vor-

---

[1]) v. Arneth 300. Daß sie den kleinen Erzherzog Joseph auf dem Arme gehabt, um durch dessen Anblick die Versammlung zu rühren, ist eine Fabel. Der sechs Monate alte Prinz war in Wien zurückgeblieben.

[2]) Die Wünsche der nicht Adeligen wurden ebensowenig berücksichtigt als die der Protestanten, welche Religionsfreiheit forderten. Ranke II. 364.

gingen, an den aufständischen Ungarn willkommene Bundesgenossen gefunden. Der österreichische Erbfolgekrieg nahm jetzt eine andere Wendung. Maria Theresia hatte über eine ansehnliche Kriegsmacht zu gebieten, indem ihr nicht nur das Neipperg'sche Heer zur Verfügung stand, sondern auch die ungarischen Reiter-Regimenter nach und nach eintrafen. Weit größeren Nutzen aber, als die Verstärkung der eigenen Macht, brachte ihr die Thorheit der Feinde.

Der Kurfürst von Baiern, statt nach Friedrich's Rath auf Wien los zu gehen, wandte sich gegen Böhmen, um Prag zu erobern und sich die heißersehnte Königskrone auf's Haupt zu setzen. Am 1. October ging er mit seinen französischen Verbündeten über die Donau in der Richtung nach Budweis, während die andere bairisch-französische Armee aus der Oberpfalz nach Pilsen eilte, und die Sachsen, das Erzgebirge übersteigend, fast 20,000 Mann stark, direct auf Prag zueilten [1]). Diese wichtige Stadt zu retten, welche über den Besitz von Böhmen entschied, sollte Neipperg versuchen, den Kurfürsten von dort unter Wegs abzuschneiden; allein sein Marsch ging so langsam, daß er erst am 7. November mit dem Bruder des Großherzogs von Toscana, dem Herzoge Carl von Lothringen, zusammentraf, welcher den Oberbefehl erhalten hatte.

---

[1]) v. Arneth. 309.

So mangelhaft waren die Magazine angelegt, und so sehr fehlte es an Transportmitteln, daß die Verbündeten bereits in der Nacht vom 25./26. November Prag erstürmt hatten, bevor die Ersatzarmee heranrücken konnte. Zu dem schnellen Erfolge des Unternehmens trug die tollkühne Tapferkeit des Grafen von Sachsen [1]) wesentlich bei, welcher einen Scheinangriff, der ihm von Belle-Isle übertragen war, in einen wirklichen Angriff verwandelte und, nachdem seine Soldaten auf Leitern die Wälle überstiegen hatten, das Thor der Neustadt sprengte und in die Stadt eindrang. Nach einem kurzen, aber blutigen Straßenkampfe war Prag genommen.

Die Trauerkunde von diesem Unglück, welches den Verlust von Böhmen nach sich ziehen mußte, empfing Maria Theresia zu Preßburg in der Kirche, wo sie eben einen feierlichen Gottesdienst veranstaltet hatte, um die Errettung Prags vom Himmel zu erflehen [2]). Thränen entstürzten ihren Augen, die ganze versammelte Gemeinde wurde von inniger Rührung ergriffen. Aber bald raffte die edle Frau sich zu männlicher Entschlossenheit zusammen. „Prag ist verloren," schrieb sie an

---

[1]) Moritz, ein Sohn August des Starken und der Aurora von Königsmark. Derselbe, welcher als Marschall von Frankreich so berühmt geworden ist.

[2]) v. Arneth. 345.

Philipp Kinsky [1]), „die Folgen werden schrecklich sein, wenn man nicht auf drei Monate für den Unterhalt der Truppen zu sorgen vermag. Jetzt, Kinsky, ist der Augenblick gekommen, wo man Muth zeigen muß. Mein Entschluß ist gefaßt, Alles auf's Spiel zu setzen und zu verlieren, um Böhmen zu retten. Alle meine Heere sollen eher vernichtet werden, ehe ich Etwas abtrete. Der kritische Augenblick ist da. Schont das Land nicht, um es zu erhalten. Ihr werdet sagen, daß ich grausam bin. Es ist wahr, aber ich weiß auch, daß ich alle Grausamkeiten, die ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, hundertfach zu vergüten im Stande sein werde. Jetzt aber verschließe ich mein Herz dem Mitleid. Daß ich Euch unglücklich machen muß, ist mein größter Schmerz, aber Ihr werdet wenigstens immer in mir ein dankbares Herz finden."

Noch tiefer als der Verlust der böhmischen Hauptstadt, mußte die Königin sich durch die Art und Weise gekränkt fühlen, wie dem Kurfürsten von Baiern sich der böhmische Adel huldigend entgegen drängte. Die Häupter der ersten Familien des Landes bewarben sich um Aemter und Hofbedienungen bei dem Eroberer. Kaum finden sich einzelne Beispiele der Treue gegen

---

[1]) Oberstburggraf von Böhmen. Der ganze französisch geschriebene Brief aus: Folkmann, die gefürstete Linie der Grafen Kinsky p. 59. bei Arneth 415.

das alte Herrscherhaus unter der knechtischen Junkerschaar[1]). Am 7. December wurde Carl Albert zum Könige von Böhmen ausgerufen.

Inzwischen hatte sich, wie das nicht anders zu erwarten war, und wie Friedrich II. es gar wohl vorausgesehen und vorausberechnet hatte, die Kunde von dem Schnellendorfer Vertrage an allen Höfen Europa's zuerst als Gerücht, dann mit allen Einzelheiten verbreitet. Wer daran schuld war, ließ sich natürlich nicht ermitteln, am wenigsten ist nachzuweisen, daß, wie der König behauptet, Maria Theresia selbst das Versprechen der Verschwiegenheit absichtlich gebrochen habe, um die Baiern und Franzosen gegen Preußen mißtrauisch zu machen. Friedrich zeigte sich sehr entrüstet über einen solchen Bruch des Vertrauens, wie er es nannte, und verlangte, man sollte in Wien den ganzen Vertrag ableugnen, oder auf Grund der Bedingungen desselben mit ihm einen förmlichen Frieden schließen.

In einem Circular an alle Höfe[2]) forderte er die Königin heraus, irgend einen Vertrag vorzuzeigen, den sie mit ihm selbst oder mit einem von ihm bevollmächtigten Minister abgeschlossen habe. Die ganze Sache war ihm um so unangenehmer, als er selbst jetzt Ver=

---

[1]) Ebendaselbst 345.

[2]) Eine Abschrift desselben in dem Gesandtschaftsbericht des Dresdener Archivs von 1742.

rath Seitens der Franzosen fürchtete, die er im Verdacht hatte, sie wollten eine Verbindung der nordischen Mächte gegen ihn zu Stande zu bringen und namentlich die Schweden aufstacheln, ihre alten Ansprüche an Pommern wieder geltend zu machen. Seine Mißstimmung wuchs, als Ludwig XV. den Marschall Belle-Isle behufs einer diplomatischen Mission von der Armee abberief und an dessen Stelle jenen selbigen Herzog von Broglie setzte, der den König bei seinem Ausfluge nach Straßburg durch unpassendes Benehmen beleidigt hatte. Daß er unter solchen Umständen sich nicht beflissen zeigte, diesem Verbündeten wesentliche Hilfe zu leisten, ist erklärlich. Es kam ihm ausschließlich darauf an, sich in Schlesien zu behaupten. Deshalb ordnete er auch die Besitznahme der ihm von Carl Albert verkauften Grafschaft Glatz an und ließ sich schon jetzt von den Beamten und Einwohnern daselbst huldigen, obgleich die eigentliche Festung des Landes erst im April 1742 sich an Leopold von Dessau ergab. Um seine Armee nicht zu weit von der schlesischen Grenze zu entfernen und zugleich in den Winterquartieren hinlängliche Vorräthe für die Truppen zu finden, ließ er Schwerin mit seinem Corps in Mähren einrücken, wo Olmütz ohne Widerstand genommen wurde. Prinz Leopold richtete sich in einigen böhmischen Kreisen ein, und beide Heerführer schrieben so übermäßige Lieferungen an Lebensmitteln und Geld

aus, daß sowohl Carl Albert als auch der Kurfürst von Sachsen heftige Beschwerden führten, Letzterer, weil die Preußen das ihm im Frankfurter Vertrage zugesicherte Königreich Mähren gänzlich ruinirten [1]). Der König war zu keiner Nachsicht zu bewegen. Ironisch fragte er, ob der Kurfürst nicht bald den Titel eines Königs von Mähren annehmen würde. Er versprach die Gewaltthätigkeiten seiner Werber, über die man geklagt, zu verbieten, womit es aber auch nicht ernst gemeint war, denn, sagte er zu seinen Generalen, es muß Alles mit Methode geschehen, man muß das Hühnchen rupfen können, ohne daß es schreit [2]).

Friedrich II. hielt sich in Berlin nicht länger auf, als er zu seiner Erholung von der Anstrengung des Feldzuges bedurfte. Schon am 19. Januar 1742 begab er sich nach Dresden, um die Mitwirkung der Sachsen für seinen Feldzugsplan zu erlangen. Er hatte eine Conferenz mit König August, an welcher Brühl, Moritz von Sachsen und verschiedene Generale, so wie der französische Gesandte Valori, den Friedrich

---

[1]) Bülow's Bericht über seine Audienz bei Friedrich II. am 6. Januar 1742. Brühl schickt 1000 Dukaten zur Bestechung der preußischen Beamten, damit sie eine Entschädigung für Sachsen erwirken, welches sich auch durch die Grenzregulirung in Schlesien verletzt glaubte. — Auch der Fürst von Lichtenstein klagt heftig über die preußischen Truppen. Dresdener Archiv.

[2]) v. Orlich aus dem Dessauer Archiv, bei Stenzel 172.

vorausgeschickt hatte, um die Gemüther zu bearbeiten, sich betheiligten. Auf einer Karte von Mähren entwickelte er seine Ideen. König August sagte zu Allem Ja. Brühl aber, dem man, wie Friedrich erzählt [1]), von Wien aus gedroht hatte, eine von ihm begangene Verrätherei zu offenbaren, suchte die ganze Angelegenheit zu hintertreiben, und als man nahe daran war, sich zu verständigen, meldete er, daß die Oper eben anfange. „Nun wäre König August nicht durch zehn Königreiche zu bewegen gewesen, eine Minute länger zu bleiben.“ Am andern Tage erlangte Friedrich jedoch, durch den Einfluß des königlichen Beichtvaters Guarini, die Zusage der Unterstützung seiner Pläne und konnte dann wirklich einen Theil der sächsischen Armee mit sich führen.

Ueber Prag, wo er es durchsetzte, daß Broglie ihm 5000 Mann Franzosen überließ, eilte er nach Olmütz zu Schwerin und traf daselbst am 30. Januar ein. Hier erfuhr er, daß an seinem Geburtstage, den 24. Januar, Carl Albert zu Frankfurt unter dem Namen Carl VII. zum Kaiser gewählt worden war.

Noch ein Mal stellten sich nun Unterhändler von Seiten des Wiener Hofes ein, um wo möglich einen Vergleich zu vermitteln. Da aber Friedrich verlangte, daß Maria Theresia Böhmen und Mähren an die

---

[1]) Oeuvres II. 108.

Verbündeten abtreten sollte, so zerschlug sich die Sache.

Dieser ganze mährische Feldzug war ein verfehlter und führte, trotz einzelner tapferer Thaten, durch welche verschiedene preußische Generale sich auszeichneten, zu keinem Ergebniß. Hätte der König den unbeschränkten Befehl über die ihm beigegebenen sächsischen und französischen Truppen gehabt, so wären die Dinge anders verlaufen. War doch der kühne Ziethen mit seinen Husaren auf einem Streifzuge bis Stockerau, vier Meilen von Wien, vorgedrungen! Aber die Sachsen, welche geheime Instructionen von Brühl hatten, konnten zu energischen Schritten gegen Oesterreich nicht gebracht werden. Auch die 5000 Franzosen mußten zu Broglie zurückkehren, und Friedrich hatte nur 30,000 Mann übrig, mit denen er gegen die von Ungarn aus bedeutend verstärkte Macht Maria Theresia's allein Nichts ausrichten konnte. Der böse Wille der Sachsen trat immer klarer hervor. Als es sich um die Belagerung von Brünn handelte, schlug König August, angeblich wegen Geldmangel, die Sendung des nöthigen Geschützes ab, und doch hatte er kurz vorher einen großen grünen Diamant für 400,000 Thaler gekauft. Als nun gar Broglie meldete, er bedürfe des sächsischen Armeecorps zu seiner Unterstützung, weil er in Gefahr stehe, von dem herbeieilenden Herzoge von Lothringen in Prag angegriffen zu werden, da war Friedrich ent-

schlossen, mit diesen unzuverlässigen Bundesgenossen Nichts weiter zu thun zu haben. Er ließ die Sachsen ziehen, sah sich aber nun auch selbst genöthigt, aus Mähren, wo er sich nicht länger halten konnte, seinen Marsch nach Böhmen zu richten. Diese Erfahrungen brachten ihn zu dem Entschlusse, künftighin nur solche Truppen zu commandiren, die ihm als Feldherrn allein und unbedingt zu gehorchen hätten [1]). Der sächsische Minister Bülow, welcher sich im Lager des Königs befand, war naiv genug zu fragen: „Aber wer wird jetzt meinem Herrn die mährische Krone aufsetzen?“ Friedrich antwortete: „Kronen gewinnt man nur mit Kanonen, und Eure Schuld ist es, wenn ich keine gehabt habe, um Brünn zu belagern.“

Mit vielen Beschwerden und unter beständigen Angriffen der umherschwärmenden ungarischen Husaren wurde der Rückzug bewerkstelligt [2]); auch das Landvolk griff zu den Waffen, um sich an den abziehenden Preußen für die unerträglichen Lasten zu rächen, welche die Anwesenheit derselben ihnen verursacht hatte. Die mährischen Wallachen kamen sogar mit Kanonen aus den Grenzgebirgen in die Ebene herunter. Nicht ohne die äußerste Vorsicht durften die Mannschaften sich Nachts der Ruhe überlassen. Olmütz war wegen

---

[1]) Oeuvres II. 114.

[2]) Ueber die einzelnen Scharmützel: Heldenleben II. 534. Ranke 397. 403.

gänzlichen Mangels an Lebensmitteln nicht zu halten, — vor dem anrückenden Prinzen Carl von Lothringen mußten die Preußen am 25. April die Festung räumen.

Da das ganze Heer des Königs jetzt nur aus 28,000 Mann bestand, so hatte er den alten Dessauer aufgefordert, ihm die an der sächsischen Grenze nicht mehr nöthigen, unter seinem Befehle stehenden Truppen zuzuführen. Viel zu langsam für Friedrich's Ungeduld gehorchte der Fürst, und als er sich endlich einfand, gab der König das Commando dem Sohne desselben und übertrug dem alten Herrn die Deckung von Oberschlesien, welcher grollend, aber als Soldat wie immer gehorchend, auf seinen Posten ging.

Mit großer Freude vernahm Maria Theresia die Kunde von dem Rückzuge der Preußen, da sie jetzt hoffen durfte, den König zu einer Verständigung bereit zu finden. Noch ein Mal mußte sich Lord Hyndford mit Anerbietungen beauftragen lassen, die in der That groß genug waren. Außer Niederschlesien sollte der König entweder die Grafschaft Glatz oder den Theil von Oberschlesien behalten, der ihm zu den Winterquartieren eingeräumt worden, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nun zum Angriffe gegen ihre anderen Feinde mit ihr verbinde. Diese Zumuthung, welche offen zu erkennen gab, daß man ihn für fähig halte, ohne Weiteres von einer Partei zur anderen überzutreten, machte den allerschlimmsten

Eindruck. Niemals hatte des Königs vertrautester Cabinetsrath Eichel ihn in solcher Aufregung gesehen. Er glaubte sich verachtet und athmete nichts als Rache. An Vermittelung, sagte er, sei nun nicht mehr zu denken, es müsse zum Kampfe kommen [1]).

Die Armee war in drei Abtheilungen zwischen der Elbe und der Sazawa gelagert, um sich von den Anstrengungen des Marsches zu erholen, in Leutomischl, in Chrudim (wo sich der König befand) und in der Gegend zwischen Czaslau und Kuttenberg. Am Pfingstsonntag, den 17. Mai, sammelte der König seine Truppen um sich auf der Höhe von Chrudim, um daselbst die Verstärkung zu erwarten, die er aus Oberschlesien beordert hatte. Als er aber erfuhr, der Feind sei auf dem Wege über Czaslau nach Prag und wolle ihn von den Franzosen und Sachsen abschneiden, so zog er auf demselben Wege den Oesterreichern entgegen, um sie zur Schlacht zu nöthigen. Der Herzog von Lothringen hatte Czaslau erreicht und mit seinen Truppen besetzt. Von Wien aus war ihm befohlen, angreifend zu verfahren und nicht in Neipperg's Fehler zu verfallen, welcher durch sein Zaudern die Schlacht bei Mollwitz verloren. Der König befand sich auf der Höhe von Neukirchen, als ein Adjutant des Prinzen

---

1) Ranke II. 415. Ohne Zweifel aus Notizen im Berliner Archive.

Leopold von Dessau zu melden kam, man habe bereits die anrückenden feindlichen Colonnen erblickt. In größter Eile wurde nun die Verbindung zwischen den preußischen Heeresabtheilungen bewerkstelligt. Sie standen, 28,000 Mann stark mit 28 leichten Geschützen, den Oesterreichern gegenüber, welche 30,000 Mann und 40 Kanonen hatten. Die Preußen eröffneten das Feuer. Der Reiterkampf wogte hin und her. Auf dem rechten Flügel wurden zuerst die Oesterreicher geworfen, doch umhüllte bald so dichter Staub die Kämpfenden, daß Freunde und Feinde in Verwirrung kamen. Auf dem linken Flügel konnte die preußische Cavallerie nicht Stand halten. Ganze Schwadronen geriethen in Unordnung und wandten sich schon zur Flucht. Da stürzte sich der wackere Feldprediger Seegebarth mit größter Unerschrockenheit zwischen die Reiter, von denen er die meisten als ihr Seelsorger persönlich kannte [1]), und brachte durch seine begeisterte

---

[1]) Tagebuch des Feldpredigers Seegebarth, herausgegeben von Fickert in Breslau, p. 61. Der Bericht dieses glaubwürdigen Augenzeugen ist von großem Interesse. Seegebarth's Tapferkeit wurde auf dem Schlachtfelde selbst anerkannt. Der König ließ ihm durch den Prinzen Leopold die beste Pfarrstelle im ganzen Lande versprechen, und der Prinz setzte hinzu: „Wenn das nicht geschieht, so gebe ich ihm die beste Pfarre in Dessau.“ Er bekam später eine gute Pfarre unweit Brandenburg. Dessenungeachtet wollte Friedrich später von der ganzen Sache Nichts wissen. In seiner

Ansprache an Officiere und Gemeine wohl 20 Escadrons wieder zum Angriff. Doch wurden dadurch nur augenblickliche Erfolge an einzelnen Punkten erzielt, und es war ein Glück, daß die Oesterreicher hier, wie bei jeder Gelegenheit, nicht abzuhalten waren, sich plündernd auf das preußische Lager zu werfen und darüber die kostbare Zeit zu versäumen. Zudem thaten sie sich selbst den größten Schaden, als sie das in der Mitte der Schlachtordnung gelegene Dorf Chotusitz in Brand steckten und sich dadurch den Weg zum Vordringen versperrten. — Vier Stunden lang hatte der Kampf hin und her geschwankt, als der König mit bewundernswürdigem Scharfblick den Moment erfaßte, wo er selbst entscheidend eingreifen konnte. Mit dem

---

Geschichte des Krieges nennt er Seegebarth so wenig, wie in der von ihm verfaßten Relation über die Schlacht. Gegen Jordan (Corresp. vom 27. Mai und 5. Juni 1742. Oeuvres XVII. 212.) leugnete er alle darauf bezüglichen Gerüchte ab, die sofort in Berlin sich verbreitet hatten. Es ist das ein Beispiel der oft hervortretenden Eigenthümlichkeit des Königs, daß er die besten Dienste, die einer seiner Unterthanen dem Staate leistete, scheinbar mit schroffem Undank belohnte, weil es ihm zuwider war, daß irgend Jemand selbstständig und ohne seinen Befehl Etwas für das Allgemeine that. Er betrachtete das wie einen Eingriff in seine unumschränkte Gewalt. Wie er in vollstem Maße die Pflicht übernommen hatte, für das Land zu sorgen, so nahm er auch für sich ausschließlich das Recht in Anspruch, das allein zu thun, und jede fremde Mitwirkung erschien ihm anmaßlich.

ganzen rechten Flügel der Infanterie rückte er vor, besetzte eine gegenüberliegende Höhe und griff von da aus das feindliche Fußvolk in der Flanke an. Da zu gleicher Zeit die Artillerie den linken Flügel lebhaft beschoß, so war dies Manöver entscheidend. Die Oesterreicher ergriffen die Flucht und verließen das Schlachtfeld[1]). Der Verlust an Menschenleben, mit welchem dieser Sieg erkauft wurde, war sehr groß, größer als der der Oesterreicher. Ueber 4000 an Todten und Verwundeten verloren die Preußen. Von den 1400 Mann des anhaltischen Regimentes, dem Seegebarth angehörte, waren nach der Schlacht nur 400 übrig. Die Rekruten, die man in Mähren und Böhmen größtentheils mit Gewalt ausgehoben, entliefen sämmtlich. Das Reiterregiment Baireuth hatte 456 Todte, unter den Generalen hatte sich Rothenburg und Geßler besonders hervorgethan[2]).

Hätte der König nach strategischen Rücksichten seinen Sieg ausnutzen wollen, so würde er den fliehenden Feind eifrig verfolgt und ihm noch großen Schaden zugefügt

---

[1]) Oeuvres II. 149. steht die zwei Tage nach dem Siege abgefaßte Relation über die Schlacht, wie sie bald darauf in den Berliner Zeitungen erschien. An Voltaire, Jordan und Algarotti schickte er Exemplare und bemerkte dabei, daß er sich auf's Strengste an die Wahrheit gehalten habe.

[2]) Stenzel 184. Heldenleben II. 517. Daselbst auch die Parole, welche der König nach der Schlacht ausgeben ließ.

haben. Allein er hatte alsbald den Entschluß gefaßt, die abgebrochenen Friedensunterhandlungen mit Maria Theresia wieder anzuknüpfen. Deshalb ließ er den Herzog von Lothringen abziehen, der sich mit Lobkowitz vereinigte, um gemeinschaftlich die Franzosen anzugreifen. Diese riefen deshalb den König zu Hilfe, allein derselbe zeigte sich jetzt eben so wenig beeifert, seine Verbündeten zu unterstützen, wie diese es früher gegen ihn gezeigt hatten. Das gegenseitige Mißtrauen soll noch dadurch gesteigert worden sein, daß Friedrich von einem verwundeten österreichischen General benachrichtigt worden, die Franzosen hätten ebenfalls die Absicht, hinterlistig mit Oesterreich zu seinem Schaden zu unterhandeln [1]). Doch bedurfte es solcher besonderen Veranlassung nicht. Franzosen, Sachsen und Preußen hatten ohnehin nur zu gerechten Anlaß, einander für unzuverlässig zu halten. Friedrich selbst befahl schon am Tage nach der Schlacht seinem in Breslau verweilenden Minister Podewils, sich mit Lord Hyndford ganz im Geheimen in Verbindung zu setzen. Die Verhandlungen nahmen einen überraschend schnellen Gang, weil Maria Theresia, durch die Nachricht von einem neuen gegen sie heranziehenden französischen Heere in Schrecken gesetzt, nunmehr auf Englands Andrängen sich ernstlich entschloß, wenigstens eines ihrer Feinde,

---

[1]) Heldenleben II. 520.

und zwar des gefährlichsten, ledig zu werden. Mit schwerem Herzen willigte sie in die Abtretung von ganz Schlesien und der Grafschaft Glatz.

Auch Friedrich hatte allen Grund, auf schleunigsten Abschluß der Friedenspräliminarien zu dringen, weil er erfuhr, daß die Franzosen eine Vereinigung der beiden österreichischen Heere nicht verhindert hatten, was er einer böswilligen Versäumniß des Marschall Broglie zuschrieb. Er fürchtete, Herzog Carl werde sich nun Prags bemächtigen. Ohne Zeitverlust befahl er seinem Minister, sofort mit Lord Hyndford abzuschließen und wegen etwa noch streitiger Punkte gar nicht mehr anzufragen [1]).

Das geschah. Am 11. Juni wurden in Breslau die Präliminarien des Friedens unterzeichnet. Die wesentlichste Bestimmung betraf die Abtretung der vollen Souverainetät von Nieder- und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz an Preußen. Nur Troppau, Teschen und Jägerndorf blieben bei Oesterreich. Der alte Abhängigkeitsverband zwischen Böhmen und Schlesien wurde gelöst. Der König verzichtete auf alle Ansprüche an Maria Theresia, welcher Art dieselben auch sein möchten. Den Sachsen war der Beitritt zum Vertrage unter der Bedingung offen erhalten, daß sie binnen 16 Tagen Böhmen räumten, wozu sie sich auch alsbald bereit erklärten. (28. Juli.) Von der mährischen Krone für

1) Ranke 437.

August III. war eben so wenig die Rede, als von der Erwerbung Böhmens für den Kurfürsten von Baiern, dem dieses Königreich nach dem Frankfurter Tractate zufallen sollte, und von welchem Friedrich die Grafschaft Glatz in ihrer Eigenschaft als böhmisches Lehen gekauft hatte. Preußen übernahm, obgleich erst nach langem Widerstreben, die Schuldsumme, wegen deren Schlesien an England und Holland als Unterpfand bestellt war. Der König versprach, die katholische Religion überall in ihrem gegenwärtigen Bestande zu lassen, wogegen selbstverständlich den Protestanten volle Gewissensfreiheit gewahrt wurde.

Schon am 15. theilte er seinen im Lager versammelten Generalen bei Tafel den Abschluß des Friedens mit. Nachdem er die Glückwünsche derselben empfangen, erhob er das Glas und trank auf die Gesundheit der Königin von Ungarn Majestät, und auf die glückliche Versöhnung mit derselben. Auch den Großherzog von Toscana und den tapferen Erzherzog Carl ließ er hoch leben [1]).

Am 21. Juni wurden die Präliminarien ratificirt. Am 28. Juli erfolgte zu Berlin die Unterzeichnung des Friedensinstrumentes selbst [2]).

---

[1]) Heldenleben II. 548.

[2]) Sehr interessante Einzelheiten über die Verhandlungen zwischen der Unterzeichnung der Präliminarien und dem förmlichen Friedensschluß bei v. Arneth Bd. II. 81. squ.

Der König durfte mit vollem Rechte sich des erlangten Erfolges freuen. Zwei Schlachten während eines kurzen Krieges hatten ihm eine der blühendsten deutschen Provinzen erworben. Der Umfang seines Staates, die Einwohnerzahl und die Streitkräfte desselben wurden dadurch um ein gutes Drittheil vermehrt [1]).

Vielleicht wäre noch Größeres zu erreichen gewesen, namentlich eine günstigere Abgrenzung im Süden wodurch Jägerndorf, einst brandenburgischer Besitz und Hauptgegenstand jener „unbestreitbaren Rechte", wieder an Preußen gekommen wäre. Allein der König war weise genug, sich zu bescheiden. „Man muß verstehen, zur richtigen Zeit inne zu halten," schreibt er an Podewils. „Das Glück erzwingen wollen, heißt es verlieren. Wer nur immer mehr verlangt, kann sich nie befriedigt fühlen." In demselben Sinne an Jordan [2]): „Man rühmt die Klugheit eines Spielers, der den grünen Tisch verläßt, nachdem er einen großen Coup gemacht hat. Verdient der Feldherr nicht noch größeren Ruhm, wenn er nach einer Reihe von glänzenden Erfolgen sich den Wechselfällen des Krieges entzieht?!" Derselbe Brief läßt aber zugleich durchblicken, daß der König sich durch das Bewußtsein beunruhigt fühlte,

---

[1]) Genauere Berechnungen bei Ranke 457 Anmerkung. Danach lebten in Schlesien ungefähr 1,200,000 Einwohner in 150 Städten und 5000 Dörfern und Vorwerken.

[2]) Den 15. Juni 1742. Oeuvres XVII. 226.

seine Bundesgenossen heimlich im Stich gelassen zu haben. „Kein Professor des Rechts oder der politischen Moral," sagte er, „wird von mir verlangen, bei einer Allianz auszuharren, wenn der eine der Verbündeten (Sachsen) gar Nichts thut, der andere (Frankreich) Alles verkehrt anfängt, und ich außerdem Ursache habe zu fürchten, daß der Mächtigere von Beiden mich sofort in Stich läßt und ohne mich Frieden schließt, wenn mir ein Unglück begegnet. — — Ich frage, ob in solchem Falle nicht jeder Souverain das Recht hat, der drohenden Gefahr durch einen Rückzug aus dem Wege zu gehen?"

Bei Gelegenheit des Schnellendorfer Vertrages ist bereits ausgesprochen, was sich für und wider eine solche Auffassung sagen läßt. Es braucht das also weder hier, noch bei vielen ähnlichen Gelegenheiten in Zukunft wiederholt zu werden.

Der Abschluß des Friedens war von tiefeingreifender Wirkung auf die Verhältnisse fast aller Großstaaten. Durch die Abtretung von Schlesien hatte Maria Theresia sich die Möglichkeit erkauft, ihre Länder nunmehr von den Franzosen und Baiern zu säubern. Aber schmerzlich empfand sie das Opfer, welches ihr auferlegt war. Mit der verlorenen Provinz schien die schönste Perle aus ihrer Krone gebrochen. „Wie schwer sie sich von dieser Landschaft trennte," schreibt Robinson an Hyndford, „kann nur Der beurtheilen, der, wie ich, den

ganzen Kampf mit angesehen hat. Wer einer so schweren Operation beiwohnt, leidet mit dem Patienten, oft durch ihn."

Am Versailler Hofe und bei der französischen Armee in Böhmen wirkte die Nachricht von dem Friedensschluß wie ein Donnerschlag. Belle-Isle soll geradezu in Ohnmacht gefallen sein, und der Cardinal Fleury, der sich am Ende seiner langen Laufbahn von einem jungen Anfänger überlistet sah, vergoß Thränen vor Aerger. So sicher hatte er bereits auf die Zerstückelung der Habsburgischen Monarchie gerechnet, daß er sich nicht scheute, dem österreichischen Gesandten ein Mal in's Gesicht zu sagen: Es gäbe kein Haus Oesterreich mehr; — eine Beleidigung, die Maria Theresia ihm nie vergessen konnte. Wie ganz anders standen nun plötzlich die Sachen! In dem Antwortschreiben an Friedrich II. auf die Anzeige von dem Friedensschlusse soll der Cardinal die Worte gebraucht haben: „Ew. Majestät sind jetzt der Schiedsrichter von Europa! Das ist die glänzendste Rolle, die Sie je übernehmen können." Sehnlich wünschte er, daß Friedrich nun auch zwischen Frankreich und Oesterreich den Frieden vermittele. Wie empört auch die Franzosen über die Treulosigkeit waren, die sie dem Könige von Preußen vorwarfen, so mußten sie dennoch darauf denken, ihn nicht zu reizen; denn jetzt war er noch neutral, aber gar leicht konnte er sich mit Oesterreich zu gemeinsamem Angriff verbinden. Daran

aber dachte Friedrich in diesem Augenblicke nicht. Er bedurfte vor allen Dingen des Friedens, um die Verluste zu ersetzen, die der Krieg zur Folge gehabt. Der Schatz Friedrich Wilhelm's I. war bis auf 150,000 Thlr. erschöpft. Die Lücken in den Regimentern mußten ausgefüllt, die neue Provinz Schlesien organisirt, die Festungen daselbst verstärkt werden, und bevor nicht durch strenge Sparsamkeit ein neuer Schatz zusammengebracht war, konnte nach den Grundsätzen, die Friedrich in Geldsachen unabänderlich verfolgte, von einer kriegerischen Unternehmung nicht die Rede sein. Dagegen liegt es in der menschlichen Natur, daß ein junger, ehrgeiziger Fürst, dem sein erster kühner Streich so trefflich gelungen war, dabei nicht stehen bleiben wollte, sondern auf fernere Eroberungen dachte. Das Feldherrntalent, dessen er sich bewußt geworden, und welches sich in der Schlacht bei Czaslau so glänzend bewährt hatte, mußte für ihn zum unwiderstehlichen inneren Antriebe werden, sich noch weitere Bahnen zu suchen, auf denen er seine Befähigung bewähren konnte.

Siebentes Kapitel.

Die Zeit bis zum Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges.

In der gehobensten Stimmung kehrte der König nach Berlin zurück. Nicht nur die glänzenden Erfolge seiner Kriegsthaten, sondern auch seine Ueberlegenheit in den Künsten der Diplomatie, durch welche er sogar den Altmeister Fleury außer Fassung gebracht, steigerte die geniale Elasticität seines Geistes. Mitten im Lager, unter den Vorbereitungen zu einer blutigen Schlacht, konnte er jeden freien Augenblick selbstvergessen sich der Beschäftigung mit den Wissenschaften und der Dichtkunst hingeben und sein Gemüth an den Werken des classischen Alterthums erfrischen, deren Schönheit ihm durch den trüben Schleier der französischen Uebersetzung dennoch klar in's Herz strahlte. Am 19. März 1742 schreibt er aus dem Lager von Selowitz an Jordan[1]): „Eine Schlacht steht uns bevor, vielleicht gerade am Jahrestage von Mollwitz — — ich glaube meiner Sache sicher zu sein, so weit das in menschlichen Dingen möglich ist. Schicke mir Boileau's Werke, auch Cicero's Briefe, den 3. und die folgenden Bände, die Tuscu=

[1]) Oeuvres XVII. 159.

lanen und die Philippischen Reden, auch Cäsar's Commentarien."

Ueber die schwere Entscheidung der Waffen, die so nahe bevorstand, schreitet er in Gedanken schon hinweg zu den friedlichen Erheiterungen, denen er sich bald hinzugeben denkt. Stets wird Knobelsdorf gemahnt, den Anbau und die Ausmalung des Charlottenburger Schlosses zu beeilen. Unter den herrlichen Linden daselbst will er mit Jordan philosophiren. Das Opernhaus soll so schnell wie möglich vollendet werden, von den neu angeschafften Meubles, von den Tänzern, die man engagirt, soll man ihm schreiben, viel und ausführlich, damit die Briefe ihn desto länger von den Sorgen abziehen, die seinen Geist erfüllen. Besonders aber von seinen Gärten will er hören: „In diesem Punkte bin ich ein Kind, das sind die Puppen, mit denen ich spiele [1]."

Kaum waren die Friedenspräliminarien geschlossen, so eilte er nach Schlesien, revidirte die Festungen [2]) und ordnete und änderte schnell und bestimmt die verschiedensten

[1]) Oeuvres XVII. 216.

[2]) Bekannt ist, daß Friedrich in Glatz einen Thurm erbauen ließ, auf welchem der heilige Nepomuk als Schutzpatron aufgestellt wurde. Als der König später wieder nach Glatz kam und bemerkte, daß der Heilige das Gesicht nach Schlesien wende, befahl er, die Statue umzudrehen, damit er nach Böhmen schaue, dessen Schutzpatron er sei.

Dinge, die seinem Scharfblick unterweges nicht entgangen waren. Schon am 5. Juli schreibt er aus Breslau: „Ich habe Alles ausgeführt, was mir oblag, und kehre mit dem Bewußtsein in mein Vaterland zurück, daß ich mir in Beziehung auf dasselbe keinen Vorwurf zu machen habe.“

Es war durchaus weise, daß er die gesammte innere Verwaltung des eroberten Schlesiens dem Generaldirectorio in Berlin nicht unterordnete, sondern eine Art von Statthalterschaft errichtete. Münchow[1]), ein Sohn des Küstriner Präsidenten, erhielt unter dem Titel eines Ministers die Oberleitung der in Breslau und Glogau errichteten Kammerbehörden. Mit großer Umsicht und Energie betrieb dieser Mann das Hauptwerk der gleichmäßigen Steuerveranlagung des Landes. Durch richtige Abschätzung und Belastung von Grund und Boden, wobei die alten österreichischen Tabellen als treffliche Vorarbeiten dienten, gelangte er binnen wenigen Monaten zu einem Resultat, welches die kaiserliche Verwaltung niemals hatte erreichen können. Das Land brachte mehr ein als vorher, und doch wurde Jedermann zufriedengestellt, weil die Vertheilung gerecht war[2]). Eine in Breslau errichtete Classifications=

---

[1]) Gestorben 1753 als Graf Münchow.

[2]) Ranke II. 473. Alle Einzelheiten sind in den statistischen Schriften des G. Rath v. Thile enthalten, eines Hauptmitarbeiters von Münchow.

hauptcommission leitete diese Geschäfte. Man hatte allerdings die Procentsätze des Reinertrages, welche von den verschiedenen Klassen der Grundbesitzer gezahlt werden sollten, im Anfange zu hoch gegriffen, und erst nach mancherlei Beschwerden und Revisionen wurde festgesetzt, daß der Fürstbischof von seinen Gütern 33%, die übrige katholische Geistlichkeit 50% und die ritterlichen Commenden $40\frac{1}{3}$ Procent tragen sollten. Die eigentlichen Rittergüter, die evangelischen Pfarr- und Schuläcker wurden mit $28\frac{1}{2}$, die Bauern und Büdner mit 34% belastet, immer noch weniger, als die hartbedrückten Landbewohner in den alten Provinzen aufzubringen hatten.

Seit länger als einem Jahrhundert waren in Schlesien Adel und Geistlichkeit zu den Abgaben mit herangezogen werden. Nicht ohne einen Schein von Recht glaubte der Adel, nachdem Schlesien in den preußischen Staatsverband aufgenommen war, Anspruch auf Gleichstellung mit den steuerfreien Standesgenossen der alten Provinzen erheben zu können. Der König wies das ab, weil sonst die vom Adel bisher getragenen Lasten den Bauern aufgebürdet werden müßten, — zahle er doch selbst die Steuern von seinen Domainen.

Die Städte hatten keine directen Abgaben zu tragen, sondern brachten durch die Accise ihre Quoten auf. Aus der ganzen Provinz betrugen die Einnahmen etwa 3,300,000 Thaler, was durch fünfundzwanzig Jahre

ziemlich feststehend blieb, weil der König bei der Besitzergreifung versprochen hatte, in Ewigkeit keine Erhöhung vorzunehmen. Für seine eigene Person erhielt er von diesem Betrage nur 16 bis 17,000 Thaler. Der ganze Ueberrest wurde für die Hebung der Provinz, für die Unterhaltung der Truppen und zur Ansammlung eines neuen Kriegsschatzes verwendet. Schon 1744 hatte er wieder 6,200,000 Thaler aufgespeichert[1]).

Mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllte Friedrich II. sein Versprechen, die katholische Bevölkerung in der Verfassung zu belassen, wie er sie vorgefunden. Nicht eine von den unzähligen ihnen entrissenen Kirchen erhielten die Protestanten zurück. Auch die Reformirten wurden in keiner Weise, wie man befürchtet hatte, bevorzugt. In Breslau mußten sie sich selbst die jetzt noch bestehende Hofkirche erbauen. Die Jesuiten durften ruhig ihr Wesen forttreiben, weil der König sie als Jugendlehrer schätzte, sogar als 1773 der Orden durch den Papst aufgehoben war, ließ er sie weiter bestehen. „Ich bin ein Ketzer," schrieb er an die Kurfürstin von Sachsen[2]), „also kann mich Papst Ganganelli nicht von meinem bei dem Friedensabschluß geleisteten Versprechen entbinden, die katholische Kirche in statu quo zu erhalten."

---

1) Ranke III. 417.

2) Oeuvres XXIV. 258.

Für Friedrich's Bemühungen auf dem kirchlichen Gebiete war es sehr förderlich, daß damals gerade Benedict XIV., einer der mildest denkenden Päpste, auf dem Stuhle Petri saß, und daß der Fürstbischof von Breslau, Cardinal Sinzendorf, ein aufgeklärter und toleranter Mann, sich bemühte, Friede und Eintracht zwischen den Confessionen zu erhalten. Er verbot, daß man die Evangelischen als Ketzer bezeichne, und setzte sich überhaupt bei dem Könige in solche Gunst, daß dieser vom Papste die Ernennung Sinzendorf's zum Generalvikar und obersten geistlichen Richter über die Katholiken in sämmtlichen preußischen Staaten erwirkte. Obgleich der Breslauer Sprengel sich über das österreichisch gebliebene Schlesien und einen Theil von Mähren erstreckte, so erklärte Sinzendorf dennoch, daß er ausschließlich preußischer Unterthan sein wollte, was der Wiener Hof, der ihn selbst und sein ganzes Haus mit Wohlthaten überhäuft hatte, nicht ohne Grund als schwarzen Undank betrachtete [1]).

Daß der König die militärischen Angelegenheiten in Schlesien nicht vernachlässigte, versteht sich von selbst. Die Cantons- und Werbeeinrichtung wurde so geordnet, daß die neue Provinz eine sehr beträchtliche Anzahl von Mannschaften zur Verstärkung der preußischen Armee lieferte, an deren Ausbildung der König persönlich unablässig arbeitete

[1]) v. Arneth II. 84.

und namentlich fortfuhr, seine Kavallerie der gefürchteten ungarischen Reiterei vollständig ebenbürtig zu machen. Denn an eine lange Dauer des Friedens war bei den damaligen politischen Verwickelungen nicht zu denken; auch hatte der König in den ersten Jahren seiner Regierung stets weit aussehende Eroberungspläne im Auge; und aus manchen Anzeichen kann man schließen, daß er nur auf eine Gelegenheit wartete, entweder einen Theil von Böhmen oder auch von Sachsen sich zuzueignen. Schon während jener ersten Reise nach Baireuth hatte Algarotti, neben dem Könige im Wagen sitzend, bei der Abfahrt von Leipzig ihn darauf aufmerksam gemacht, wie wünschenswerth die Eroberung eines solchen Landes sei[1]). Der König soll geantwortet haben: „Für jetzt denke er nicht an dergleichen. Erst müßten ein paar Augen sich schließen!" womit wohl der alte kinderlose Pfalzgraf und die jülich'sche Erbschaft gemeint war. Er konnte damals nicht ahnen, daß bald zwei andere Augen brechen und ihm weit größere Aussichten eröffnen würden. Allein im Hinblick auf künftige Kriegsfälle wäre es sträfliche Sicherheit gewesen, nicht allezeit gerüstet zu sein, zumal die Lage der preußischen Provinzen derartig war, daß jeder Nachbar wie ein Feind erschien. Damit das Heer ein brauchbares Werkzeug in der Hand des Feldherrn bleibe, müsse es,

---

1) Manteuffel an Brühl.

so sagte der König, auf den drei Grundtugenden: Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit beruhen[1]). Aus solchen Principien flossen die unablässigen Arbeiten des Königs zur Vermehrung und Verbesserung seiner Truppen, deren Stärke er in einigen Jahren auf 136,000 Mann zu bringen wußte.

Aus Schlesien nach Berlin zurückgekehrt, wendete Friedrich seine Gedanken alsbald auf die Hebung von Kunst und Wissenschaft, von Handel und Gewerbe. Den finanziellen Grundsätzen seines Vaters getreu, schwebte ihm durch die ganze lange Regierungszeit als Ideal Dasjenige vor, was man einen geschlossenen Handelsstaat genannt hat. Alles sollte im Lande erzeugt werden, kein Geld für Waaren nach außerhalb gehen, dagegen so viel wie möglich in's Ausland verkauft werden, um Gold und Silber dafür hereinzubringen. Das galt auch ihm für den lapis philosophorum! Vom ersten Tage an suchte er deshalb Ackerbauer und Handwerker gegen Versprechungen von allerlei Freiheiten und Vortheilen anzulocken, besonders solche, die im Preußischen neue oder wenig ausgebreitete Fabrikzweige einführen könnten. Aus demselben Grundsatz verbot er seinen Vasallen und Beamten bei Verlust des Vermögens, in's Ausland zu reisen, declarirte dies indessen bald darauf für Schlesien

---

[1]) Oeuvres XXVIII. 4. Die letzten Worte hat Preuß fortgelassen. Vergleiche Ranke III. 421.

dahin, daß er kurze Reisen in Privatgeschäften nicht gemeint, sondern nur verhüten wolle, daß sie gänzlich außer Landes gehen oder auswärts Dienste nehmen [1]). Den Verkehr zu beleben wurde schon damals der Bau des Plauen'schen Kanals zur Verbindung der Havel und Elbe begonnen, der Hafen von Stettin vertieft und der Swinekanal schiffbar gemacht. Es waren das für jetzt nur Anfänge, welche der bald ausbrechende Krieg erst später zur Entwickelung gelangen ließ.

Die Bauten, die er vom Feldlager aus stets im Auge behielt, beschleunigte er mit solchem Eifer, daß das neue Opernhaus [2]), zu welchem am 5. Sept. 1741 der Grundstein gelegt worden, bereits am 7. Decbr. 1742 durch die Graun'sche Oper Cleopatra eingeweiht werden konnte. Das Charlottenburger Schloß wurde erweitert und zum Schmuck desselben die berühmte Antikensammlung des Cardinal Polignac aus dessen Nachlaß angekauft, als Ersatz für die Kunstwerke, welche damals durch den Brand im Akademiegebäude unter den Linden vernichtet waren. Der neubelebten Akademie der Wissenschaften überwies der König ein Zimmer im Schlosse, wo die Mitglieder alle Donnerstage unter Maupertuis' Präsidentschaft sich versammelten. Die Zahl der hoch-

---

[1]) Myl. Cont. II. p. 170. 180.

[2]) Die Inschrift: Friedericus Rex Apollini et Musis hat Algarotti angegeben. Oeuvres XVIII. 48.

gestellten Dilettanten war größer, als die der eigentlich gelehrten Mitglieder. Unter diesen war der bedeutendste unstreitig der Mathematiker Leonhard Euler, dessen große Genialität sich auf allen Gebieten seines Faches schöpferisch erwiesen hat [1]). Auch die Namen des Botaniker Gleditsch und des Chemiker Marggraf [2]) sind noch heute den Fachgenossen wohl bekannt. Der König schickte selbst von Zeit zu Zeit Aufsätze ein, welche vorgelesen werden mußten, philosophische Abhandlungen, Lobreden auf verdienstvolle Generale und Staatsmänner, später auch abschnittsweise seine Memoiren zur brandenburgischen Geschichte. Die Sprache der Akademie war die französische. Deutsche Arbeiten mußten erst übersetzt werden, um zum Vortrage zu gelangen.

---

[1]) Euler, geb. 1707, gest. 1783. Von Friedrich auf's Schmeichelhafteste nach Berlin berufen, fühlte er sich in seiner Stellung daselbst nicht behaglich, und nachdem er mehrfach um seine Entlassung gebeten, wurde ihm dieselbe 1766, obgleich sehr ungern, vom Könige bewilligt. Oeuvres XX. 210. Doch blieb er auch von Petersburg aus, wohin er sich zurückbegab, bis an seinen Tod mit Friedrich in inniger Verbindung und veranlaßte die Wahl des Königs zum Ehrenmitgliede der Petersburger Academie.

[2]) Marggraf, geb. 1709, gest. 1782, entdeckte unter Anderm den Zuckerstoff in der Runkelrübe. Ranke III. 439 weist darauf hin, in welchem Umfange der König das für sein Finanzsystem ausgenutzt hätte, wenn sich die Folgen der Entdeckung hätten voraussehen lassen.

Es ist nicht zuviel gesagt, daß diese Academie unter Friedrich II. auf die Nation gar keinen Einfluß übte[1]). Da der König an der Wissenschaft nur die ästhetische und die rein praktische Seite schätzte, so hatte er für die eigentlichen theoretischen Untersuchungen der Gelehrten nur ein sehr untergeordnetes Interesse. Als z. B. noch in späteren Jahren der berühmte Berliner Ichthyologe Bloch um Unterstützung des Königs bei seinen Untersuchungen bat, erhielt er folgenden Bescheid: — — „es ist nicht nöthig von den Kammern eine Liste von Fischen zu erfordern, denn das wissen sie schon allerwegs was es hier im Lande für Fische giebt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten von Fischen, ausgenommen im Glatzischen, da ist eine Art, die man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen. Die hat man weiter nicht. Sonstens aber sind durchgehends einerlei Fische, die man alle weiß und kennt, und darum ein solches Buch davon zu machen würde unnöthig sein, denn kein Mensch wird solches kaufen — —[2])."

---

1) Ranke, Neun Bücher III. 340.

2) Oeuvres XXVII. 2. p. 240. In etwas anderer Fassung hat sich dieser Bescheid durch Tradition im Gedächtniß der Berliner erhalten. Dadurch, daß v. Siebold diese ungenaue Ueberlieferung in der Vorrede zu seinem Werke über Süßwasserfische abdrucken ließ, ist eine Dryasdust'sche Erörterung in den Jahrbüchern der Berliner Akademie 1863 p. 474 entstanden. — Uebri-

So erklärt es sich auch, daß Friedrich für die Universitäten seines Landes so gut wie gar nichts gethan hat. Die Professoren waren in seinen Augen ziemlich alle nur steife lächerliche Pedanten, die geschmacklose dicke Bücher über unnütze Dinge schrieben. — Das erscheint nicht eben wunderbar, wenn man die Stufe geselliger Ausbildung kennt, auf welcher diese Herren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich befanden. Man lese z. B. in Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit die Lebens- und Liebesgeschichte des großen Theologen Semmler, eines der Koryphäen seiner Wissenschaft, um einen Begriff von dem Philisterthum zu bekommen, in welchem der Gelehrtenstand befangen war. In tiefster Devotion vor jedem Junker, vor jedem Beamten ersterbend, benahmen sie sich so

---

gens hat der König doch noch die erbetene Ordre an die Kammern für Bloch erlassen, wahrscheinlich weil dieser durch Uebersendung einer wohlschmeckenden neuen Fischart in die königliche Küche den Monarchen überzeugt hatte, daß seine Forschungen einigen praktischen Nutzen gewähren. (Ebendaselbst.) Als Kirnberger 1781 seine Grundsätze des Generalbasses dem Könige überreichte, erhielt er folgenden Bescheid: „Sr. Majestät — können sich nicht überreden, daß das — Werk etwas neues und vorzüglich Nützliches für die Tonkunst und die musikalische Composition enthalten könne, da der Generalbaß bereits vor vielen Jahren zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht worden ist, und wollen solches gedachtem Kirnberger hiermit nicht verhalten." Oeuvres XXVII. 2. 238.

eckig und befangen, daß sie in der höheren Gesellschaft lächerlich erschienen. Wie mußten einem Könige, der mit Voltaire correspondirte und selbst die elegante französische Sprache meisterlich beherrschte, die holprigen Zuschriften und Anreden zuwider sein, die er von diesen Leuten entgegenzunehmen hatte. Vermied er doch sogar, wie wir hörten, dem einst von ihm so hochverehrten Wolff persönlich zu begegnen. Voltaire durfte, als er in des Königs Begleitung nach Halle kam, seinen Uebermuth ungestraft an dem deutschen Philosophen auslassen. Er besuchte denselben nicht, sondern beschied ihn zu sich auf's Zimmer. Wolff machte pflichtschuldigst seine Aufwartung, ohne zu merken, wie verächtlich man ihn behandelte.

Der König glaubte, es sei genug, wenn er die Universitäten in ihren hergebrachten Gerechtsamen schützte. Zur Vermehrung ihrer Einkünfte that er nichts, so daß die Hallenser Hochschule sich bis 1786 mit dem kläglichen Stiftungsfonds von 7000 Thalern begnügen mußte, welche Friedrich I. bei der Gründung ausgeworfen hatte. Zwar ergingen mancherlei Verordnungen, um die Studenten zum Fleiße anzuhalten, wesentliches Interesse aber nahm der König nur daran, daß die jungen Leute nicht durch den Besuch fremder Universitäten das Geld aus dem Lande brächten. Deshalb wurde verordnet, daß Niemand, der auswärts auch nur

eine Zeit lang studirte, eine Anstellung in Preußen erhalten sollte [1]).

Die Lehrer und Professoren mußten ohne ermuthigende Unterstützung von oben den Antrieb zu eifriger Forschung und freier Hingabe an die Wissenschaft in sich selber suchen und finden, was bei der Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters durchaus nicht so niederdrückend wirkte, wie man glauben könnte.

Von den Gymnasien wäre ziemlich dasselbe zu sagen wie von den Universitäten. Wir werden später auf diese Unterrichtsangelegenheiten zurückkommen. Wenn Friedrich nach den Anforderungen der heutigen Zeit viel zu wenig für die Bildung und Hebung des Volkes that, so nahm er sich mit desto größerem Eifer der persönlichen Angelegenheiten des gemeinen Mannes an.

Den günstigsten Eindruck machte es im Publikum, als er 1744 bekannt machen ließ, daß Jedermann, auch der Geringste, seine Beschwerden und Klagen, seine Bitten und Gesuche schriftlich bei ihm anbringen und der genauesten Untersuchung gewiß sein dürfte. Man überzeugte sich bald zum allgemeinen Erstaunen, wie ernst er es damit nahm, und mit welcher unglaublichen Geduld und Pünktlichkeit er selbst auf die unbedeutendsten Sachen einging, allerdings oft zum Schrecken und

---

[1]) Edict vom 2. Mai 1750. Mylius cont. IV. No. 97.

zu großer Beschwerde der Behörden, die zum Berichte über diese Dinge angehalten wurden.

Das Leben am Hofe, dessen Mittelpunkt der König bildete, war seit seinem Regierungsantritt wie durch einen Zauberschlag umgewandelt. Während die strenge knappe Zucht eines Vierteljahrhunderts den Bürgerstand des ganzen Landes, besonders aber der Hauptstadt, an ein sparsames, fleißiges und äußerlich ehrbares Leben bereits so fest gewöhnt hatte, daß der Thronwechsel keine plötzliche Aenderung hervorrufen konnte, so hatte die vornehme Welt sich dagegen alsbald von den Fesseln befreit, die sie mit unterdrücktem Hohn und Ingrimm so lange getragen. Der junge König liebte in den ersten Jahren seiner Regierung glänzende Feste, und in den bisher so stillen Räumen des königlichen Schlosses wechselten Bälle, Maskeraden, Concerte in bunter Reihe. Die Vermählung des Prinzen August Wilhelm mit einer Schwester der Königin Elisabeth, später (1744) die der Prinzessin Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger Adolph Friedrich von Hessen, waren nicht die einzigen Anlässe zur Entfaltung ganz besonderer Pracht. Für die Oper wurden Sänger und Tänzer aus Frankreich und Italien verschrieben, wofür der König sich persönlich auf's
täten [illegible]gehendste interessirte, der Berliner Hof schien nicht
wurde v[illegible] als die übrigen Höfe in Europa sich durch
[illegible]nd Pracht hervorthun zu wollen. Von der

Sittenstrenge der vorigen Regierung war Nichts mehr zu spüren, da Friedrich die Uebertretungen in dieser Beziehung nicht wie sein Vater mit Abscheu [1]), sondern nur mit Spott und Verachtung betrachtete, auch in seiner Unterhaltung es liebte, das Feld der Zweideutigkeiten für seinen allzeit fertigen Witz auszubeuten. Am Hofe machte man sich die neue Freiheit so gut zu Nutze, daß unter den höheren Ständen sehr bald eine Sittenlosigkeit einriß, wie sie kaum in Dresden und Paris größer gefunden werden konnte [2]).

---

[1]) Charakteristisch ist folgende Stelle aus einem Briefe an die Oberhofmeisterin seiner Gemahlin, Frau v. Camas. Oeuvres XVIII. 152. Je ne lapide point les filles d'honneurs qui font des enfants. Elles perpétuent l'éspèce — on n'est pas toujours maitre de soi — — je vous avoue que j'aime mieux ces temperaments trop tendres, que ces dragons de chasteté qui déchirent leur semblables. Qu'on fasse sans scandale sortir cette pauvre fille de la cour, en ménageant sa réputation autant que possible.

[2]) Was in dieser Beziehung Graf Manteuffel schon 1740 nach Dresden berichtet, stimmt mit den Aeußerungen des englischen Gesandten (Malmsbury Diary and Corresp. I. 97.) überein. Manteuffel schreibt: Personne ne se donne la peine de sauver les apparances. On prouvrait par mille exemples que jamais le libertinage ne fut poussé aussi loin qu' actuellement à Berlin. — Malmsbury sagt a. a. O.: „In allen Lebensständen herrscht gänzliche moralische Verkommenheit verbunden mit Dürftigkeit. The women prostitute themselves to the best payer,

Das hatte natürlich Friedrich II. weder gewünscht noch vorausgesehen, als er die Zügel lockerte, an denen sein Vater jeden einzelnen Unterthanen bis in das Innerste seines Privatlebens gelenkt hatte. Er hoffte vielmehr, daß die Freiheit des geselligen Verkehrs die Sitten mildern und das Interesse an den höheren und feineren menschlichen Genüssen wecken sollte, welche in dem bisherigen Kasernenthum keinen Platz gefunden. Allein das rohe und rauhe Wesen, an welches die tonangebenden Klassen, Generale und Officiere sich gewöhnt, war um so weniger auszurotten, als das strenge Kriegsrecht mit seinen Stockschlägen, Spießruthenlaufen, Krummschließen u. s. w. nicht abgeschafft wurde, sondern bekanntlich bis in das gegenwärtige Jahrhundert fortgedauert hat. Wer konnte dem alten Dessauer und seinen Genossen zumuthen, plötzlich eine mildere Gesinnung oder minder grausame Behandlung der Untergebenen sich anzueignen? Da dürfen wir uns also nicht wundern, wenn der Feldprediger Segebarth es nach der Schlacht bei Czaslau mit ansah,

---

and all delicacy of manners and sentiment is unknown to them Alles, was ich zu Gunsten der Menschen hier sagen kann, ist, daß das Beispiel der Verachtung aller religiösen Pflichten, welches der König vor ihren Augen giebt, verbunden mit dem glänzenden Erfolge seiner Unternehmungen und dem Respect, den er in Europa genießt, das bessere Urtheil der Menschen verwirrt."

wie zwei Deserteuren Nasen und Ohren abgeschnitten wurden, und ein Paar andere um ihr Leben würfeln mußten.

Hätte eine Reihe von Friedensjahren dem Könige schon jetzt gestattet, die nicht mehr zeitgemäßen Ueberreste eines blutigen Strafrechts bei der Verbesserung der allgemeinen Rechtspflege, die er im Sinne hatte, zu beseitigen, so wären die Abschaffung der Folter und des Säckens der Kindesmörderinnen, welche er gleich nach seinem Regierungsantritt verfügt hatte, nicht lange vereinzelte Beispiele seiner humanen Gesetzgebung geblieben.

Denn nicht minder dringend als das Kriminalrecht bedurfte auch das bürgerliche Recht, und namentlich das Prozeßverfahren einer gründlichen Verbesserung. Ein Bericht[1]), den der König von Cocceji erforderte, zeigt die Größe der Schäden und zugleich die Schwierigkeit, sie zu heilen. Seit fünfundzwanzig Jahren waren die Richter nicht mit Rücksicht auf Kenntnisse und Rechtschaffenheit, sondern nach Maßgabe der Summen angestellt, die sie an die Rekrutenkasse zahlten. Die Mitglieder selbst der höchsten Collegien wurden theils gar nicht, theils so schlecht besoldet, daß sie auf Nebenverdienste, nicht immer auf redliche, denken mußten. Die Advokaten waren durch die lächerliche Kleidung, welche

[1]) Königs Berlin. Jahr 1743.

Friedrich Wilhelm aus Haß gegen ihren Stand für sie erfunden, gewissermaßen zur Ehrlosigkeit privilegirt. Die Aufsicht über alle Justizbeamten sollte der mit dem Staatsrathe verbundene Geheime Justizrath führen, allein da diese Behörde aus den Präsidenten der Gerichtshöfe zusammengesetzt war, so deckte Jeder die Sünden des Andern zu. Als Cocceji, 1737, zum eigentlichen Justizminister ernannt war, konnte er wohl auf diese Mißbräuche hinweisen, aber vom Könige nicht das Geld erhalten, welches eine gute Besetzung der Gerichtshöfe erheischte. Die Prozesse wurden in unglaublicher Weise verschleppt, Stöße von unerledigten Sachen füllten die Registraturen. Nur durch Bestechung der Richter und Advokaten war irgend eine Sache in Gang zu bringen. Leider befand sich für den Augenblick Friedrich II. noch nicht in der Lage, gründlich abhelfen zu können, weil der Kriegsschatz in Anbetracht der kommenden Ereignisse vor allen Dingen gefüllt werden mußte. Was er aber später auf dem Felde der Rechtsverbesserung theils angeregt, theils selbst geleistet, werden wir gehörigen Ortes mit Bewunderung vernehmen.

In diese kurze Friedenszeit, welche der König den inneren Angelegenheiten seines Landes widmen konnte, fällt die Vergrößerung des Staatsgebietes durch die Besitznahme von Ostfriesland. Wir wissen, daß seit den Tagen des großen Kurfürsten Aussicht vorhanden

war, dieses Fürstenthum nach dem Absterben des dortigen Regentenhauses zu erwerben. Friedrich I. erhielt die Anwartschaft von Kaiser und Reich, seinem Nachfolger wurde noch ein Mal die Expectanzurkunde bei Gelegenheit des Besuches in Kladrup als Gastgeschenk in goldenem Kästchen überreicht, womit der Kaiser freilich nur eine Höflichkeitsform zu erfüllen meinte und es übel vermerkte, als Friedrich Wilhelm I. sofort Titel und Wappen von Ostfriesland annahm. Der wirkliche Heimfall schien in ferner Aussicht zu stehen, da der junge Fürst Carl Edzard vermählt war und auf Nachkommenschaft rechnen durfte. Am 25. Mai 1744 starb derselbe jedoch plötzlich, und sofort ordnete Friedrich II. die Besitzergreifung des Landes an, zu der Alles vorbereitet war, indem man sich schon im Voraus die Zustimmung eines Theiles der dortigen Stände und der Hauptstadt Emden verschafft hatte [1]). Noch am Todestage des Fürsten begann man überall dessen Wappen abzureißen und den preußischen Adler anzuheften, am 6. Juni rückten preußische Truppen ein, die Huldigung wurde einem königlichen Commissarius geleistet. Solche Eile war geboten, um den verschiedenen Ansprüchen, welche theils von Verwandten des fürstlichen Hauses, theils von Han-

[1]) In Bezug auf das Datum der betreffenden Verhandlungen weichen Stenzel 291, Ranke 373 und Wiarda, Geschichte von Ostfriesland VIII. 115, von einander ab. Jedenfalls fallen die Verhandlungen in den März bis Anfang Mai 1744.

nover und Holland erhoben waren, durch eine vollendete Thatsache zuvorzukommen. Mit großer Klugheit brachte Friedrich die seit jeher auf ihre Rechte eifersüchtigen, mit ihrem Fürsten oft entzweiten Stände auf seine Seite, indem er, Cocceji's Rathe folgend, ihre ausgedehnten Privilegien bestätigte und dem Lande auch die Pflicht, Rekruten zu stellen, erließ, wofür ihm Alles in Allem 40,000 Thaler jährlich bewilligt wurden, während die Fürsten bisher nur 12,000 Thaler bezogen hatten. Der König, der sich gerade damals ganz in der Nähe befand, indem er zur Stärkung seiner Gesundheit das Bad Pyrmont gebrauchte, wußte sehr wohl, daß es ihm bald gelingen werde, die neue Provinz mit seinen Regierungs- und Verwaltungsmaximen in Einklang zu setzen. Es geschah das so allmählich und ohne Gewaltsamkeit, daß die Friesen dem neuen Herrscher mit großer Liebe und Treue anhingen und ihn jubelnd empfingen, als er 1751 zuerst in ihr Land kam. Für Preußen schien sich durch den Besitz der Meeresküste hier wieder die Aussicht zu eröffnen, an dem Welthandel Theil zu nehmen. Eine in Emden gegründete asiatische Compagnie sollte das anbahnen.

In Deutschland hatten seit dem Berliner Friedensschluß die Dinge plötzlich eine andere Wendung genommen. Maria Theresia, die nunmehr ihre ganze Kraft gegen die Baiern und Franzosen wenden konnte, hatte bald ganz Böhmen von diesen Feinden gesäubert.

Sie hoffte die französische Besatzung von Prag vollständig vernichtet zu sehen und erließ deshalb an den Prinzen von Lothringen die gemessensten Befehle. Die ihr von Frankreich in's Geheim gemachten Friedensvorschläge wies sie zurück und ließ dieselben zum Hohne des Cardinals Fleury durch die öffentlichen Blätter bekannt machen. Belle-Isle, welcher den Oberbefehl über die böhmische Armee wieder übernommen hatte, erwartete in Prag mit größter Ungeduld die Hilfe, welche Marschall Maillebois ihm vom Niederrhein zuführen sollte. Allein der Zug desselben lief wegen der Kälte und des Mangels an Lebensmitteln so kläglich ab, daß er fast 12,000 Mann und die meisten seiner Pferde verlor, ehe er die böhmische Grenze erreichte, wohin ihm Prinz Carl, nachdem er 10,000 Mann zur Einschließung von Prag zurückgelassen hatte, entgegengezogen war.

Hier war die französische Armee in solcher Zahl zusammengedrängt und hatte die Vorräthe der Stadt so aufgezehrt, daß vollständige Hungersnoth ausbrach. Nur etwa 14,000 Mann blieben einigermaßen gesund und bei Kräften. Diese führte Belle-Isle heimlich in der Nacht vom 17. December 1742 aus den Thoren und gelangte nach einem elftägigen Marsche bis Eger. Frost und Hunger und die beständigen Angriffe der österreichischen leichten Reiterei vernichteten einen großen Theil dieser unglücklichen Schaar. Es war wie ein

Vorspiel dessen, was 1812 sich in Rußland ereignen sollte! Die Oesterreicher drangen in Baiern vor, vertrieben (8. Juni) den Kaiser Carl VII. aus München, wohin er im April zurückgekehrt war, als die Oesterreicher sich nach Böhmen gewandt hatten, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Maria Theresia behandelte das Kurfürstenthum wie ein erobertes Land und setzte eine förmliche Regierung daselbst ein, fest entschlossen, sich durch den Besitz von Baiern für das verlorene Schlesien zu entschädigen. Baiern und Franzosen, durch gegenseitige Eifersucht der Feldherren in ihren Operationen gelähmt, ließen das geschehen. Der gänzliche Mißerfolg der französischen Heere brach dem alten Cardinal Fleury das Herz. Fast 90jährig starb er am 29. Januar 1743.

Der König von England, welcher bisher nur durch Subsidien und gute Rathschläge der Königin von Ungarn beigestanden hatte, beschloß nunmehr, auch im Felde ihr gegen die Franzosen Hilfe zu leisten. Er machte beiläufig ein gutes Geschäft, indem er 16,000 Mann seiner eigenen hannöverschen Truppen als Hilfsvölker von England in Sold nehmen ließ, so daß sein eines Reich das Heer des anderen zu bezahlen hatte. Ueber diese sogenannte pragmatische Armee, zu welcher noch ein Corps Hessen und Oesterreicher gestoßen war, übernahm Georg II. in Person mit seinem Sohne, dem Herzog von Cumberland, den Oberbefehl. Bei

Dettingen, unweit von Aschaffenburg am Main, kam es am 27. Juni 1743 zu einem Treffen mit der französischen Armee, die unter des Marschall Noailles Anführung über den Mittelrhein vorgedrungen war. Die Verbündeten siegten, Noailles mußte über den Rhein zurückweichen [1]).

Kaiser Carl VII. hatte unterdessen ziemlich still und kümmerlich in Frankfurt am Main von französischen Hilfsgeldern gelebt. Sein ruhmloser Name wäre aus dem Bewußtsein des deutschen Volkes längst gänzlich verschwunden, wenn nicht damals ein junges Mädchen sich für die melancholische Erscheinung des armen Kaisers begeistert hätte. Sie trug diese unschuldige Schwärmerei noch im Herzen, als Carl VII. längst todt war, und vererbte das Andenken desselben auf ihren Sohn Wolfgang Goethe, der die Jugendliebe seiner Mutter in Wahrheit und Dichtung verewigt hat.

Carl Albert hätte nach den wiederholten Niederlagen der mit ihm verbündeten Franzosen gern mit Maria Theresia Frieden geschlossen, doch wollte er ihr in keinem Falle, wie sie es verlangte, sein Erbland Baiern gegen eine in den Niederlanden oder in Italien zu gewährende Entschädigung überlassen. Eben so

---

[1]) Für die Nachwelt ist das herrliche Te deum, welches Händel zur Feier dieses Sieges componirt hat, bei Weitem mehr werth, als der Sieg selbst.

wenig wollte die Königin von Ungarn das Kurfürstenthum zurückgeben. Man mußte deshalb beiderseits darauf denken, den Krieg mit möglichstem Nachdruck weiter zu führen. Maria Theresia befand sich jetzt wieder im vollen Besitz der Landschaften, welche sie eine Zeit lang an Baiern und Frankreich verloren hatte. Am 12. Mai war sie in Prag als Königin von Böhmen gekrönt worden. Unter den Eindrücken der gleichzeitig aus Baiern eintreffenden Siegesnachrichten befand sie sich in der stolzesten, glücklichsten Stimmung, die sich noch steigerte, als sie die Huldigung der oberösterreichischen Stände entgegennahm. Sie fühlte sich unter der unmittelbaren Obhut des Himmels, überzeugt, daß ein standhaftes Beharren ihren Feinden gegenüber das Haus Oesterreich auf die Höhe seines alten Glanzes zurückführen werde. Der Augenblick schien gekommen, wo man im Bunde mit England, dem gedemüthigten Frankreich wieder entreissen könnte, was seit dem dreißigjährigen Kriege verloren war. Elsaß und Lothringen zurückzufordern, den Kaiser Carl VII. zur Niederlegung der Krone zu zwingen und an dessen Stelle ihren Gemahl, den Großherzog Franz, erwählen zu lassen, endlich die Bourbons aus Neapel und allen italienischen Besitzungen zu vertreiben — so hoch verstiegen sich die Hoffnungen und Entwürfe der Königin.

Um für die auf Italien bezüglichen Pläne den Beistand des Königs von Sardinien zu gewinnen, wurde

ihm eine Vergrößerung seines Gebietes und 200,000 Lstr. jährlicher englischer Subsidien versprochen, in Anbetracht deren er sich bereit finden ließ, einem Vertrage beizutreten, der am 13. September 1743 zu Worms, im Hauptquartiere Georg's II., abgeschlossen wurde. England, Oesterreich und Sardinien versprachen in demselben, die pragmatische Sanktion ihrem ganzen Inhalte nach aufrecht zu erhalten und (wie in einem bis jetzt nicht vollständig veröffentlichten geheimen Artikel stipulirt war) die Bourbons aus Italien zu vertreiben, wo alsdann Sicilien an den König von Sardinien, Neapel aber und die vormals spanischen Besitzungen an der Küste von Toscana an Maria Theresia fallen sollten [1]). Sardinien versprach 40,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter zu stellen. In einer besonderen Convention vom 14. October 1743 verpflichtete sich England außerdem, der Königin während der Dauer des Krieges jährlich 300,000 Lstr. zu zahlen und ihre sämmtlichen Besitzungen für den Fall zu garantiren, daß Friedrich II., dem man von keiner Seite traute, den Breslauer Frieden brechen sollte, wo ihr alsdann Genugthuung und Sicherheit verschafft werden sollte.

---

[1]) Einiges Nähere hierüber bei Ranke III. p. 81. Eine kurze übersichtliche Zusammenstellung dieser diplomatischen Vorgänge auch in Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges I. 33.

Mit den zwischen so vielen Betheiligten hin und wieder geführten Verhandlungen uns näher zu beschäftigen, verlohnt um deswegen nicht, weil dieselben zu keinem Resultat führten, sondern nur die Rathlosigkeit der Parteien offenbarten. In der That konnte die Verwickelung nicht schlimmer gedacht werden. Deutschland war überschwemmt von französischen und englischen Truppen, welche hier den Völkerzwist dieser beiden mächtigen Nationen mit ausfechten und einander verhindern sollten, Bundesgenossen zu erwerben. König Georg II., im Herzen mehr Hannoveraner als Engländer, stand mit den Ansichten seines Parlaments und den brittischen Patrioten im Widerspruch, weil er die Macht und die Geldmittel Englands für die Sicherung und die Erleichterung seines Kurfürstenthums verwenden wollte, dem seiner Ansicht nach von Rechtswegen die Stellung in Deutschland gebührte, welche Friedrich II. für das Haus Brandenburg in Anspruch nahm. Maria Theresia hielt sich zwar durch den Breslauer Frieden gebunden und dachte trotz ihres beleidigten Stolzes augenblicklich keineswegs an die Wiedereroberung Schlesiens. Wohl aber hielt sie sich zu einer reichlichen Entschädigung berechtigt, die auf Kosten des von ihr nicht anerkannten Kaisers Carl VII. bewerkstelligt werden sollte. Indem sie Baiern behalten wollte, mußte für den vertriebenen Landesherrn daselbst ein Ersatz gefunden werden. Da kamen bald

die Niederlande, bald italienische Landstriche in Betracht, ja, es war von einer großartigen Säkularisation deutscher Bisthümer die Rede, welche aber wegen der großen Aufregung der Katholiken, die bei diesem Gedanken entstand, wieder aufgegeben wurde [1]).

Friedrich II. endlich hielt es eine Zeit lang für möglich, zwischen den streitenden Mächten eine dritte Partei zu bilden, um mittelst eines deutschen Fürstenbundes die Selbstständigkeit des Reiches zu behaupten und die Engländer und Franzosen aus dem Lande zu entfernen. Er besuchte zu dem Ende im September 1743 unter dem Vorwande, seine Schwester in Anspach und Baireuth wiedersehen zu wollen, einen Theil der süddeutschen Höfe, hatte bei dieser Gelegenheit auch eine Besprechung mit dem alten Seckendorf, der die österreichischen Dienste verlassen und jetzt Oberbefehlshaber der Heere des Kaisers war, allein es ergab sich, daß der Plan nicht durchzuführen war. Ein Theil der Reichsstände hing mit blinder Verehrung an dem Hause Oesterreich, ein anderer Theil wollte seine Mitwirkung so theuer verkaufen, daß die Sache daran scheiterte, und Friedrich konnte bald das Vergebliche seiner Bemühung durch die Worte bezeichnen: „Kein Geld,

---

[1]) Vergleiche über Alles dies außer der in der vorigen Anmerkung angeführten Stelle auch die Auszüge aus den Gesandtschaftsberichten in Raumer's Beiträgen Bd. II. und Heldengeschichte II. 838 squ.

keine deutsche Fürsten," so wie es in dem bekannten Sprüchworte heißt: „Point d'argent, point de Suisses!" Da er nun nicht nur von dem obenerwähnten Wormser Vertrage zwischen England, Oesterreich und Sardinien Kunde erhielt, sondern auch einige Monate nachher erfuhr, daß am 20. December 1743 ein Bündniß zwischen Oesterreich und Sachsen zu Stande gekommen, durch welches der Dresdener Hof sich zu einer unbedingten Garantie der pragmatischen Sanktion verpflichtete, so glaubte er in alledem die Vorbereitungen zu einem gegen Preußen beabsichtigten Angriffe zu erkennen. Denn wenn in diesem Vertrage Sachsen seine Hilfe der Königin Maria Theresia unter der Bedingung zusagte, ihr gegen keine der jetzt im Kriege begriffenen Mächte Hilfe zu leisten, so konnte eine solche Hilfe, die denn doch geleistet werden sollte, nur gegen Preußen gerichtet sein [1]). Dazu kam, daß auch in diesem Vertrage wieder davon die Rede war, eine bessere Verbindung Sachsens und Polens herzustellen, und daß eine solche nur mittelst Gewährung eines von den preußischen Staaten loszureißenden Stückes zu bewerkstelligen war. Wenn endlich die Garantie der pragmatischen Sanktion ganz unbedingt ausgesprochen war, ohne der Eroberung Schlesiens und der Bestimmungen des Breslauer Friedens zu gedenken,

---

[1]) Ranke p. 113.

so ist es erklärlich, daß Friedrich II. in seinem Argwohn bestärkt wurde, die Königin von Ungarn gehe damit um, ihm Schlesien durch Waffengewalt wieder zu entreißen.

Die österreichischen Schriftsteller leugnen das auf das Bestimmteste, behaupten vielmehr, daß Maria Theresia jetzt nur auf eine Entschädigung für ihren Verlust durch die Erwerbung von Baiern bedacht gewesen [1]), wogegen man vermuthete, der König von Preußen beabsichtige einen neuen Eroberungszug, dessen Ziel Niemand kenne, der aber vielleicht auf die Erwerbung von Hamburg oder auch von Nürnberg sich richten könnte [2]). Man sieht, wohin das beiderseitige, nichts weniger als ungerechtfertigte Mißtrauen führte. Friedrich konnte, wenn er nach seiner eigenen Denkungsart urtheilte, nicht annehmen, daß Maria Theresia den Verlust von Schlesien verschmerzen würde, ja er hörte, sie breche jedes Mal in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sähe [3]), und die Königin von Ungarn hielt in

---

[1]) v. Arneth I.

[2]) ibid. Dergleichen Vermuthungen wurden von den österreichischen Gesandten aus Berlin und auch aus Baireuth berichtet, wo die damals mit ihrem Bruder sehr unzufriedene Markgräfin sich in solchem Sinne geäußert hatte.

[3]) Er erfuhr auch, daß Georg II. in Bezug auf Schlesien nach Wien geschrieben habe: Ce qui est bon à prendre, est bon à rendre.

Uebereinstimmung mit aller Welt den jungen König von Preußen für einen ränkevollen, unruhigen Kopf, der stets die Gelegenheit erspähe, wo er seinen Nachbarn Etwas entreißen könne. Durch alle diese Betrachtungen war Friedrich II. jetzt wieder auf dem Punkte, eine Maxime des Handelns zur Anwendung zu bringen, die bei allen seinen Unternehmungen für ihn maßgebend geblieben ist: Er wolle lieber überraschen, als sich überraschen lassen, weil es in der Politik ein Kapitalverbrechen sei, einem Feinde zu vertrauen, selbst wenn man sich mit ihm ausgesöhnt hat [1]). Allein auch sonst war es klar, daß Friedrich nicht unthätig abwarten durfte, bis die Wormser Verabredungen sich verwirklichten. Maria Theresia's Macht wäre dann durch die Erwerbungen, welche ihr in Deutschland, Italien und Frankreich verheißen waren, zu einer solchen Höhe erwachsen, daß Preußen nicht widerstehen konnte, wenn es ihr beliebte, Schlesien zurück zu fordern. Auch jetzt schon war die Königin von Ungarn durch ihre kriegerischen Erfolge zu mächtig, um den Kampf gegen sie ohne Bundesgenossen zu beginnen, weshalb die Blicke des Königs sich vor allen Dingen auf Frankreich richteten. Daß man ihn dort mit offenen Armen aufnehmen würde, wußte er sehr wohl. Schon im September 1743 war Voltaire in Berlin gewesen, nicht zwar als

---

[1]) Oeuvres III. 1.

beglaubigter Unterhändler, wohl aber mit dem Auftrage des Ministeriums, das Terrain zu sondiren. Voltaire, nach diplomatischen Erfolgen seit lange ehrgeizig strebend [1]), schien dies Mal wegen des hohen Ansehens, welches er bei Friedrich II. genoß, der rechte Mann. Allein obgleich es dem Könige angenehm sein mußte, auf diese Art zu erfahren, daß man in Frankreich wegen des Streichs, den er dem dortigen Hofe durch den heimlichen Abschluß des Breslauer Friedens

---

[1]) Grade jetzt war er froh, unter einem Vorwande Paris verlassen zu können, weil es ihm trotz der Protection Ludwig's XV. und seiner Maitresse, der Gräfin von Chateaurour, nicht geglückt war, den durch Fleury's Tod erledigten Platz in der Akademie der XL. zu erlangen. Er wurde in Berlin sehr gut aufgenommen und erhielt ein Zimmer neben den Appartements des Königs im Schlosse; sobald er aber die Unterhaltung auf Politik brachte, verlachte ihn der König. Höchst interessant sind die witzigen und beissenden Bemerkungen, welche Friedrich auf die Hälfte des gebrochenen Bogens schrieb, auf dem Voltaire neun verschiedene Sätze aufgezeichnet hatte, die dem König Frankreichs Bundesgenossenschaft empfehlen sollten. Am Schlusse hatte er gebeten, ihn mit einem Auftrage für den König von Frankreich zu beehren. Darauf antwortete der König: Wenn Sie es wünschen, will ich eine Lobrede auf Ludwig XV. schreiben, an der kein wahres Wort ist. — — Das Einzige, was ich Ihnen für Frankreich aufzutragen habe, ist, daß Sie den Franzosen rathen, sich in Zukunft klüger zu betragen, als bisher. Gegenwärtig gleicht Frankreich einem starken Körper ohne Nerven und Geist. Oeuvres XXII. 141.

gespielt, nicht mehr grollen wollte, so machte er sich doch über den eingebildeten Poeten lustig und nannte denselben den schlechtesten Diplomaten von der Welt. Erst im Anfange des nächsten Jahres kam es zu ernsthaften Unterhandlungen. Am 11. Februar 1744 erschien Seckendorf als Abgesandter Kaiser Carl's VII. in Berlin. Nachdem er sich in Dresden vergeblich bemüht hatte, den sächsischen Hof von dem österreichischen Bündnisse abwendig zu machen, wollte er sein Heil bei dem Könige von Preußen versuchen. Man sei, versicherte er, der kräftigsten Unterstützung von Seiten Frankreichs gewiß, wofern Friedrich sich der Sache des Kaisers annehmen wolle. Seiner eigenen Erzählung nach erwiederte der König [1]), daß er sich auf nichts einlassen könne, bevor nicht folgende Punkte zugestanden wären: 1) Will er vor einem Angriffe von Schweden und Rußland sicher gestellt sein. 2) Sollen Schweden und Frankreich zugleich den König von England durch einen Angriff auf Hannover beschäftigen. 3) Wenn Preußen in Böhmen einrückt, so wird die österreichische Armee vom Rhein her dorthin eilen, dann müssen die Franzosen diese verfolgen und am Weitermarsche hindern. 4) Böhmen wird der Königin von Ungarn entrissen, und die drei Schlesien zunächst gelegenen böhmischen Kreise fallen dem Könige von Preußen zu.

---

[1]) Oeuvres III. 38.

5) Keiner der Verbündeten darf ohne Wissen und Zustimmung des Andern Frieden schließen.

Wie das damals gewöhnlich war, erhielt der Wiener Hof bald von diesen Unterhandlungen Kunde und beeilte sich, aller Welt bekannt zu machen, daß Preußen auf einen neuen Eroberungskrieg sinne. Der König ließ das durch seinen Gesandten mit größter Entschiedenheit als eine malitiöse perfide Erdichtung ableugnen und setzte sogar eine Belohnung von 1000 Thalern auf Entdeckung des Verleumders, indem er sich dahinter versteckte, daß noch Nichts beschlossen wäre, man sich vielmehr auf vorläufige Besprechung möglicher Fälle beschränkt hätte.

Im Februar 1744 erschien aber der bei dem Kaiser beglaubigte französische Gesandte in Berlin, und Friedrich schickte den Grafen Rothenburg, der durch seine elsassischen Besitzungen gute Verbindungen in Frankreich hatte, nach Paris, um der Sache näher zu treten. Da der Kriegsminister Amelot nicht auf Friedrich's Ansichten eingehen wollte, verband Rothenburg sich mit einer demselben feindlichen Partei am Hofe, der es gelang, den Minister zu stürzen und an dessen Stelle den Marschall Noailles in's Cabinet zu bringen. Mit diesem ward dann am 5. Juni 1744 zu Versailles der Allianzvertrag zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossen, dessen Hauptbedingungen bereits im März feststanden. Zu gleicher Zeit knüpfte Friedrich II. mit

den wenigen deutschen Fürsten, die er bereit fand, auf seine Pläne einzugehen, eine festere Verbindung.

Außer dem Kaiser Carl VII. traten nur der Landgraf von Hessen und der neue Kurfürst von der Pfalz zu der sogenannten Frankfurter Union zusammen [1]), welche am 22. Mai unterzeichnet wurde, in der ausgesprochenen Absicht: dem Kaiser zu seinem Recht zu verhelfen und „alle ersinnlichen guten Dienste" anzuwenden, um das Haus Oesterreich dahin zu vermögen, daß dem wahren Reichsoberhaupte seine Erblande zurückgegeben würden. In einem zwischen Friedrich II. und dem Kaiser noch im Geheimen abgeschlossenen Vertrage versprach ferner der König von Preußen, Sr. kaiserlichen Majestät „zu Ihrem Erbkönigreich Böhmen zu verhelfen." Frankreichs Beitritt, dessen man bereits versichert war, blieb stillschweigend vorbehalten.

An diese Union schloß sich nun jener Allianzvertrag mit Ludwig XV. am 5. Juni an, des Inhaltes, daß der König von Frankreich in die Niederlande und Westphalen einfallen sollte, um Hannover zu bedrohen, während Friedrich das Königreich Böhmen für Carl VII. zu erobern versprach, der dann als Belohnung die drei an Schlesien grenzenden Kreise dieses Landes den Preußen abtreten wollte.

Friedrich II. hatte alle diese Unterhandlungen ganz

---

[1]) Adelung IV. 103. 154. Ranke 147.

selbstständig, ohne seine Minister auch nur um Rath zu fragen, von seinem Cabinet aus geführt. Sogar von der Absendung Rothenburg's erfuhren sie Nichts, und der König gab demselben die Reisekosten aus seiner Chatoulle, um nicht durch eine Anweisung auf die Legationskasse den Behörden Kenntniß von seinem Vorhaben zu geben. Der Krieg war nunmehr unvermeidlich, und erst jetzt theilte er den Räthen seiner Krone den Entschluß mit, gegen Maria Theresia von Neuem die Waffen zu ergreifen. Die Minister waren von des Königs Entschluß durchaus nicht erbaut. Podewils bemerkte sehr richtig, daß die Königin nie und nimmermehr sich Böhmen entreißen lassen könne, und daß auch Holland und England in einer solchen Zerstückelung der österreichischen Monarchie die größte Gefahr für das Gleichgewicht von Europa erblicken müßten. Der Krieg könne für Preußen keinen Vortheil bringen, und es dürfte sich zuletzt herausstellen, daß Friedrich nur die Interessen Frankreichs fördere, welches dies Mal ein ebenso unzuverlässiger Bundesgenosse wie früher sein werde [1]). Die Bedenken kamen jetzt zu spät. Der König, durch den leichten und glänzenden Erfolg des ersten Krieges sicher gemacht und damals noch voll jugendlicher Ruhmesbegierde, zweifelte nicht, daß es

---

[1]) Ranke theilt dies p. 159 aus den Protokollen des geheimen Staatsarchivs mit.

ihm gelingen werde, einen Theil von Böhmen, vielleicht das Ganze, zu erobern, er hoffte sogar bei dieser Gelegenheit auch die zur Sicherung von Schlesien ihm nothwendig scheinenden hohen Gebirgspässe und Jägerndorf an sich zu reißen, welches er im Breslauer Frieden nur ungern den Oesterreichern hatte zurücklassen müssen. Dann erst würde er eines ruhigen Besitzes sich erfreuen, groß und selbstständig genug, um das Reich (und natürlich vor allen Dingen den eigenen Staat) nicht wieder in Abhängigkeit von Oesterreich gerathen zu lassen.

Wenn Frankreich sich zur Erreichung dieser Absichten mit dem Könige verband, so dachte es dabei natürlich nicht an diese preußischen Interessen, sondern nur an das Bedürfniß, einen Bundesgenossen zu haben, welcher die deutschen Besitzungen des Königs von England bedrohen sollte. Es waren nämlich die Streitigkeiten zwischen den englischen und französischen Colonien in Amerika zu einer solchen Höhe gediehen, daß im Frühjahr 1744 die Kriegserklärung an England erfolgte. Um dem Könige Georg II. in seinem britischen Königreiche zu schaffen zu machen, begünstigte Ludwig die Landung des Prätendenten Carl Eduard Stuart an der schottischen Küste, wo die jakobitische Partei noch zahlreich genug war, um ernstliche Besorgnisse einzuflößen. In Deutschland wollte man von Westphalen aus gegen Hannover vorgehen, während

Friedrich II., wenn er die mit England verbündete Königin von Ungarn angriff, zum Gelingen dieser Pläne wesentlich beitragen sollte.

Nun hatte aber, wie gesagt, der König von Preußen sich erst alsdann zum Angriff bereit erklärt, wenn er sicher sein würde, nicht inzwischen von Schweden oder Rußland im Rücken bedroht zu sein. Hierauf richtete er also vor allen Dingen seine Bemühungen.

In Petersburg war durch eine der dort so häufigen Palastrevolutionen Peter des Großen Tochter Elisabeth (6. Decbr. 1741) auf den Thron gekommen, um deren Geneigtheit Frankreich und Oesterreich sich auf's Eifrigste bewarben. Auch Friedrich II. wünschte dringend, sich in Gunst zu setzen; „denn die Russen," sagte er, „sind unsere gefährlichsten Nachbarn, nicht sowohl durch die Stärke ihrer Truppen, als durch die barbarische Art, wie sie die Länder verwüsten, in welche sie einbrechen."

Seinen Staat vor einem solchen Ueberfall sicher zu stellen, ergriff er die Mittel, die sich ihm darboten. Nicht nur brachte er eine einflußreiche Hofdame durch große Geschenke auf seine Seite und bediente sich zu dem Ende sogar der Vermittelung seiner Gemahlin, von der sonst bei politischen Dingen nie die Rede war [1]),

---

[1]) Die Königin Elisabeth Christine mußte ihr mit kostbaren Diamanten besetztes Bild der begünstigten Hofdame mit einem

sondern er schmeichelte auch den Leidenschaften der Kaiserin, indem er sie in dem Hasse bestärkte, welchen sie auf den österreichischen Gesandten, Marquis Botta, geworfen hatte, der sich an einer in der That gar nicht existirenden Verschwörung betheiligt haben sollte [1]). Einen weit folgenreicheren Schritt aber that der König, als er sich der Aufgabe unterzog, für Elisabeth's Neffen und Nachfolger, den Großfürsten Peter, eine Gemahlin zu werben. Der russische Hof hatte sein Auge auf eine sächsische Prinzessin geworfen [2]), aber Nichts paßte schlechter zu Friedrich's Absichten, als eine enge Verbin-

---

eigenhändigen Briefe übersenden. Der Gemahl der ehemaligen Regentin von Rußland, Anton Ulrich von Braunschweig, lebte in Riga in der Verbannung. Friedrich schlug nicht nur seiner Gemahlin alle Bitten um Verwendung für denselben ab, sondern schmeichelte der Kaiserin noch dadurch, daß er durch seinen Gesandten Mardefeld vorstellen ließ, Riga wäre zu nahe an Petersburg, worauf die unglückliche braunschweig'sche Familie nach Cholmogori, hinter Archangel, gebracht wurde. Die Regentin Anna starb dort 1746. Anton Ulrich erst 1775. Oeuvres III. 30.

[1]) Die ausführliche Darstellung dieser merkwürdigen Angelegenheit bei v. Arneth II. 319 u. 400. Maria Theresia, von welcher Elisabeth die Auslieferung des wahrscheinlich vollkommen unschuldigen Mannes verlangte, benahm sich in dieser Sache, wie überall, durchaus brav und ehrenhaft. Sie setzte sich lieber der Gefahr aus, mit Rußland in offene Feindschaft zu gerathen, als daß sie sich zum Werkzeug der Despotenlaune eines leidenschaftlichen Weibes hergegeben hätte.

[2]) Oeuvres III. 28.

dung von Sachsen, Polen und Rußland. Er schlug deshalb die kaum vierzehnjährige Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst vor, welcher in der preußischen Armee diente und dem Könige treu ergeben war. Der Ehrgeiz der Eltern dieser jugendlichen Braut überwand bald deren religiöse Bedenken, über die Friedrich spöttelte [1]); die junge Prinzessin folgte einer Einladung nach Moskau, wo sie sich schnell die Gunst der Kaiserin erwarb. Das Geschäft wurde abgeschlossen, und Peter mit der jungen Dame vermählt, die später als Katharina, Selbstherrscherin aller Reussen, so viel von sich reden machen sollte.

In Schweden hatten die Stände zum Nachfolger des kinderlosen Königs den mit dem russischen Hofe nahe verwandten Prinzen von Holstein-Gottorp erwählt. Diesem bestimmte Friedrich seine schöne und geistreiche Schwester Ulrike (geb. 24. Juli 1730) zur Gemahlin und hoffte durch beide Verbindungen wenigstens vor offener Feindseligkeit von Seiten Schwedens und Rußlands geschützt zu sein, wenn es ihm auch nicht gelang, trotz aller Unterhandlungen und aufgewandter Bestechungen ein förmliches Schutzbündniß zu Stande zu bringen [2]). Es schien nun Alles vorbereitet, um den Kampf mit Oesterreich beginnen zu können. In dem

---

1) Oeuvres III. 29.

2) So sagt er selbst. Oeuvres III. 30.

Kriegsmanifeste [1]) vom 8. August erklärte er, seine Armee sei nur ein Hilfscorps, welches er dem Kaiser Carl VII. zur Verfügung gestellt, um denselben gegen die Anmaßungen des Hauses Oesterreich zu schützen, damit nicht die deutsche Freiheit völlig und auf ewig in Fesseln gelegt, und die Reichsstände einer despotischen Willkür unterworfen würden, was kein redlicher und rechtschaffener Patriot gleichgiltig mit ansehen könne. Den Frieden mit der Königin von Ungarn wolle er keineswegs brechen, wie seine Verleumder behaupteten, sondern wenn er jetzt eine considerable Anzahl preußischer Truppen in das Königreich Böhmen einrücken lasse, so handle er nur als Reichsfürst im Dienste des Kaisers. Für sich selbst verlange er Nichts. Das war allerdings das gerade Gegentheil von dem, was in der Frankfurter Union und in dem Allianzvertrage mit Frankreich ausbedungen war, aber seltsamer Weise schien er zu glauben, daß jene Verhandlungen geheim bleiben würden.

---

[1]) Heldengeschichte II. 865.

Achtes Kapitel.

Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges.

Am 15. August rückte Friedrich durch Sachsen, welches sich dem Marsche der „kaiserlichen Hilfsvölker" nicht zu widersetzen wagte, in Böhmen ein. Am 2. September stand er vor Prag. Die größte Eile war geboten, weil das am Rhein befindliche österreichische Heer voraussichtlich auf die erste Kunde von diesen Vorgängen herbeieilen würde. Bei Betreibung der Belagerungsarbeiten setzte der König sich der größten Lebensgefahr aus. Am 12. Sept. wurde unmittelbar an seiner Seite dem Markgrafen Friedrich Wilhelm der Kopf durch eine Kanonenkugel weggenommen. Wäre das Geschoß stärker gewesen und grade gegangen, so hätte es den König unfehlbar getroffen. So eifrig wurde die Belagerung betrieben, daß bereits am 13. und 14. ein Theil der Stadt durch das Bombardement in Flammen stand. Die Bürgerschaft drängte voll Verzweiflung in den ohnehin entmuthigten Commandanten, der denn auch am 16. capitulirte und die ganze Besatzung zu Kriegsgefangenen übergab.

Der König war glücklich über diesen Erfolg, den er triumphirend seinem Minister Podewils meldete. Er glaubte einen ähnlichen Siegeslauf wie 1741 angetreten zu haben und eilte unaufhaltsam vorwärts, um ganz

Böhmen in Besitz zu nehmen. Tabor und Budweis wurden durch die Generale Nassau und Ziethen ohne große Anstrengung erobert, die Einwohner mußten Carl VII. Treue schwören. Friedrich hoffte, durch eine entscheidende Schlacht, die er dem vom Rheine her mit seiner Armee anrückenden Prinzen von Lothringen liefern wollte, dem Feldzuge ein glänzendes Ende zu machen. „Ich denke," schrieb er, „ich werde nicht Lügen gestraft werden, die Armee soll Ehre von meiner Unternehmung haben." Er rechnete darauf, daß Sachsen, wenn auch nicht zu ihm übertreten, doch sich von der engen Verbindung mit den besiegten Oesterreichern zurückziehen würde.

Nicht unvorbereitet hatte er sich in diesen Krieg gestürzt. Sein erschöpfter Schatz war durch weise Sparsamkeit bereits wieder mit 6 Millionen gefüllt, die Truppen in Folge der unablässigen zweckmäßigen Uebung im besten Stande, die schlesischen Festungen sämmtlich erweitert und besser armirt, als jemals unter österreichischer Herrschaft. Im Bunde mit Frankreich, welches die niederländischen Besitzungen Maria Theresia's angriff und Hannover in Schach zu halten versprochen hatte, — mit den Höfen von Stockholm und Petersburg durch die eben eingeleiteten Vermählungen anscheinend in freundschaftlichster Beziehung, hatte er sogar mit der Pforte durch heimliche Emissäre zu unterhandeln versucht, um die Türken zu einem Angriffe

gegen Ungarn zu bewegen, während er sich in diesem Königreiche mit den wegen des Religionszwanges unzufriedenen Protestanten in Verbindung setzte[1]). In Wien war das nicht unbemerkt geblieben, und man glaubte deshalb, daß Friedrich's Pläne einen Angriff auf Ungarn bezweckten.

Leider zeigte sich bald, daß der König seinen ganzen Feldzugsplan auf den Grund irriger politischer Voraussetzungen gebaut hatte. Die wesentliche Unterstützung, welche man sich von Frankreich versprochen, blieb aus, weil man in Paris ganz zufrieden damit war, daß durch den Einmarsch der Preußen in Böhmen das österreichische Heer schleunig abberufen wurde, welches unter Herzog Carl über den Rhein gegangen war, um den Elsaß und Lothringen anzugreifen. Man störte den Abzug desselben nicht, obgleich der Herzog Noailles sich ganz in der Nähe befand und den Feinden leicht erheblichen Schaden zufügen konnte. Am 23. August ließ er die Oesterreicher den Strom bei Beinheim überschreiten, ohne daß sie dabei mehr als 500 Mann einbüßten, welche in kleinen Scharmützeln getödtet wurden.

Eben so unzuverläßig, wie bei dieser Gelegenheit, zeigten sich die Franzosen in Erfüllung des Versprechens, die hannöverschen Grenzen zu bedrohen, indem sie sich darauf beschränkten, den Krieg in die Niederlande zu

---

[1]) v. Arneth II. 410.

spielen, womit dem Könige von Preußen nicht geholfen war. Auf dem Marsche durch Baiern nach Böhmen wurden die Oesterreicher nicht ein Mal von den unter Seckendorf daselbst befindlichen kaiserlichen Truppen beunruhigt, so daß Friedrich sich überall getäuscht sah, wo er auf die Hilfe seiner Verbündeten gerechnet hatte. Eben so schlug seine Erwartung fehl, den sächsischen Hof für sich zu gewinnen. Man war in Dresden zu sehr über die Erfolglosigkeit des ersten Krieges erbittert, der statt des gehofften Zuwachses an Landgebiet nur Verluste und Kosten eingetragen. Vergebens bot Friedrich jetzt einige böhmische Kreise an, zu deren Abtretung er den Kaiser bewegen wollte. Brühl wies das nicht nur zurück, sondern schickte alsbald 20,000 Mann sächsischer Truppen ab, die den Preußen in den Rücken fallen und sich mit dem österreichischen Heere verbinden sollten.

Statt die Unausführbarkeit seiner Pläne nunmehr einzusehen und Schwerin's Warnung zu befolgen, welcher es für gerathen hielt, entweder den Rückzug nach Schlesien anzutreten, oder sich in den der böhmischen Hauptstadt zunächst liegenden Gegenden festzusetzen, drang Friedrich, zwischen zwei feindlichen Heeren in der gefährlichsten Lage, immer weiter nach Süden vor, weil er hoffte, die Sachsen und Oesterreicher, nachdem dieselben am 21. October ihre Vereinigung bewerkstelligt hatten, in entscheidender Schlacht zu besiegen. Das

wurde aber durch die Weisheit des österreichischen Generals Grafen v. Traun vereitelt, auf dessen Rath Herzog Carl von Lothringen sich mit seiner überlegenen Truppenzahl stets in so wohlgewählten Stellungen festsetzte, daß der König keinen Angriff wagen konnte und dadurch, wie Traun vorausgesehen, sehr bald in die mißlichste Lage gerieth. Die gesammte Bevölkerung des Landes war den ketzerischen Fremden feindlich gesinnt und hatte noch keineswegs vergessen, mit welcher Härte die Preußen im vorigen Kriege durch Lieferungen und Kriegscontributionen Bürger und Bauern ausgesogen. Deshalb flüchteten dies Mal beim Herannahen der Armee die Dorfbewohner mit Hab und Gut in die Wälder. Alle Häuser standen leer, es fehlte an Lebensmitteln, kein Stück Vieh war aufzutreiben, und die Verpflegung aus den Magazinen wurde durch die grundlosen Wege und durch fortwährende Angriffe der leichten ungarischen Reiterei auf's Aeußerste erschwert. Man mußte sich zum Rückzuge entschließen; allein auch dieser war nicht ohne die größten Verluste zu bewerkstelligen. Die Armee war im Lande zerstreut, 7 bis 8000 Mann bildeten die Besatzung von Prag, in den occupirten Ortschaften südwärts lagen kleine Abtheilungen, die sich meistens den mit Uebermacht andringenden Oesterreichern ergeben mußten. General Einsiedel, der Commandant von Prag, räumte auf des Königs Befehl die unhaltbar gewordene Festung, allein die Furcht vor dem

anrückenden Feinden und die Wuth der Bürgerschaft hatte ihn so in Verwirrung gebracht, daß er seine Truppen unter Zurücklassung der Munition, der Kriegskasse und des aus 150 Kanonen bestehenden Geschützes der schlesischen Grenze zuführte. Nach allen Seiten unheilvoll war dieser Marsch. Das erbitterte Landvolk zeigte dem Heerführer absichtlich falsche Wege, auf wüsten Bergeshöhen, wo alle Lebensmittel fehlten, wurden viele Soldaten durch die Kälte und Krankheiten hingerafft, — noch größer war die Zahl der Ausreißer. Leicht hätte ein rechtzeitiger Angriff die ganze Schaar vernichten können.

Am 16. December gelangte Einsiedel mit dem übrig gebliebenen Theile seiner Mannschaften endlich über das Gebirge nach Friedland in Schlesien [1]). Viel Unheil wurde bei dieser Gelegenheit durch die Umsicht und Geistesgegenwart verschiedener anderer Befehlshaber verhütet, namentlich hatte General von Nassau sich so ausgezeichnet, daß, als er sich dem Könige vorstellte, dieser seinen schwarzen Adlerorden von der Brust nahm und dem verdienten Officier umhing.

Die vom Könige selbst geführte Heeresabtheilung kam ebenfalls in kläglicher Verfassung nach Schlesien zurück. Fast die Hälfte der Truppen war durch Schar-

---

[1]) Einsiedel wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen.

mützel unterweges, mehr noch durch massenhafte Desertion der Rekruten verloren gegangen, welche man in Böhmen größtentheils mit Gewalt ausgehoben hatte. Auch die 10,000 Mann, mit welchen General Marwitz das österreichische Schlesien besetzt hatte und von da nach Mähren vorgedrungen war, konnten gegen die in Ueberzahl anrückenden ungarischen Reiter Nichts ausrichten. Marwitz mußte sich zurückziehen, und bald war ganz Oberschlesien und die Grafschaft Glatz in den Händen der Feinde — kaum hielten sich noch die Festungen Neisse und Cosel; bis nach Brieg schwärmten plündernd und verheerend Croaten und Panduren. Schlesien war so gut wie verloren. Nur zu sehr schienen jetzt die Bedenken der preußischen Minister gerechtfertigt, welche den König von seinem Unternehmen abgemahnt hatten. „Ew. Majestät sehen jetzt," schreibt Podewils [1]), „daß es nicht so leicht ist, wie Sie geglaubt haben, das Haus Oesterreich zu erniedrigen." Der König, in seiner Antwort, giebt dem treuen Manne Recht. Er schrieb die Schuld auf Sachsens „Perfidie," die ihn verhindert habe, Prag zu behaupten, was entscheidend für seinen ganzen Feldzug gewesen sei.

Von allen Seiten häuften sich die Widerwärtigkeiten. Gerade damals brach zwischen Schwerin und

---

[1]) Ranke p. 199. aus dem geheimen Staatsarchiv.

dem jungen Leopold von Dessau heftiger Zwist aus. Beide waren hochbegabt für kriegerische Dinge, doch nach verschiedener Richtung hin. Schwerin, wo es kühnen Angriff galt, Leopold vielmehr als trefflicher Leiter und Versorger des Heeres. Der König war unwillig auf Schwerin, dessen weisen Rath er nicht befolgt hatte. In solcher Lage war die üble Laune des Monarchen leicht erklärlich und verzeihlich. Besser wäre es gewesen, die beiden Nebenbuhler möglichst auseinander zu halten und einen jeden zu solchen Dingen zu verwenden, die dem Naturell desselben entsprachen. Der König übertrug nun Keinem von Beiden, sondern dem alten Fürsten von Dessau den Oberbefehl in Schlesien, der denn auch nach seiner wunderlichen Art, ebenso bedächtig wie gewaltsam und in stetem Conflict mit den Regierungsbehörden, seine Maßregeln traf und die schwärmenden feindlichen Schaaren aus Oberschlesien und der Grafschaft Glatz verjagte, so daß im Februar 1745 die Winterquartiere bezogen werden konnten. Doch war die Lage der Preußen nichts weniger als zufriedenstellend, denn der Feind, durch seine Erfolge ermuthigt, rüstete sich zum heftigsten Angriff für das Frühjahr.

Sobald nämlich von dem ersten Einmarsch in Böhmen die Kunde nach Wien gedrungen war, hatte sich daselbst die größte Wuth der ganzen Bevölkerung bemächtigt. Durch Schutzwachen mußte das Haus des

preußischen Gesandten vor der Rache des Pöbels sicher gestellt werden[1]).

Maria Theresia selbst fühlte sich gewissermaßen erleichtert, als die klaren Thatsachen an die Stelle schwankender Befürchtungen getreten waren. Ihrer graden ehrlichen Natur war offener Kampf lieber, als versteckte Feindseligkeit. Mit großer Ruhe bereitete sie Alles zu ihrer Vertheidigung vor. Wiederum wandte sie sich nach Ungarn und erlangte das Aufgebot einer zweiten Insurrection. Durch übertriebene Schilderungen von dem preußischen Verfahren hatte man die Gemüther entflammt. Als die Königin dann selbst in Preßburg erschien, war der Jubel und die Opferwilligkeit der Ungarn fast noch feuriger als jenes erste Mal. „Gleich unserer Königin Elisabeth,“ sagt ein gleichzeitiger englischer Geschichtsschreiber[2]), „besaß sie die Kunst, aus jedem ihrer Unterthanen einen Helden für ihre Sache zu machen.“

Wie glücklich die Wahl des Grafen Traun als berathender Beistand des Herzogs Carl sich erwies, haben wir gesehen. Friedrich II. selbst preist die Feldherrnkunst dieses vorsichtigen Generals an mehr als Einer Stelle seiner Schriften mit den größten Lobsprüchen. Durch Traun's Verfahren habe er das Fehlerhafte sei-

---

[1]) v. Arneth II. 413.

[2]) Tindal XXI. 76. bei Arneth 416.

ner Unternehmung einsehn gelernt, und seinem Beispiele verdanke er es, wenn er diese Fehler in Zukunft vermieden.

Die schnelle Räumung Böhmens ließ Maria Theresia hoffen, daß bald auch Schlesien wieder erobert sein würde.

Vorläufig hatte die Winterszeit den Kampf unterbrochen. Die unfreiwillige Waffenruhe wurde von beiden Seiten zu heftigen Federkriegen benutzt. Maria Theresia erklärte sich durch den widerrechtlichen Bruch des Breslauer Friedens aller in demselben eingegangenen Verpflichtungen entledigt. In einem Patent vom 1. December 1744 [1]) entband sie feierlich die Schlesier von dem Eide, den dieselben dem Könige von Preußen geleistet. Sie führte ihnen den Druck zu Gemüthe, den sie durch unerschwingliche Steuern und durch den empörenden Zwang zu Kriegsdiensten unter der neuen Herrschaft erlitten; zu ihrer rechtmäßigen Fürstin sollten sie zurückkehren, dem Feinde aber allen möglichen Schaden und Abbruch thun. Friedrich II., in seiner Erwiederung, zeigt sich empört über die Gottlosigkeit, Unterthanen gegen ihren König aufzuwiegeln. Alle Vorwürfe, die man ihm gemacht, giebt er verdoppelt zurück, er erinnert an die Unparteilichkeit, mit

[1]) Alle diese Urkunden ausführlich in Heymann's Kriegs- und Friedensarchiv über den durch den Tod Carl's IV. entstandenen Krieg.

der er jede Confession beschützt, an die Unterdrückung der Protestanten durch die Oesterreicher. Von allen Kanzeln mußte das verlesen werden. Aber nicht bei solchen gegenseitigen Anschuldigungen blieb man stehen. Maria Theresia bewirkte eine Annäherung an die Kaiserin von Rußland, indem sie die Botta'sche Angelegenheit zu deren Zufriedenheit beizulegen wußte. Der König von England half dabei mit reichen Geschenken für die Kaiserin und ihre Günstlinge, ganz besonders auch dadurch, daß er einige sarkastische Aeußerungen Friedrich's II. über Elisabeth's Trägheit und Sittenlosigkeit gehörigen Ortes hinterbringen ließ. So wurde die Kaiserin von Rußland bewogen, der Quadrupelallianz, welche Sachsen, Oesterreich, England und Holland am 8. Januar 1745 abgeschlossen, nicht entgegenzutreten. Diese Allianz sollte gewissermaßen der Frankfurtur Union als Gegengewicht dienen, mit dem ausgesprochenen Zwecke, „die Ruhe und Sicherheit Deutschlands aufrecht zu erhalten," was natürlich im Sinne der Contrahenten nichts Anderes bedeutete, als den König von Preußen unschädlich zu machen; dabei sollten Sachsen und Oesterreich handelnd auftreten, während Holland und England die nöthigen Subsidien zahlten. Den Kurfürsten von Brandenburg wollte man auf die Stelle zurückführen, die seine Vorfahren hundert Jahre früher eingenommen hatten, und man begann über die Theilung der ihm abzunehmenden Provinzen zu unterhan-

deln, als ganz unerwartet Kaiser Carl VII. am 20. Januar 1745 starb. Wie unbedeutend auch die Persönlichkeit desselben gewesen, so waren die Folgen seines Todes doch von weitreichender Art. Die Frankfurter Union war nun der Hauptsache nach gegenstandslos, auch erklärten sofort die beiden einzigen deutschen Fürsten, welche außer Preußen derselben beigetreten waren, Hessen und Pfalzbaiern, sich nicht mehr für gebunden. Daß Frankreich Friedrich dem zweiten nach Deutschland Hilfe senden werde, hoffte dieser selbst kaum, — verlassen von seinen Verbündeten stand er seinen Feinden gegenüber, die nun erst recht an der Zeit hielten, das 1741 gescheiterte „detestable Project" einer Theilung der preußischen Monarchie in die Hand zu nehmen. Verschlimmert wurde die Lage des Königs noch dadurch, daß Carl's VII. Sohn, der junge Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern [1]), auf den Rath des alten Seckendorf die ehrgeizigen Pläne seines Vaters gänzlich fallen ließ und am 22. April mit Maria Theresia einen für beide Theile durchaus vortheilhaften Frieden abschloß. Der Kurfürst erhielt seine von den Oesterreichern besetzten Erbländer zurück, entsagte allen Erbansprüchen seines Hauses an die habsburgischen Länder und erkannte die pragmatische

---

[1]) Geboren 1727. Damals achtzehnjährig und eben für majorenn erklärt.

Sanktion ihrem vollen Umfange nach an. Ein Nebenbewerber um die deutsche Krone, der mit Aussicht auf Erfolg dieselbe dem Großherzog von Toscana hätte streitig machen können, war nun nicht mehr vorhanden, und Maria Theresia konnte außerdem ihre ganze Kraft gegen den König von Preußen wenden. So sicher schien den Warschauer Verbündeten der nahe Untergang desselben, daß man am 18. Mai 1745 [1]) sich dahin verständigte, daß für den zu hoffenden günstigsten Erfolg des Unternehmens Sachsen das Herzogthum Magdeburg und einen Landstrich zur Verbindung mit Polen bekommen sollte, während Oesterreich das ganze Schlesien mit der Grafschaft Glatz zurückerhielt. Wollte die Kaiserin von Rußland beitreten, so war das Herzogthum Preußen ihr zum Beuteantheil bestimmt, mit dem Vorbehalt, dasselbe an Polen gegen einige ihr bequemer gelegene Woiwodschaften zu vertauschen.

Genaue Kenntniß von dem Inhalte dieser Verhandlungen erhielt Friedrich allerdings nicht, wohl aber wußte er, daß Verderbliches wider ihn geplant wurde. Das Gefährliche seiner Lage war ihm klar, eine verlorene Schlacht konnte den Staat an den Rand des

---

[1]) Der Wortlaut der geheimen Verabredung ist noch nicht vollständig veröffentlicht, doch ergiebt der Inhalt sich so ziemlich aus den von Ranke p. 227. Note aus dem Londoner state paper office mitgetheilten Entwürfen.

Verderbens führen; der Weg nach Berlin stand alsdann den vereinigten Sachsen und Oesterreichern offen. Voll tiefer Besorgniß, aber mit ungetrübter Geisteskraft blickte er in die Zukunft. Am 10. Mai sandte er aus dem Lager von Camenz einen Brief für seine Mutter unter Couvert an Podewils, der denselben im äußersten Nothfalle übergeben sollte. Der König beschwört darin seine Mutter, sich nach Stettin oder Magdeburg in Sicherheit zu bringen [1]); die Lage sei zwar noch nicht verzweifelt, bald, hoffe er, sollte sich ein Rettungsmittel finden. — In den Augenblicken, welche die tausenderlei verschiedenen Geschäfte ihm freiließen, denen er sich unermüdlich hingab, suchte und fand er Trost bei seinen Büchern, oder er brachte seine Gedanken und Empfindungen in Verse oder hauchte sie seiner Flöte ein. Wir sehen das aus einem Briefe an Jordan [2]), dessen Krankheit ihn gerade damals mit banger Ahnung von dem bevorstehenden Verluste seines treuesten Freundes erfüllte. Nachdem er sich einverstanden erklärt, daß Jordan in einem wärmeren Klima Genesung suche, fährt er fort: „Ich habe Verse gemacht, die ich Dir schicke, sobald ich sie durchgesehen habe, — ich stecke mitten in kriegerischen Arbeiten aller Art, habe viel zu thun, bin voll Sorgen und Unruhe, aber ich will über nichts

---

1) Oeuvres XXVI. 70.

2) Daselbst XVII. 263.

klagen, wenn ich im Stande bin, dem Vaterlande so zu dienen, wie es mein fester Wille ist.“ Ferner an Podewils [1]): „Wenn mich Alles im Stich läßt, will ich lieber mit Ehren zu Grunde gehen, als ein ruhmloses Dasein weiter führen. — — Die Königin von Ungarn ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor den Thoren von Wien standen, sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? — — Noch ist keine Schlacht verloren, ein glücklicher Erfolg kann uns höher heben, als wir je gestanden! Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm, das Schwert in der Hand. Lernet von einem Manne, der nie in Elsner's Predigten ging, daß man dem Unglück eine Stirne von Erz entgegensetzen und auf alle Güter, alles Glück und alle die Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden. — Mein Ehrgeiz ist, daß ich mehr als ein Anderer zur Vergrößerung meines Hauses gethan und unter den Fürsten Europa's eine große Rolle gespielt habe. Mich dabei zu erhalten ist meine persönliche Pflicht, die ich erfüllen will auf Kosten meines Glückes und meines Lebens!“

So entschlossenen Vorsätzen entsprach die That; —

---

[1]) Ranke 234 sqq., dem wir diese Bruchstücke aus der Correspondenz mit Podewils verdanken. — Wie gern würden wir manchen Brief aus der Preuß'schen Ausgabe vermissen, wenn er uns dafür einen Einblick in den Verkehr des Königs mit diesem seinem redlichsten und einsichtsvollsten Minister eröffnet hätte.

unablässig wurde an der Vermehrung und Verbesserung des Heeres gearbeitet. Schon im Mai 1745 war die Kopfzahl desselben fast wieder auf die etatsmäßige Stärke von 114,000 Mann gebracht. Einzelne glückliche Gefechte hoben den Muth der Officiere und Soldaten. Die Cavallerie namentlich, welche Friedrich als ein unbehilfliches, fast unbrauchbares Werkzeug überkommen hatte [1]), leistete Außerordentliches. Der König hatte erfahren, daß der Plan der Oesterreicher im Allgemeinen dahin ging, die Aufmerksamkeit des Feindes durch einen von Mähren aus auf Oberschlesien zu unternehmenden Scheinangriff abzulenken, um dann durch die Gebirgspässe über Trautenau in Niederschlesien einzubrechen und Glogau zu bedrohen. Um einem solchen Vorhaben mit der ganzen preußischen Heeresmacht begegnen zu können, mußte das Corps zurückbeordert werden, welches Markgraf Carl von Brandenburg nach Jägerndorf geführt hatte, um die dortige Gegend vom Feinde zu säubern. Den Befehl durch die überall von österreichischen Truppen besetzte Gegend bis dahin zu bringen, wurde Ziethen mit seinem Husaren-Regiment abgesandt. So gefährlich erschien dieser Auftrag, daß man jedem einzelnen Husaren den Zweck der Sendung bekannt machte, damit, wenn auch nur Einer durchkäme, der Markgraf den Willen

---

[1]) Oeuvres III. 106.

des Königs erführe. Ziethen ließ nun, so wird erzählt [1]), sein Regiment die eben angekommenen blauen Winterpelze und Bärenmützen anlegen, eine Tracht, welche den Feinden noch unbekannt war und mit der Uniform des österreichischen Regiments Splenj Aehnlichkeit hatte. So ausstaffirt ging das Corps bei Ottmachau über die Neisse und kam in der Dunkelheit der Nacht nach Neustadt, von wo die Oesterreicher so eben nach einem vergeblichen Angriffe auf die dortige Besatzung abzogen. Dieser Colonne schloß sich Ziethen an, als gehörte er zu ihnen, — einige Ungarn, die unter ihm dienten, mußten die feindlichen Feldwachen und Vorposten in ihrer Sprache begrüßen. Unerkannt soll er bis zum Nachmittage des folgenden Tages den Oesterreichern gefolgt sein, und erst als diese links ab ihrem Lager bei Leobschütz zuritten, Ziethen aber mit den Seinigen weiter eilte, wäre die Kriegslist durchschaut worden. Die im Gallopp davon sprengenden Husaren ließen sich aber nicht mehr einholen. Durch entgegenkommende österreichische Schaaren schlugen sie sich wacker durch und trafen bald mit einigen Eskadrons zusammen, welche der Markgraf entgegenschickte, als er das Schießen hörte. Mit geringem Verluste

[1]) Alle älteren Darsteller dieses Krieges bringen diese Anecdote, z. B. Gallus VI. p. 60. Auch in den freilich nur mit größter Vorsicht zu benutzenden Stein'schen Characterzügen Friedrich's II. findet sie sich.

kam das Regiment nach Jägerndorf, richtete seinen Auftrag aus, und alsbald setzte sich der Markgraf in Marsch, um sich mit dem Könige zu vereinigen. Man behauptet zwar gegenwärtig [1]), der Vorfall sei durch die Phantasie der Wiedererzähler vergrößert und ausgeschmückt, allein das Wahre an der Sache bleibt jedenfalls, daß die preußischen Husaren sich den Ruf erworben hatten, es sei selbst das Kühnste und Verwegenste ihrer List und ihrem Muthe zuzutrauen. Am 22. Mai brachen der Markgraf und Ziethen von Jägerndorf auf und gelangten, nachdem sie unter Weges mit der größten Tapferkeit die Angriffe weit überlegener österreichischer Corps abgeschlagen und gefährliche Defileen und Hohlwege unter beständigen Kämpfen passirt hatten, am 28. in das königliche Lager zu Frankenstein. So zufrieden war Friedrich II. mit ihrem Benehmen, daß alle betheiligten Stabsofficiere den Orden pour le mérite erhielten, mit dem er nichts weniger als verschwenderisch umzugehen pflegte.

Durch einen Doppelspion gelang es dem Könige, den Herzog Carl von Lothringen glauben zu machen, er wolle einer Schlacht ausweichen und beabsichtige, sich mit der ganzen Armee nach Breslau zurückzuziehen. Dies noch glaubhafter zu machen, ließ er die Wege nach der Hauptstadt in aller Eile ausbessern. In vollkom-

---

1) Ranke 245.

mener Sicherheit rückten die getäuschten Oesterreicher vor. Am 29. Mai brach Friedrich von seinem Frankensteiner Lager auf und gelangte am 1. Juni nach Schweidnitz. Zwischen dieser Festung und Striegau stellte er in zwei Meilen langer Reihe seine Truppen auf. Das hüglige Terrain verbarg den Feinden diese Bewegungen so vollständig, daß die feindlichen Heerführer, selbst als sie ihre Recognoscirungen bis auf eine Höhe unweit Hohenfriedeberg ausdehnten, nur eine kleine Abtheilung Preußen entdeckten. Sie beschlossen Schweidnitz zu nehmen und den König dann bis Breslau zu verfolgen. Am 3. Juni waren sie so weit vorgerückt, daß Friedrich den Angriff auf den folgenden Tag festsetzen konnte. Er hatte von einer Höhe aus beobachtet, daß die Sachsen sich in der Richtung nach Striegau bewegten, die Oesterreicher in der Nähe von Hausdorf lagerten. So sicher fühlten sich diese, daß die Reiter absattelten, die Officiere sich in den umliegenden Dörfern dem Schlafe überließen. Des Königs Plan ging dahin, in größter Stille den Feinden zu nahen, erst die Sachsen zu überfallen und sich dann auf die Oesterreicher zu werfen. Abends 8 Uhr mußte General Dumoulin aufbrechen, um eine felsige Anhöhe bei Striegau zu besetzen[1]. So vorsichtig sollten die

[1]) Friedrich spricht in der histoire de mon temps von einem Topasberge und einem Topassteinbruch. Ein solcher existirt in der Nähe von Striegau nicht.

Truppen ihren Marsch antreten, daß jedes unnütze Geräusch vermieden würde, sogar das Tabakrauchen war untersagt. In der That waren die auf Striegau losmarschirenden beiden sächsischen Infanteriebataillone vollständig überrascht, als sie plötzlich Preußen vor sich sahen. Sie machten Halt, um ihre Kammeraden herankommen zu lassen, aber schon erdröhnte der Donner der Batterien, welche Dumoulin Abends vorher auf jenen Berg geschafft hatte. Furchtbar wurden die Reihen der Sachsen gelichtet, doch hielten sie nicht nur tapfer Stand, sondern ihre Reiterei stürzte sich sogar angreifend auf die preußische Cavallerie. Bald aber mußten sie weichen, und als ihr zweites Treffen vorrückte, hatte dasselbe kein besseres Schicksal. Von den Höhen vertrieben, versuchten sie in der morastigen Ebene sich zu behaupten, doch auch hier konnten sie dem andringenden rechten Flügel der Preußen nicht Stand halten. In dichtgedrängter, dreieckiger Stellung sollte ein Theil ihrer Mannschaften den unter Dietrich von Dessau, Rothenburg, Stille und Winterfeld herbeieilenden Preußen so lange zu widerstehen versuchen, bis die übrigen zu geordnetem Rückzuge sich angeschickt; allein auch jene Schaar wurde bald auseinandergesprengt, panischer Schrecken bemächtigte sich Aller, und in so wilde Flucht artete der Rückzug aus, daß die Schlacht auf dieser Seite bereits Morgens um 7 Uhr

entschieden war. Nach eigener Angabe hatten die Sachsen an Todten, Verwundeten und Gefangenen 3350 Mann verloren. Zu den Oesterreichern, welche auf dem rechten Flügel sich der Ruhe überlassen hatten, drang die Kunde von diesen Vorgängen erst, als Alles vorüber war. Dem Boten, welcher von Kanonendonner Meldung that, der aus den Bergen sich hören lasse, erwiederte Herzog Carl von Lothringen, es würden wohl die Schüsse der Sachsen sein, welche sich Striegau's bemächtigten. Bald aber folgte jenem ersten Boten ein zweiter, der als Augenzeuge berichten konnte, daß die Sachsen bereits geschlagen und das ganze Feld von ihren Flüchtlingen wimmele. Nun wurde Allarm geschlagen. Die Oesterreicher rückten in die Ebene zwischen dem Striegauer Wasser und den Rohnstocker Gebüschen vor, indem sie die vielen kleinen Ackergräben daselbst zum Vortheil für ihre Stellung auszubeuten suchten. Allein die Preußen ließen ihnen nicht Zeit, sich völlig zu ordnen. Die königlichen Garden namentlich warfen sich mit Ungethüm auf den linken Flügel der Oesterreicher, trieben die Grenadiere, die zwei Mal an jenen Gräben festen Fuß fassen wollten, zwei Mal zurück und jagten sie zuletzt durch Bajonettangriff in die Flucht. Diesen Unfall hoffte Herzog Carl auf seinem rechten Flügel durch einen kräftigen Angriff auf die hier gegenüberstehenden Preußen wieder gut zu machen.

Furchtbar entbrannte der Kampf. Da ließ der König den rechten Flügel seiner Armee eine Viertelschwenkung machen, um den Oesterreichern in die Flanke und in den Rücken zu fallen. Die Cavallerie unter den Generalen v. Nassau und v. Kiau mußte zu diesem Behufe das Striegauer Wasser überschreiten; aber die Brücke zerbrach, nachdem erst wenige Schwadronen hinüber waren. Ziethen, dies gewahrend, führte seine Husaren schnell durch eine von ihm entdeckte seichte Stelle an das andere Ufer und hieb Alles nieder, was Widerstand zu leisten wagte. Als nun bald darauf das v. Nassau'sche Corps mittelst derselben Furt ihm zu Hilfe kam, konnten die Oesterreicher das Feld nicht länger behaupten und wandten sich zur Flucht. Der Reitergeneral Geßler, welcher das zweite Treffen commandirte, erkannte sogleich, daß hier Nichts mehr für ihn zu thun übrig sei. Er wandte sich daher nach der Seite, wo die österreichische Infanterie noch mit der preußischen im heftigsten Kampfe rang. Durch eine Oeffnung, die er in die Reihen der Regimenter machen ließ, sprengte er hindurch und stürzte sich auf die Feinde. Mit seinen Baireuth'schen Dragonern griff er, an der Spitze von nur zehn Schwadronen Cavallerie, sieben feindliche Regimenter an, — reihenweise fielen die Oesterreicher unter den Säbelhieben seiner Reiter, und nach kurzem Gefecht hatte er 21 Bataillone, mehr als 4000 Mann, zu Gefangenen gemacht und 66 Fahnen erbeutet.

„Eine That von solchem Glanze," sagt Friedrich [1]), „daß sie verdient, mit goldenen Lettern in die Tafeln der preußischen Geschichte eingezeichnet zu werden [2])."

Da der Ziethen'sche und der Geßler'sche Angriff fast zu derselben Zeit ausgeführt wurde, so konnten sich die Oesterreicher auf keinem Punkte mehr halten. Ueber Hohenfriedeberg flüchteten sie dem Gebirge zu, wo zu ihrem Glück die Generale Wallis und Nadasdy den Rückzug des geschlagenen Heeres einigermaßen decken konnten. Die Preußen setzten die Verfolgung nur bis zu den Höhen von Kauder fort, — dann mußte den durch die Anstrengung des Kampfes erschöpften Truppen Ruhe gegönnt werden. Dieser Sieg, durch eine Kriegslist vorbereitet und nach einem trefflich angelegten Plane durch bewunderungswürdige Tapferkeit aller Truppentheile gewonnen, war eine von Friedrich's glänzendsten Thaten. Die beiden ältesten Brüder des Königs hatten tapfer mitgekämpft. Prinz Heinrich, damals 18 Jahr alt, verrichtete Adjutantendienste mit größter Besonnenheit und Kaltblütigkeit.

Der Verlust an Menschenleben war auf beiden Seiten sehr groß, die Preußen mögen an Todten und Ver-

---

[1]) Oeuvres III. 115.

[2]) Graf Geßler und der in seinem Regimente dienende Obrist Chazot erhielten die Zahl 66 als Waffenschmuck. Auch dem Siegel des Regiments Baireuth wurde die Zahl 66 beigefügt und demselben eine besonders ehrenvolle Art der Militärmusik bewilligt.

wundeten 5000, die Oesterreicher 9000 Mann geopfert haben, und wurden außerdem 7000 von ihnen zu Gefangenen gemacht, darunter 4 Generale und mehr als 200 Officiere. — 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60 Kanonen wurden erbeutet. Auf preußischer Seite war General Truchseß und mehrere Obristen geblieben. Furchtbar hatten einzelne Regimenter gelitten, das Bevern'sche zählte allein 200 Todte und 500 Verwundete. Als Zeichen der Siegesgewißheit, mit welcher die königliche Armee in die Schlacht ging, wird die für damalige Zeiten unerhörte Thatsache berichtet, daß am Tage vorher nicht Ein Mann desertirte.

Die nächste Folge des Sieges war der Abbruch alles diplomatischen Verkehrs mit Sachsen. Friedrich erklärte den Einbruch in Schlesien für eine offene Verletzung des Breslauer Friedens und rief deshalb seinen Gesandten aus Dresden zurück, während zugleich der sächsische Gesandte Breslau, wohin er sich begeben, verlassen mußte. In Schlesien war die freudige Aufregung unter den Protestanten unendlich groß. Auf ihren Knieen sollen sie überall, wo man den Donner der Schlacht vernahm, für Preußens Sieg gebetet haben. Der König erzählt selbst, daß, als er am 6. Juni nach Landeshut kam, um nach Böhmen einzurücken [1]), eine

[1]) Oeuvres III. 118.

Truppe von zweitausend Bauern ihn umringte, die sich Erlaubniß ausbaten, die Katholiken im Lande sämmtlich todt zu schlagen. Auf die Weisung aber, daß die heilige Schrift geböte, seine Feinde zu lieben und die zu segnen, die uns fluchen, hätten sie sich alsbald beruhigt.

Der Hohenfriedeberger Schlacht hatte als Augenzeuge der Chevalier Latour beigewohnt, der als Abgesandter Ludwig's XV. die Nachricht von dem am 11. Mai von den Franzosen bei Fontenai in den Niederlanden über die verbündeten Engländer, Holländer und Oesterreicher erfochtenen großen Siege zu überbringen hatte. „Sie wollen also sehen, wem Schlesien gehören wird," soll der König bei beginnender Schlacht zu ihm gesagt haben. Nach dem Siege aber habe er ihn mit den Worten entlassen: „Melden Sie nun Ihrem Könige, wie ich so eben den Wechsel einlöste, den er bei Fontenai auf mich gezogen."

Nach Breslau war die Kunde von dem glorreichen Ereignisse schon am Abend des Schlachttages durch sechszehn blasende Postillone überbracht worden, zum großen Jubel der evangelischen und jüdischen Bevölkerung. Als einige Tage später die eroberten Fahnen anlangten, darunter die Hauptfahne mit Maria Theresia's Namenszug, drängte sich unter der Masse auch ein katholischer Bürger heran, der wehmüthig den

blutgetränkten Zipfel der Fahne küßte und dann still hinweg ging [1]).

Friedrich folgte mit seiner Armee den Oesterreichern über die böhmische Grenze nach, um die Truppen zur Erleichterung der Schlesier im feindlichen Lande zu erhalten. „Ich setze den Krieg nur fort," schrieb er an Podewils, „um mir den Frieden zu sichern."

Damit ging es jedoch keineswegs so schnell. Die Oesterreicher hatten bei Pardubitz an der Elbe ein so festes Lager bezogen, daß sie fast unangreifbar waren. In nächster Nähe von ihnen verschanzte sich nun auch Friedrich mit seinen Truppen bei Chlumez, und fast drei Monate lang lagen beide Armeen einander gegenüber, ohne ernste Feindseligkeiten zu unternehmen. Nur der Umstand, daß die Vorräthe des Landes für eine so große Zahl von ungebetenen Gästen nicht ausreichten, man vielmehr genöthigt war, alle fünf Tage einen Verpflegungstransport aus Schweidnitz kommen zu lassen, gab zu beständigen kleinen Scharmützeln Anlaß. „Wir schlagen uns nicht übel," schrieb ein preußischer Officier aus dem Lager, „um Heu und Lorbeeren." Das währte auch dann noch fort, als die Oesterreicher einen andern Lagerplatz gewählt hatten, und der König sich deshalb bei Senowitz festsetzte. Maria Theresia hoffte, die Feinde durch geduldiges

[1]) Ranke p. 260.

Ausharren und Vermeiden jedes ernsten Zusammenstoßes in derselben Art wie das vorige Mal zu einem zweiten verderblichen Rückzuge aus Böhmen zu nöthigen.

Die auf solche Art verlaufende Zeit der Unthätigkeit beider Heere benutzten die Diplomaten auf's Eifrigste, um den Frieden zu vermitteln. In England namentlich wurde das Parlament es müde, die endlosen Subsidien zu bewilligen, welche, ohne einen Erfolg zu erzielen, an Maria Theresia, an Sardinien, an Sachsen und an verschiedene kleine deutsche Höfe gezahlt wurden. Der Angriff der Oesterreicher gegen Frankreich, den man vorzugsweise im Auge gehabt, war vereitelt worden, als die Armee der Königin, welche den Elsaß zurückerobern sollte, zur Hilfeleistung gegen die Preußen nach Böhmen abberufen wurde. Nun war gar noch ein englisches Heer bei Fontenai von den Franzosen geschlagen worden, und Gent und Brügge nebst einem großen Theil von Flandern kam in die Hände der Sieger. Bald darauf erfolgte die Landung des Prätendenten an der schottischen Küste, was natürlich den dringenden Wunsch veranlaßte, die Truppen vom Festlande zurückberufen zu können. Das war aber nur möglich, wenn zwischen Preußen und Oesterreich Frieden gemacht wurde, weshalb man Friedrich II. den Vorschlag machte, ihm, wenn er die Feindseligkeiten einstellte, Alles, was er durch den Breslauer Frieden erworben, zu garantiren, unter der Bedingung, daß er

bei der Kaiserwahl seine Kurstimme dem Herzoge Franz von Lothringen gäbe. Sämmtliche europäischen Mächte sollten ihm dann den Besitz von ganz Schlesien gewährleisten. Nach mannichfaltigen Unterhandlungen erklärte der König sich mit diesem Vorschlage einverstanden, und es kam darüber zu einem förmlichen Vertrage, welcher am 26. August 1745 zu Hannover unterzeichnet wurde, von wo Georg II. sich so eben nach England zurückbegeben wollte.

Maria Theresia, welcher der großbritanische Gesandte von den noch schwebenden Verhandlungen bereits Mittheilung gemacht hatte, weigerte sich, auf die ihr vorgelegten Bedingungen einzugehen. An den Gedanken, Schlesien zu entsagen, wollte sie sich nicht gewöhnen, vielleicht konnte eine plötzliche Wendung der Dinge zu ihren Gunsten eintreten. „Wenn ich wüßte," antwortete sie dem Gesandten Robinson, „daß ich morgen mit dem Könige von Preußen Frieden schließen müßte, so würde ich ihm doch noch heut Abend eine Schlacht liefern." Die Verluste, welche sie durch Frankreich in den Niederlanden erlitten, schienen ihr im Vergleich mit Schlesien nicht in Betracht zu kommen.

Bei Ablehnung der englischen Vorschläge wurde sie noch durch die sichere Aussicht bestärkt, ihren Gemahl bald zum römischen Kaiser erwählt zu sehen; denn außer Brandenburg und Kurpfalz waren sämmtliche Stimmen gewonnen, und wenn man Carl VII. gegen

den Widerspruch Böhmens gewählt hatte, so brauchte jetzt, wo Maria Theresia die böhmische Stimme selbst abgab, ebensowenig auf Brandenburgs Protest Rücksicht genommen zu werden. Auch konnte Franz von Lothringen sich gerade in diesen Tagen einer echt deutschen That rühmen, welche ihm die Herzen gewann, indem er mit den in den Niederlanden zurückgebliebenen österreichischen Truppen die von dem unfähigen Prinzen Conti geführten Franzosen über den Rhein zurückdrängte und Deutschland von diesen Gästen befreite. Am 13. Sept. 1745 erfolgte die Kaiserwahl und am 4. October die Krönung unter genauer Beobachtung der althergebrachten Feierlichkeiten. Den höchsten Glanz erhielt das Fest durch Maria Theresia's persönliche Anwesenheit in Frankfurt. Alle Welt war bezaubert von der Schönheit und herzgewinnenden Güte der edlen Frau, und noch nach langen Jahren erzählten die Mütter ihren Kindern, wie der neue Kaiser im feierlichen Zuge einhergeschritten, beschwert mit den überweiten und überlangen Krönungsgewändern, und wie er lächelnd zu seiner Gemahlin aufgeblickt, die vom Balkon ihres Hauses ihn mit Vivatrufen und Händeklatschen begrüßte [1]).

Die gehobene Stimmung, in welcher das neue Kaiserpaar von Frankfurt abreiste, war nicht ohne

[1]) Goethe, Dichtung und Wahrheit. Buch V.

tiefere politische Bedeutung. Im Glanze der neu-erworbenen Krone und im Bewußtsein der Volksbeliebtheit, welche ihr auf allen Wegen entgegengebracht wurde, dachte die Kaiserin-Königin weniger als jemals an Nachgiebigkeit. Mit klugem Takte wußte sie trotz aller Liebe zu Franz dem Ersten denselben doch, wo es die Staatsgeschäfte galt, auf der zweiten Stufe zu erhalten, während sie selbst die maßgebende Stimme führte. Mit Entschiedenheit lehnte sie die Vermittelungsvorschläge Georg's II. ab und sagte zu dessen Gesandten Robinson [1]): „Nachdem Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen, sei sie an dessen Bestimmungen nicht mehr gebunden und werde sich Genugthuung von dem Friedensbrecher verschaffen. Nur wenn ihr Schlesien zurückgegeben werde, könne sie unterhandeln." Sie sprach um so zuversichtlicher, weil sie soeben von Sachsen das erneuerte Versprechen unbedingter Unterstützung erhalten hatte. Das war ein schwerer Schlag für Friedrich II., der bis zum letzten Augenblicke gehofft hatte, den schwachen August III. durch das Versprechen, ihm zur Kaiserwürde zu helfen, auf seine Seite zu bringen; man sieht aus den Worten des Kriegsmanifestes, welches er nunmehr gegen Sachsen schleuderte, wie tief ihn die Zurückweisung verletzte, die er hier erfuhr, und

---

[1]) Stenzel 251. Ranke 314.

wie schwer die Rache sein sollte, die er zu nehmen gedachte[1]). Auch drängte den König Alles zur Entscheidung. Seine Geldmittel waren erschöpft, von Frankreich wurden seine Bitten um Subsidien ausweichend beantwortet, es stand so, daß ein mäßiges Darlehn, welches die märkische Landschaft bot, mit Dank angenommen wurde. Zwar einen Angriff von Seiten Oesterreichs fürchtete Friedrich augenblicklich nicht, weil er glaubte, das geschlagene Heer werde sich keiner zweiten Niederlage aussetzen. Allein seine Stellung in Böhmen wurde unhaltbar, indem das ganze Land durch die ausgeschriebenen Lieferungen und Contributionen ausgesogen war. Die Armee mußte nach Schlesien zurückgeführt werden.

Der König hatte den General Dumoulin nach Trautenau, den General Lehwald nach Starkstadt vorausgesandt, um den Weg über Landeshut in's Schlesische zu decken. Mit ungefähr 20,000 Mann, die er noch bei sich behielt, zog Friedrich alsdann in der Richtung nach Trautenau ab, weil seine Armee den Oesterreichern, die mit 45,000 Mann ihm nachrückten, nicht gewachsen

---

[1]) Das Manifest (in dem Haymann'schen Sammelwerke IV. 234.) ist eine gelungene Paraphrase des Horazischen Verses: Quidquid delirant reges plectuntur Achivi! Die sächsischen Unterthanen sollten alle das Ungemach erdulden, womit die verrätherischen sächsischen Minister das preußische Volk bedroht hatten.

schien. Unfern des Dorfes Staudenz bezog er am 21. September ein, wie er selbst gesteht, weder gut gewähltes noch gut befestigtes Lager, so tief in den Bergen und Schluchten, daß er von der Stellung der Feinde nicht gehörige Kunde erhalten konnte. Als er am 29sten die böhmisch-schlesische Grenze überschreiten wollte, erfuhr er, daß die Oesterreicher bereits bis auf einen Tagesmarsch in seine Nähe gerückt waren, und am folgenden Morgen früh 4 Uhr wurde gemeldet, daß Feinde zum Angriff herbeizueilen schienen [1]). Maria Theresia hatte nämlich, des langen Zauderns und der beständigen kleinen, nichts entscheidenden Gefechte müde, dem Prinzen von Lothringen befohlen, die Sache durch eine Schlacht zur Entscheidung zu bringen. Im Kriegsrathe drang gegen den bedächtigen alten Herzog von Ahremberg der Eifer des Fürsten Lobkowitz durch, und der Angriff wurde beschlossen.

Friedrich II. hatte nun die Wahl, ob er mit seinem kleinen Heere den doppelt so starken Oesterreichern Stand halten oder den gefährlichen Rückzug durch unwegsame Gebirgspässe wagen sollte.

Er entschloß sich zum Angriff. — Unter dem Feuer der österreichischen Kanonen stellte er seine Schaaren in Schlachtordnung. Er selbst ritt wohl eine Viertelstunde im dichten Kugelregen und beaufsichtigte die Be-

[1]) Oeuvres III. 135.

folgung seiner Befehle. Eine Granate zerschmetterte den Kopf seines Pferdes. Des Königs Beispiel bewirkte, daß die Truppen mit todesverachtender Ruhe während einer halben Stunde in dieser gefährlichsten Lage auf's Pünktlichste alle die Schwenkungen und Bewegungen ausführten, mittelst deren sie geordnet dem Feinde gegenüberstehen sollten. Sie geriethen selbst dann nicht in Verwirrung, als das Feuer so heftig wurde, daß wohl zehn Pferde auf ein Mal von den platzenden Bomben getroffen zusammenstürzten. Alle Höhen vor ihnen waren dicht vom Feinde besetzt. Eine tiefe Thalschlucht trennte beide Heere. Der König ertheilte dem Feldmarschall Buddenbrock den Befehl zum Angriff, und ohne zu zögern, jagte dieser mit seiner Cavallerie den Berg hinab und durch das enge Thal zu den Bergen drüben, um die Feinde, die sich hier für unangreifbar hielten, zu verjagen. Die Oesterreicher, erschreckt durch den unter ihrem beständigen Feuern ausgeführten Angriff, den sie für undenkbar gehalten, geriethen in Verwirrung und wurden schnell zum Weichen gebracht. 12 preußische Schwadronen hatten 55 Schwadronen in die Flucht geschlagen. Größeres fast noch als diese tapferen Reiter leistete das Fußvolk in der Mitte der Schlachtordnung. Die Hälfte der Reihen war von den feindlichen Kugeln niedergerissen, sie begannen zu weichen, und schon glaubten die Oesterreicher hier zu siegen, — als das zweite Treffen unter den Ge-

neralen Bonin und Lamotte und dem Obrist v. Geist zu Hilfe eilte und die Feinde zurücktrieb. Die königliche Garde führte Prinz Ferdinand von Braunschweig, des Königs Schwager, gegen eine steile Anhöhe, auf welcher sein älterer Bruder Ludwig die Oesterreicher commandirte. Die daselbst aufgestellten Batterieen wurden von den Preußen genommen, die Feinde von Hügel zu Hügel gejagt, bis der Rückzug in wilde Flucht ausartete, wo Cavallerie und Fußvolk in wirrem Gemisch das Weite suchten. — Bis an einen dichten Wald ließ der König die Fliehenden verfolgen. Erst bei dem Dorfe Soor gebot er Halt, um seine Truppen nicht zwischen den Baumstämmen der Gefahr auszusetzen, einzeln den umherschwärmenden ungarischen Reitern in die Hände zu fallen. Diese hatten nämlich nach ihrer Gewohnheit sich während der Schlacht über das Gepäck der Preußen hergemacht und dasselbe rein ausgeplündert [1]). Auch

---

[1]) Das ging so weit, daß man bei den Soldaten nach einem Stück Brot für den König suchen mußte, dem von seinen Vorräthen nur ein paar Flaschen Wein geblieben waren. Ein Soldat weigerte sich, sein Brod für das ihm angebotene schwere Geld herzugeben. Erst als er hörte, es sei für den König, gab er es mit Freuden umsonst. Friedrich schenkte ihm später ein Schulzengut. — Auch des Königs Lieblingshündchen Biche soll damals den Oesterreichern in die Hände gefallen sein, die es aber zurückschickten. Als das treue Thier in des Königs Zelt unvermuthet hereinsprang, seien ihm, so wird erzählt, die Thränen vor Freude aus den Augen gestürzt.

des Königs Secretair Eichel wurde in Trautenau gefangen, so daß Friedrich einige Tage lang sein eigener Schreiber sein mußte. Auf einem aus einem Buche gerissenen Blatte meldete er noch am selbigen Abend den blutigen und glorreichen Sieg seinem in Breslau weilenden Minister Podewils. Die Preußen hatten etwa 1000 Todte und 2000 Verwundete, die Oesterreicher 4000 Todte und Verwundete, und außerdem 2000 Gefangene. Unter den Gefallenen war auf preußischer Seite ein dritter jener beiden braunschweigischen Brüder, Prinz Albert, dessen Tod der König in der oben mitgetheilten Art seiner Gemahlin anzeigte, und General v. Blankensee.

Unmittelbar nach der Schlacht traf die Ratification des hannover'schen Abkommens ein, „die erste gute Nachricht, die ich seit 15 Monaten empfangen," schreibt der König. Der Friede schien unter Englands Vermittelung nunmehr in Aussicht zu stehen. Allein Maria Theresia hielt an der Meinung fest, daß ein sicherer Frieden in Deutschland erst dann zu erreichen sei, wenn der König von Preußen so weit heruntergebracht würde, daß die Nachbarn seine Angriffe nicht mehr zu fürchten hätten. Durch den Vertrag, welchen sie am 25. August mit Sachsen abgeschlossen [1]), hoffte sie das zu erreichen. Es sollte nämlich Prinz Carl von

[1]) Der Inhalt desselben ist aus dem Archiv des preußischen Generalstabes von Ranke (Bd. III. p. 317) dem Wesen nach veröffentlicht.

Lothringen die in Schlesien stehende preußische Armee durch einen Einfall in die Lausitz beschäftigen und im Verein mit den zu ihm stoßenden Sachsen wo möglich kampfunfähig zu machen. Gleichzeitig würde dann der vom Rhein zurückberufene General Grüne mit seinen Truppen in die Mark eindringen und grade auf Berlin losgehen. Das Alles wollte man noch im Laufe des Winters ausführen, weil man wußte, daß Friedrich II. sich überzeugt hielt, man werde ihn bis zum Frühjahr in den Vorbereitungen nicht stören, die er für einen alsdann nothwendig werdenden Feldzug mit größtem Eifer betrieb. Die Pläne der Verbündeten wurden noch bedrohlicher, als die Kaiserin von Rußland sich mit denselben im Ganzen einverstanden erklärte und sogar officiell in Berlin eröffnen ließ, sie werde den Sachsen Beistand leisten, wenn dieselben von Preußen angegriffen würden. Den Oesterreichern ließ sie sagen, daß sie wohl die Wiedereroberung Schlesiens, nicht aber einen Angriff auf die alten brandenburgischen Provinzen gestatten könnte. — Friedrich II. ward sowohl durch diese russischen Mittheilungen als durch die Bewegung der Truppen in Böhmen bald gewahr, daß Etwas gegen ihn im Werke wäre. Näheres erfuhr er durch den schwedischen Gesandten, dem sein College aus Dresden, Wolfstierna, sehr verfängliche Aeußerungen Brühl's mitgetheilt hatte, um den König bei Zeiten zu warnen; denn die Schweden, die

ihn bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Ulrike kennen gelernt hatten, verehrten den Bruder ihrer künftigen Königin auf's Höchste.

Am 11. November, als man grade die Trophäen des Hohenfriedeberger und Soor'schen Sieges in der Garnisonkirche aufhängte, entledigte der Gesandte sich seines Auftrages [1]). Alsbald stand in Friedrich's Seele der Entschluß fest, seinen Feinden, wie immer, zuvorzukommen. Mit Podewils und dem alten Dessauer ging er deshalb zu Rathe; allein Beide wollten sich von der Wahrheit der gemachten Entdeckung schlechterdings nicht überzeugen lassen. Auch schien es in der That unglaublich, daß Brühl einen Plan begünstigen sollte, welcher unzweifelhaft das Land seines Herrn zum Kriegsschauplatz machen und dem sicheren Verderben aussetzen mußte. Friedrich aber kannte die blinde Rachsucht des kleinlich denkenden Ministers besser und erklärte mit Bestimmtheit, daß er sich an die Spitze seiner Truppen in Schlesien stellen werde, um wo möglich das ihm zugedachte Unheil abzuwenden, während der alte Dessauer ein Heer bei Halle zusammenziehen und von da über Leipzig in Sachsen einfallen sollte. Der Fürst war von der Nothwendigkeit dieser Maßregeln nicht zu überzeugen, fürchtete auch wohl für sein eigenes Land die Rache der Sachsen und verlangte, wenn es doch

---

[1]) Oeuvres III. 148 Note.

zum Kriege kommen sollte, wenigstens das Oberkommando in Schlesien für sich mit solcher Hartnäckigkeit, daß Friedrich seinen Widerstand nur durch die schroffe Erklärung zu brechen vermochte: Wenn es eine Dessauische Armee anzuführen gäbe, so möchte er darüber verfügen, so lange er aber im preußischen Kriegsdienste stände, müßte er gehorchen. Grollend fügte sich der alte Mann. Auch Podewils war schwer zu überzeugen. Erst auf den bestimmten Befehl des Königs entschloß er sich zur Abfassung der nöthigen Erlasse an die fremden Höfe [1]).

Am 14. November ging der König nach Schlesien, der alte Dessauer nach Halle ab. Auf die russische Drohung wurde keine Rücksicht genommen: „Ich habe," sagte Friedrich, „das Recht, meine Feinde überall zu verfolgen, wo ich sie finde."

Ehe er Berlin verließ, suchte er, so gut es ging, die Stadt vor einem etwaigen Ueberfall durch Anordnung von Verschanzungen und Verstärkung der Bürgerwehr zu schützen. Auf den Straßen wurden Kanonen aufgepflanzt. Man kann sich denken, in welcher Bestürzung die Einwohner zurückblieben. Zu Podewils sagte er beim Abschiede: „Nehm' Er Alles wohl in Acht! Wenn mir ein Unglück passiren sollte, so denke Er, daß Er einen guten Freund verliert."

---

1) Oeuvres III. p. 150.

Zwischen Löwenberg und Bunzlau war die Armee, 40,000 Mann stark, versammelt. Dorthin eilte Friedrich und versuchte in ähnlicher Weise wie vor der Schlacht bei Hohenfriedeberg und auch mit gleich gutem Erfolge die Feinde über seine Absichten zu täuschen. So war es ihm möglich, durch die Schnelligkeit seiner Manoeuvres die Verbindung der Sachsen mit den Oesterreichern zu verhindern, obgleich beide Corps kaum einen Tagemarsch weit von einander entfernt standen. Am 25. November rückte er auf einer eiligst geschlagenen Brücke bei Naumburg über den Queis [1]) und traf in der Nähe von Lauban die auf seine Ankunft ganz unvorbereiteten Sachsen bei dem Dorfe Katholisch-Hennersdorf. Nach einem heftigen Kampfe wurden die tapfer widerstehenden Feinde aus den Häusern des langen Dorfes vertrieben, ihre ganze Schaar zersprengt und zu eiligem Rückzuge gezwungen. Vier Kanonen und fast 1000 Gefangene fielen in die Hände der Preußen. Zu dem günstigen und raschen Erfolge hatte vor Allem Ziethen mit seinen Husaren beigetragen. Nicht nur brachte er die durch einen Zufall irregeführten Truppen auf den richtigen Weg, sondern er griff auch die an Zahl ihm weit überlegenen Sachsen mit solcher Kühnheit an und bewies in dem ungleichen

---

[1]) Daß Stenzel Naumburg am Bober nennt, beruht offenbar auf einer Verwechselung.

Kampfe so unerschütterliche Ausdauer, daß der König, welcher in einiger Entfernung folgte, Zeit gewann, mit der Hauptarmee zu seiner Unterstützung heranzukommen und das Gefecht zu entscheiden.

Wäre der Prinz von Lothringen zu rechter Zeit seinen Verbündeten zu Hilfe geeilt, so hätte der Ausgang leicht ein ganz anderer sein können, allein die Oesterreicher waren durch die Kunde von der Ankunft der Preußen ebenso überrascht wie die Sachsen und wagten nicht weiter vorzudringen, vielmehr führte der Prinz, der ein zweites Hohenfriedeberg fürchten mochte, seine ganze Armee in größter Eile über Zittau nach Böhmen zurück. Die Preußen verfolgten das fliehende Heer von Nachtlager zu Nachtlager. Das weggeworfene Gepäck, umgestürzte Pulverkarren und zerbrochene Wagen dienten als Wegweiser. Die Erschöpfung der Preußen durch die ununterbrochen angestrengten Märsche machte jedoch nach wenigen Tagen der Verfolgung ein Ende. Da nun auch Grüne, der schon bis Guben vorgedrungen war, auf die Nachricht von dem Vorgefallenen mit seinem Corps nicht nach der Mark, sondern in der Richtung nach Dresden sich begab, so konnte Friedrich ohne Widerstand die Lausitz besetzen. In Görlitz fiel ein reiches Magazin, in Zittau ein Theil der österreichischen Bagage in seine Hände. „Die Oesterreicher haben horribel Haus gehalten,“ schrieb er dem alten Dessauer, „das Volk ist daher schon für uns

portirt [1])." Der König begab sich nun nach Görlitz, wo er seinen Truppen eine kurze Ruhe gönnte, schickte aber den General Lehwald mit 10 Bataillonen und 10 Schwadronen nach Sachsen, um dem auf Meißen dirigirten Fürsten von Dessau zu Hilfe zu eilen.

So hatte Friedrich's Schnelligkeit und Entschlossenheit das große Complott, welches ihm Verderben bringen sollte, in wenig Tagen zersprengt. „Ihr werdet mit mir zufrieden sein," schrieb er an Podewils [2]), „ich habe mein Vaterland vor entsetzlichem Unglück sicher gestellt. Die ganze Unternehmung hat nicht mehr als 30 Todte und 60 Verwundete gekostet. Gott sei gelobt, unsere Feinde sind geschlagen, ehe ich sie habe erreichen können. Vor Gott und meinem Lande habe ich mir keinen Vorwurf zu machen."

Er glaubte, daß die Sachsen sich nunmehr nicht länger weigern würden, den Frieden auf Grund der hannover'schen Convention anzunehmen. Podewils mußte deshalb am 28. November dem englischen Gesandten in Dresden, Villiers, melden, daß der König bereit sei, auf diese Bedingungen zu unterhandeln. Aber Brühl nahm das in seiner Verblendung sehr hochmüthig auf, weil er sich überzeugt hielt, der Prinz von Lothringen werde mit seiner Armee aus Böhmen

---

[1]) Orlich II. 421.

[2]) Ranke 325.

den Sachsen zu Hilfe eilen. Auch König August, der sich nach Prag begeben hatte, erklärte, sich auf nichts einlassen zu können, bis die Kaiserin-Königin ihre Einwilligung ertheilt, vor Allem aber, bis die Preußen Sachsen vollständig geräumt hätten. Da war denn die Fortsetzung des Krieges unvermeidlich. „Wenn die Sachsen denn Krieg haben wollen," sagte der König, „so soll ihnen damit ernstlicher gedient werden als jemals." Es kam jetzt hauptsächlich auf den Fürsten von Dessau an, die Sache im Lande des Feindes selbst zur Entscheidung zu bringen; allein der König harrte vergebens von Tag zu Tage mit steigender Ungeduld auf Nachrichten von dem alten Herrn, der mit der größten Bedächtigkeit und pedantischer Berücksichtigung aller kriegswissenschaftlichen Vorsichtsmaßregeln sich fortbewegte. Er hatte Leipzig ohne Widerstand erobert und konnte nach Friedrich's Berechnung am 9. December in Meißen sein, wo der ihm entgegengesandte General Lehwald bereits seiner harrte. Da alle Mahnungen den Fürsten nicht aus seiner Ruhe brachten, so verlor der König zuletzt die Geduld. Er schrieb ihm am 9. December [1]): „Ich explicire mich allemal so deutlich, daß seine Tage kein Officier meiner Armee geklagt, daß er mich nicht verstanden, und ist mein Feldmarschall der einzige, der meine Befehle nicht verstehen

---

[1]) Orlich II. 433.

kann oder will. Ich kann das nicht begreifen, denn Sie bringen mich um Ehre und Reputation." Inzwischen hatte sich Leopold bei Empfang dieses ihn tief verletzenden Briefes bereits entschlossen, vorwärts zu gehen. Am 12ten kam er nach Meißen, wo er die Brücke noch vorfand, deren Abbruch der erbärmliche Minister Heineke, eine von Brühl's Creaturen, nicht hatte gestatten wollen, weil sie 150,000 Thaler zu bauen gekostet. Lehwald konnte deshalb ungehindert über die Elbe gehen und sich mit dem Fürsten von Dessau vereinigen. Mit dieser Verstärkung zog der Fürst den Sachsen entgegen, die unter Graf Rutowsky zwischen Dresden und Meißen auf einer Anhöhe feste Stellung genommen hatten. Unbegreiflicher Weise blieb der Prinz von Lothringen, der mit seinem Corps von Böhmen aus ebenfalls in die Nähe von Dresden gerückt war, auf der andern Seite der Stadt zwischen Pirna und dem großen Garten stehen. Rutowsky lehnte die Aufforderung, sich hier mit ihm zu vereinigen, aus dem Grunde ab, weil dann Dresden der unmittelbaren Kriegsgefahr ausgesetzt wäre.

Inzwischen war Friedrich selbst durch die Lausitz nach Sachsen gekommen und hatte nach Abzug des Fürsten von Dessau Meißen besetzt. Hier empfing er[1]) bei

---

[1]) Dies und das Folgende meistens nach Friedrich's eigener Erzählung. Oeuvres III. 165 sqq. An Fredersdorf schreibt der

seiner Ankunft ein Schreiben des englischen Gesandten Villiers, welcher meldete, daß August III. (er befand sich in Prag) durch die Mißerfolge seiner Unternehmungen jetzt soweit gebracht sei, auf Friedensverhandlungen eingehen zu wollen, weshalb er den Legationsrath Saul, einen von Brühl's Lieblingsdienern, mit unbedingter Vollmacht an das Ministerium in Dresden abgeschickt habe, und daß auch Maria Theresia bereit sei, dem hannover'schen Vertrage mit geringen Modificationen beizutreten. — Alles das kam jetzt zu spät. — Friedrich hatte kaum den Brief zu Ende gelesen, als man ihm anzeigte, der ganze Horizont stehe nach der Dresdener Seite zu in Flammen, und furchtbarer Kanonendonner sei zu hören. Der alte Dessauer hatte also angegriffen. Bald darauf schon erzählten einige Flüchtlinge von der Niederlage der Sachsen, und

---

König (Eigenhändige Briefe rc. herausgegeben von Borchardt. Leipzig 1834. p. 14): Nun geht es auf Meißen und der Porzellanfabrik los, wie Du es sagest, und kömmt von beiden Seiten das Unglücke unsern Feinden auf den Hals. Der Friede wird ihnen angeboten, und will mir es nicht gelingen, so ist meine Seele an allem Uebel unschuldig, ich thue das wenigste Böses hier, was ich kann, aber eine feindliche Armee im Lande ist ein großes Unglück und ein Schaden, darum Gott einen jeden darvor bewahre, der es abwenden kann. — — — Hier ist alles besser Preußisch als Sächsisch! —

das.bend stellte sich ein von Leopold abgeschickter Offi-
T' beim Könige ein, die frohe Siegesbotschaft zu
uverbringen.

Die Stellung der sächsischen Armee erstreckte sich von Kesselsdorf, einer Ortschaft drei Meilen von Dresden an der Straße nach Freiberg, zwei Stunden weit, fast bis an die Elbe. Sie war durch den Zschoner Grund gesichert, dessen steile Abhänge zumal in der eisigen Jahreszeit jeden Angriff fast unmöglich machten. Der Prinz von Lothringen hatte sich am 14. December persönlich von der Sicherheit der genommenen Position überzeugt und war bereit, sich hier mit den Sachsen zu vereinigen. Der alte Dessauer aber ließ ihnen dazu keine Zeit; nur General Grüne konnte sich mit 6000 Mann Oesterreichern dem rechten Flügel der Sachsen bei Pennerich, nahe der Elbe, anschließen.

Am 15. December in aller Frühe brachen die Preußen nach Wilsdruf auf und zogen von da um die Mittagsstunde gegen Kesselsdorf weiter, von dessen Besitz, wie der Feldherr sogleich erkannte, die Entscheidung der bevorstehenden Schlacht abhing. In diesem Dorfe hatten sich die sämmtlichen sächsischen Grenadiere und das Regiment Rutowsky festgesetzt und ihre Stellung durch 24 Kanonen schwersten Kalibers, die auf einer nahen Anhöhe standen, gedeckt. Wie gefährlich es war, hier anzugreifen, wußte der alte Feldmarschall

sehr wohl[1]). Deshalb ordnete er seine Trup[illegible] drei Treffen, deren jedes in die Stelle der Vorma[illegible] treten sollte, wenn diese von den feindlichen Kugeln hingerafft würden. Mit entblößter Brust und festgeschultertem Gewehr rückten die tapferen preußischen Grenadiere vor, ohne einen Schuß zu thun, aber zwei Mal mußten sie vor dem mörderischen Feuer zurückweichen. Das machte die Sachsen kühn und verleitete den Obristen des Rutowsky'schen Regiments zu dem Fehler, seine sichere Stellung zu verlassen, um die in Unordnung gerathenen Preußen anzugreifen und vollends in die Flucht zu treiben. Indem er sich zwischen die sächsischen Kanonen und seine Gegner begab, hinderte er dadurch die Kesselsdorfer Batterie, ihre verderblichen Geschosse auszuspeien, — man hätte die eigenen Mannschaften niedergeschossen. Das bemerkte der alte Dessauer sogleich. Schon in höchster Aufregung über

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit soll er das bekannte Gebet gesprochen haben: „Lieber Gott, stehe mir heut gnädig bei, oder wenn du nicht willst, so hilf wenigstens die Schurken die Feinde nicht, sondern steh zu wie es kommt!" Wie charakteristisch dies auch für den alten Dessauer ist, so müssen wir doch Ranke's Versicherung glauben, daß dies Gebet nicht von des Fürsten Erfindung ist, sondern dem General Spork angehört, der 1664 in der Türken-Schlacht von St. Gotthard dem Himmel eine billige Bitte vorgetragen hat. Ranke p. 334 Note.

das Mißlingen des ersten Angriffs, stürzte er sich mit Todesverachtung mitten in das Kampfgewühl. Die sächsischen Grenadiere waren vordringend aus der Reihe gekommen. Mit einer Schaar Dragoner zersprengte Leopold sie vollends und tödtete und verwundete eine große Anzahl derselben. Da kein zweites sächsisches Treffen zum Ersatz bereit stand, auch die sächsische Reiterei von der preußischen verjagt, zum Theil gefangen wurde, so konnten die Preußen Kesselsdorf in Brand stecken und die sächsische Batterie erstürmen. General Lehwald zwang sämmtliche Truppen, welche das wichtige Dorf besetzt hielten, das Gewehr zu strecken.

Mit unvergleichlichem Heldenmuthe führte gleichzeitig Prinz Moritz von Dessau, des Fürsten jüngster Sohn, den linken Flügel der Preußen zum Angriff. Er selbst sprang voran in das kalte morastige Wasser des Zschochengrundes, von seinem Beispiel begeistert folgte die ganze Schaar der Seinen ihm nach. Hinab und hinauf die eisigen Abhänge der Thalwände rutschten und kletterten sie mit Todesverachtung unter dem Feuer des Feindes, einander an den Händen aufwärts ziehend, auf die Gewehre sich stützend. Auf die vereinzelt Anklimmenden stürzte sich die sächsische und österreichische Cavallerie, aber des Fürsten Commandowort stellte unter fast unüberwindlichen Schwierigkeiten die Ordnung der Preußen schnell wieder her. Mit lautem

Siegesrufe drangen sie vorwärts, das Feuer ihrer Musketen jagte die Sachsen in die Flucht [1]).

Noch ein Mal versuchten diese Stand zu halten und formirten ein Carré, — als aber die Reiter, welche demselben zur Deckung dienen sollten, vor den herandringenden Preußen zerstoben, da wurde die Flucht unaufhaltsam. Um fünf Uhr war der vollständige Sieg entschieden. Die steilen Hügel und Abhänge hinderten eine weitere Verfolgung der geschlagenen Armee, die sonst völliger Vernichtung kaum entgangen wäre. Die Preußen hatten in dieser blutigen Schlacht 4800 Mann Todte und Verwundete, die Sachsen verloren nur 3000 Mann, dagegen 6000 Gefangene.

Heldenthaten, wie an diesem Tage vollbracht wurden, sind denn doch nicht allein durch den eisernen Ladestock und die eiserne Disciplin zu erklären. Was solche Massen, zum großen Theil aus fremden, zusammengeworbenen Leuten bestehend, zu einer Kühnheit, einer Ausdauer und einem Erfolge anspornte, der in der Geschichte kaum jemals übertroffen ward, das ging vielmehr hervor aus dem Genossenschaftsgeiste und dem Ehrgefühl dieser preußischen Armee, deren Körper gleichsam durch Friedrich Wilhelm I. unter der Fuchtel des alten Dessauer geschaffen war, während der Geist und

---

[1]) Wären die Sachsen hier tapfer gewesen, sagt Friedrich l. c., sie hätten unsere ganze Infanterie zusammenhauen können.

die Begeisterung ihr eingehaucht wurde durch den schöpferischen Genius Friedrich des Großen.

Am Tage nach der Schlacht erschien der König auf dem Schlachtfelde. Entblößten Hauptes schritt er dem greisen Feldherrn entgegen und schloß denselben in seine Arme, dann ließ er sich von ihm umherführen und alle Einzelheiten der vollbrachten Heldenthat erklären, durch welche der alte Dessauer seine lange glorreiche Laufbahn würdig zu beschließen dachte. Glücklich im Gefühl des errungenen Sieges, empfand der Fürst zugleich vollkommene Genugthuung darüber, daß er, seiner gewohnten bedächtigen Weise trotz alles Drängens treu bleibend, dennoch geleistet hatte, was der König nur immer von ihm erwarten konnte.

Am 18. December hielt Friedrich seinen Einzug in Dresden. Hier suchte er sich nach allen Seiten hin auf's Liebenswürdigste zu bezeigen. In eigener Person tröstete er die zurückgebliebenen jüngsten Kinder König August's, ertheilte mehreren Gefangenen die Freiheit und veranstaltete Feste und Opernaufführungen zur Belustigung der Einwohner. Wie glücklich er sich im Bewußtsein der glorreichen Ergebnisse dieses kurzen Feldzuges fühlte, zeigt folgende Stelle seines damals geschriebenen Briefes [1]): „Ich sitze oft und denke nach, ob

---

1) Von Ranke aus dem Wolfenbüttler Archive mitgetheilt. III. 339.

es auch wirklich und wahrhaftig ist, was wir erlebt haben! Heut in die Lausitz einmarschirt, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen; morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Oesterreicher hinter Zittau getrieben, Bautzen genommen, Leipzig occupirt, endlich nicht nur die sächsische Armee, sondern auch die Oesterreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Capitulation gezwungen, und das Alles zu einer Zeit, wo die hochmüthigen Feinde mich von Land und Leuten vertreiben, meine Armee auseinanderjagen und meine Provinzen mit Feuer und Schwert verwüsten wollten! Der Herr hat Großes an uns gethan, lasset uns dessen froh sein!"

Der Abschluß des Friedens, dem schon vor der Kesselsdorfer Schlacht kaum noch Etwas im Wege stand, konnte nun mit großer Schnelligkeit erfolgen; um so mehr, als der König fest entschlossen war, über die Bestimmungen der hannover'schen Convention nicht hinauszugehen. In Ruhe wollte er künftig sich der Regierung und Verbesserung seiner Staaten widmen und lehnte alle weitaussehenden Pläne ab, mit denen die Diplomaten an ihn herantraten. Die Franzosen hatten sich als so unzuverlässige und unwirksame Bundesgenossen gezeigt, daß er den Vorstellungen Valori's, der ihn zum „Pacificator von Europa" machen wollte, kein Gehör schenkte. Bei seiner dem Anschein nach schwachen Körperbeschaffenheit glaubte er nicht auf ein langes

Leben rechnen zu dürfen. „Ich habe," sagte er zu seinem Secretair d'Arget, „höchstens noch ein Dutzend Jahre vor mir. Diese will ich in Ruhe zum Wohle meiner Unterthanen anwenden. Das ist wahre Größe. Zu den Waffen werde ich nie wieder greifen, außer zu meiner Vertheidigung." Selbst Die, welche den König am besten kannten, wunderten sich über seine unter so verlockenden Umständen bewiesene Mäßigung. Allein er bedurfte dringend des Friedens, theils weil er bei Fortdauer der Feindseligkeiten befürchten mußte, daß sich Rußland mit Oesterreich gegen ihn verbinde, theils weil seine Geldmittel erschöpft waren — kaum 15,000 Thlr. befanden sich noch im Staatsschatze.

Von österreichischer Seite erschien als Friedensunterhändler Graf Harrach, den Maria Theresia erwählte, weil er von ihren Ministern am wenigsten gegen Friedrich II. persönlich eingenommen war. Da der König fest und unabänderlich bei den Bestimmungen der hannover'schen Convention stehen blieb und weder mehr noch weniger zu verlangen oder zu gewähren erklärte, so hatte die Sache einen so schnellen Verlauf, daß schon am 25. December 1745 die Tractate mit Oesterreich und Sachsen in Villiers' Gegenwart unterzeichnet werden konnten.

Durch diesen Frieden wurde die hannover'sche Convention und der Breslauer Frieden bestätigt. — Die wesentlichen Punkte sind folgende: Friedrich II. giebt

als Kurfürst von Brandenburg nachträglich seine Stimme dem erwählten Kaiser Franz I. und erkennt dessen Gemahlin als Kaiserin-Königin an. Er bleibt im Besitz von ganz Schlesien und der Grafschaft Glatz. Preußen und Oesterreich gewährleisten durch wechselseitige Garantie einander ihre Staaten, Preußen jedoch nur die deutschen Besitzungen Oesterreichs. Die Kurfürsten von Hannover und der Pfalz sind in den Frieden mit eingeschlossen. Sachsen wird von Preußen geräumt und zahlt außer den bereits erhobenen sehr beträchtlichen Contributionen 1 Million Thaler [1]). Die evangelische Confession bleibt unter dem Schutze der westphälischen Friedensbestimmungen.

Auf Frankreich, dessen Bündniß mit Preußen noch bis 1756 formell weiter bestand, war gar keine Rücksicht genommen. Man empfand das zwar in Paris sehr übel, ohne jedoch Etwas dagegen zu thun. Desto zufriedener waren die Engländer, bei denen der Name Friedrich's seitdem eine ungemeine Volksbeliebtheit erlangte. Gegen Sachsen wurde mit großer Liberalität verfahren. Die preußischen Truppen räumten mit möglichster Schnelligkeit das Land, die meisten mit Beschlag belegten Gelder und Effecten wurden zurückgegeben, sogar die aus den Zeughäusern abgeführten

[1]) Die Stadt Leipzig war allein mit mehr als einer Million herangezogen worden. Diese Summe wurde aber jetzt auf das ganze Land vertheilt.

Geschütze. Am 27. Decbr. verließ der König Dresden und hielt am 28. mit den Prinzen August und Heinrich seinen feierlichen Einzug in Berlin. Hundert blasende Postillone ritten ihnen voran. Die Bewohner der Hauptstadt, eingedenk der noch ganz kürzlich ausgestandenen Angst vor einem feindlichen Ueberfall, jauchzten dem Fürsten entgegen, der einen anfangs durchaus unpopulären Krieg beendigt hatte. Erst die glänzenden Siege bei Hohenfriedeberg und Soor hatten die Volksstimmung mit einem Unternehmen versöhnt, welches in der That weder eine Vergrößerung noch eine Bereicherung des Landes zur Folge hatte, dessen Nachwirkungen aber dessenungeachtet nicht gering anzuschlagen sind, weil die Preußen erst jetzt sich als eine den großen europäischen Staaten ebenbürtige Nation zu fühlen begannen. Dem Könige wurde damals zuerst allgemein der Name Friedrich des Großen beigelegt. Auf vielen Transparenten glänzte bei der prachtvollen Illumination am Einzugsabend die Inschrift: Vivat Fridericus Magnus!

Neuntes Kapitel.

Die zehn Friedensjahre 1746—1756.

Man darf diese beiden schlesischen Kriege Friedrich des Großen wohl als den Anfang vom Ende des heiligen römischen Reiches ansehen. Es hatte sich innerhalb Deutschlands eine Macht aufgethan, welche dem Kaiser zwar nicht feindlich gegenübertreten, dagegen aber auch keinerlei Einmischung in die eigenen Angelegenheiten verstatten wollte. Die Welt wußte jetzt, daß der König von Preußen Kraft und Willen habe, auf eigenen Füßen zu stehen. Die ihn bekämpfen wollten, hatten ebensowohl wie seine Verbündeten eingesehen, es sei am besten, den eben so schlauen als kühnen Mann in Ruhe zu lassen. Die Einen waren von ihm besiegt, die Anderen überlistet, und wie wenig man ihm auch traute, wie viel Ursache man haben mochte, ihn zu fürchten, — man mußte ihn gewähren lassen, als er jetzt deutlich zu erkennen gab, er habe im eigenen Hause genug zu thun und wolle bei der Beschäftigung mit den inneren Angelegenheiten seines Reiches ungestört bleiben.

Seine unerschöpfliche Geisteskraft, welche soeben im Kriege sich unter den schwierigsten Verhältnissen bewährt hatte, sollte nun den sämmtlichen Gebieten des Staatslebens zu Gute kommen, wo so Vieles zu bessern oder

neu zu schaffen war. Der Entschluß stand bei ihm fest, sich ganz und ungetheilt dieser Aufgabe zu widmen.

Die Vervollständigung und stets weitere Ausbildung der Armee war natürlich seine erste Sorge. Die Lücken, welche die blutigen Siege von Hohenfriedeberg, Soor und Kesselsdorf in den Regimentern zurückgelassen, wurden schleunigst, zum großen Theil durch Kriegsgefangene und Ueberläufer, ausgefüllt [1]), die Festungswerke in allen Provinzen verstärkt und Kriegsmaterial jeder Art in den Zeughäusern angehäuft. Wohl wußte er, daß die Nachbarn von allen Seiten nur auf eine schwache Stunde lauerten, um über den preußischen Emporkömmling, den die alten Großmächte Europa's mit Neid und Eifersucht betrachteten, mit vereinten Kräften herzufallen und ihn in die frühere untergeordnete Stelle zurückzuzwingen. Nur eine große kampfbereite Armee konnte dagegen Schutz verleihen, da nach Allem, was vorgegangen war, bei ausbrechendem Kriege weder im Auslande, noch im deutschen Reiche sich ein mächtiger Bundesgenosse hätte finden lassen. Deshalb wurden von Jahr zu Jahr die Regimenter vermehrt und mit größter Sparsamkeit jeder Groschen bei Seite gelegt, um die lebendige Schutzmauer zu verstärken, mit der Friedrich II. sein Land umgeben mußte, und es war ein glücklicher Umstand,

---

1) Oeuvres IV. 1.

daß aus Schlesien, welches in österreichischer Zeit kaum 3—4000 Mann gestellt hatte, nun 30—40,000 ausgehoben werden konnten. So schnell und stetig wuchs die Stärke der preußischen Armee, daß dieselbe 1749 schon 130,000, 1750 fast 136,000 und 1755 genau 153,339 Mann zählte, davon 140 Bataillone Infanterie und 213 Schwadronen Cavallerie[1]). Der Staatsschatz enthielt im letztgedachten Jahre beinahe 15 Millionen, und außerdem lag in einem besonderen „kleinen Tresor" das nöthige Geld für eine erste Mobilmachung bereit.

Bei der großen Verachtung, mit welcher der gemeine Soldat von dem übrigen Volke angesehen wurde, nahm fast Niemand freiwillig Kriegsdienste. Die nach der beibehaltenen Kantonverfassung Ausgehobenen stellten sich ebenso unwillig, als die aus aller Herren Ländern Zusammengeworbenen. Die Hinterlist und Gewaltsamkeit der Werber blieb nicht minder groß, wie unter Friedrich Wilhelm I., weil man wußte, daß der König, trotz aller Strafandrohungen, doch in dieser Beziehung gern ein Auge zudrückte. Hatte er ja selbst als Kronprinz sich an diese Dinge gewöhnen müssen. Da waren denn Desertionen in der Armee etwas so Gewöhnliches, daß zur Verhütung derselben die härtesten und strengsten Maßregeln angewendet werden

[1]) Königs Berlin zum Jahre 1749. Ranke 128.

mußten. Schon aus diesem Grunde konnte eine eiserne Disciplin nicht entbehrt werden. Aber auch sonst hielt der König mit Recht blinden Gehorsam für die wesentliche Grundlage des Soldatenstandes. Da er von den Generalen und Obristen verlangte, daß sie für ihre Regimenter bis in's Kleinste einstehen sollten, so mußte er ihnen fast eben so große Gewalt über die Soldaten einräumen, wie er selbst übte, und die Rücksicht auf die hohe Wichtigkeit der strengsten Disciplin macht es erklärlich, daß Friedrich II. auf diesem Gebiete bis zur grausamsten Härte unerbittlich war [1]).

Von den Officieren wurde außer dem kriegerischen Gehorsam natürlich auch verlangt, daß ein jeder die für seine Stellung nöthigen Fähigkeiten, namentlich Geistesgegenwart und Umsicht besitze, weil davon im Kriege oft das Wohl und Wehe der ganzen Armee und die Entscheidung einer Schlacht abhinge. Deshalb cassirte der König bei den Manoeuvres sofort jeden Officier, selbst den Hochgestelltesten, wegen eines Fehlers, der, wäre das Kriegsspiel Ernst, seine Truppen in Gefahr brachte, geschlagen oder gefangen zu werden. Friedrich Wilhelm I. hatte grobe Unwissenheit in allen nicht militärischen Dingen als etwas echt Soldatisches gern gesehen. Dadurch wurde es für seinen Nachfolger

---

[1]) Ein erschreckendes Beispiel aus des Königs letzten Lebensjahren bei Preuß. Urkundenbuch IV. 34.

schwer, sich ein gebildetes Officiercorps zu schaffen; allein es gelang über Erwarten schnell.

Friedrich hielt darauf, daß die Regimentscommandeure ihre Untergebenen zu kriegswissenschaftlichen Arbeiten anhielten, ihnen Pläne zu entwerfen und andere praktische Aufgaben zu lösen übertrugen, welche er sich gelegentlich zeigen ließ und scharf kritisirte. Welchen Wetteifer mußte es erzeugen, wenn der Kriegsherr, der als Sieger aus fünf großen Schlachten hervorgegangen und von den Seinigen schon damals als der erste Feldherr der Welt angestaunt wurde, sich auf diese Weise zu den Einzelnen herabließ!

Zu unglaublicher Höhe steigerte sich die Liebe und Verehrung für einen König, der, wie Friedrich II. es allezeit gethan, die Beschwerden des Marsches und des Lagers mit dem Geringsten theilte und seine Person im Kampfe schonungslos den größten Gefahren preisgab. Die Officiere wurden mit seltenen Ausnahmen nur aus dem Adelsstande genommen. Nach dem aristokratischen Zuge, der in hohem Maße durch das hohenzollern'sche Haus geht, betrachtete Friedrich II. den Adel als den einzig privilegirten Besitzer wahren Ehrgefühls und kriegerischer Tapferkeit, was wesentlich zu der scharfen Sonderung beitrug, welche er zwischen dieser bevorzugten Menschenklasse und dem Bürgerstande aufrecht erhielt. Da überdies die Soldaten meistentheils dem Landvolk angehörten, so parirten sie lieber und

besser den Söhnen der Familien, denen sie und ihre Vorfahren seit undenklichen Zeiten als Leibeigene gedient hatten und noch dienten. An die Stockprügel des Gutsherrn und seines Inspectors gewöhnt, ertrugen sie mit größerer Gemüthsruhe die Fuchtel des Profoßes. In Betracht alles Dessen sah Friedrich den Adel förmlich wie eine Anstalt zur Erzeugung von Officieren an [1]) und sorgte auch deshalb fast väterlich für die Erhaltung der alten Familien und ihres Besitzstandes. Mißheirathen waren ihm äußerst verhaßt: „Ich gebe nicht zu, daß Officiers sich mit Kaufmannstöchtern heirathen [2]).“ Er hätte am liebsten nur unverheirathete Officiere gehabt, damit kein anderes Band als der Dienst und des Königs Wille sie fessele. Den Husarenofficieren gestattete er die Ehe niemals, andern nur sehr ungern, oft erst nach mehrmaliger Weigerung. Als er einst einem Lieutenant auf wiederholtes Bitten zuletzt den Consens ertheilt hatte, ließ er sich bei der nächsten Revue, die er in dessen Garnisonstadt abhielt, den Neuvermählten durch den Obristen des Regiments vorstellen. „Nun, hat er jetzt eine Frau?“ „Zu Befehl, Ew. Majestät.“ „Da hat er auch was Rechts!“ sagte

---

[1]) Er hat das wiederholt auf's Deutlichste ausgesprochen, u. A. in einer Unterredung mit seinen Ministern, welche der Etatsminister v. Derschau aufgezeichnet hat. Stein's Charakterzüge XIII. 87.

[2]) Cab. Ordre v. 4. Oct. 1747. Preuß. Urkundenbuch I. 110.

der König und ritt weiter. Ein ferneres wirksames, wenngleich oft hartes und grausames Mittel, seine Officiere in vollkommenster Abhängigkeit zu erhalten, bestand darin, daß nicht nur die Dienstentlassung derselben, sondern auch ihre nachherige Versorgung lediglich von der Willkür des Königs abhing und von einem Anspruch auf Pension nicht die Rede war, dieselbe vielmehr lediglich als Ausfluß besonderer Gnade betrachtet wurde. Um so eifriger mußte jeder Einzelne sich bemühen, dieser Gnade sich würdig zu zeigen.

Für die strenge Zucht, der sie unterworfen waren, fanden die preußischen Officiere reichliche Entschädigung in der bevorzugten Stellung, die der König ihnen, allen übrigen Staatsbürgern gegenüber, einräumte. Das Wort eines Officiers galt mehr als der Eid des Bürgers. Er betraute sie mit den wichtigsten Geschäften in allen Zweigen der Staatsverwaltung, wenn es auf rasche Erledigung einer schwierigen Sache ankam. Die Kunst zu befehlen und anzuordnen, welche einen wesentlichen Theil der Kriegsbildung ausmacht, schien sie zu solchen Aufträgen zu befähigen, gleichviel welchen Gegenstand dieselben betrafen. Da war es kein Wunder, daß die Officiere die Herren im Lande spielten und namentlich in den kleineren Garnisonen gegen die Civilisten sehr rücksichtslos, oft brutal verfuhren, so daß der König wiederholt bei strenger Strafe ihnen verbieten mußte, die Bürger zu schlagen und zu mißhandeln,

ein Verbot, welches selbstredend auf das schließen läßt, was zu geschehen pflegte.

Wie Friedrich den Adel überhaupt als eine von Natur sowohl, als durch menschliche Einrichtungen bevorzugte Menschenklasse betrachtete, wenn er auch in Briefen und philosophischen Abhandlungen über Standesunterschiede spottete und gelegentlich einem Grafen bemerklich machte, daß nicht der Titel, sondern die Befähigung Anspruch auf Beförderung gewähre, — so behaupteten unter den Adligen wiederum die Officiere den obersten Rang in seiner Achtung. „Daß ein Fähnrich den Vorrang vor einem Legationsrath hat, ist zweifellos," schrieb er an den Legationsrath Grafen Schwerin auf dessen Beschwerde. Das hohe Selbstgefühl, mit welchem solche Ansichten des Königs den Officierstand erfüllten, steigerte sich noch dadurch, daß er bei ihnen das Bewußtsein zu wecken verstand, wie sie als Mitglieder der preußischen Armee, jeder an seiner Stelle, berufen seien, an der Ehre und dem Ruhme der Großthaten Theil zu nehmen, die er selbst vollbrachte, und daß ihnen ein Blatt aus dem Lorberkranze gebühre, der des Feldherrn Haupt umgiebt. Eifrig auch war der König bemüht, Bildung und feinere Sitten unter den Officieren zu verbreiten und die Raufereien und Duelle, das Spiel und den Trunk zu beschränken, die leider noch immer sehr stark an der Tagesordnung waren. Unter seinen Generalen behandelte er diejenigen, welche sich im Felde ausge-

zeichnet hatten, wie seine Freunde und sorgte für sie mit rührender, unermüdlicher Beständigkeit, wie z. B. der Briefwechsel mit Fouqué [1]) fast nur die kleinen, oft sehr zarten Aufmerksamkeiten betrifft, die dem alten Krieger erwiesen worden. Obst aus den königlichen Gärten, Gerichte aus seiner Küche übersendet er, dann wieder ein eigens bestelltes akustisches Instrument gegen die Harthörigkeit des würdigen Greises. Oder der König meldet sich zur Mittagssuppe an und schickt vorher ein schönes Tafelservice von Porzellan. Auch an werthvollen Geschenken fehlt es nicht, bald kommt eine größere Geldsumme, bald die Verleihung einer einträglichen Präbende an u. s. w. Solche Liebenswürdigkeiten bezauberten selbstredend zugleich die Kameraden des Bevorzugten und knüpften das Band zwischen dem Könige und seinen Officieren immer fester. Wie sollte das Alles sich künftig noch steigern, als die Gefahren, die Triumphe und die Schicksalsschläge des siebenjährigen Krieges ein Verhältniß von gegenseitiger Anhänglichkeit, Bewunderung, Hingebung und Treue bis in den Tod hervorriefen, wie die Welt es sonst kaum gesehen hat.

Sogar der gemeine Soldat hatte während des Krieges gelernt, an dieser Begeisterung der Armee für ihren König Theil zu nehmen und auf seine Waffe stolz

---

[1]) Oeuvres XX. 110—171.

zu sein. Zwar mußte bei sehr vielen von diesen aus fremden Ländern wider Willen, oft genug durch Betrug und Zwang in die Reihen gebrachten Menschen die eiserne Strenge der Disciplin und die Grausamkeit der Strafen als Triebfeder in Bewegung kommen, um den Patriotismus zu ersetzen, den sie nicht empfinden konnten; allein waren sie erst einexercirt, und ging es dann unter den Augen des Königs in die Schlacht, so empfanden auch sie die Macht von Friedrich's Persönlichkeit, und mehr als Ein Zeugniß liegt vor, wie sein Blick den Widerwilligsten und Zaghaftesten zu begeistern vermochte. Ein 15jähriger Fahnenjunker, dem vor Angst bei dem ersten Kanonenschusse fast die Fahne aus den Händen glitt, hat später erzählt, daß, als Friedrich vor seinem Platze stille haltend dem Regimente zurief: „Nun frisch heran, Kinder, in Gottes Namen!" ihm der Klang dieser Stimme wie ein elektrischer Funken in's Herz gezündet, so daß alle Furcht für immer verschwunden war. Aehnliche Züge in Menge sind auch von gemeinen Soldaten aufbehalten, — und in der That bedurfte es eines geistigen Erhebungsmittels, um diese geplagten Menschen nicht in dumpfer Verzweiflung untergehen zu lassen. Unter beständigem Schlagen, Schimpfen und Stoßen wurden sie einexercirt [1]), das

---

1) Vergleiche die interessante Schrift: Der arme Mann von Tockenburg, herausgegeben von Bülow, Leipzig 1832, namentlich

kleinste Versehn im Dienste mit dem unmenschlichen Spießruthenlaufen gestraft, bis die Maschinenmäßigkeit aller Bewegungen so weit erreicht war, daß eine Front von 19,000 Mann 80 Schritte in der Minute mit solcher Präcision vorrücken konnte, als wären sie mit der Schnur abgemessen. Gleiche und noch staunenswürdigere Leistungen werden von der Kavallerie berichtet, und Valori fügt hinzu, daß der König durch die großen Feldmanoeuver, welche den wirklichen Krieg im treuen Bilde darstellten, es dahin brachte, daß jeder einzelne Soldat allmählich begriff, wie wichtig für die Entscheidung einer Schlacht die große Pünktlichkeit sei, die man ihm durch so harte Zucht beibrachte.

An Tractament empfingen die Gemeinen kaum so viel, um sich das Leben zu fristen. Außer den Monturstücken alle 5 Tage ein Commisbrod und 6 Groschen, wofür sie nicht nur Essen und Trinken, sondern auch „Kreide, Schuhwichse, Puder, Oel, Schmirgel und was der hundert Siebensachen mehr sind," anschaffen sollten. Da dies platterdings unmöglich war, so gestattete man ihnen, sich Arbeit zu suchen, jeder nach seinen Fähigkeiten. In den Stunden, wo nicht exercirt wurde, wimmelte es daher auf allen Abladeplätzen, bei Bauten und

---

die von Freytag in den „Neuen Bildern" p. 336 mitgetheilten Auszüge. Ferner den von Ranke p. 425 mitgetheilten Bericht des französischen Gesandten Valori vom September 1746.

wo es sonst etwas zu verdienen gab, von Soldaten. Die aus den besseren Ständen Angeworbenen trieben ihre Kunst oder ihr Handwerk als Nebenverdienst.

Trotz der geringen Besoldung waren die Kosten der Erhaltung von 152,000 Mann für einen Staat, der nach der Vergrößerung durch Schlesien kaum 5 Millionen Einwohner zählte, nur bei der strengsten und sparsamsten Finanzverwaltung möglich. Da der König während des größten Theils seiner langen Regierungszeit entweder im Kriege begriffen, oder auf einen ausbrechenden Krieg gefaßt war, so mußte er beständig darauf denken, die Mittel dazu bereit zu halten. Von Anleihen im heutigen Sinne wußte man damals kaum Etwas. Neue Steuern und Abgaben konnten dem schon unter der vorigen Regierung überbürdeten Volke nicht auferlegt werden, wie denn Friedrich II. auch bis an's Ende seines Lebens die directen Auflagen nicht erhöht hat, sondern durch Ersparnisse, die in den Schatz gelegt wurden, sich eine stets gefüllte Kriegskasse erhielt. 600,000 Thaler Ersparnisse waren jährlich zu diesem Zweck bestimmt, wodurch nach einigen Friedensjahren stets die Mittel für mehrere Feldzüge vorräthig waren. Was der Krieg außerdem kostete, wurde durch Requisitionen und Lieferungen im feindlichen Lande erhoben, oder durch französische und englische Subsidien gedeckt, und wenn diese ausblieben, griff er in der Noth bekanntlich zu dem sehr bedenklichen Mittel der Münzverschlech-

terung. Das geschah zum ersten Male im December 1745 [1]). Die gesammten Staatseinnahmen betrugen nach Ausweis der im geheimen Staatsarchive aufbewahrten Beläge [2]) für das Jahr 1742/43 etwa 11 Millionen Thaler, wovon auf die alten Provinzen 7,310,000, auf Schlesien 3,500,000 und 250,000 auf Ostfriesland kamen. Die Armee verschlang jährlich 6 Millionen, also die größere Hälfte aller Staatseinnahmen [3]). Für seinen Haushalt nahm der König 190,000, davon 20,000 Thaler für Reisen, 17,000 für Gehälter und Pensionen. Die Königin Mutter erhielt 50,000, jeder der königl. Brüder 12,000, die Prinzessinnen jede 3000, womit sie natürlich nicht auskommen konnten [4]).

Die genaue Sparsamkeit, welche Friedrich II. auf diese Weise gegen sich selbst und seine nächsten Angehörigen übte, verlangte er auch von sämmtlichen Civil- und Militärbehörden. Mit einem Scharfblick, der in die verborgensten Winkel des Staatshaushaltes eindrang, sorgte er dafür, daß an keiner Stelle unnützes

---

[1]) Stenzel p. 306.

[2]) Ebendaselbst, nach einer Mittheilung von Riedel.

[3]) Genauere Zahlenangabe bei Ranke 415.

[4]) Scheinbar ganz ernsthaft bemerkt Preuß, Friedrich der Große I. 260, wo er von der knappen Versorgung der königl. Prinzen spricht: dagegen bedachte Friedrich seine Geschwister öfter mit Gedichten, in welchen er ihnen die schmeichelhaftesten Huldigungen widmete oder die beruhigendsten Wahrheiten aussprach.

Geld ausgegeben wurde. Die uns bekannte Instruction seines Vaters für das General-Directorium ließ er im Wesentlichen bestehen, machte aber Zusätze zu derselben, welche sämmtlich aus einem humaneren Geiste hervorgingen. Wenn bisher den Beamten, die einen Ueberschuß in die königl. Kassen geliefert hatten, dafür vieles, fast alles Andere nachgesehen wurde, so erklärte Friedrich nunmehr: „Das plus ist verflucht, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird [1].“

Die oberste Leitung des Staates sowohl in Militär- als in Civilsachen behielt der König sich selbst vor und hatte die Zügel so fest in seiner Hand, wie wohl niemals ein Regent vor ihm oder nach ihm. Einen Kriegsminister hat er nie gehabt. Die Befehle an die einzelnen Regimenter erließ er aus seinem Cabinet, oft eigenhändig, und empfing die Berichte der Obristen zurück. Erst nach dem siebenjährigen Kriege theilte er die Armee in Inspectionen, an deren Spitze General-Inspectoren lediglich nach ihren Fähigkeiten, ohne Rücksicht auf das Dienstalter, gesetzt wurden. Rath in kriegerischen Dingen erholte der König sich in den ersten Jahren seiner Regierung besonders beim alten Dessauer, dem Feldmarschall Schwerin und bei Winterfeld, der ihm von Allen persönlich am nächsten stand. Später traten Herzog Ferdinand von Braunschweig und die

[1]) Ranke 407.

Generale Saldern, Seidlitz und Möllendorf an deren Stelle. — Die Intendanturgeschäfte besorgte das Militär-Departement des Generaldirectoriums, die Justizsachen standen unter einem Generalauditoriat. Die geheime Kriegskanzlei begleitete den König auf allen seinen Reisen [1]). Sämmtliche Civilangelegenheiten waren unter die Minister vertheilt, deren Stellung etwa der unserer heutigen Abtheilungsdirigenten in den verschiedenen Ministerien gleichkam, wodurch die große Zahl der damaligen mit dem Ministertitel fungirenden Beamten sich erklärt. Es gab außer mehreren Finanzministern unter andern 4 Justizminister, über welchen letzteren jedoch Cocceji, als Großkanzler 1749, eine hervorragende Stellung erhielt.

Die festen Etats, auf welchen die gedeihliche Finanzwirthschaft Friedrich Wilhelm's I. beruhte, ließ Friedrich II. nicht nur bestehen, sondern auch jährlich von Neuem stets eingehender bis herab zu den kleinsten Staatsbedürfnissen ausarbeiten. Jedes Mal im Juni wurde eine Conferenz mit allen Finanzministern gehalten, welche man die Ministerrevue nannte, weil hier mit derselben Schärfe und Genauigkeit die Feststellung der Ausgaben und Einnahmen bis in die kleinsten Details geprüft wurde, wie bei den Musterungen der Soldaten. Die für jeden Zweck bewilligte Summe bil-

---

[1]) Dohm's Denkwürdigkeiten IV. 106.

dete eine Kasse für sich, — war diese erschöpft, so mußte bis zum nächsten Jahre gewartet werden, und auf die dringendsten Gesuche um Nachbewilligungen erging alsdann der Bescheid: „Ich habe keinen Groschen Geld" oder: „Ich werde mir ein Moratorium erbitten müssen[1])." Ließ er doch sogar, als das neue Palais erbaut wurde, ein Zimmer in demselben viele Monate leer stehen, weil er die 4000 Thaler, welche die Ausmöblirung gekostet hätte, in der dazu bestimmten Kasse nicht mehr vorfand. Ebenso unvermischt blieb des Königs Privatkasse von den Staatskassen getrennt. Niemals hat er aus den letzteren das Geringste für seine Bedürfnisse oder sein Vergnügen entnommen. Wohl aber flossen aus seinen Ersparnissen alljährlich bedeutende Summen zur Unterstützung der Landestheile, welche durch Krieg oder andere Unglücksfälle gelitten hatten. Noch in seinem Testamente erklärte der König, daß die von ihm ausgesetzten Vermächtnisse nicht aus dem Staatsschatze zu nehmen seien, weil seine Privatersparnisse dazu ausreichten. — Eine so strenge Gewissenhaftigkeit sollte, das war sein Wille, sämmtlichen Staatsbeamten als Beispiel dienen.

Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit, Ordnung und Verschwiegenheit verlangte er von jedem Angestellten. Bei der Auswahl derselben kam ihm seine große Menschenkennt-

---

1) Büsching, Charakter Friedrich II. p. 222.

niß zu statten, vermöge deren er aus kleinen Zügen fast immer zutreffend die Befähigung der ihm vorgestellten Personen auf den ersten Blick beurtheilte; doch ließ er sich dabei auch von gewissen allgemeinen Theorieen leiten, die er über die natürlichen Anlagen der Menschen in den verschiedenen Theilen seiner weit ausgedehnten Länder sich gebildet hatte. Die vornehmen Schlesier namentlich schienen ihm wegen des Schlaraffenlebens, welches sie unter österreichischer Herrschaft geführt, der Anfeuerung bedürftig, um den geistigen Funken in ihnen zu wecken und sie zu ernster preußischer Thätigkeit anzufeuern. Denn wen er in seine Dienste nahm, von dem verlangte er vollste Anspannung aller Kräfte, und mit noch größerem Rechte als sein Vater durfte er ihm zurufen: Ihr sollt arbeiten, dafür bezahle ich euch! weil er diese Mahnung zuerst an sich selbst ergehen ließ. Mehr als ein Mal hat er gesagt und geschrieben [1]), daß ein König die Pflicht habe, mit größter Anstrengung und unausgesetzt für das Volk zu arbeiten, welches ihn für seine Mühe reichlich genug bezahle.

Seine Beamten sollten ihm helfen, den Staat reich, mächtig und unabhängig zu machen. Dabei war er denn allerdings in dem Irrthume seiner Zeit befangen, welche den Nationalreichthum lediglich nach der Menge von Gold und Silber beurtheilte, die im Lande cirku-

---

[1]) Unter Andern in seinem politischen Testamente.

lirte und nöthigen Falls der Regierung zu Gebote stand, und ein noch größerer Irrthum war es, daß er dabei die Fabrikthätigkeit für eine noch ergiebigere Quelle des Nationalreichthums ansah als den Ackerbau. Erklärlich wird das, wenn man bedenkt, daß bei dem damaligen Zustande der ackerbautreibenden Bevölkerung ein gedeihliches Aufblühen der Staatslandwirthschaft gradezu unmöglich war, so lange der Bauer in den Fesseln der Leibeigenschaft schmachtete. Diese schon damals zu sprengen, konnte Niemandem in den Sinn kommen. Ein Mal hatte sich unter den Betheiligten selbst der Drang nach Befreiung noch keineswegs zu einer solchen Stärke entwickelt, um sich selber Geltung zu verschaffen. Der König würde aber außerdem nie daran gedacht haben, den adligen Gutsbesitzern ohne volle Entschädigung die Rechte und Einkünfte zu entziehen, die aus der Unterthänigkeit der Hintersassen herflossen. Solche Entschädigung aber zu leisten, war in einem Staate unmöglich, wo das Heer mehr als die Hälfte aller Einkünfte in Anspruch nahm. Der Gedanke, daß der Bauernstand durch Ablösung aus eigenen Mitteln sich frei machen könnte, war noch Niemandem gekommen. Geduldig beugte sich der Landmann unter der fast unglaublichen Last der Dienste und Abgaben, die ihm zur Bestellung des eigenen Landes kaum Zeit und Kräfte ließen. Wie es damit stand, kann man daraus abnehmen, daß es ein frommer Wunsch des Königs

blieb, daß die Bauern nur 4, höchstens 5 Tage in der Woche für die Herrschaft arbeiten sollten. Am schlimmsten standen diese Dinge in Pommern und Schlesien, und wer Gelegenheit gehabt hat, die damaligen Dienstregister aus jenen Provinzen einzusehen, der wird zuweilen eine Satyre statt einer treuen Darstellung des Bestehenden zu lesen glauben und mit Entsetzen sich den Zustand einer Landbevölkerung vergegenwärtigen, die schwerer belastet und nicht besser behandelt wurde, als die Zugthiere auf dem Herrenhofe. Erinnert man sich dabei noch an die Patrimonialgerichtsbarkeit, nach welcher ein vom Gutsherrn ernannter und bezahlter Richter über den Umfang der bäuerlichen Leistungen entschied, so kann man sich das Bild vervollständigen. Nicht überall war es indessen so schlimm. Im Magdeburgischen, Halberstädtischen, in Ostfriesland und am Rhein saß der Bauer zum Theil auf eigenem Grunde und zahlte nur mäßige Abgaben[1]). Dagegen lastete auf allen nicht nur der Kriegsdienst neben ihrem sonstigen Drucke, sondern sie hatten für den Train der Armee den Vorspann unentgeltlich zu leisten und mußten auch in Friedenszeiten die Fuhren für die Herrschaft und die königlichen Beamten, überhaupt für Jeden stellen, der einen Vorspannpaß erhielt, was Friedrich II. allerdings einschränkte, aber nicht beseitigte. Botendienste mußten

[1]) Dohm's Denkwürdigkeiten IV. 405.

zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht geleistet werden, keines freien Augenblickes waren die Landleute sicher, die mit saurem Schweiße die Steuern und Abgaben aufzubringen hatten, von denen der steuerfreie adlige Grundbesitzer nach wie vor befreit blieb. Mit Einem Worte — sie waren ein geplagtes und geschundenes Geschlecht. Wird doch noch in dem erst nach des Königs Tode publicirten Landrecht der Gutsherrschaft nicht nur, sondern auch deren Pächtern und Aufsehern gestattet, die Unterthanen mit Schlägen zur Arbeit anzuhalten, und erst 1803 aus Humanitätsrücksichten statt des Stockes die lederne Peitsche eingeführt [1]). Unter dem Prügelregiment aber gedeihen die Früchte nicht, welche dem regen Wetteifer freier Menschen entspringen. Trotz der zahllosen, in's Einzelnste gehenden Verordnungen, welche der König erließ, um den Anbau wüster Stellen, die Anpflanzungen von Obstbäumen [2]), die Cultur der Farbekräuter, neuer Futtergattungen, selbst der Kartoffeln durch Strafe zu erzwingen und die Unterthanen zur besseren Viehzucht anzuhalten, ihnen durch

[1]) Allgemeines Landrecht II. 7. §. 227. Wenn hier von dem Gesinde der Unterthanen die Rede ist, so bestand dies Gesinde, wie der Zusammenhang zeigt, eben aus den Kindern der unterthänigen Landleute.

[2]) Schon am 14. September 1740 erging die erste dieser Verordnungen. Mylius, continuatio I. 399. Das Nähere u. A. bei Preuß, Friedrich der Große I. 293—295.

Spinnen von Hanf und Flachs Nebenverdienste zu eröffnen, hat es ihm doch nicht gelingen wollen, sein Land so weit zu bringen, daß der nöthige Kornvorrath innerhalb desselben erzeugt wurde. Noch 1786 konnte man der Zufuhr aus Polen nicht entbehren.

Auch mit der Veredelung der Schäfereien [1]), für welche theure spanische Schafe verschrieben wurden, ging es nicht vorwärts, obgleich in Sachsen unter günstigeren Verhältnissen gleichzeitig die besten Erfolge erzielt wurden. So lange das Uebel nicht an der Wurzel gefaßt werden konnte, mußten alle Befehle zur milderen Behandlung des Landvolkes fruchtlos bleiben, wie sehr dieselben auch dem Könige aus dem Herzen kamen, und wie oft und dringend er sie den Domainenpächtern und den Richtern einschärfte [2]). Die Ansiedelung von fremden Einwanderern aus aller Herren Länder hatte theils aus denselben Gründen, theils auch darum wenig Erfolg, weil dieselben größtentheils aus arbeitsscheuem Volke bestanden, die, nachdem sie die ihnen bei der Ankunft gemachten Zuwendungen schnell vergeudet hatten, nun dem Lande mehr zur Last fielen, als nützten.

---

[1]) Thaer, Möglin'sche Annalen I. 1. p. 10. Man verstand sich noch nicht auf die Pflege und die Sorge für Fortpflanzung der Thiere.

[2]) Instruction von 1748 bei Preuß, Friedrich der Große. IV. 469.

Besser wäre es gewesen, wenn man die wüsten Stellen an die jungen Söhne der Bauern ausgethan hätte, aber dem stand wieder die Cantonverfassung und die Rücksicht auf das Rekrutenbedürfniß im Wege.

Glücklicher und erfolgreicher waren Friedrich's Bemühungen, wo er nach seines Vaters Beispiel die Urbarmachung von weiten Sumpfgegenden unternahm, wie denn die Entwässerung des Oderbruches eine der fruchtbarsten, dichtbevölkertsten Gegenden der Mark geschaffen hat. Hier auf den nach seiner Angabe gezogenen Dämmen stehend, konnte er, die blühenden Gefilde überblickend, mit gerechtem Stolze ausrufen: „Ich habe eine Provinz gewonnen[1])!" Durch die neuen Dörfer, welche hier angelegt wurden, vermehrte sich die Zahl der Einwohner, und die Bevölkerungslisten wiesen zu des Königs Genugthuung jährlich wachsende Zahlen nach. In den Provinzen, welche wie Pommern und die Kurmark noch immer nicht die Verwüstungen des 30jährigen Krieges vollständig überwunden hatten, wurden ebenfalls beständig neue Dörfer errichtet, und große pommer'sche Waldstrecken[2]) nicht minder als

---

[1]) Thaer, ebendaselbst.

[2]) Die Ausrodung der Wälder begünstigte der König leider in einem der richtigen Volkswirthschaft widersprechenden Maße. In dem höchst merkwürdigen Schreiben vom 14. Sept. 1749 an den Kammerdirector Bloest in Gumbinnen, welches die Kölner Zeitung im Januar 1868 veröffentlicht hat (vergl. Breslauer Zeitung

sandige Flächen der Mark nach und nach in Ackerland umgewandelt. — Von 1748—1755 hob sich die Bevölkerung von Pommern um 50,000 Seelen, fast den vierten Theil aller Einwohner [1]). Aber nicht nur neue Steuerzahler und einen neuen Stamm für künftige Soldaten wollte Friedrich in der Person der Ansiedler in's Land ziehen, sondern er glaubte den Nationalreichthum ganz besonders zu befördern, wenn er sich bestrebte, die Leute, deren Arbeiten man von dem Auslande bezog, zu seinen Unterthanen zu machen. War z. B. das gesponnene Garn aus Holland, aus Sachsen und Polen gekommen, so wollte er die Spinner selbst zur Uebersiedelung in's Preußische anlocken. Sogar die fremden Maurergesellen, welche bei den königlichen und Privatbauten in Berlin beschäftigt wurden, suchte er daselbst festzuhalten und schuf damit unwillkürlich einen nicht wünschenswerthen Beitrag zu dem dortigen Proletariat.

Seine allgemeinen Gesichtspunkte über Beförderung der Industrie hatte der König bereits bei Errichtung des 5. Departements des Generaldirectoriums am 27. Juni 1740 [2]) dahin aufgestellt: 1) die jetzigen

---

vom 1. Februar 1868) sind die Schemata zu den genauen Conduitenlisten enthalten, die er verlangte. Hier wird als lobenswerthe Thätigkeit ganz besonders auch die Umwandlung von Waldstrecken in Ackerland hervorgehoben.

[1]) Ranke 407.

[2]) König's Berlin 5. 232.

Manufacturen im Lande zu verbessern, 2) die noch fehlenden einzuführen; 3) so viel Fremde jeden Standes und jeder Gattung in das Land zu ziehen, wie nur möglich. Die Mittel, die er dazu anwandte, waren Ertheilung von Privilegien, Schutzzölle und Ausfuhrverbote, durchaus nach den Anschauungen Friedrich Wilhelm's I. Wenn man, von dem heutigen Stande der Gewerbsthätigkeit ausgehend und gestützt auf die glänzenden Ergebnisse, welche die Gestattung größtmöglicher Handelsfreiheit gewährt hat, jene vor hundert Jahren getroffenen Maßregeln beurtheilt, so thut man der damaligen Zeit und dem Könige von Preußen insbesondere großes Unrecht. In einem Lande, wo die Industrie sich erst zu regen begann, gedieh die aufkeimende junge Pflanze unter der schirmenden Glasglocke solcher Maßregeln und erlangte die Kraft, später im Freien selbstständig Wurzeln zu schlagen und zum kräftigen Baume heranzuwachsen. Schlimm war es nur, daß Friedrich durch seine ganze 46jährige Regierung nicht den Moment erkannte, wo es Zeit war, die Thür des Treibhauses zu öffnen und die Decke abzunehmen. Auch die große geistige Ueberlegenheit, deren er sich bewußt war, und die ihm die Pflicht aufzuerlegen schien, jede Thätigkeit der Unterthanen nach seinem Kopfe und seinem Willen zu regeln, war an vielen Mißerfolgen Schuld. Denn wenn er auch Vieles wußte und auf Vielerlei sich verstand, so konnte er doch nicht Alles

wissen, und mehr als Ein windiger Projectenmacher lockte dem sonst so sparsamen Monarchen große Summen für unfruchtbare Unternehmungen ab. Uhrenfabriken nach Genfer Art, Porzellanfabriken u. s. w. wurden errichtet und oft mit unermüdlicher Geduld vom Könige unterstützt, bis das vollkommene Mißlingen nicht mehr abzuwenden war. Der ebenso betriebsame als ehrenhafte patriotische Kaufmann Gotzkowsky, welcher dem Könige zu Gefallen aus eigenen Mitteln großartige Sammetfabriken errichtete, verlor dabei sein ganzes Vermögen [1]); und doch lag gerade die Hebung der Seidenindustrie dem Könige ganz besonders am Herzen. Bis an seinen Tod hat er durch Belohnungen und Strafen die Anpflanzung und Erhaltung der Maulbeerbäume gefördert, Seidenwürmer verschrieben und über deren Behandlung Anweisungen ertheilt, ohne sich durch die geringen dabei erzielten Resultate abschrecken zu lassen. Wo er für seine Staatseinnahmen eine Quelle sich zu eröffnen hoffte, war er unermüdlich in seinen Anstrengungen, und wer auf diese Eigenthümlichkeit zu spekuliren verstand, konnte den in praktischen Dingen sonst scharfsichtigen Monarchen zur

---

[1]) Namentlich in Folge der Münzverschlechterung im 7jährigen Kriege. Vergl. die lesenswerthe, leider unter dem Drucke damaliger Censurverhältnisse sehr vorsichtig gehaltene Selbstbiographie G.'s unter dem Titel: Geschichte eines patriotischen Kaufmanns. 1768. Ohne Druckort.

Begünstigung der allerphantastischsten Dinge bringen. Das beweist das Project des Chirurgus Schmucker [1]), der ein Pulver erfunden hatte, welches alle Nahrungsmittel ersetzte und einen Menschen befähigte, mehrere Tage lang bei Kräften zu bleiben, ohne Etwas zu essen. Für die Verpflegung einer Armee schien diese Erfindung allerdings sehr bequem, weshalb man mit einem Officier und zwei Grenadieren Proben anstellte, deren Erfolg natürlich nicht amtlich veröffentlicht wurde.

Neben diesem kleineren verunglückten Versuche ist leider auch der größere zu nennen, in Emden, welches zum Freihafen erklärt wurde, eine asiatische und bengalische Handelscompagnie zu errichten, um den Seehandel zu befördern und namentlich die Frachten für Thee, Gewürze u. dgl. dem Lande zu erhalten. Ein gewisser Stuard erhielt auf zehn Jahre das Privilegium. Das Publikum betheiligte sich in Erwartung großen Gewinnes bei den Actien, — allein die Sache endete mit vollständigem Bankerott. Von den eingezahlten Kapitalien wurde bei Auflösung der Gesellschaft kaum der sechste Theil ($18\frac{2}{3}$) zurückgezahlt. Am besten von allen durch den König begünstigten Fabriken gediehen die Zuckerraffinerien, für welche das Haus Splittgerber ein ausschließliches Privilegium erhielt, in Folge dessen diese Handlungsfirma zu den wenigen gehört, die außer

---

[1]) König's Berlin z. Jahre 1756.

den Kriegslieferanten sich unter Friedrich's Regierung zu solidem Reichthum erhoben, — allerdings auf Kosten des Publikums, welches den privilegirten Splittgerber-schen Zucker um 10% theurer bezahlen mußte, als er aus Hamburg zu beziehen war. Auch die in Berlin errichtete Gold- und Silbermanufactur für Treffen und Borte, so wie die Sammetmanufactur in Potsdam kam in Flor, weil der König dafür sorgte, daß der Hof und die Armee ihre Bedürfnisse ausschließlich daher entnehmen mußte. So lebhaft war sein Interesse für das Fabrikwesen, daß er mitten unter den dringendsten militärischen Beschäftigungen, ja im Kriege selbst, überall, wo er hinkam, das Manufacturwesen im Auge behielt und unterweges in jeder Stadt sich notirte, welche Fabriken dort angelegt werden könnten.

Für Gegenstände, die ein für alle Mal im Lande nicht erzeugt werden konnten, z. B. Kaffee, sollte so wenig wie möglich Geld ausgeführt werden. Die stets weitere Verbreitung dieses Getränkes bis in die untersten Volksklassen machte ihm wahren Herzenskummer, und er ließ überall amtlich von dem Genusse eines fremden Trankes abmahnen, welcher der Gesundheit nachtheilig wäre. Man sollte sich doch an das einheimische Bier halten, wie ja Seine Majestät selbst in der Jugend mit Biersuppe aufgezogen worden. Diese Ermahnungen fruchteten aber um so weniger, als der König nicht mit gutem Beispiele voranging, sondern

den stärksten Kaffee täglich in so großer Menge trank, daß Valori sich einst die Freiheit nahm, ihn deshalb zu warnen.

Die unzähligen Aus= und Einfuhrverbote, welche aus Friedrich's Finanzsystem nothwendig folgten, machten in einem Staate, der bis zur Erwerbung von Westpreußen aus lauter zerrissenen und unbequem gelegenen Stücken zusammengesetzt war, ein ganzes Heer von Grenzbeamten nothwendig, die aber dem größten, von Jahr zu Jahr wachsenden Schmuggelhandel doch nicht steuern konnten. Das wirkte nicht nur entsittlichend auf die Bevölkerung, sondern gab zu beständigen, oft blutigen Kämpfen mit dem Steuerpersonal Anlaß.

Neben den verschiedenen hier berührten Mißständen lag aber der Grund, weshalb die eifrigen industriellen Bemühungen des Königs nicht besseren Erfolg hatten, noch tiefer, und zwar in einer Eigenthümlichkeit des Monarchen, welche der englische Gesandte Lord Malmesbury [1]) später zwar etwas schroff, aber im Ganzen richtig ungefähr folgendermaßen charakterisirt: „Friedrich II. besitzt den Ehrgeiz, sein Land zu einer Handelsmacht zu erheben, und hat auch in einzelnen Momenten die Einsicht, daß das nur geschehen kann, wenn er den Verkehr von den Fesseln befreit, die er ihm angelegt hat. Allein er kann es nicht über sich gewin=

---

[1]) Malmesbury, Diaries and Corresp. Bd. I. Oct. 1774.

nen, die kleinen Vortheile fahren zu lassen, welche diese Beschränkungen ihm einbringen. Ein noch so kleiner unmittelbarer Gewinn wird bei ihm jedes Mal den Ausschlag geben."

Ein anderer Uebelstand war das immer weitere Umsichgreifen des Tabellenwesens. Da nämlich der König schlechterdings Alles allein anordnen und einsehen wollte, was in einem größeren Staate doch nicht ausführbar war, so mußte, um die zahllosen Einzelnheiten einigermaßen übersichtlich zu machen, zu Tabellen gegriffen werden. Dieselben mit der Gründlichkeit und in solcher Weise anzulegen, daß daraus ein wahres Bild des Staatsverkehrs zu entnehmen gewesen, dazu war theils vor 120 Jahren die Wissenschaft der Statistik noch zu sehr in der Kindheit, theils aber wagte man nicht, dem Könige Resultate vorzulegen, die seiner ausgesprochenen Ansicht und seinem Willen geradezu entgegen gewesen wären. Daß man, ohne eine eigentliche Fälschung zu begehen, Tabellen sehr wohl nach dem Wunsche desjenigen aufstellen kann, für den sie verfertigt werden, scheint Friedrich II. nie geahnt zu haben, und er zweifelte an der ihm alljährlich immer günstiger vorgelegten Bilanz so wenig, daß er im Jahre 1752 sich überzeugt hielt, es seien für 5 Millionen Waaren mehr aus- als eingeführt worden [1]), was ihn natürlich

---

[1]) Ranke 414.

in seinen Ansichten und Anordnungen nur bestärkte und später zu Consequenzen führte, die geradezu verderblich waren. Durfte doch der Minister Herzberg, der wahrscheinlich selbst von der Unmöglichkeit der vorgelegten Resultate keine Ahnung hatte, dem Könige solche Tabellen unterbreiten, aus denen sich ergab, daß die Fabriken im Lande fünf Mal so viel eintrügen, als Ackerbau, Viehzucht und Bergwerke zusammengenommen [1]).

Wie Handel und Fabriken durch die fortwährende strenge Beaufsichtigung und Einmischung der Regierung zu leiden hatten, so mußte auch der eigentliche Handwerkerstand in den engen Grenzen des alten Zunftwesens verharren. Nach wie vor blieben städtische und ländliche Gewerbe geschieden. Ohne königliche besondere Erlaubniß durfte kein größeres Geschäft etablirt werden, — von freier Concurrenz war keine Rede. Dennoch wurde im Kleinen besser und solider gearbeitet als heut zu Tage, wie die aus jener Zeit erhaltenen Möbel und Geräthe beweisen. Licht- und Schattenseiten standen hier, wie überall, neben einander. Die Städte bildeten in des Königs Augen eigentlich nur größere Handwerksgenossenschaften. Die Söhne der

[1]) Was Onno Klopp, 2. Ausgabe p. 190 hierüber vorbringt, ist, wie alles Andere in seinem Buche, zwar in gehässigster Weise entstellt und übertrieben; doch findet sich gerade in dem, was er über Handel und Gewerbe sagt, viel Beachtungswerthes.

Bürger sollten bei des Vaters Gewerbe bleiben, eben so gut wie die Söhne der Bauern beim Pfluge. Bei dieser Ansicht blieb Friedrich bis an sein Ende stehen. Noch 1784 spricht er das aus[1]): „Die Söhne der Bauern, der Bürger in kleinen Städten, z. B. Ragnit und dergleichen, was haben die nöthig zu studiren? Erstere werden wieder Bauern, Letztere was ihre Väter waren.“ — — Die städtischen Angelegenheiten standen unter strengster Aufsicht der Kriegs- und Steuerräthe. Die Kämmereien erwarben gleichsam für den Staat, alle Ueberschüsse mußten an die königlichen Kassen abgeliefert werden[2]).

---

[1]) Preuß, Friedrich der Große I. 202. Wie der König seine Beamten als „Baumschule“ zur Erziehung künftiger guter Beamten zu benützen und vorzugsweise Beamtensöhne anzustellen wünschte, spricht er am 26. Decbr. 1746 gegen das Generaldirectorium aus. Preuß, Urkundenbuch I. 47.

[2]) Ueber den Unterschied zwischen Mediat- und Immediatstädten bei Preuß ebendaselbst p. 203, wo auch die Literatur zu finden ist. Wie die aufsichtführenden Steuerräthe sich oft benahmen, sieht man aus der Schilderung, welche der König selbst von einem Beamten dieser Art in dem oben angeführten Schreiben an den Kammerdirector Bloest indirect entwirft. Er ist impertinent gegen den Bürger. Er spielet den Minister. Er tractiret alle Sachen en bagatelle, erniedrigt sich kaum, mit dem Bürgermeister, dem Rathsmann oder Bürger, mit welchen er doch zu sprechen hat, umzugehen. Wenn er von einer Stadt zur andern reist, hat er einen Train bei sich, daß man ihn vor einen Feld-

Die scharfe Sonderung aller Einwohner nach Standes- und Berufsklassen, wie sie von Alters her überliefert war, entsprach ganz und gar dem Sinne des Königs. Ueber die Stellung des Adels in der Armee haben wir bereits gesprochen. Für die Reinerhaltung desselben im bürgerlichen Leben trug er eben so große Sorge. Jeder Gewerbebetrieb war ihm streng untersagt. Die Landgüter wurden in bürgerliche und adlige genau unterschieden, kein Adliger sollte ein Bürger- und Bauergut, eben so wenig wie der Bürger ein adliges Gut erwerben. Nur in den allerseltensten Fällen wurden Ausnahmen gestattet. Auch die Reste der alten Kleiderordnungen, welche das Mittelalter überdauert hatten, hielt Friedrich aufrecht. Der Federhut und der Degen waren adlige Vorrechte. Bei den Redouten im Schlosse, zu denen auch angesehene Bürger zugelassen wurden, war der rosenfarbige Domino allein dem Adel gestattet; eine durch den Saal gezogene Schranke schützte die vornehme Gesellschaft vor der zu nahen Berührung mit den anwesenden gemeinen, steuerzahlenden Menschen. Die Ehe zwischen Adligen und Bürgerlichen widersprach der Volksansicht eben so sehr wie der des Königs. Noch schroffer wo möglich schieden sich die

---

marschall ansehen sollte. In den Städten sieht er nur darauf, daß er ein gutes Quartier hat und von den Magisträten gut tractiret wird, alsdann ist Alles gut in der Stadt u. s. w.

Bürger in den Städten von den Bauern. Verschiedenheit der Lebensart und Bildung bewirkt ja noch heute, daß nur in den allerseltensten Fällen der Bürger einer großen Stadt eine Bauerntochter heirathen wird und umgekehrt. Vor hundert Jahren waren natürlich diese Gegensätze noch schroffere. Das Durchbrechen der Standesschranken erschien als ein Frevel gegen göttliche und Naturgesetze. Wie im Kastenwesen der Indier standen die Menschen in undurchdringliche Kreise gebannt. Es war ein beliebter Gegenstand für die Unterhaltungsschriften, den tragischen Untergang ganzer Familien in Folge ungleicher Heirathen zu schildern [1]). Friedrich II. war in diesen Ideen kaum mehr oder weniger befangen als die ganze Nation.

---

[1]) Sehr interessant für die Kenntniß der damaligen und etwas späteren Culturzustände sind die sieben dicken Bände von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung. Die Justiz-Reform.

Das Bedürfniß einer gründlichen Rechts- und Prozeßverbesserung war dem Könige seit dem ersten Tage seiner Thronbesteigung klar geworden; allein der baldige Ausbruch des ersten Krieges und die Kürze der Zeit zwischen dem Breslauer Frieden und dem zweiten Feldzuge hinderten die Ausführung. Jetzt aber schien die Zeit zu ernstlichem Eingreifen gekommen. Wie groß die Uebelstände waren, geht daraus hervor, daß Friedrich, welcher überall seines Vaters Maßregeln und Regierungsweise in Schutz zu nehmen liebte, sich über die Rechtsverwaltung desselben in den härtesten Ausdrücken ergeht: „Die Rechtspflege," sagt er [1]), „war unter der vorigen Regierung so schlecht, daß es gründlicher Abhilfe bedurfte. Das Volk hatte sich gewöhnt, die Gesetze zu umgehen, schamlos trieben die Advokaten ihren Handel mit Treu und Glauben. Allezeit gewann der Reiche seinen Prozeß gegen den Armen. Das Justizpersonal und die ganze Gesetzgebung mußte umgestaltet und von lästigen unnützen Förmlichkeiten befreit werden."

Friedrich Wilhelm I. war für die eingerissenen Mißbräuche nicht blind gewesen und hatte mit gesundem

[1]) Oeuvres IV. 1.

Takte erkannt, daß ein allgemein verständliches deutsches Gesetzbuch dringendes Bedürfniß wäre. Allein seine Persönlichkeit war nicht dazu angethan, ein solches Werk zu fördern. Ihm fehlte die Geduld und die wissenschaftliche Bildung. Auch hinderte sein Geiz ihn, die Mittel dazu herzugeben. Vor Allem aber wollte er nicht den willkürlichen Eingriffen in die Entscheidungen der Gerichte entsagen, durch welche er gar oft seine despotischen Launen an die Stelle des Gesetzes treten ließ.

Fiedrich's des Großen unsterbliches Verdienst ist es, den Gedanken der Gerechtigkeit in voller Reinheit erfaßt zu haben. Er wollte, daß die hohe geistige Macht des Gesetzes, nicht die Willkür eines Menschen, auch nicht seine eigene, überall zu Gericht sitze, und wo er hier und da durch einen Machtspruch eingriff, war er überzeugt, dies nur in der Absicht zu thun, um dem Gesetze seine vollste Herrschaft gegenüber der Böswilligkeit oder der Beschränktheit seiner Richter zu sichern. Der Mann, der ihm zur Durchführung seiner erhabenen Pläne helfen konnte, war in Cocceji's Person bereits gefunden. Jetzt konnte derselbe seine Thätigkeit an der Seite eines Monarchen entfalten, welcher freudig auf die Idee seines Ministers einging, die mit der seinigen vollkommen übereinstimmte. Dem Könige gebührt das Verdienst, den Punkt erkannt zu haben, wo man das Uebel alsbald bei der Wurzel fassen konnte.

Hätte man nämlich auf die Vollendung eines neuen Civilgesetzbuches warten wollen, so wären, wie der Erfolg gezeigt hat, noch lange Jahre verflossen, bis man damit endlich zu Stande gekommen. Auf dem Gebiete der Prozeßordnung ließen sich aber sofort die wichtigsten Verbesserungen durchsetzen. Dabei war es überaus heilsam, daß man durch das freundschaftliche Verhältniß zu Kaiser Carl VII. in Preußen die vollste Befreiung von den Reichsgerichten erlangt hatte. Das unbedingte privilegium de non appellando war sodann auch von Franz I. am 31. Mai 1746 bestätigt worden. Zur Ergänzung diente die von Cocceji beantragte Beseitigung der Aktenversendung an die Universitäten, weil die Erkenntnisse, welche man von den Juristenfacultäten erhielt, größtentheils nur einen Wust gelehrten Krams, aber keine praktisch brauchbaren Entscheidungen lieferten und außerdem zu endlosen Verschleppungen führten.

Um sich zuerst durch einen Versuch von der Ausführbarkeit seiner Ideen zu überzeugen, wählte der König die Provinz Pommern, wo die verwickelten Rechtsstreitigkeiten in einer sprichwörtlich gewordenen Ausdehnung an der Tagesordnung waren. In ausführlichen mündlichen Unterhaltungen mit Cocceji einigte man sich über das zunächst Erforderliche, und der König erließ alsdann am 31. December 1746 die berühmte

Constitution[1]): „Wie die Prozesse in Pommern nach einem von Sr. Majestät dem König vorgeschriebenen Plane in einem Jahre in allen Instanzen zu Ende gebracht werden sollen." Man wollte das dadurch ermöglichen, daß man vor allen Dingen zuerst eine gütliche Vereinigung der Parteien versuchte, und wenn diese fehl schlug, im Prozesse selbst an die Stelle des weitläufigen schriftlichen Verfahrens die mündliche Verhandlung vor dem erkennenden Richter treten ließ. Bei unwesentlichen Kleinigkeiten sollte man sich nicht aufhalten und Weiterungen, welche durch Ausbleiben der Parteien, durch muthwilliges Leugnen der Wahrheit und Vorbringen falscher Thatsachen entstehen, strenge bestrafen.

Bevor in Pommern zur Ausführung dieser durch und durch zweckmäßigen Verordnung geschritten werden konnte, mußten die dortigen Obergerichte in Stettin und Cöslin gründlich reformirt werden. Dies geschah unter freudiger Mitwirkung der Stände, und es erfolgte, so weit es bei damaligen Verhältnissen überhaupt möglich war, eine Trennung der richterlichen und der Verwaltungsbehörden. Die eigentliche Rechtsprechung wurde den Kriegs- und Domainenkammern abgenommen und den Gerichten übertragen, die man mit neuen

---

[1]) Vergleiche, auch wegen der Literatur, Abegg, Versuch einer Geschichte der Preußischen Civilprozeßgesetzgebung. 1848.

juristisch gebildeten Richtern, so gut dieselben zu erlangen waren, besetzte und diese dann auskömmlich besoldete. Die alten Advokaten, deren Interesse es gewesen, die Sachen möglichst in die Länge zu ziehen, wurden beseitigt, und nunmehr ging man mit solchem Eifer an die Arbeit, daß Cocceji bereits im Mai 1747 berichten konnte, wie ein Grenzprozeß, welcher 200 Jahre gedauert hatte, und über den 70 dicke Aktenbände zusammengeschrieben waren, durch die verständigen Bemühungen der Räthe Jariges und v. Fürst zur Zufriedenheit der Betheiligten zum Abschluß gekommen [1]). Binnen acht Monaten waren 2400 alte Prozesse beendigt und die meisten der neu angefangenen ebenfalls durch alle Instanzen bis zum Erkenntniß geführt. Daß dabei manches über's Knie gebrochen wurde, versteht sich von selbst, allein die endlich gewonnene Rechtssicherheit überwog doch im Ganzen bei weitem das Unheil, welches durch die lange Verschleppung und die unerschwinglichen Kosten entstanden war, die den Parteien zur Last fielen. Der König war glücklich über solchen Erfolg. Cocceji erhielt den schwarzen Adlerorden und wurde zum Großkanzler ernannt. Später erhob der König ihn in den Freiherrnstand und schenkte ihm verschiedene Güter im Crossener Kreise. In der Geschichte des siebenjährigen Krieges widmete Friedrich der Große diesem trefflichen

---

[1]) Ranke 394.

Minister folgenden Nachruf[1]): „Er war ein Mann von unbestechlich gradem Charakter, dessen Tugend und Redlichkeit der besten Zeiten der römischen Republik würdig gewesen. Gelehrt und vorurtheilsfrei, schien er dazu bestimmt, als Gesetzgeber für das Glück seiner Mitmenschen zu wirken."

Nachdem die Instruction sich für Pommern bewährt hatte, erhielt dieselbe als Project des Codicis Fridericiani Pomerani Gesetzeskraft und wurde demnächst auch, mit den durch die Ortsverhältnisse bedingten Abänderungen, in den übrigen Provinzen eingeführt. In Berlin wollte sich der alte Justizminister Arnim mit der Neuerung nicht einverstanden erklären, weil er, wohl nicht mit Unrecht, behauptete, daß die Gründlichkeit der Rechtsprechung unter der Uebereilung des Geschäftsganges leide. Der König ließ sich aber nicht irre machen, und nachdem Arnim seinen Abschied erbeten und erhalten, wurden die verschiedenen bisher in Berlin bestehenden obersten Justizbehörden alle mit dem Kammergerichte vereinigt, welches auch die von einer besonderen Commission ausgeübte Gerichtsbarkeit über die Juden erhielt und bekanntlich bis in die neuesten Zeiten behalten hat. Durch Eintheilung des Kammergerichts in vier Senate wurde es sehr zweckmäßig so eingerichtet, daß die Appellation von einem Senat an den andern

---

1) Oeuvres IV. 2. Preuß, Friedrich der Große Thl. I. p. 317.

ging, was den Geschäftsgang wesentlich vereinfachte [1]). Um das sehr vernachlässigte Vormundschaftswesen besser zu ordnen, errichtete Friedrich ein aus Mitgliedern der verschiedenen Senate gebildetes Pupillencollegium, welches in den Sachen seines Ressorts selbstständig arbeitete, zugleich aber dem Kammergerichte gegenüber die Stellung eines besonderen Senates erhielt. Jene pommersche Gerichtsordnung erhielt für das Kammergericht den Titel: Project des Codicis Fridericiani Marchici, und 1748 war dasselbe bereits im ganzen Lande [2]) eingeführt, um so lange zu gelten, bis die allgemeine preußische „General-Proceß-Ordnung" beendigt sein würde.

Neben dieser Proceßgesetzgebung verlor der König die Abfassung eines neuen großen Landesrechts keinen Augenblick aus dem Gesichte. Die hierauf bezüglichen Mittheilungen werden im Zusammenhange passend an späterer Stelle beigebracht werden, da die große Arbeit dieser Gesetzgebung bekanntlich erst nach Friedrich's des Großen Tode ihren Abschluß fand.

Fast segensreicher noch als die neuen Gesetze selbst war für das Land der Umstand, daß der König und seine Minister eines tüchtigen, selbstständigen Richterstandes bedurften, um ihre Absichten zur That werden

---

[1]) Königl. Patent v. 18. März 1748.

[2]) Mit Ausnahme des Herzogthums Geldern. Abegg p. 66. Mylius Contin. IV. Nr. 12.

zu lassen. Denn an Redensarten über unparteiische Rechtspflege hatte es weder in Preußen noch in andern Ländern je gefehlt, und die Regenten hörten es wohlgefällig an, wenn ihnen gesagt wurde, daß sie an Gottes Statt über ihre Unterthanen zu Gerichte sitzen und Armen und Reichen gleichen Schutz gewähren sollen. Aber vollen Ernst gemacht hat Friedrich II. zuerst mit diesen schönen Worten, und was er dem neugestalteten Kammergerichte sagte [1]), war seine tiefinnerste Herzensmeinung: „Unserem Kammergericht ertheilen wir vollkommene Macht und Autorität, in Unserem Namen alle Justizsachen zu entscheiden. Sie müssen aber Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unparteiische Justiz administriren, so wie sie gedenken solches vor Gottes Richterstuhl zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen. Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unseren Cabinetten herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin der strenge Lauf Rechtens gehindert oder unterbrochen wird. Jeden königlichen Befehl, durch welchen der Gang der Rechtspflege geändert wird, sollen sie für erschlichen, nichtig und dergestalt ohne Wirkung betrach-

---

1) Codex Fridericianus I. c. 14. — Geschichte des Kammergerichts in Hymmen's Beiträgen, 1—4. Sammlung. Preuß, Friedrich der Große, I. 318.

ten, daß dadurch weder Besitz erworben, noch eine Verjährung angefangen werden kann." Zum Heile unsers Vaterlandes nahmen die Richter es mit diesen Königlichen Worten gerade so ernst, wie sie gemeint waren. Ein Geschlecht von ehrenwerthen, fleißigen und überzeugungstreuen Juristen bildete sich heran und ist bis in die neuesten Zeiten Preußens Stolz geblieben, wie wir auch in alle Zukunft hoffentlich stets Ursache haben werden, auf unseren Richterstand stolz zu sein.

Die fortwährend günstigen Berichte über den Erfolg der neuen Prozeßordnung nahm der König mit stets reger Theilnahme entgegen und wurde nicht müde, neue Verbesserungen anzuordnen und sich von Behörden und Gelehrten für seine gesetzgeberische Thätigkeit Raths zu erholen. Er selbst betrachtete mit Ehrfurcht die lebendige rechtsprechende Gewalt, die er seiner unumschränkten königlichen Regierungsgewalt fast ebenbürtig an die Seite gesetzt hatte, und unterwarf seine eigenen Angelegenheiten und die seiner fiscalischen Behörden dem Ausspruch der Gerichte mit derselben Ehrfurcht, die er dem gesammten Volke einflößen wollte und bald auch wirklich einflößte. Symbolisch für das erhabene Rechtsverhältniß, in welches Friedrich II. auf diese Weise zu seinen Unterthanen trat, bleibt die Erzählung von dem Müller, dem der König seine Mühle wider dessen Willen abkaufen wollte, und der zuletzt auf die Drohworte des Monarchen zuversichtlich erwiederte: da

müßte in Berlin kein Kammergericht sein, wenn man mir mein Eigenthum abnehmen könnte! Sollte diese ganze Geschichte, wie einige neuere Forscher behaupten, wirklich nicht wahr sein, so wäre sie nur um so wahrer! — Wenn auf solche Weise in Preußen sich auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes die Idee eines Rechtsstaates zu verwirklichen schien, so stand es doch in strafrechtlicher Beziehung nicht so gut damit. Friedrich II. schrieb sich, ebenso wie seine Vorgänger und alle andern europäischen Fürsten, eine gewisse väterliche Disciplinargewalt über seine Unterthanen zu und war weit davon entfernt, es für eine Rechtsverletzung zu halten, wenn er dieselbe ausübte. Die Sicherheit der Person war keineswegs so geschützt, wie die des Eigenthums, und ist es ja bekanntlich bis auf den heutigen Tag noch nicht. Wer sich dem Könige selbst oder sonst einer einflußreichen Person mißliebig machte, konnte ohne richterliches Verfahren nach Spandau geschickt werden. Den Officieren gegenüber verstand sich eine solche Strafgewalt des obersten Kriegsherrn von selbst. Auch des Königs Pagen und Diener wanderten ohne Weiteres auf die Festung, wenn sie ein Versehen begingen. Aber eben so wenig waren Privatpersonen vor solchen Maßregeln sicher. Ein Mädchen, welches dem Präsidenten Maupertuis durch seine Ansprüche unbequem wurde, schickte der König ohne Untersuchung nach Spandau, von wo sie bald mit der sicherlich ernst gemeinten Drohung ent-

lassen wurde, daß man sie das nächste Mal zeitlebens in ein Zuchthaus sperren werde [1]).

Als im Juni 1741 der Vertrag mit Frankreich zum Abschluß kam, befahl Friedrich dem Minister Podewils „bei Todesstrafe" die Geheimhaltung desselben, wobei er sicherlich nicht an einen Paragraphen des Strafrechts dachte. Mehr als ein Mal wurden den Gerichten die Straferkenntnisse entweder verschärft oder gemildert zurückgeschickt, und zwar in letzterem Falle keineswegs als Ausfluß der königlichen Gnade, sondern mit einer Art von Belehrung, welche allerdings fast immer aus wahrem Rechtsgefühl entsprang, aber dennoch nicht unbedingt gebilligt werden kann, weil der König, statt das fehlerhafte Gesetz zu verbessern, eine aus demselben richtig abgeleitete Folgerung änderte [2]). Deshalb erregte auch des Königs Verfahren in Rechtssachen so

---

[1]) Oeuvres XVII. 340.

[2]) Ein Mensch war wegen versuchten Straßenraubes zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt. Der König verschärfte das (8. April 1750) auf 10 Jahre, weil der Mensch, wenn er nicht zufällig verhindert worden, den Raub sicher ausgeführt hätte. Bei dieser Gelegenheit werden zugleich dem Minister Bismark überaus verständige Anweisungen gegeben, wie die verschiedenen Fälle von Raub und Diebstahl behandelt werden sollen. — Ein anderes Mal schickte er ein Erkenntniß, wonach ein Wilddieb zu sechs Jahren verurtheilt war, zurück, weil er es zu hart fand, und befahl milder zu erkennen. Preuß l. c. 320.

wenig im Inlande als bei den Fremden den geringsten Anstoß, vielmehr verbreitete die hohe Verehrung, welche er den Seinigen durch das redliche Streben nach Gerechtigkeit einflößte, den Ruf seiner gesetzgeberischen Weisheit bis in die fernsten Länder und weckte überall das Streben, ihm nachzueifern. Die neue Proceßordnung wurde in's Französische übersetzt, und in Oesterreich, Holland, England, Sicilien, Spanien und der Schweiz bewunderte man den Geist, aus dem dieselbe hervorgegangen, und beneidete Friedrich's Staaten um die Erfolge auf dem Gebiete der Rechtssprechung [1]).

Einer eigenthümlichen Schwierigkeit ist hier noch zu gedenken, welche Friedrich II. sich bei seiner Justizreform dadurch schuf, daß er sich über die herrschenden Standesvorurtheile nicht zu erheben vermochte. Nicht nur die Präsidentenstellen der höheren Gerichte wollte er ausschließlich mit Adligen besetzt wissen, sondern auch von der alten deutschen Rechtsgewohnheit nicht abgehen, nach welcher die Richter zur Hälfte auf der adligen, zur Hälfte auf der Gelehrtenbank saßen. Sogar die jetzt neu eingeführten Auscultatoren und Referendarien sollten mindestens zur Hälfte von Adel sein. Cocceji gab sich alle Mühe, diesem Wunsche des Königs zu entsprechen, allein es zeigte sich, daß die alte Unterscheidung zwischen Adel und Gelehrsamkeit noch in solcher Schärfe

---

[1]) Preuß ibid. p. 317.

fortbestand, daß es fast unmöglich war, einige zu Präsidenten geeignete Persönlichkeiten von reinem Blute aufzutreiben. „Die vom Adel," so berichtet Cocceji am 6. August 1748 [1]), „haben sich seit 30 Jahren nicht „mehr auf Studia gelegt, sondern sich dem Kriegs„dienste gewidmet. Ich habe bis zur Stunde keinen „vom Adel an die Stelle des N. N. finden können und „dahero an die Stände schreiben müssen, mir Jemand „vorzuschlagen, und das ist die wahre Ursache, warum „ich den v. Görne und den v. Reuß habe vorschlagen „müssen, — — die auch einige Wissenschaft in den „Rechten besitzen, — obschon sie die übrigen Requisiten „eines vollständigen Präsidenten nicht besitzen." Der König fügte sich in das Unvermeidliche und begnügte sich lieber mit halb unfähigen adligen Präsidenten, als daß er tüchtige Bürgerliche an die Stelle gesetzt hätte [2]), ganz entsprechend den Ansichten, welche noch 1794 in unserem Landrechte Ausdruck fanden, wo dem Adel eine vorzügliche Berechtigung zu allen Ehrenstellen im Staate zugesprochen wird [3]).

Wir können an dieser Stelle füglich zu dem Verhalten des Königs in kirchlichen Dingen übergehen, weil Friedrich dieselben wesentlich vom juristischen und

---

[1]) König's Berlin zum Jahre 1748.

[2]) Die heutigen Leser mögen nicht vergessen, daß das vor 120 Jahren geschah.

[3]) Allg. Pr. Landrecht II. 9. §. 35.

politischen Standpunkte aus betrachtete, indem er der Ansicht war, daß ein Staat sehr gut ohne Religion, nicht aber ohne Gesetze bestehen könne [1]). Wie fest er auch an das Dasein Gottes glaubte, und wie heftig er die Anschuldigung des Atheismus von sich wies, so ging ihm doch jeder Sinn für positive Religion ab. Die Confessionen waren in seinen Augen nur durch das größere oder geringere Maß von Aberglauben unterschieden, welches sie enthielten. Das Gebot der christlichen Liebe hielt er für gleichbedeutend mit dem Gebote unbeschränkter Duldung gegen jede Art von religiöser Ueberzeugung, die nicht unsittlich oder staatsgefährlich schien, — Niemand sollte den Andern wegen kirchlicher Meinungen verfolgen und zu nahe treten. „Ich bin neutral zwischen Genf und Rom," schrieb er an Voltaire, „wer den Andern beeinträchtigt, wird bestraft [2])." An eine Vorsehung, die sich speciell um die menschlichen Dinge bekümmert, glaubte er nicht. Dogmatische Streitigkeiten der verschiedenen Confessionen waren für ihn ein Lieblingsgegenstand, an dem er seinen Witz und seine Spöttereien ausließ. Das Bedürfniß der Theilnahme an kirchlicher Gemeinschaft kannte er nicht. Die katholische Kirche betrachtete er mit dem=

---

1) Oeuvres XXIII. 115. 132.

2) Oeuvres XVIII. 239. XIX. 229.

selben Widerwillen und Verachtung, wie sein Vater; aber gegen die Bekenner derselben übte er volle Gerechtigkeit und schützte sie gegen jede Beeinträchtigung. Er gestattete ihnen in Berlin eine Kirche zu bauen, „so groß und mit so viel Thürmen und Glocken wie sie wollten;" nur sollten sie durch ihre Processionen auf den Straßen keinen Anstoß erregen, sondern dieselben innerhalb des Gebäudes abmachen. Wenn er nach der Eroberung Schlesiens befahl, die ersten Bürgermeisterstellen in allen Städten mit Evangelischen zu besetzen, so geschah das, wie er in seinem politischen Testamente sagte, in der Hoffnung, dadurch die Parteileidenschaften schneller zu beruhigen, damit alsdann um so früher den Magistraten das freie Wahlrecht wieder zugestanden werden könnte. Eben so wenig waren es religiöse Motive, welche ihn im Kriege veranlaßten, ein Mal die Mönche eines Klosters, die mit den Oesterreichern conspirirten, aus dem Lande zu jagen; man darf ihm glauben, daß es nur geschah, um die Fratres nicht später als Landesverräther aufhängen zu müssen.

Auf einen eigenthümlich humoristischen Fuß stellte er sich mit den Jesuiten, wozu wohl Voltaire's Beispiel mitwirkte, der sich bekanntlich einen Pater dieses Ordens wie eine Art lustiger Person im Hause hielt. Der König schätzte die Jesuiten als Jugendlehrer und ließ sogar einige Väter aus Frankreich nach Schlesien kom-

men, weil dieselben dort politisch ungefährlicher schienen, als die einheimischen; indessen hatte er auch auf diese ein wachsames Auge und wußte sie durch eine gelegentliche Neckerei, unter welcher der Ernst deutlich zu spüren war, in Schranken zu halten. Bekannt ist die ergötzliche Geschichte, wie der König 1750 die Breslauer Bibliothek des Ordens so lange versiegeln ließ, bis die patres in Wien einem vom Könige protegirten ungarischen Candidaten dessen confiscirte Bücher wieder herausgegeben hatten.

Bei aller Toleranz gegen Katholiken und Protestanten in Glaubenssachen hielt Friedrich II. mit großer Entschiedenheit die oberstbischöfliche Gewalt in weltlichen Dingen aufrecht, welche nach dem Kirchenrecht dem Landesfürsten zusteht. Als z. B. die pietistische calvinistische Geistlichkeit in Neufchatel sich weigerte, nach des Königs Befehl die Kirchenbuße der gefallenen Mädchen abzustellen, schrieb er an den damaligen Statthalter Lord Marishal [1]): „Ich bin ihr oberster Bischof. Nach allen Rechten ist mein Wille in diesen Dingen allein entscheidend.“ In demselben Sinne trat er dem Fürstbischofe von Breslau gegenüber, obgleich er denselben persönlich verehrte und liebte. In dem dortigen Sprengel nämlich, welcher theilweise sich über österrei-

---

[1]) Oeuvres XX. 260. v. 29. Juli 1755.

chisches Gebiet erstreckt, war das Gefühl der Abhängigkeit vom Kaiserhause noch immer so mächtig, daß man die Augen weit mehr nach dem glaubensverwandten Wien als nach Berlin richtete und namentlich bei Anstellungen und Ernennungen den Wünschen der Kaiserin-Königin zu entsprechen suchte. Als bei Besetzung verschiedener Pfründen der König deshalb Widerstand fand, griff er ernstlich durch und eben so bei der leider sehr unglücklichen Empfehlung des Grafen Schaffgotsch, den er zum Coadjutor ernannt, später zum Fürstbischof gewählt wissen wollte, obgleich dessen lockere Sitten und unbeständiger Charakter denselben zu nichts weniger als zu einem geistlichen Hirten geeignet machten. Cardinal Sinzendorf mußte sich zu seinem größten Schmerze in das Unabänderliche fügen und die Zustimmung des Papstes zur Ernennung des Grafen nachsuchen. Demselben Schaffgotsch wendete Friedrich außerdem noch die Abtei des reichen Augustiner-Chorstiftes zu, indem er den Widerspruch des Stiftes mit den härtesten Ausdrücken beseitigte, weil er dasselbe in Verdacht hatte, heimlich mit Wien zu correspondiren. „Was ich ein Mal befohlen," sagte er den Herren bei seiner Anwesenheit in Breslau, „muß mir accurat vollzogen werden. Wenn ich Euch Alle zumal wegjagte, würde kein Hahn danach krähen. Im Gewissen und in der Religion will ich Euch nichts thun, — wegen Messen

und Dispensen mögt Ihr nach Rom schreiben, wenn es nöthig ist, sonst aber sollen alle fremden Correspondenzen gänzlich verboten sein [1])."

Es war sehr günstig für des Königs Verfahren in diesen katholischen Angelegenheiten, daß der Papst sich zu jeder Nachsicht geneigt zeigte, weil er die Toleranz in Glaubenssachen, die man in Preußen übte, zu würdigen wußte. Namentlich war er über den Bau der Hedwigskirche in Berlin sehr erfreut und hob in seiner Anrede an die Cardinäle besonders dankend hervor, daß der König in Person bei der Grundsteinlegung zugegen gewesen.

Als Ausfluß derselben königlichen Oberstbischöflichen Gewalt hob Friedrich II. 1754 eine große Anzahl von katholischen Feiertagen auf und ließ an jedem Orte, außer den Sonntagen und dem Tage des Schutzpatrons, nur 12 Festtage bestehen, bei den Evangelischen nur 9, wodurch er dem Müßiggang steuern und den armen Leuten mehr Zeit zur Arbeit verschaffen wollte. Die Evangelischen machten zwar hiergegen Vorstellungen, hatten dabei aber natürlich ebensowenig Erfolg wie die Katholiken.

In Berlin wurde 1750 ein Oberconsistorium ein-

---

[1]) Stenzel p. 332. Daselbst sind überhaupt sehr ausführliche Nachrichten über diese Streitigkeiten aus dem schlesischen Provinzialarchive mitgetheilt.

gerichtet, gleichsam als höhere Instanz für die Provinzialconsistorien [1]). Es sollte über die Prüfungen und die Führung der Candidaten, Lehre und Leben der Geistlichen, über gehörige Verwaltung der milden Stiftungen die Aufsicht führen, bei Besetzung der theologischen Professuren gefragt und, wenn es Strafen verhängte, von dem weltlichen Arm unterstützt werden; doch blieb eine Appellation an die Gerichte gestattet [2]). Die Consistorialbeschlüsse sollten collegialisch, nach Stimmenmehrheit gefaßt werden.

Der Kirche blieb ihr Vermögen ungeschmälert für kirchliche Zwecke, und der König gab vielfache Beiträge zu Kirchenbauten her. In Schlesien namentlich erhoben sich eine große Menge evangelischer Bethäuser, obgleich lange nicht in der Anzahl, wie dieselben vor dem dreißigjährigen Kriege bestanden hatten [3]).

Innerhalb der evangelischen Kirche suchte Friedrich besonders gegen die Pietisterei und Sectirerei zu wirken. Besondere Betstunden und Conventikel verbot er wie sein Vater — das sei nur Kopfhängerei, die Leute sollten ihre Andachten in den Kirchen verrichten. An den Geistlichen war ihm aller Hochmuth und alles welt-

---

[1]) Ranke 435.

[2]) Mylius Contin. IV. 291. Unter den ersten Mitgliedern finden sich die bekannten Namen: Sack, Süßmilch und Hecker.

[3]) Stenzel l. c.

liche Wesen verhaßt, und er verfolgte dergleichen, wo es vorkam, mit beißendem Spott und oft mit parodischen Anführungen von Bibelstellen, wie er z. B. einem Landpfarrer auf die Bitte, ihm Ration für ein Pferd zu gewähren, weil er entfernte Filialen versorgen müßte, zum Bescheide gab [1]): „Der Heiland hat gesagt: Gehet in alle Welt und lehret die Völker, aber nicht: reitet in alle Welt.“

Wie freigeistig er auch selbst im Kreise seiner nächsten Umgebung über die christliche Religion sich auszulassen liebte, so litt er doch nicht, daß Angriffe gegen die evangelische Lehre öffentlich verbreitet würden, und schickte aus solchem Anlaß einmal einen Buchdrucker auf sechs Monate nach Spandau [2]). Dagegen schützte er den bekannten Theologen Edelmann gegen das Oberconsistorium und befahl, denselben ruhig in Berlin wohnen zu lassen, obgleich er hatte drucken lassen, die christliche Religion sei Aberglauben so gut wie alle andern Religionen, die Bibel ein von Menschen gemachtes, sonst sehr nützliches Buch, Engel und Teufel gebe es nicht u. s. w. Auf den Antrag der Geistlichkeit, den Lästerer aus Preußen zu verbannen, erwiederte Friedrich: „Er müsse manchen Narren in seinen Staaten dulden!“

---

[1]) Preuß, Urkundenbuch.

[2]) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts I. 526. Preuß, Friedrich der Große III. 254. Stenzel 342.

Doch wurde Edelmann unter der Hand bewogen, nichts Anstößiges ferner drucken zu lassen. Unangefochten blieb er in Berlin, wo er erst 1787 gestorben ist.

Wenn man die vielen, zum Theil sehr ergötzlichen Erlasse des Königs in kirchlichen Dingen vergleicht, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß er über den Zänkereien der Theologen zu hoch zu stehen glaubte, um sich ernsthaft auf dieselben einzulassen. Er entschied daher oft nach Laune und Stimmung. Charakteristisch ist der Bescheid bei Gelegenheit eine Stettinischen Gesangbuchstreitigkeit: „Es ist mir einerlei, ob die Leute singen: Nun ruhen alle Wälder, oder anderes dummes Zeug," und in der That befand sich das Publikum ganz wohl unter einer Regierung, die nicht mit schulmeisterlicher Autorität in dergleichen vom Geschmack und der Meinung jedes Einzelnen abhängende Dinge eingriff.

Elftes Kapitel.

Privatleben und Zeiteintheilung des Königs.

In jeder Erzählung der preußischen Geschichte würde ein wesentliches Kapitel fehlen, wenn man die Schilderung der Lebensgewohnheiten des großen Königs darin vermißte; denn bei ihm war in noch höherem Maße

als bei seinem Vater fast jede Stunde des Tages dem Staate geweiht, und man darf ohne Uebertreibung sagen, daß er nie etwas Anderes gethan hat, als für die Größe und Macht des preußischen Staates zu arbeiten, da sogar die Erholungen, die er sich gönnte, lediglich den Zweck hatten, seinen Geist für neue Arbeiten anzuregen und zu kräftigen.

Bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein sind die täglichen Beschäftigungen der Herrscher, ihre mehr oder minder große Prachtliebe, ihr Interesse für Wissenschaft und Kunst, für kirchliche und Rechtsverhältnisse, ihr persönlich sittliches Verhalten von großem, oft unberechenbarem Einfluß. Bei Friedrich dem Großen war das in ganz besonderem Maße der Fall. Seine Persönlichkeit war so hervorragend, daß Aller Augen selbst auf das Geringste, was er vornahm, sich richteten; und bis auf den heutigen Tag gewährt die Betrachtung seines Privatlebens das größte Interesse.

Mit so unverbrüchlicher Treue widmete dieser Monarch seine ganze Zeit den hohen Pflichten seines Berufes, daß jede Stunde im Tage und jeder Tag im Jahre seine feste Bestimmung hatte. Durch keine Laune, kein körperliches Leiden ließ er jemals sich von ernster Thätigkeit abhalten. Wesentlich erleichtert wurde ihm eine so große Gewissenhaftigkeit dadurch, daß Arbeit sein eigenstes Lebenselement und seine Lust war. Wenn

er an Voltaire schrieb [1]): „Ich bin wie ein Galeerensclave an das Staatsschiff geschmiedet, oder vielmehr ein Pilot, der das Steuer in keinem Augenblick verlassen oder einschlummern darf," so ist das ganz wörtlich zu verstehen. Er hielt sich für verpflichtet, absolut Alles selbst zu thun, das Kleinste mit derselben musterhaften Pünktlichkeit wie das Größte. Kaum wird ein Beamter in irgend welcher Stellung aufzufinden sein, der mehr amtliche Schriftstücke gelesen und selbst geschrieben und unterschrieben, als Friedrich II. Die Welt hatte dergleichen noch nicht gesehen, und die Zeitgenossen betrachteten mit staunender Bewunderung diesen arbeitsamen und dabei so geistreichen und genialen König. Zahlreiche Berichte über seine tägliche Beschäftigung, über die kleinsten Gewohnheiten seines Lebens geben davon Zeugniß [2]). Wie sehr wich das Alles von dem

---

[1]) Oeuvres XXII. 187. Den 5. März 1749. Aehnlich an Jordan: Du hast Recht, wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben, denn Nichts gleicht dem Tode so sehr als Müßiggang. XVII. 243.

[2]) Büsching, Character Friedrich's II. v. Diebitsch, specielle Zeit- und Geschäftseintheilung Friedrich's II. Petersburg 1802. Auch das Voltairesche Pasquill, unter dem Titel: Vie privée de Fr. le grand bekannt, ist eine wichtige Quelle, weil Alles, was der ergrimmte Poet Lobenswerthes über den König sagt, sicherlich nicht übertrieben ist.

damals üblichen liederlichen Treiben an den meisten Höfen ab, und zu welchen Vergleichungen mußte es herausfordern, daß Friedrich II. und Ludwig XV. Zeitgenossen waren, als sollten die größten Gegensätze absichtlich neben einander gestellt werden.

Die tägliche Lebensweise des Königs verlief in vollkommener Regelmäßigkeit seit dem Mai 1747, wo das nach seiner Idee von Knobelsdorf ausgeführte weltberühmte Schloß Sanssouci bei Potsdam vollendet wurde. Friedrich wohnte hier in jedem Jahre vom April bis November. Die übrigen Monate residirte er im Potsdamer Stadtschlosse und besuchte das große Berliner Schloß nur in den Carnevalswochen.

Schon 1746 nannte der König sich auf dem Titelblatt der brandenburgischen Denkwürdigkeiten: Philosoph von Sans-souci. Der Name soll daher stammen, daß noch vor Vollendung des Schlosses ganz im Geheimen eine Gruft daselbst ausgemauert wurde, über der sich eine Bildsäule der Blumengöttin erhob, und die er aus seinem Studierzimmer stets vor Augen hatte. In dieser Gruft wollte er begraben sein und sagte einst: Quand je serai là, je serai sans souci [1])!

Mit Sanssouci verknüpfte sich das ganze Gemüthsleben seiner Seele. Von hier datirte er seine freund-

[1]) Preuß, Friedrich der Große I. 268.

schaftlichen und seine Familienbriefe, während die amtlichen die Bezeichnung nach der Stadt erhielten.

Um 4 Uhr Morgens stand der König im Sommer auf, im Winter etwas später. Obgleich bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges die Abendtafel oft bis in die Nacht hinein dauerte, so gönnte er sich doch niemals längern Schlaf. Zur Zeit der Berliner Revue stand er sogar um 3 auf und saß schon um 4 Uhr zu Pferde. In späteren Jahren ging er gewöhnlich schon zwischen 9 und 10 zu Bett und nahm an der Abendtafel nicht Theil. Die einfache Toilette erforderte des Morgens kaum ¼ Stunde. Beim An- und Auskleiden brauchte er so gut wie gar keine fremde Hilfe.

Jeden Abend wurden die eingegangenen Briefe von Berlin abgesendet und trafen in der Nacht in Potsdam ein, so daß schon beim Aufstehen das versiegelte Packet von den Cabinetsräthen überreicht werden konnte. Diese mußten bereits um 4 Uhr im Galaanzuge erscheinen und stehend ihren Vortrag halten, denn der König, der seine eigene Toilette sehr vernachläßigte, wollte doch seine Diener und Hofbeamten stets in untadeliger Kleidung erscheinen sehen; die königlichen Livreen waren überaus reich und glänzend.

Von den Briefen las der König die mit adligen Wappen verschlossenen selbst, die andern ließ er sich im Auszuge vortragen. Während dessen wurde der

22*

Haarzopf geflochten und die Frisur gepudert. Die Vortragenden bekamen kurzen Bescheid über die Excerpte, die sie von den Einzelnen zu machen hätten. Fast täglich behielt der König verschiedene Briefe zurück, um sie selbst zu beantworten oder mit schriftlichen Bemerkungen zu versehen. Nachdem die Briefe gelesen waren, zog der König die Stiefeln an, die nicht gewichst sein durften, sehr roth aussahen und, ehe er sie in Gebrauch nahm, von einem Laquaien einige Tage getragen sein mußten. Auf den Kopf setzte er einen weichgeriebenen Filzhut von der bekannten dreieckigen Form und legte denselben auch im Zimmer fast niemals ab. In der frühen Morgenstunde trug er einen von den reich gestickten Sammetröcken, welche er von seinen Schwestern oder anderen fürstlichen Damen zum Geschenk erhielt.

So angethan nahm er die militärischen Rapporte der Adjutanten an und sah die an den Thoren aufgenommenen Listen der einpassirten Fremden durch, nach denen er sich oft sehr genau erkundigte.

Zum Frühstück wurden einige Gläser Wasser und viel starker Kaffee und Chokolade getrunken, auch standen bereits die aus den Schloßgärten täglich geschickten vorzüglichen Obstsorten auf verschiedenen Tellern bereit. Nach dem Frühstück griff er zur Flöte und ging blasend durch die Säle, oft wohl zwei Stunden lang, entweder schwierige Passagen übend, oder frei phantasirend, wäh=

rend dessen ihm, wie er sagte, oft die ernstesten und besten Gedanken über wichtige Angelegenheiten einfielen. Nach beendetem Flötenspiel mußten die Cabinetsräthe mit den inzwischen gemachten Excerpten wieder eintreten und empfingen den Bescheid, den sie auf jedes zu setzen hatten. Auf die französischen und deutschen Eingaben wurde alle Mal in der von dem Verfasser gewählten Sprache geantwortet, und mußte die Reinschrift dem Könige noch an dem Nachmittage desselben Tages vorgelegt werden; das geschah mit solcher Regelmäßigkeit, daß die Bittsteller alle Mal mit umgehender Post Bescheid erhielten. In den sehr seltenen Fällen, wo eine solche Antwort ausblieb, traf sie später niemals ein, man wußte alsdann, daß der König das Gesuch für ungereimt hielt oder aus irgend einem andern Grunde in's Kamin geworfen hatte, was hier und da vorkam. Die einzigen Vorlagen, die nicht sofort erledigt wurden, waren die Todesurtheile, welche fast jedes Mal bis zum dritten Tage liegen blieben.

Nach dem Frühstück wurde die Uniform angezogen, die er bis zum Abend nicht wieder ablegte. Seine Kleider waren meist abgetragen und mit Spaniol befleckt, den er im Uebermaß aus prachtvollen goldenen Dosen schnupfte. Er hatte stets zwei solcher Dosen in den Taschen, andere standen auf den Tischen umher, und der sonst so sparsame Monarch gönnte sich diese Liebha-

berei in solcher Ausdehnung, daß sich in seinem Nachlasse für mehrere hunderttausend Thaler Dosen vorfanden.

In Potsdam wurde täglich gegen 11 Uhr die Wachtparade besehen, die dann einige Exercitien machen mußte. Der König ritt oder ging alsdann spazieren, las, und zwar oft lange und laut, schrieb Briefe, bis Punkt 12 Uhr gemeldet wurde, daß die Tafel servirt sei. Den Küchenzettel hatte er bereits des Morgens sich vorlegen lassen und oft abgeändert, denn auf gute Mahlzeiten legte er großes Gewicht. Die besten Leckerbissen durften auf seiner Tafel nie fehlen. Er liebte schwere, stark gewürzte Speisen und trank, obgleich niemals im Uebermaße, französischen und Ungarwein, auch Moselwein oder Champagner, niemals aber Rheinwein, den er für ein widerwärtiges Getränk erklärte. Seine Tischgesellschaften waren, nach dem übereinstimmenden Zeugniß Aller, die daran Theil nahmen, im höchsten Grade interessant und belebt. Der König sprach fließend und gut über die verschiedenartigsten Dinge und liebte es, in spielender Folge ernste und heitere Gegenstände anzuregen. Er sprach meist selbst, doch sah er es gern, wenn ihm lebhaft erwidert wurde, und er ließ sich auch eine derbe Abwehr gegen einen derben Scherz gefallen. Wer der französischen Sprache nicht vollkommen Meister war, mußte sich mit Zuhören begnügen, denn deutsch wurde nicht gesprochen. Religion und Politik, Kunst,

Wissenschaft, Philosophie, Anecdoten, oft ziemlich stark gewürzte, Alles wechselte schnell und bunt durch einander. Man blieb mehrere Stunden, nicht selten bis 4 Uhr, an der Tafel sitzen.

Nach Tische wurde wieder Flöte geblasen, die Expeditionen der Secretaire unterzeichnet, und nach dem Kaffee pflegte der König die von ihm angeordneten Gartenanlagen und seine Bauten zu besichtigen. Von 4—6 arbeitete er, wenn die Tafel nicht zu lange gedauert hatte, an seinen schriftstellerischen Werken, oder er verfaßte selbst die ausführlichsten und durchdachtesten Instructionen für die Gesandten an fremden Höfen, mit denen die geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten nicht selten ohne Wissen der Minister abgemacht wurden. Von 6—7 war Concert. Der König blies mehrere Stücke, oft eigener Composition, auf der Flöte. Quanz, Bach, Benda und andere vorzügliche Musiker begleiteten ihn. Zuweilen auch spielten fürstliche Gäste in diesen Concerten, zu denen nur Musikverständige zugelassen wurden. Quanz allein hatte das Vorrecht, applaudiren zu dürfen. — Da uns das auf die musikalische Begabung des Königs führt, so sei hier alsbald bemerkt, daß Friedrich II. nach dem Zeugniß vieler unparteiischen Personen besonders die getragenen und sentimentalen Stücke mit der Meisterschaft eines Virtuosen blies, während er im Allegro nicht Takt zu halten ver-

stand[1]) und dadurch die Mitspielenden oft in Verzweiflung brachte. Viele Concerte und einige Opernarien hat der König selbst componirt, Graun oder Bach setzten die Instrumente dazu. Auch einen Operntext, Montezuma, hat er verfaßt, wie er denn überhaupt bis 1756 der Oper große Theilnahme widmete und jährlich mehr Geld für dieselbe bewilligte. 1741 kosteten sämmtliche Sänger und Orchesterspieler nur 12,410 Thaler[2]). Die Summe steigerte sich bedeutend, als einige der ersten Berühmtheiten jener Tage, Salimbeni, die Astori und die viel bewunderte Tänzerin Barbarina nach Berlin kamen. Letztere wurde bekanntlich Cocceji's Schwiegertochter. Viele Opern waren von Graun componirt, demselben, dessen Tod Jesu bis auf den heutigen Tag unter die volksbeliebtesten Kirchenmusiken gehört[3]). Der König schätzte mit Recht diesen

---

[1]) Sehr Ausführliches darüber in Nicolai's Anekdoten. — In einem Hefte, überschrieben anecdotes Berlinoises im Dresdener Archive, berichtet Manteuffel an Brühl: Wenn der König falsch spielte, zerbrach er aus Wuth seine Flöten. Quanz, der dieselben contractlich zu liefern hatte, wollte es nun nicht mehr umsonst thun. Der König versprach ihm 100 Dukaten für jede Flöte. Seitdem mäßigte er seinen Zorn gegen die unschuldigen Instrumente.

[2]) Siepmann's Relationen V. III.

[3]) Friedrich's Lebensgewohnheiten sind sich im Ganzen so gleich geblieben, daß schon hier der Bericht eines Augenzeugen

Componisten sehr hoch und ließ wohl in sein Feldlager die neuesten Arien desselben kommen, um sie zu spielen. Auch erfreute er sich an den Werken Sebastian Bach's, der schon damals für den ersten Musiker der Welt galt.

Nach dem täglichen Concerte ging es zur Abendtafel, wo mit den Freunden und Tischgenossen die Unterhaltung wo möglich noch lebhafter und heiterer war als zu Mittag. Die Gedankenblitze zuckten durch einander wie ein geistreiches Feuerwerk. Oft blieb man bis Mitternacht beisammen. Nach 1756 fielen diese Mahlzeiten fort, weil der König das späte Essen nicht mehr vertrug. Er setzte an die Stelle eine Art von Lesestunden, in welchen er mit verschiedenen Gelehrten und Schöngeistern sich über die neuesten Erzeugnisse der

---

(aus dem Jahre 1770) über das Erscheinen des Königs in der Oper eingeschaltet werden kann: — — Die Generalität erschien im Parquet, der Hof nebst dem Adel im ersten Range der Logen. Um 6 Uhr kam der König. Sein Kommen ward dadurch kund, daß ein Kammerhusar mit zwei Armleuchtern neben dem Orchester in's Parterre trat und Trompeten ertönten, die, 16 an der Zahl, in der obersten Rangloge aufgestellt waren. Der König trat in's Parterre verneigte sich zuerst gegen den ersten Rang, wo die Königin war, nahm ein Fernglas und sah überall umher. Dann verneigte er sich gegen die Generalität und setzte sich auf einen gepolsterten Stuhl, sechs Schritt hinter den Kapellmeister. Dann folgte eine feierliche Stille, bis die Ouverture begann. Zelter's Leben. Berlin 1861.

Literatur aus allen Fächern unterhielt, bis er sich zur Ruhe verfügte.

Eben so fest, wie die Stunden des Tages, waren auch die während jeden Jahres vorzunehmenden Reisen durch die Provinzen bestimmt, wo die Soldaten gemustert und der Zustand des Landes auf's Genaueste erforscht wurde. Nachdem am 17. und 18. Mai die Truppen bei Potsdam besichtigt waren, fand den 21. bis 23. die Berliner Revue Statt. Den 26. bis 28. war der König in Magdeburg, den 2. Juni in Küstrin, den 3. und 4. in Pommern, den 8. bis 10. in Preußen.

Nach Sanssouci zurückgekehrt, brauchte er eine Brunnenkur, bis am 14. August die Reise nach Schlesien angetreten wurde. Den 21. bis 23. September war Herbstmanöver bei Potsdam. Vom 24. December bis zum 24. Januar wohnte der König in Berlin. Das Alles wiederholte sich in jedem Jahre mit solcher Regelmäßigkeit, daß man den Kalender über Friedrich's jeweiligen Aufenthalt eben so sicher wie über den Stand der Planeten zu Rathe ziehen konnte. Die Schnelligkeit, mit welcher er aus einer Provinz in die andere sich begab, war damals nur Königen und Fürsten möglich. Friedrich that während seiner ganzen Regierung Nichts für die Landstraßen. Sogar nach Potsdam führte kein fester Weg, gewöhnliche Reisende brauchten einen ganzen Tag, um von Berlin durch den tiefen Sand dahin zu gelangen, und d'Argens rühmt

sich noch 1763 der Eile, mit welcher er von Leipzig nach Berlin gefahren, 48 Stunden sei er nicht aus dem Wagen gekommen [1]). Auf eine diplomatische Anfrage in Petersburg und Constantinopel konnte nach dem regelmäßigen Postenlauf erst in vier Monaten die Antwort eintreffen.

Die jährlichen Reisen Friedrich's II. müssen durchaus als Regierungshandlungen betrachtet werden und haben keine Aehnlichkeit mit sonstigen Fürstenreisen, die nur zu oft zum Vergnügen des Reisenden und zur Belästigung des zu unfreiwilligen Freudenbezeugungen gezwungenen Volkes unternommen werden. Friedrich reiste, um die Bedürfnisse seines Landes bis in's Einzelnste durch den Augenschein kennen zu lernen, und um die Truppen in den verschiedenen Standorten zu mustern, die Festungen zu inspiciren u. s. w. In jedem Dorfe, wo umgespannt, an jedem Orte, wo Nachtquartier gemacht wurde, fragte er genau nach allen Verhältnissen des Landes und der Bewohner, hörte die Bitten der herbeieilenden Unterthanen und notirte sorgfältig in sein Taschenbuch, was jeden Orts für das allgemeine Wohl geschehen könnte. Auch während des Fahrens mußten die Landräthe neben dem Wagen reiten und ein scharfes Examen bestehen. Mangelnde Kenntniß und schwankende Antworten hatten oft sofortige Cassation des

[1]) Oeuvres XXIV. 221. XIX. 377.

Beamten zur Folge. Auch die Schulzen und Amtleute mußten sich beim Umspannen einfinden, oft den König begleiten [1]), über den Fortgang der angeordneten Verbesserungen Auskunft geben und Vorschläge zu neuen machen. Der König setzte sie dabei durch seine genaue Sach- und Personenkenntniß jedes Mal in gerechtes Erstaunen. Sein getreues Gedächtniß und das große Interesse, welches er an den Adelsfamilien nahm, bewirkte, daß ihm die Verhältnisse der adligen Güter und deren Besitzer fast immer gegenwärtig waren. Irrte er ein Mal, so ließ er sich keine Berichtigung gefallen, sondern blieb bei seiner Behauptung stehen. Die laufenden Regierungsgeschäfte wurden durch diese Reisen in keiner Art unterbrochen. Täglich mußten die eingegangenen Briefe und Depeschen nachgeschickt werden, und die Cabinetsräthe hatten durch das unterwegs hinzukommende Material noch mehr Arbeit als in Sanssouci. Diese Cabinetsräthe [2]) waren ein wichtiger Theil in Friedrich's Regierungsmaschine, aber sie wirkten eben so im Geheimen, wie die Räder im Uhrwerk.

---

[1]) Ein solches Reisegespräch mit dem Oberamtmann Fromm hat dessen Oheim Glein, Halberstadt 1784, herausgegeben. Dasselbe ist auch in Stein's Anekdoten abgedruckt und überaus lesenswerth wegen der hellen Lichter, die auf viele Seiten von Friedrich's Charakter fallen.

[2]) Vergleiche über diese Beamte Dohm's Denkwürdigkeiten IV. 110. Preuß, Friedrich der Große I. 348.

Der König hatte die tüchtigsten unter denselben, Eichel und Schuhmacher, bereits von seinem Vater überkommen und fand sie bis auf's Genaueste in allen Zweigen der inneren und äußeren Staatsverwaltung unterrichtet. Die Regierungsart des neuen Königs hatte mit der des Vorgängers so vieles gemein, daß diese Cabinetsräthe sich sehr bald in Friedrich's Geist und Sinn vollständig einarbeiten konnten. Sie gehörten sämmtlich dem Bürgerstande an und wurden meist aus Subalternbeamten genommen. Ihre Wirksamkeit, scheinbar rein mechanischer Natur, denn sie hatten nur die ihnen zukommenden königlichen Bescheide in die amtliche Form zu bringen, war dennoch von großer Tragweite, was den Gesandten und Ministern wohl bekannt war, so daß diese nicht leicht eine wichtige Eingabe machten, ohne vorher mit Eichel zu sprechen. Denn die Entscheidung vieler Sachen hing doch oft davon ab, daß sie dem Könige unterbreitet wurden, wenn er gerade „gnädig" gestimmt war. Auch ließ sich durch ein eingeschobenes Wort, durch eine leichte Wendung der Bescheid mehr oder weniger günstig fassen, — und Friedrich der Große unterlag so gut wie jeder Monarch, ja wie überhaupt jeder Mensch, solchen Einflüssen, von denen er allerdings eine Ahnung hatte, indem er seinen Cabinetsräthen wiederholt einschärfte, sich bei ihren Vorträgen jedes Urtheils, jeder eigenen Meinungsäußerung zu enthalten. Diese Schattenseite

einer unbeschränkten Cabinetsregierung machte sich um so bemerklicher, als der König nur in den seltensten Fällen mit seinen Ministern persönliche Berathung pflog, sondern ihre Anträge schriftlich empfing, wo dann die Antworten wieder von den Cabinetsräthen expedirt wurden. Wie mächtig namentlich Eichel's Einfluß selbst in den allerwichtigsten Dingen war, läßt sich daraus ermessen, daß Cocceji bei den vielen ihm entgegenarbeitenden, am Althergebrachten hängenden Beamten sich überzeugt hielt, er könnte nur mit Hilfe dieses Cabinetssecretairs seine große Justizreform durchsetzen, für welche er denn auch glücklicher Weise den einsichtsvollen Eichel auf's Lebhafteste zu interessiren wußte[1]). Auch die fremden Gesandten suchten sich wo möglich eine Hinterthür zu diesen geheimnißvollen Beamten des Königs zu eröffnen, die er selbst seine Schreiber nannte, auch nicht viel besser als Schreiber besoldete. Allein der unscheinbare, geräuschlose Einfluß, den sie oft auf die wichtigsten Entschließungen übten, leitete ihnen allerlei verschwiegene Einnahmen zu, durch welche sie sich bereicherten. Eichel war noch überdies durch Vermittelung des Königs reich verheirathet[2]). Die Menge der aus dem Cabinette erledigten

---

[1]) Dohm's Denkwürdigkeiten IV. p. 118. Note 57.

[2]) Im Publikum hielt man ihn für geizig, hartherzig und ränkesüchtig. Dagegen steht fest, daß er dem König unbedingt

Sachen übersteigt alle Vorstellung. Man kann annehmen, daß jährlich zwischen 6 und 10,000 königliche Ordres ergingen. Die Zahl derselben wuchs, abgesehen von der auf die kleinsten Einzelnheiten in allen Geschäftszweigen sich erstreckenden Fürsorge des Königs, besonders dadurch an, daß Friedrich II., in der Ueberzeugung, die Armen würden überall von den Reichen unterdrückt, niemals müde wurde, den Klagen der Bauern und selbst der gemeinsten Tagelöhner die größte Aufmerksamkeit zu schenken und ihre Beschwerden zu beantworten, selbst wenn die anfangs Zurückgewiesenen immer von Neuem, oft vier oder fünf Mal dieselbe Sache vorbrachten. „Ein König," pflegte er zu sagen, „ist der geborene Anwalt der Armen und Bedrängten, seine Pflicht und Schuldigkeit ist es, ihnen niemals sein Ohr zu entziehen." Die Antworten des Königs sind fast immer ernst und würdevoll und bei aller Kürze gründlich und eingehend. Zuweilen gab er auch einer launigen Stimmung und einem witzigen Einfalle Raum, besonders wenn begehrliche Eitelkeit an ihn herantrat. Solche Erlasse, von denen sich in Preuß's Urkundenbuch eine ergötzliche Sammlung findet, wurden schnell bekannt und haben sich zum Theil bis heut im Gedächtniß

---

ergeben war und durch den klaren Blick in alle Geschäfte die Absichten seines Herrn in Kriegs- und Friedenszeiten wesentlich förderte. Er diente bis an seinen Tod (1770) dem Monarchen, welcher den Verlust des treuen, unersetzlichen Mannes tief beklagte.

des Volkes erhalten; allein man irrt gewaltig, wenn man aus solchen ausnahmsweisen Aeußerungen schließen wollte, daß er die Beschwerden der Unterthanen im Allgemeinen in leichtfertiger Weise betrachtet hätte. Im Gegentheil war durchaus der treueste Ernst und der festeste Wille vorherrschend, überall gerecht zu entscheiden. Dagegen wurden nicht selten, und mit zunehmenden Jahren immer häufiger, die Bittsteller, welche Geld verlangten, selbst bei gerechten Ansprüchen hart abgewiesen; auch bricht der Unwille des Königs in der Regel aus, so oft Beamte oder Officiere Urlaub verlangen, namentlich zur Reise in's Ausland. Mit einem kurzen Nein! oder einer spöttischen Bemerkung wies der König solche Bittsteller ab[1]). Sie sollten das Geld nicht aus dem Lande verschleppen. Ueber-

---

[1]) Im 2. Bande von Preuß's Urkundenbuch, p. 222 squ. z. B.

1) an Einen, dessen Weinkeller die Feinde geleert hatten, auf die Bitte um Entschädigung: „Warum nicht auch, was er bei der Sündfluth gelitten, wo sein Keller auch unter Wasser gestanden?"

2) an einen Landrath, der beim Bombardement der Festung Hab' und Gut verloren: „Am jüngsten Tage kriegt Jeder Alles wieder, was er in diesem Leben verloren hat."

3) an General v. Kleist, der ein Bad gebrauchen will: „Keine Naredein von Bäder er Sol nicht haßeliren."

4) der Kammerherr v. Müller will nach Aachen in's Bad: „Was er da Machen wil, er wirdt, was er noch übrig hat, dort verspielen und wie ein Bettler zurück Komen" u. s. w. u. s. w.

haupt räumte Friedrich II. dem Wohl und Behagen des Einzelnen gegenüber der „Staatsraison" wo möglich noch weniger Rechte ein, als einst sein Ahnherr, der große Kurfürst. Wie er selbst Leben und Arbeit unbedingt der Größe und dem Glanze des Landes widmete, so verlangte er von jedem Unterthan dieselbe Hingebung. Den Krieg mit seinen Unfällen mußten sie tragen, er war zu ihrem Besten geführt. Wurden die Provinzen durch denselben ruinirt, so setzte er alle Kräfte daran, ihnen wieder aufzuhelfen, aber lediglich im Interesse des Ganzen, nicht der Einzelnen. Abgebrannte Städte und Dörfer baute er wieder auf, der heruntergekommene Adel erhielt große Summen zur Unterstützung, den Bauern gab er das fehlende Saatkorn und Pferde und Zuchtvieh zu wohlfeilen Preisen, aber nicht sowohl zum Trost und zur Hilfe der Individuen, als zur Hebung des ganzen Landes. Die steuerzahlende Bürger- und Bauernschaft und die für das Heer unentbehrlichen Adelsfamilien mußten in Stand gehalten werden. War das nach einer Reihe von Friedensjahren gelungen, hatte die Einwohnerzahl, die Gewerbthätigkeit wieder zugenommen, waren die Lücken in den Regimentern ausgefüllt, so genoß der König rein und ganz das Gefühl erfüllter Pflicht. Die Leiden der Einzelnen, die Verarmung von tausenden von Familien mochte die Weltgeschichte verantworten. Das galt damals eben so selbstverständlich wie heut,

nur trugen vor hundert Jahren die Menschen ihr Schicksal mit mehr Ergebung, weil sie in ihren Fürsten die Stellvertreter Gottes verehrten, besonders in einem Fürsten, von dem Jedermann wußte, daß er nichts für sich, Alles für den Staat und dessen Größe unternehme und anordne. Friedrich II. war durchdrungen von der Pflicht, so zu handeln. Dieser Pflicht gegenüber nahm er aber auch das Recht in Anspruch, unbedingt allein zu entscheiden, was für den Staat das Beste sei. Kein Anderer sollte selbstständig und ohne Auftrag sich da hineinmischen. Er sah das wie einen Eingriff in die Majestätsrechte an, woraus es sich erklärt, daß er mit Undankbarkeit, oft geradezu mit Härte Diejenigen behandelte, die sich herausnahmen, nach eigenem Ermessen helfend irgendwo einzugreifen. Wir werden sehen, wie diese Anschauungsweise sich später stets schroffer herausstellte. Damit hing es zusammen, daß der König selbst einen wirklich guten Rath, der ihm ungefordert ertheilt wurde, für Anmaßung hielt und fast immer zurückwies, ohne sich jedoch den Vortheil entgehen zu lassen, der aus der Befolgung desselben zu ziehen war. Nach einiger Zeit trat er dann selbst mit der Sache hervor, als wäre sie in seinem eigenen Kopfe entsprungen. Eben so schlug er meistentheils alle Bitten um Belohnung und Beförderung, selbst verdienten Leuten ab, um sie später, oft sehr spät, wie aus eigenem Antriebe gewähren zu können. Er nahm dadurch gewissermaßen

die Stellung einer höheren Vorsehung ein, deren Beschlüsse unberechenbar bleiben. In der That blickten die Unterthanen wie zu einem höheren Wesen zu ihm auf und trösteten sich, wenn des Königs Maßregeln ihnen hart und ungerecht dünkten, mit dem Spruch: Er wird schon wissen, wozu es gut ist. Dafür haben wir das eben so wahre als poetische Zeugniß Lessing's in der Minna von Barnhelm. Sein Tellheim wurde von den Zeitgenossen mit unbegrenztem Jubel als das sprechende Ebenbild des treuen preußischen Officiers begrüßt, der seinem Könige wie seinem Gott vertraut, und der in aller Noth und Vernachlässigung nicht von dem Glauben läßt, daß er einen gerechten Herrn über sich hat.

Eben so groß aber, wie die Liebe und Verehrung der Seinigen, war der Haß und die Furcht, welche Friedrich II. den Nachbarn und fremden Fürsten einflößte. Jeder von ihnen mußte auf der Hut sein vor einem Herrscher, dessen rücksichtslose Politik niemals das Recht des Dritten, stets nur den eigenen Vortheil zu beachten schien. Zu gleicher Zeit aber war seine arbeitsame, sparsame Regierung, die Einfachheit seiner Lebensgewohnheiten ein stummer kränkender Vorwurf für fast alle damaligen Regenten, die in leerem Prunk den Schweiß der Unterthanen vergeudeten. Das preußische Kriegsheer, von Jahr zu Jahr anwachsend, der gefüllte Staatsschatz schien jetzt in ganz anderer

Weise bedrohlich, als unter Friedrich Wilhelm I., seit man wußte, wie bereit dessen Sohn war, bei jeder passenden Gelegenheit zum Schwerte zu greifen. Das allgemeine Mißwollen wurde noch erhöht durch des Königs sarkastische Bemerkungen über die Trägheit, Wollust und Verschwendung seiner Mitfürsten. Wie giftige Pfeile flogen seine Witzworte von der belebten Tafelrunde in Sanssouci durch ganz Europa und verletzten eben so sehr den erbärmlichen Ludwig XV. als die üppige sittenlose Elisabeth von Rußland. Auch Maria Theresia und deren Gemahl wurden von des Königs Spöttereien getroffen. — Er hatte die Kaiserin-Königin zu schwer verletzt, um gerecht gegen sie sein zu können, und sie ihrerseits konnte nimmermehr den Raub vergessen, den der Brandenburgische Emporkömmling an dem Habsburgischen Erbe verübt.

Während der König die Zeit des Friedens dazu benutzte, von seinem stillen Studierzimmer aus nach jeder Richtung für das Wohl des Landes zu sorgen, von dessen Bedürfnissen er überall bei den regelmäßigen Bereisungen der Provinzen Kenntniß nahm, während er besserte und baute, wo es Noth that, während er in seinen Mußestunden die Geschichte seiner Kriege für die Nachwelt aufzeichnete, sich an dem wachsenden Schmuck der Gärten, an den Treibereien seltener Früchte erfreute, dichtete und musicirte, zogen sich bereits an dem politischen Himmel Europa's die ersten Wölkchen zusammen, die

sich bald zu einem furchtbaren Gewittersturm ballen und verheerend über den Welttheil entladen sollten. Niemand konnte ahnen, daß alles Glück und alle Arbeit der ersten 16 Jahre dieser wunderbaren Regierung nur das Vorspiel waren zu so großen Begebenheiten, wie die Welt sie kaum jemals vorher oder nachher gesehen, und daß der Sieger in fünf Schlachten, der Begründer eines neuen, reicheren, betriebsameren Preußenlandes, den man schon seit dem Dresdener Frieden mit dem Beinamen des Großen ehrte, und auf den von nah und fern alle Blicke mit Bewunderung und Neid gerichtet waren, erst am Beginn seiner eigentlichen Heldenlaufbahn stehe.

Er, der Eine Mann sollte einer Welt von Feinden gegenübertreten, aber nicht nur als Einzelner, sondern in vieler Beziehung auch als Vereinsamter!

Wie es gekommen, daß Friedrich der Große sich gewissermaßen selbst zu einem Altjunggesellenthum verdammte, während er länger als 50 Jahre vermählt war, wird niemals vollständig klar werden. So viel steht fest, daß das weibliche Geschlecht auf ihn keinen Reiz übte. Die wenigen alten Damen, die er aufrichtig verehrte, seine Erzieherin, Mme. Roucoules, die Freundin seiner Jugend, Frau v. Camas, sind ihm zwar stets Gegenstand liebevoller Fürsorge geblieben, und er widmete ihnen fast kindliche Verehrung, aber von einem eigentlichen Gedankenaustausch findet sich in den zahl=

reichen Briefen an dieselben nichts. Ein solcher tritt uns allerdings in der Correspondenz mit der geistreichen Kurfürstin von Sachsen und der Herzogin von Gotha entgegen, aber hier fehlt wiederum ein wahres persönliches Verhältniß. Er hat jede dieser fürstlichen Damen nur kurze Zeit und nur selten während seines langen Lebens gesehen. Niemals werden wir bei dem Könige die Sehnsucht nach einem häuslichen Heerde gewahr. Seine Brüder und Neffen hielt er nicht weniger als seine Schwestern in ehrfurchtsvoller Entfernung von sich. Kamen sie auf seine Einladung zum Besuch nach Potsdam, so wurde ihnen gewöhnlich bald nachher angedeutet, daß sie wieder gehen könnten, wozu der König sich der Form bediente, daß er zu ihrer Ueberraschung durch einen Adjutanten sein Bedauern ausdrücken ließ, daß die Gäste schon morgen wieder abreisen wollten. Noch in den 70er Jahren drückte Kaiser Joseph II. sein Erstaunen über die Unterwürfigkeit aus [1]), welche die Prinzen in des Königs Gegenwart zur Schau trugen. In der That wurden dieselben in vollkommener Abhängigkeit gehalten. Sie bekamen sehr wenig Geld [2]), wurden auf Schritt und Tritt

---

[1]) v. Arneth, Briefwechsel Joseph's II. und Maria Theresia's.

[2]) Ergötzlich ist es, daß sogar Herr Preuß sich über diesen Punkt, wie es scheint, ironisch vernehmen läßt, wenn er I. 260 sagt: In ihrer Hofhaltung mußte sich die ganze königliche Familie

genau controlirt, und die jungen Brüder erhielten Stubenarrest, wenn sie ohne Erlaubniß eine kleine Reise machten oder sich sonst irgend eine Freiheit herausnahmen. Nur Prinz Heinrich war in guter äußerer Lage. Er hatte Rheinsberg erhalten und bezog die großen Einkünfte der Johannitercomthurei Sonnenburg. Der junge dereinstige Thronfolger, des Prinzen August Wilhelm Sohn, war nicht der Art, daß der König ihn gern um sich haben konnte, da ihm nichts mehr zuwider war als Arbeitsscheu, Müßiggang und Hang zur Liederlichkeit. Friedrich II. mochte bald erkannt haben, daß ein Versuch, die Sitten des nachmaligen Friedrich Wilhelm II. zu ändern, zu nichts führen könne. Eigenthümlich war des Königs Verhältniß zu seiner „Lieblingsschwester [1])" Wilhelmine von Baireuth. Ihre Memoiren fließen über von den glühendsten Ausdrücken der Liebe für den angebeteten Bruder, auch des Königs Briefe sind voll zärtlicher Verehrung. Aber beide Naturen waren zu ähnlich, um nicht auch oft an einander zu gerathen. Aechte Berliner Kinder, mit überwiegender Verstandesschärfe, voll Spottlust, witzig, an Dingen und Personen überall die lächerliche Seite

---

sehr knapp behelfen, wie es der König selbst that. Dagegen bedachte Friedrich seine Geschwister öfters mit Gedichten, in welchen er ihnen die schmeichelhaftesten Huldigungen widmete.

[1]) Voltaire und die Markgräfin von Baireuth von G. Horn. Berlin 1865. Grenzboten 1865 Nr. 47. Oeuvres XVII.

herausfindend. Dazu des Königs hohes Selbstgefühl, welches der Schwester nicht die geringste Abweichung von seinen Wünschen und Befehlen gestattete und jede solche Auflehnung, wie bei der Angelegenheit eines Erlanger Zeitungsschreibers, bei der Verheirathung ihrer Hofdame mit einem Oesterreicher, mit Monate langer Ungnade strafte, die sich in kurzen eisigen Antworten auf die unterwürfigen Bitten der Schwester kundgiebt [1]). Nicht ein Mal zur Vermählung der Prinzessin Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger durfte sie nach Berlin kommen. Auf solche Zerwürfnisse folgte jedoch allmählich wieder die Aussöhnung, aber sie ließen lange einen Stachel in der Seele Wilhelminens zurück.

Die jüngste Schwester, Amalie, blieb unvermählt. Friedrich hatte mehrere Anträge aus politischen Rücksichten abgelehnt, und die Prinzessin verzieh es dem Bruder nicht, daß sie ihr im höchsten Grade liebebedürftiges Herz bis zum Tode im jungfräulichen Busen verschließen mußte. Tiefer noch schmerzte sie die Mißhandlung ihres Geliebten, des vielgenannten Friedrich von der Trenk, den der König unter einem wahrscheinlich ungegründeten Vorwande einkerkern ließ, und dessen beharrlichen Fluchtversuchen er eine ebenso beharrliche Verschärfung seiner Haft entgegensetzte, die sich bis zur Erfindung grausamer Peinigungsmittel

[1]) Oeuvres XVII. 125—131.

steigerte. Wie dieser abenteuerliche Mann zuletzt doch seine Freiheit erhielt und nach vielen wechselvollen Schicksalen 1794 zu Paris sein Leben unter der Guillotine endete, ist bekannt. — Der Umgang mit dieser tiefgekränkten Prinzessin konnte ebensowenig als der mit seiner weitab im Frankenlande wohnenden Schwester Wilhelmine die Einsamkeit in Sanssouci bannen und für das fehlende Familienglück Ersatz bieten. Freunde sollten die Leere im Herzen des Königs ausfüllen.

Schon in der kronprinzlichen Zeit sind wir dieser Sehnsucht nach wahrer Freundschaft begegnet. Jener romantische Bayardorden gab davon Zeugniß. Wohl fanden sich damals Männer, welche mit reiner aufrichtiger und hingebender Anhänglichkeit dem jungen Fürsten ergeben waren; Suhm, Jordan und Keyserlingk vor Allen. Aber schnell starben sie dahin. Auch Camas und der alte Lehrer Duhan folgten ihnen bald in's Grab. 1746 war keiner von den Genannten mehr am Leben. Mit treuer Sorge nahm sich Friedrich der Kinder dieser Männer an und ward bis an's Ende nicht müde, ihre Bitten zu hören und ihre Wünsche zu erfüllen.

Wie tief er den Verlust seiner Getreuen empfand, zeigen des Königs Briefe aus jenen Tagen. An Duhan schreibt er (24. September 1745 [1]). „Welch ein Un-

---

[1]) Oeuvres XVII. 288.

glück, fast zu gleicher Zeit den armen Jordan und meinen theuren Keyserlingk zu verlieren. Das war meine Familie, und ich stehe nun da, verwittwet und verwaist, das Herz wie mit dunklem Trauerflor umhüllt. — — Erhalten Sie Ihre Gesundheit und bedenken Sie, daß von allen meinen alten Freunden mir fast Niemand geblieben ist, als Sie."

Wohl hatte Friedrich recht, wenn er den Verlust dieser Männer für unersetzlich hielt. Sie waren unter Verhältnissen, die nie wiederkehren konnten, seinem Herzen nahe getreten. Damals lebte er in Rheinsberg, allerdings voll hoher Erwartungen für die Zukunft, aber in beschränkter Lage und noch immer unter dem harten Druck der väterlichen Aufsicht. Friedrich Wilhelm I. stand in den besten Mannesjahren, er hatte die Krankheit von 1734 gegen alle menschliche Voraussicht überstanden, wer konnte wissen, ob er nicht noch ein hohes Alter erreichen würde? So war des Kronprinzen Stellung eine solche, daß die Männer, die er in seinen engsten Kreis zog, sich einer gewissen Gleichstellung bewußt sein konnten, wie die Idee der Freundschaft es erheischt. Jugendliche Schwärmerei auf beiden Seiten ließ über die Kluft hinwegsehen, welche den künftigen Monarchen von seinen Unterthanen trennte. Harmlos genoß man die heitern Tage und freute sich ohne heftige Begierden und Wünsche an stets wechselnder geistreicher Unterhaltung. Das änderte sich im

Augenblick der Thronbesteigung. Jetzt hofften seine Getreuen auf goldene Tage[1]). Bezeichnend für diese Stimmung ist Keyserlingk's Billet an Algarotti vom 3. Juni 1740. Friedrich hatte durch zwei Zeilen den interessanten Italiener eingeladen. „Lieber Algarotti," schrieb der König[2]), „mein Schicksal hat sich geändert, ich erwarte Dich mit Ungeduld, laß mich nicht schmachten." Keyserlingk begleitete diese Einladung mit gereimten und ungereimten Worten, in welchen sich der vollständige Wonnetaumel abspiegelt, in welchem die „Freunde" sich befanden: „Das gesammte Volk," schreibt er, „ist außer sich vor Freude. Der König überschüttet das ganze Land mit Wohlthaten, Schenken und Geben mit vollen Händen ist sein tägliches Geschäft! Jetzt rede mir noch einer von Titus."

Wir wissen, wie entfernt der König davon war, die hochgespannten Erwartungen seiner Umgebung zu erfüllen. Als man inne wurde, daß er nur wahres Verdienst um den Staat, nicht aber gesellige Talente reich zu belohnen denke, folgte eine allgemeine Enttäuschung und Niedergeschlagenheit. Alsbald sonderten sich von der geringen Zahl wahrer Freunde die Glücksritter ab, welche nur auf eine glänzende Carrière speculirt hatten. Jene wenigen Getreuen raffte, wie gesagt, leider der

---

[1]) Vergl. Bielefeld's Briefe. Deutsche Ausgabe I. 68.

[2]) Oeuvres XVIII. p. 15.

Tod mit entsetzlicher Schnelligkeit hinweg. Die Nachfolger, welche der König dann anwarb, sollten, ohne daß er sich das klar machte, nicht sowohl wirkliche Herzensfreunde, als Erheiterer seiner Tafelstunden sein. Natürlich waren es die geistreichsten Männer, namentlich schriftstellerische Größen, welche er an sich zu ziehen suchte, und da er überhaupt Geist und Witz für ausschließliches Eigenthum der Franzosen hielt, nur Franzosen. Bald hatte sich auch ein glänzender Kreis derselben in Sanssouci versammelt. Vor Allen der Marquis d'Argens, als Verfasser der jüdischen Briefe damals weit berühmt. Ein Mann von vielen Kenntnissen, gutherzig, leicht erregbar und wegen mancher hypochondrischer Schwachheiten zur Neckerei herausfordernd. Neben ihm finden wir den Arzt la Mettrie, dessen überspanntes Wesen sich durch gotteslästerliche Schriften kund gegeben hatte, und den in Friedrich's Augen eine Art von Märtyrerthum umgab, weil er eben dieser Schriften wegen sein Vaterland meiden mußte. Darget, früher Sekretär des Gesandten Valori, hatte sich durch die Aufopferung und Geistesgegenwart bemerklich gemacht, mit welcher er seinen Herrn nach der Schlacht von Hohenfriedeberg von der Gefangenschaft rettete, indem er sich einem andringenden Pandurenhaufen selbst als den Gesandten vorstellte und wegschleppen ließ. Er war eine Zeit lang Vorleser und wurde in vielen ernsten und scherzhaften Gedichten

vom Könige besungen. Friedrich hatte sehr gewünscht, auch den berühmten Mathematiker d'Alembert an seinen Hof zu ziehen. Er lud denselben auf's Dringendste ein und ertheilte ihm eine Pension von 1200 Francs, welche dem in dürftigen Verhältnissen lebenden Gelehrten zu wesentlicher Erleichterung gereichte. d'Alembert war für diese Gunst aufrichtig dankbar, konnte sich aber nicht entschließen, seine Freiheit zum Opfer zu bringen, und blieb in Frankreich. Der Briefwechsel dieses Mannes mit dem Könige ist sehr lebhaft und interessant. Alle wichtigen Gegenstände der Philosophie und Politik kommen zur Sprache. So entstand trotz der Entfernung eine wahre Freundschaft zwischen beiden Männern, welche bis zu d'Alembert's Tode 1783 niemals getrübt wurde. Noch manche Andere wären zu nennen, die länger oder kürzer jenem Kreise angehörten, wo der König, wenn er von der Arbeit sich abgespannt fühlte, neue Anregung und Erholung suchte. Man sprach über die tiefsten und flüchtigsten Gegenstände. Oft genug aber wurde die Unterhaltung ausgelassen, und es fehlte auch nicht an sehr handgreiflichen Scherzen, die der König stets gegen die empfindlichsten Seiten jedes Einzelnen zu richten wußte. D'Argens, für seine Gesundheit äußerst besorgt, wurde mehr als ein Mal durch vorgeblichen Feuerlärm oder sonstige Erfindungen aus dem Bett in die kalte Nachtluft gelockt. Sogar Jordan, den Friedrich so sehr liebte, wie er überhaupt

Jemanden lieben konnte, mußte sich, weil er für zaghaft galt, sehr gegen seine Neigung mitten in das Kriegsgetümmel begeben und konnte erst nach langen wiederholten Bitten die Erlaubniß erhalten, aus Schlesien nach Berlin zu seinen geliebten Büchern zurückzukehren. Die Freude, mit der die übrigen Genossen bei solchen Neckereien mitwirkten, hatte immer etwas Bängliches, weil jeder fürchten mußte, die Reihe nächstens auch an sich kommen zu sehen.

Vollständig wegwerfend wurde Pöllnitz behandelt, der es freilich auch nicht besser verdiente. Dieser gesellig feingebildete und durch seine Memoiren noch heut als Schriftsteller geschätzte Mann entbehrte jeder sittlichen Haltung. Aus verächtlichen Rücksichten hatte er mehr als ein Mal die Religion gewechselt, steckte allezeit in Schulden, die der König manchmal bezahlte, bis zuletzt unter Trommelschlag auf den Straßen Berlins ausgerufen wurde, daß Niemand bei Strafe dem leichtsinnigen Baron Etwas borgen sollte. Er war es, der die bittersten Hiebe des Spottes vom Könige zu erdulden hatte, die mehr oder minder auch oft die Andern trafen, welche dann natürlich nicht mit gleicher Münze bezahlen durften. Was gehörte dazu, um Ausfälle wie z. B. den folgenden zu tragen: „Sagen Sie doch, lieber Pöllnitz, wie hieß der Holländer, den Sie mit den falschen Dukaten betrogen haben? Mein Gedächtniß läßt mich jetzt oft im Stich!“

Alle diese Freunde waren übrigens, und zwar unter bestimmten Bedingungen und gegen eine in der Regel sehr mäßige Besoldung[1]), förmlich im Dienste des Königs. Sie mußten auf Befehl zu jeder Zeit erscheinen und durften sich nie ohne Urlaub, der noch dazu oft verweigert wurde, von Berlin oder Potsdam entfernen. Unter solchen Verhältnissen kann von Freundschaft im edleren Sinne des Wortes nicht die Rede sein, und man darf behaupten, daß die Genossen des Tabakscollegiums mit Friedrich Wilhelm I. auf weit vertrauterem Fuße standen, als diese Franzosen mit seinem Sohne. Der vorige König wollte hier nur als Obrist des Leibregiments mit andern Obristen verkehren und hielt sich seinen gelehrten Hofnarren zur Belustigung der Gesellschaft. Allerdings war der Ton an der Tafelrunde in Sanssouci unendlich geistreicher, edler und geschmackvoller, aber dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die ganze Freundesschaar im Grunde nur als die letzte verfeinerte Form betrachtet werden kann, unter welcher das Geschlecht der Kiau, Morgenstern, Gundling und Faßmann allmählich von den Fürstenhöfen und aus der Welt verschwand. Auch hat keiner von Allen auf die Länge in dem Feuer des königlichen Witzes ausgehalten.

Aber es sollte eine Zeit kommen, wo die schwersten Sorgen und Bekümmernisse das stets rege

---

1) Sogar d'Argens erhielt nur 1000 Gulden. Oeuvres XIX. 1.

Freundschaftsbedürfniß des Königs zur höchsten Sehnsucht steigerten, und wo er einer theilnehmenden Seele bedurfte, um sein Herz durch Klagen zu erleichtern und durch Trostworte aufrichten zu lassen. Da flammte die Liebe zu der oft vernachläßigten und gekränkten Schwester Wilhelmine hell auf, es tauchte die Erinnerung an jene Schreckenstage empor, welche die Kinder im Berliner Schlosse verlebt, an den Opfermuth bis zum Tode, den die Schwester ihm in der harten Cüstriner Zeit entgegengebracht, und an all' die unermüdliche Sorgfalt, mit der Wilhelmine und die Mutter ihn so oft vor des Vaters Wuth zu schützen gewußt. Damals erkannte er auch zuerst ganz den Werth des biedern d'Argens. Nicht mehr der Schwächen und Lächerlichkeiten des treuen Mannes gedachte er, sondern er wendet sich an ihn, wie an einen wahren Busenfreund. Zweihundertsechszig zwischen ihnen gewechselte Briefe sind uns aus der Zeit des siebenjährigen Krieges mitgetheilt [1]), als ein schönes Denkmal wechselseitiger Theilnahme und Anhänglichkeit. — Leider kehrte mit der Ruhe des Friedens bei dem Könige auch die alte übersprudelnde spottsüchtige Laune zurück. — d'Argens verließ tiefgekränkt den erlauchten Freund, um in der sonnigen Provence seine Tage zu enden. Der briefliche Verkehr wurde nicht ganz unterbrochen, und als die

[1]) Oeuvres XIX. 41—383.

Marquise den Tod ihres Mannes meldete, versicherte Friedrich sie mit herzlichen Worten seiner Theilnahme und erbot sich zu jeder Art von Unterstützung.

Wie anders konnte sich innerlich und äußerlich das Leben des Königs mit seinen Freunden gestalten, wenn er nicht die gefährliche Gabe des Witzes besessen hätte, die bei einem Mächtigen doppelt gefährlich, weil doppelt verletzend ist.

Zwischen den „Freunden" des Königs und seinen wirklichen Beamten nahmen eine eigenthümliche Stellung zwei Männer ein, welche aus fernen Landen dem Ruf an den Berliner Hof gefolgt waren. General Keith, ein geborener Schotte, verließ die russischen Kriegsdienste, in welchen er große Auszeichnung erworben, und trat in das preußische Heer, zu so großer Genugthuung Friedrich's II., daß dieser ihn sofort zum Feldmarschall ernannte. „Biederkeit des Herzens, anmuthige Formen des Umgangs und heldenmüthige Tapferkeit am Tage der Schlacht," mit solchen Worten schildert der König die Eigenschaften dieses Mannes. Keith war seinerseits von dem neuen Herrn, in dessen Dienste er getreten, nicht minder entzückt. Er schilderte die Reize des Lebens in Sanssouci seinem älteren Bruder, dem Lord Marishal von Schottland, mit solchem Feuer, daß auch dieser sich bewogen fand, nach Preußen überzusiedeln.

Der Lord war einer der eifrigsten Anhänger der

vertriebenen Stuart's und hatte 1744 sich bei der abenteuerlichen Landung des Prätendenten an der schottischen Küste betheiligt, weshalb er, nachdem dies Unternehmen gescheitert war, in die Verbannung gehen mußte.

Friedrich II. empfing ihn mit offenen Armen und bediente sich seiner zu den wichtigsten diplomatischen Geschäften. Er war eine Zeit lang Gesandter in Paris, dann Gouverneur von Neufchatel. Diesen Posten gab er auf, weil er sich durch die schroffen Formen des preußischen Beamtenthums verletzt fühlte, unter denen ihm die dienstlichen Befehle und Zurechtweisungen des Königs ausgefertigt wurden. Friedrich II. nahm ihm das nicht übel, sondern behielt den würdigen Mann in seiner unmittelbaren Umgebung. Er schenkte ihm ein Haus in der Nähe von Sanssouci und widmete dem betagten Herrn (er war fast 20 Jahre älter als der König) die zarteste Sorgfalt bis an dessen Tod. Er fand bei ihm jeder Zeit freimüthigen Rath und anregende Unterhaltung über die wichtigsten Dinge und fesselte ihn dadurch dauernd an sich, daß er ihn mit derjenigen Rücksicht behandelte, die ein Lord von Großbritanien beanspruchen konnte, wohl einsehend, daß die Art, wie er mit seinen französischen Literaten umging, hier nicht angebracht war. In ähnlicher Weise mäßigte sich Friedrich auch seinen Generalen gegenüber, von denen viele wie vertraute Freunde behandelt wurden.

Winterfeld stand unter diesen seinem Herzen am nächsten; er gestattete demselben größeren Einfluß auf seine Entschlüsse, als sonst einem Unterthan.

Die Schilderung des Kreises, in dem der König lebte, würde unvollständig sein, wenn wir nicht des früheren Kammerdieners, nunmehr ersten Kämmerers und Schatzmeisters Fredersdorf gedächten, der in kronprinzlicher Zeit den gefangenen Königssohn in Cüstrin durch sein Flötenspiel erheiterte und eine geheime Correspondenz mit der Königin und der Prinzessin Wilhelmine vermittelte. Friedrich vergaß nie die Dankbarkeit, die er ihm schuldete; er schenkte ihm mehrere Güter und gestattete ihm viel freie Zeit, um sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der Goldmacherei, hinzugeben. Aus der sehr lebhaften Correspondenz zwischen beiden so verschieden gestellten Männern sind leider nur 43 meist kurze Briefe bekannt geworden [1]), die bis zu dem erst

---

[1]) Friedrich's II. eigenhändige Briefe an ꝛc. Fredersdorf, herausgegeben von Burchardt. Leipzig 1834. Man hat die Aechtheit derselben sicherlich mit Unrecht bezweifelt. Hier eine Probe: Soor, 1745, 2. Oct. denke Dir wie Wihr uns geschlagen haben, 18 gegen 50. Meine gantze equipage zum Teufel, anamarie (eins der Leibpferde) ist thot gehauen, Eichel, Müler und Lusser seindt noch nicht ausgefunden. Wan das unglük einmal wil, dem fället es alle Mahl auf dem Hals, der Köpen mus Mihr 10,000 Thlr. Schicken, Wehrstu hier geweßen, ich hette nichts verlohren, aber Du kennst den dummen Rittzen, der Sich gar nicht

1780 erfolgten Tod des treuen Dieners geschrieben wurden. Sie zeigen eine so innige Theilnahme an dem Befinden und Ergehen Fredersdorf's, wie der König sie ohne Ausnahme sonst Niemandem widmete. Von den kleinsten Wirthschaftsangelegenheiten bis zu den wichtigsten Kriegsbegebenheiten wird ihm im reinsten Berliner Dialekt mit der allergenialsten Orthographie Meldung gethan. In Fredersdorf's Antworten ist charakteristisch, daß er, wie alle wahrhaft anhänglichen Diener, von des Königs Sachen und Eigenthum als von dem „unsrigen" redet. Da er kränklich war und allerlei Medizin durcheinander nahm, so wiederholen sich stets des Königs Mahnungen zu einfacher Diät; man kann um das Befinden eines nächsten Verwandten sich nicht besorgter zeigen. Dieser Briefwechsel ist deshalb einzig in seiner Art, weil wir hier allein Züge von

---

zu helfen weis. — — Nuhn ist die Campagne gewiß vorbei, und werde ich Sie endigen können wan es Mihr gefällt, Sei Du nur geruhig. Rothenburg wäre bald gestorben, der guthe brave Wedel ist Thoht, Albert (der Marggraf) auch, ist nicht viel verloren. Blankenburg und Bredau auch. Helffe der Himmel weiter. in Solcher großen Gefahr und Noht bin ich Mein thage nicht geweßen als den 30. und bin doch Heraus gekommen. Gott bewahre Dihr. Mache doch meine Sachen alle in Berlin wie ich es haben will, und werde gesund. Friedrich.

Vergleiche auch Oeuvres XXVII. 2. die Notizen von Preuß über Fredersdorf's Persönlichkeit.

Hausväterlichkeit und von einem Gefühl für den häuslichen Herd, im bürgerlichen Sinne des Wortes, antreffen, die man sonst auf dem vereinsamten Lebenswege des Königs vergebens sucht. Er entging in diesem Punkte nicht dem Schicksal fast aller unvermählten alten Herren, daß sie ihr Herz zuletzt an Personen in tief untergeordneter Stellung hängen.

Wir dürfen in diesem Kapitel die Windspiele des Königs nicht mit Stillschweigen übergehen. Bis auf den heutigen Tag sieht man in Potsdam die von diesen kleinen Lieblingen zerfetzten kostbaren Möbelüberzüge. Ihnen war Alles gestattet. Der König fütterte sie eigenhändig und ließ sich, wenn er im Felde war, über ihr Befinden Bericht erstatten[1]). Im Garten von Sanssouci kann man auf den Grabsteinen derselben ihre Namen lesen, — sie waren alle weiblichen Geschlechts. Starb eines dieser Thiere, so war der König Tage und Wochen lang tief betrübt, als hätte er einen theuren Freund verloren.

---

[1]) In seinen Briefen läßt der König die Windspiele grüßen. Der Vorleser Catt schreibt: Oeuvres XXIV. 27. Die liebenswürdige Alkmene befindet sich wohl. Da ich nicht ausgehen kann, lasse ich mich täglich nach ihrem Befinden erkundigen. Der König antwortet: Die Nachrichten von meiner kleinen Alkmene machen mir immer Freude. Es wird wenig Menschen von so verständiger Gesinnung geben, wie dieses Hündchen, auch schätze ich ihre Tugenden noch höher als ihre reizende Figur.

Wir können unmöglich von der Schilderung dieser friedlichen Jahre scheiden, ohne der bekannten Erzählung des Candidaten Linsenbarth zu gedenken, dessen Tagebuch mit unmittelbarer Wahrheit und naiver Lebendigkeit plötzlich den Schleier zerreißt, welchen ein Jahrhundert voller Sagen, Ueberlieferungen, Darstellungen und Forschungen über des Königs Gestalt ausgebreitet hat. Der arme Schulmeister läßt uns einen so klaren Blick in verschiedene damalige Culturverhältnisse, vor Allem aber in den von Grund aus doch wohlwollenden Charakter des Königs thun, daß wir ein kleines unbewußtes Kunstwerk vor uns sehen, wie es Fritz Reuter nicht besser hätte erschaffen können [1]). Linsenbarth hätte auf den Gütern des Grafen Werthern in Thüringen eine Pfarre bekommen können, allein nur unter der lästigen, ihm nicht zusagenden Bedingung, die Kammerjungfer der Frau Gräfin zu heirathen. Da er das ablehnte, war seine Carrière für immer verdorben. Den Chikanen der gnädigen Gräfin zu entgehen, ergriff der arme Mann den Wanderstab und kam am 20. Juni 1750 nach Berlin, wo er durch Lehrstunden seinen Unterhalt zu erwerben

---

[1]) Das in Rödenbeck's Beiträgen abgedruckte Tagebuch ist aus dem Jahre 1750. Weshalb die Geschichte in dem trefflichen Bilderwerke von Kugler und Menzel in das Jahr 1766 verlegt wird, ist nicht ersichtlich.

hoffte. Wie es ihm da erging, mag er nun selbst erzählen: „Bei Visitirung meiner Sachen auf dem Packhofe wurden mir 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen weggenommen. Der König, sagte man mir, hätte schon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verschlagen lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hierher, in die königliche Residenz, auf den Packhof! Contrebande, Contrebande! Das war ein schöner Willkommen. Ich entschuldigte mich mit der Unwissenheit: käme aus Thüringen, viele Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wissen können, was Se. Majestät in Dero Ländern verbieten lassen. Der Packhofs-Inspector: „Das ist keine Entschuldigung. Wenn man in eine solche Residenz reisen und daselbst verbleiben will, so muß man sich nach Allem genau erkundigen und wissen, was für Geldsorten im Schwunge gehn, damit man nicht durch Einbringung verrufener Münzen Gefahr laufe." — Ich: „Was soll ich denn anfangen? Sie nehmen mir ja so gar unschuldig die Gelder weg! Wie und wovon soll ich denn leben?" — Packhofs-Inspector: „Da muß er zusehn und ich will Ihm sogleich bedeuten: Wenn die Sachen auf dem Packhofe visitirt worden, so müssen solche von der Stelle geschafft werden." — Es wurde ein Schiebkarren herbeigerufen, meine Effecten fortzufahren; dieser brachte mich in die Jüdenstraße in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab und for-

derte vier Groschen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam herbei, und als er sah, daß ich ein gemachtes Federbett, einen Koffer voll Wäsche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. Da könnte ich wohnen: Essen und Trinken wollte er mir geben; — und so lebte ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in lauter Furcht und Angst. In dem weißen Schwan spannen Fuhrleute aus und logiren da, und so kam denn öfters ein gewisser Advokat B. dahin und hatte sein Werk mit den Fuhrleuten; mit diesem wurde ich bekannt und klagte ihm meine unglücklichen Fata. Er obligirte sich, meine Gelder wieder herbeizuschaffen, und ich versprach ihm für seine Bemühungen einen Louisd'or. Den Augenblick mußte ich mit ihm fortgehen und so kamen wir in ein großes Haus; da ließ B. durch einen Bedienten sich anmelden und wir kamen in continenti vor den Minister. Der Advokat trug die Sache vor und sagte unter Anderm: „Wahr ist es, daß der König die Batzen ganz und gar verschlagen lassen; sie sollen in seinem Lande nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Ohnehin extendirt sich das Edict nicht so weit, daß man den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll u. s. w." Hierauf fing der Minister an zu reden: „Monsieur, seid Ihr der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will? Ich höre, Ihr habt Lust auf die

Hausvoigtei? Redet weiter, Ihr sollt zu der Ehre gelangen u. s. w." Was thut mein Advokat? — Er submittirte sich und ging zum Tempel hinaus; ich hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so war B. über alle Berge; und so hatte er denn meine Sache ausgemacht, bis auf die streitigen Punkte.

Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König supplicando anzutreten, das Memorial müsse ganz kurz, gleichwohl aber die contenta darinnen sein. Ich concipirte eins, mundirte es, und ging damit mit dem Aufschluß des Thors, ohne nur einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben (o der Verwegenheit!) in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich auch so glücklich den König zum ersten Male zu sehen. Er war auf dem Schloßplatze beim Exerciren seiner Soldaten. Als dieses vorbei war, ging er in den Garten, und die Soldaten auseinander; vier Officiere aber blieben auf dem Platze und spazierten auf und nieder. Ich wußte vor Angst nicht, was ich machen sollte, und holte die Papiere aus der Tasche. Da war das Memorial, zwei Testimonia und ein gedruckter thüringischer Paß. Das sahen die Officiere, kamen gerade auf mich zu, und fragten, was ich da für Briefe hätte? Ich communicirte solche willig und gern. Da sie gelesen hatten, so sagten sie: „Wir wollen ihm einen guten Rath geben. Der König ist heute extra gnädig und ganz allein in den Garten gegangen. Gehe er ihm auf dem Fuße nach,

er wird glücklich sein.“ Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß; da griffen sie zu. Einer nahm mich beim rechten, der Andere beim linken Arm. Fort, fort in den Garten! Als wir nun dahin kamen, so suchten sie den König auf. Er war bei einem Gewächse mit den Gärtnern, bückte sich, und hatte uns den Rücken zugewendet. Hier mußte ich stehen, und die Officiere fingen an in der Stille zu commandiren: „Den Hut unter den linken Arm! — Den rechten Fuß vor! — Die Brust heraus! — Den Kopf in die Höhe! — Die Briefe aus der Tasche! — Mit der rechten Hand hoch gehalten! — So steht!“ Sie gingen fort und sahen sich immer um, ob ich auch so würde stehen bleiben. Ich merkte wohl, daß sie beliebten ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber wie eine Mauer voller Furcht. Die Officiere waren kaum aus dem Garten hinaus, so richtete sich der König auf und sah die Maschine in ungewöhnlicher Positur dastehen. Er that einen Blick auf mich, es war als wenn mich die Sonne durchstrahlte. Er schickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er solche in die Hände bekam, ging er in einen anderen Gang, wo ich ihn nicht sehen konnte. Kurz darauf kam er wieder zurück zu den Gewächsen, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz und ging gerade auf ihn zu. O wie allerhuldreichst redete mich der große Monarch an: „Lieber Thüringer,

er hat zu Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder das Brod gesucht, und sie haben Ihm beim Visitiren der Sachen sein mitgebrachtes Thüringer Brod weggenommen. Wahr ist es, die Batzen sollen in meinem Lande nicht gelten. Aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: Ihr seid ein Fremder und wisset das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln, gebt solche wieder zurück nach Thüringen und laßt Euch andere Sorten schicken. Aber nicht wegnehmen. Gebe er sich zufrieden. Er soll sein Geld cum interesse zurückerhalten. Aber, lieber Mann, Berlin ist schon ein heißes Pflaster. Sie verschenken da nichts. Er ist ein fremder Mensch, ehe er bekannt wird und Information bekommt, so ist das bischen Geld verzehrt. Was dann?" Ich verstand die Sprache recht gut. Die Ehrfurcht war aber zu groß, daß ich hätte sagen können: Ew. Majestät haben die allerhöchste Gnade, und versorgen mich. Weil ich aber so einfältig war, und um nichts bat, so wollte er mir auch nichts anbieten, und so ging er denn von mir weg, war aber kaum 6—8 Schritte gegangen, so sah er sich nach mir um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen solle, und so ging dann das Examen an. Der König: „Wo hat er studirt?" — Ich: „Ew. Majestät, in Jena." — Der König: „Unter welchem Prorector ist er inscribirt worden?" — Ich: „Unter dem Professor theologiae Dr. Förtsch." — Der König: „Was waren denn

sonst noch für Professoren der theologischen Facultät?" — Ich: „Budaeus, Danz, Weißenborn und Walch." — Der König: „Hat er denn auch fleißig biblica gehört?" — Ich: „Beim Budaeo." — Der König: „Das ist der, der mit Wolfen so viel Krieg hatte?" — „Ja, Ew. Majestät, es war — —" Der König: „Was hat er denn sonst noch für Collegien gehört?" — Ich: „Ethica und Exegetica bei Dr. Förtsch, Hermeneutika und Polemika bei Dr. Walch, hebraica beim Dr. Danz, homiletica bei Dr. Weißenborn, pastorale et morale beim Dr. Budaeo." — Der König: „Ging es denn zu seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehedem die Studenten sich ohne Unterlaß mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kommt: „Wer von Jena kommt ungeschlagen, der hat von großem Glück zu sagen?" — Ich: „Diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode gekommen, und man kann dort anjetzt, sowohl als auf andern Universitäten ein ruhiges und stilles Leben führen, wenn man nur das dic cur hic observiren will. Bei meinem Anzuge schafften die durchlauchtigen nutritores academiae die sogenannten Renommisten aus dem Wege und ließen sie zu Eisenach auf die Wartburg in Verwahrung setzen. Da haben sie gelernt ruhig sein." — Und so schlug die Glocke Eins. — „Nun muß ich fort," sagte der König, „sie warten auf die Suppe." — Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Officiere noch gegenwärtig auf dem

Schloßplatze. Sie gingen mit dem Könige in's Schloß hinein, und kam Keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze stehen, hatte in siebenundzwanzig Stunden nichts genossen, nicht einen Dreier in bonis zu Brod, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war es wohl eine Kunst, das Heulen zu verbeißen. In dieser Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerhusar aus dem Schlosse und fragte: „Wo ist der Mann, der mit meinem Könige in dem Garten gewesen?" — Ich antwortete: „Hier!" — Dieser führte mich in's Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Husaren waren. Der Husar brachte mich an einen kleinen Tisch, der war gedeckt, und stand darauf eine Suppe, ein Gericht Rindfleisch, eine Portion Karpfen mit einem Gartensalat, eine Portion Wildpret mit einem Gurkensalat, Brod, Messer, Gabel, Löffel, Salz, war Alles da. Der Husar präsentirte mir einen Stuhl und sagte: „Die Essen, die hier auf dem Tische stehn, hat Ihm der König auftragen lassen, und befohlen, Er soll sich satt essen, sich an Niemanden kehren, und ich soll serviren. Nun also frisch daran." — Ich war sehr betreten und wußte nicht, was zu thun sei. Am Wenigsten wollte es mir in den Sinn, daß des Königs Kammerhusar auch mich bedienen sollte. Ich nöthigte ihn, sich zu mir zu setzen. Als er sich weigerte, that ich, wie er gesagt hatte, und ging frisch daran, nahm den Löffel und fuhr

tapfer ein. Der Husar nahm das Fleisch vom Tisch und setzte es auf die Kohlenpfanne; ebenso continuirte er mit Fisch und Braten, und schenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht satt. Den Confect, dito einen Teller voll großer, schwarzer Kirschen und einen Teller voll Birnen packte ein Bedienter in's Papier und steckte mir solche in die Tasche, auf dem Rückwege eine Erfrischung zu haben, und so stand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige von Herzen, daß ich so herrlich gespeiset worden. Der Husar räumte auf. Den Augenblick trat ein Secretarius herein und brachte ein verschlossenes Rescript an den Packhof nebst meinen Testimoniis und dem Passe zurück, zählte auf den Tisch fünf Schwanzdukaten und einen Friedrichsd'or; das schicke mir der König, daß ich wieder zurück nach Berlin kommen könnte. Hatte mich nun der Husar in's Schloß hineingeführt, so brachte mich der Secretarius wieder bis vor das Schloß hinaus, und da hielt ein königlicher Proviantwagen, mit sechs Pferden bespannt. Zu dem brachte er mich hin und sagte: „Ihr Leute, der König hat befohlen, Ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen.“ Ich ließ mich durch den Secretarium noch ein Mal unterthänigst bedanken für alle königliche Gnade, setzte mich auf und fuhr davon. Als wir nach Berlin kamen, ging ich sogleich auf den Packhof, gerade in die Expedi-

tionsstube, und überreichte das königliche Rescript. Der Oberste erbrach es. Bei Lesung desselben verfärbte er sich, bald bleich, bald roth, schwieg still, und gab es dem Zweiten. Dieser nahm eine Prise Schnupftabak, räusperte und schneuzte sich, setzte eine Brille auf, las es, schwieg still, und gab es weiter. Der letzte endlich regte sich, ich solle näher kommen, und eine Quittung schreiben, daß ich für meine 400 Reichsthaler ganze Batzen, soviel an Brandenburger Münzsorten ohne den mindesten Abzug erhalten. Meine Summe wurde mir sogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffer gerufen, mit der Ordre, er sollte mit mir auf die Jüdenstraße gehn, in den weißen Schwan, und bezahlen, was ich schuldig wäre und verzehrt hatte. Dazu gaben sie ihm 24 Thaler, und wenn das nicht zureichte, solle er kommen und mehr holen. Das war es, daß der König sagte: Er soll seine Gelder cum interesse wieder bekommen, daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. die ich in acht Wochen verzehrt hatte. Und so hatte denn die betrübte Historie ihr erwünschtes Ende [1]).

---

[1]) Der brave Linsenbarth fand eine bescheidene Stellung als Erzieher im Hause der Vorfahren des berühmten Chemikers Rose. Er starb daselbst 88 Jahr alt am 24. August 1777. Sein Tagebuch wurde zufällig aufgefunden und von Klaproth herausgegeben. Rödenbeck's Beiträge I. 462. — Zur Vergleichung der damaligen mit den heutigen Zuständen kann ein Aufsatz

Es kann wohl kaum einen größeren Gegensatz geben, als zwischen diesem armen, ehrenwerthen, trockenen deutschen Candidaten und dem Manne, von dem wir noch in diesem Kapitel etwas ausführlicher zu sprechen haben, weil derselbe längere Zeit den Mittelpunkt bildete, um welchen damals die ganze persönliche Umgebung des Königs sich drehen sollte. Voltaire war endlich durch Friedrich's unablässiges Andringen bewogen worden, an den preußischen Hof überzusiedeln. Am 19. September 1749 hatte er seine geliebte Marquise du Chatelet verloren; sie starb, 44 Jahre alt, im Kindbette [1]). Der berühmte Poet, damals bereits in der Mitte der fünfziger (er war 1694 geboren), fühlte sich vereinsamt. Seine Stellung in Frankreich war durch Streitigkeiten mit aller Welt unhaltbar geworden, und er entschloß sich, die Geringschätzung zu vergessen, mit welcher seine Versuche auf dem Felde der Diplomatie bei dem letzten Besuche in Potsdam von Friedrich II. zurückgewiesen worden. In der That konnten diese beiden merkwürdigen Männer eben so wenig ohne einander als mit einander leben. Wie gering der König

---

des Verfassers: Wanderung nach dem Hauptsteueramt von Breslau, dienen. Feuilleton der Schlesischen Zeitung vom 7ten Januar 1859.

[1]) Friedrich an Algarotti XVIII. 66. 12. September 49: Die Du Chatelet erwartet ihre Entbindung. Si l'embryon parait, ce sera peutêtre des oeuvres melées.

von Voltaire's Charakter dachte, wissen wir. In dem eben angeführten Briefe schreibt er an Algarotti: Voltaire hat sich nichtswürdig betragen. Er verdient mit einem Brandmal aus dem Musentempel gejagt zu werden. Wie schade, daß ein so erbärmlicher Geist diese großen Talente besitzt! Er hat die Behendigkeit, aber auch die Bosheit eines Affen — mehr davon später mündlich. Ich lasse mir nichts merken, weil ich ihn für das Studium der französischen Aussprache nicht entbehren kann. Auch von einem Schuft sind oft gute Dinge zu lernen. „Ich brauche sein Französisch, was kümmert mich seine Moral!" Aus diesem Grunde hörte er nicht auf, ihn mit den dringendsten Einladungen zu bestürmen und Briefe voll von überschwenglichen Schmeicheleien an den eitlen Poeten zu senden, die dann umgehend in gleicher Münzsorte erwiedert wurden. Endlich kam man im August 1750 über die Bedingungen des Zusammenlebens überein. Voltaire, in der ganz richtigen Meinung, daß ein König Etwas dran wenden müßte, um ihn als französischen Sprachlehrer und nebenbei noch als Gesellschafter zu engagiren, war nicht blöde in seinen Forderungen. — Viertausend Thaler Reisegeld, fünftausend Thaler Gehalt, Wohnung im Schlosse, freie Tafel, Equipage u. s. w. Außerdem bewilligte der König ihm die Kammerherrnwürde, die allerdings unter Friedrich dem Großen wo möglich noch weniger zu bedeuten hatte als heutzutage,

und verlieh ihm, was schon mehr sagen wollte, den Orden pour le mérite, den er dem zudringlichen Poeten kurz vorher abgeschlagen hatte[1]). Daß der König sich überwinden mußte, trotz seiner Sparsamkeit so große Summen zu gewähren, war ein kleiner Stachel, der fortwährend reizte und nicht dazu beitrug, das ganze Verhältniß auf die Dauer zu befestigen. Voltaire seinerseits glaubte ebenfalls, vielleicht nicht mit Unrecht, ein Opfer zu bringen, „Ich habe," schrieb er später an die Herzogin von Gotha, „meine Zeit und mein Vermögen ihm zur Verfügung gestellt. Drei Jahre lang mußte ich ihm als Lehrer schriftlich und mündlich alle Tage in den Dingen meines Berufes Unterricht ertheilen." Daß er in der Zeit, die das kostete, durch eigene Arbeiten eben so viel verdient hätte, als der König ihm gab, ist nicht zu bezweifeln.

Zuerst ging Alles vortrefflich. Voltaire's Gegenwart nöthigte den Kreis von Sanssouci, sich zusammenzunehmen, um neben einem solchen Geiste nicht voll-

---

[1]) Sehr cavaliermäßig hatte Voltaire seine Bitte gestellt, um, wie er sagte, das französische Publikum zu überzeugen, daß er noch bei dem Könige in Gunst stehe: „Ew. Majestät haben mir Pillen geschickt, die sehr gut gewirkt haben. Wenn Sie mir aber ½ Elle von Ihrem schwarzen Bande schicken wollten, so würde mir das noch größere Dienste thun." Oeuvres XXII. 213. Die Correspondenz aus dieser Zeit ist für beide Theile besonders charakteristisch.

ständig übersehen zu werden. Prinzen und Prinzessinnen, der Hof, Gesandte und Minister überboten einander in Zuvorkommenheiten gegen einen Mann, den der König vor allen Sterblichen auszeichnete. Friedrich selbst schien jede Minute für verloren zu halten, die er nicht in Voltaire's Gesellschaft zubringen konnte. Er gestattete demselben größere Freiheit im Reden und Benehmen als sonst einem seiner „Freunde." Nur in seltenen Fällen, wenn der übermüthige Franzose es mit der Familiarität denn doch zu weit trieb, runzelte sich des Königs Stirn. Dann pflegte Voltaire die Sache in's Scherzhafte zu wenden, indem er der übrigen Gesellschaft warnend zurief: „Stille, meine Herren! der König von Preußen ist eben eingetreten." Das brachte in der Regel den erzürnten Monarchen zum Lachen, und die ungezwungene Unterhaltung ging weiter. — Seinem eigentlichen Amte, den König in den Feinheiten des Französischen zu unterrichten und dessen Verse und Prosa zu corrigiren, widmete sich Voltaire mit großem Eifer und vieler Zeitaufopferung. Er wußte, daß er nichts halb thun dürfe, wenn er einem Manne wie Friedrich II. genügen wollte. Seinen Tadel, mit dem er übrigens nie zurückhielt, wußte er durch geschickt beigemischte Zeichen der Bewunderung zu versüßen. Bei der Herausgabe der „Werke des Philosophen von Sanssouci," welche 1750 prachtvoll gedruckt wurden, leistete er den thätigsten Beistand.

Eine eigene geheime Druckerei war für diesen Zweck im Schlosse errichtet. Das Buch kam damals noch nicht in's große Publikum, sondern wurde nur an vertraute Freunde vertheilt. Besonders die Gedichte, von denen ebenfalls eine Auswahl in nur 12 Exemplaren gedruckt wurde, wollte der König wie ein heiliges Pfand für denjenigen betrachtet wissen, dem er sie als Zeichen besonderer Gunst verehrte. Vor Allem wurde eines dieser Gedichte, das Palladium, ein komisches Epos über Valori's Errettung aus den Händen der Panduren, sehr geheim gehalten. Ludwig XV. z. B. wendete vergebens alle Mittel an, um ein Exemplar davon in die Hände zu bekommen.

Das ungetrübte Einvernehmen mit Voltaire dauerte aber nicht lange. Gar bald machten die vielen Schattenseiten seines Charakters sich unangenehm bemerklich. Mit giftiger Eifersucht suchte er Jeden zu kränken, wo möglich vom Hofe zu verdrängen, der neben ihm auch nur bemerkt wurde. Besonders aber gab es beständige Händel mit Maupertuis, der von Gesinnung viel ehrenwerther, aber nicht minder eitel war als Voltaire und viel mehr lächerliche Seiten zum Angriff darbot als dieser. In seinen philosophischen Briefen hatte der berühmte „Plattdrücker der Erdkugel" seinen gelehrten Schrullen, deren wir früher gedachten, so recht freien Lauf gelassen. Er schlug vor, ein Loch bis an den Mittelpunkt der Erde zu graben,

um deren Beschaffenheit im Innern kennen zu lernen. Man sollte den Patagoniern die Schädel öffnen, um die menschliche Seele im Gehirn zu entdecken. Alle Krankheiten, behauptete er, ließen sich heilen, wenn man die Patienten mit Pech überzöge, um schädliche Ausdünstungen zu hindern.

Das war zu viel für Voltaire's Spottsucht! Er schrieb gegen diese Thorheiten einen äußerst witzigen Aufsatz unter dem Titel: Geschichte des päpstlichen Leibarztes Akakia, der noch heut jeden für Humor empfänglichen Leser auf's Höchste ergötzen muß. Friedrich, dem er diese Schrift vorlas, war ganz entzückt von derselben, wollte aber den Präsidenten seiner Akademie geschont wissen und verbot Voltaire auf's Schärfste, die Satyre zu veröffentlichen. Das empörte den Autorstolz eines Mannes, der sich mit Recht als den ersten Schriftsteller seines Jahrhunderts betrachtete. Dennoch versprach er, das Libell zu unterdrücken, brach aber bald sein Wort, indem er heimlich in Dresden eine Ausgabe mit dem Druckorte Leyden erscheinen ließ [1]). Das hatte sehr heftige Erörterungen mit dem Könige zur Folge. Voltaire mußte einen förmlichen Revers unterzeichnen, in welchem er versprach, sich der übermüthigen Ausfälle gegen Personen zu enthalten, die Friedrich's Schutz

---

[1]) Ueber diese Voltaire'schen Händel findet man mit großer Ausführlichkeit Alles beisammen im 9. Bande von Carlyle.

genossen, und sich überhaupt anständig zu betragen. (Se gouverner convenable à un homme de lettres qui vit avec des honêtes gens.) Man sollte meinen, das war Demüthigung genug. Trotz dessen ließ der König sich durch seinen Aerger und durch Maupertuis Klagen hinreißen, dem Dichter eine nie zu vergessende Schmach zuzufügen, indem er auf öffentlicher Straße in Berlin, dicht bei Voltaire's Wohnung, den Akakia durch Henkers Hand verbrennen, und daß dies geschehen, durch die Zeitungen bekannt machen ließ. Nun schickte Voltaire Kammerherrnschlüssel und Ordenskreuz zurück, leider mit einigen Versen begleitet, welche den Wunsch durchblicken ließen, der König möge einen Ausweg zur Versöhnung finden. Fredersdorf spielte dabei den Vermittler. Er brachte Voltaire dahin, einen de= und wehmüthigen Brief zu schreiben, worauf Verzeihung und Zurückgabe von Orden und Schlüssel erfolgte. Von da an aber ist das Unrecht allein auf Voltaire's Seite. Er unternahm mit einem Juden Hirsch wucherische, geradezu betrügerische Geschäfte mit sächsischen Steuerscheinen. Diese Papiere standen in Sachsen selbst 30—35 Procent unter ihrem Nennwerth. Friedrich II. hatte aber im Dresdener Frieden ausgemacht, daß diejenigen Steuerscheine, welche sich beim Abschluß desselben in den Händen von preußischen Unterthanen befänden, voll in Golde ausbezahlt und bis zur Zahlung verzinst werden sollten. Voltaire veranlaßte nun

den Hirsch, indem er ihm durch Wechsel auf seinen Pariser Banquier Deckung gab, für eine bedeutende Summe in Dresden solche Kassenscheine zum dortigen niedrigen Preise anzukaufen, die man sich dann von Berlin aus voll bezahlen lassen wollte, was einen Profit von beiläufig 6000 Thalern abgeworfen hätte. Leider war Hirsch nicht blos eben so gemein, sondern auch eben so pfiffig wie Voltaire. Jeder glaubte sich von dem Andern überlistet, die Sache wurde ruchbar, und es kam zu einem Prozeß, in welchem der erhabene Sänger der Henriade noch überdies beschuldigt wurde, seinen jüdischen Compagnon durch Vertauschung von echten Brillanten gegen falsche betrogen zu haben [1]). Der wahre Thatbestand ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Voltaire erbot sich zum Eide, Hirsch ebenfalls, doch durfte dieser als Jude einem Christen! gegenüber nicht zum Schwur gelassen werden. Es kam zu einer Art von Vergleich. — Was der König von der ganzen Sache dachte? „Voltaire betrügt die Juden!" schreibt er an seine Schwester Wilhelmine [2]). An den Poeten selbst aber: (28. Februar 1751) — „Ich hoffe, Sie werden künftig weder mit dem alten noch mit dem neuen Testament prozessiren. Vergleiche, wie Sie einen abgeschlossen haben, lassen immer einen Fleck auf dem guten

---

[1]) Die Aktenstücke in Klein's Annalen Bd. V. p. 225—276.

[2]) Oeuvres XXVII. I. 198. XXII. 265.

Rufe zurück, — — es schickt sich nicht, daß der Name des größten französischen Genies mit dem Juden Hirsch zusammen genannt wird. Das schreibe ich Ihnen nach meinem gesunden deutschen Menschenverstande, ohne die Wahrheit durch Komplimente und zweideutige Worte zu verhüllen. Ziehen Sie sich eine Lehre daraus."

Wie dringend des Königs Bedürfniß war, Voltaire als Lehrer und als Verbesserer seiner Schriften in der Nähe zu behalten, und wie groß andererseits für Voltaire der Reiz des Berlin-Potsdamer Aufenthalts sein mußte, trotzdem man ihm glauben darf, daß es keine Freude für ihn war, „des Königs schmutzige Wäsche zu waschen," — beweist der Umstand, daß nach allen eben erwähnten schmählichen Vorgängen noch ein Zusammenleben bis zum 25. März 1753 möglich war. Auch dann noch schied der berühmte Franzose unter dem geforderten und geleisteten Versprechen baldiger Rückkehr. Dazu aber ist es nicht gekommen. Beide Männer haben einander nachher nicht wieder gesehn. Voltaire reiste über Leipzig[1]) und Dresden zur Herzogin von Gotha, die ihn eingeladen hatte. Nachdem er hier, hochgefeiert, mehrere Wochen verlebt, gelangte er am 31. Mai nach Frankfurt am Main.

---

[1]) Von Leipzig aus gab es noch mit Maupertuis schriftlichen Zank, welcher mit einer Herausforderung endete, zum großen Ergötzen des Königs und der ganzen lachlustigen Welt.

Da der schließliche Abschied von Friedrich II. noch unter freundlichen Formen statt gefunden hatte, so war dem scheidenden Dichter erlaubt worden, nicht nur seinen Orden und goldenen Schlüssel, sondern sogar das Exemplar von des Königs Gedichten mitzunehmen. Kaum aber war Voltaire abgereist, als dem Könige in Betracht der Akakiageschichte das Bedenken aufstieg, es könnte mit seinen als Manuscript gedruckten Versen ähnlicher Unfug getrieben werden. Das mußte er um jeden Preis verhindern, weil die „Poesien" allerlei Ausfälle auf gekrönte Häupter, namentlich auf den König von England enthielten, woraus bei dem damaligen Stande der Dinge die übelsten Folgen erwachsen konnten. Diese Befürchtungen waren keineswegs übertrieben, aber des Königs Vorsicht kam zu spät, denn wirklich erschien später in Frankreich eine Ausgabe der Gedichte, ob unter Voltaire's Mitwirkung und durch seine Schuld, ist nicht aufgeklärt. Die Rückforderung des Ordens und Kammerherrnschlüssels läßt sich aber in keiner Art rechtfertigen; diese ihm abzunehmen, wäre nach der Steuerscheinaffaire an der Zeit gewesen, als aber Friedrich die Ehrenzeichen damals von Neuem ertheilte, mußte es dabei bewenden. — Dessenungeachtet erhielt Fredersdorf den Auftrag, dafür zu sorgen, daß Voltaire in Frankfurt angehalten und zur Herausgabe jener Sachen, vor allem der Poesien, genöthigt würde. Der Befehl wurde in der ungeschickte-

sten Weise ausgeführt[1]). Der preußische Resident Freitag in Frankfurt erhielt von Fredersdorf die Anweisung, Voltaire's Scripturen, ohne nähere Bezeichnung welche, zu saisiren. Der diensteifrige Beamte ließ nun, nachdem er vom Magistrate Vollmacht erhalten, dem berühmten Manne, der im Gasthofe zum Löwen Quartier bestellt hatte, in aller Stille auflauern. Voltaire wurde bei seiner Ankunft sofort verhaftet, ihm jedoch gegen Ehrenwort gestattet, im Gasthause und dem dazu gehörigen Garten frei umherzugehen. Durch Hin- und Herschreiben nach Berlin (der König war gerade zur Revue nach Preußen gegangen und erfuhr von den Einzelnheiten dieser Execution nichts) verschleppte sich die Sache in unglaublicher Weise. Die Post ging nur zwei Mal wöchentlich zwischen Frankfurt und Berlin und war mindestens acht Tage unter Wegs. Das barsche Auftreten des Residenten erbitterte den verfolgten Dichter nur noch mehr, und um das Maß der Verdrießlichkeiten voll zu machen, befanden sich des Königs Gedichte in einem in Leipzig zurückgelassenen Koffer, der erst nach drei Wochen eintraf. Endlich kam auch der König nach Berlin zurück und befahl sofort die Freilassung Voltaire's, der denn auch, in vollster, leicht erklärlicher Wuth, sogleich abreiste, ohne auf die

---

[1]) Den Verlauf dieser ganzen Sache hat Varnhagen im Berliner Kalender von 1846 aktenmäßig mitgetheilt.

Auslieferung seiner mit Beschlag belegten Reiseeffecten zu warten. In seinen Memoiren hat er diese ganze Begebenheit, allerdings entstellt und übertrieben, weltkundig gemacht, aber das Publikum gewann er dadurch nicht für sich. Zwar schüttelte Mancher über des Königs Härte und Willkür den Kopf, allein vor hundert Jahren war man an solche Vorfälle gewöhnt. Die Aeußerung der Schadenfreude war allgemein. Man gönnte dem eitlen und boshaften Mann, der seinen vertrauten Umgang mit Friedrich II. so geckenhaft ausposaunt und sogar erzählt hatte, der König habe ihm die magern Hände geküßt, von Herzen die erlittene Demüthigung. Besonders in Frankreich entstand ein förmliches Jubelgeschrei, was die Wuth des beleidigten Dichters fast zur Raserei steigerte.

Unglaublich, wie solche Vorgänge uns heut zu Tage erscheinen, war doch das, was nun folgte, fast noch unglaublicher. Schon im März 1754 übersendete Voltaire dem Könige wieder eine seiner Schriften und erhielt eine zwar gemessene, über die Vorgänge des verflossenen Jahres sich tadelnd aussprechende, aber doch nichts weniger als ganz abstoßende Antwort. Von da spinnt der Briefwechsel zwischen Beiden in allmählich wachsendem Tempo sich wieder an, um erst mit Voltaire's Tode zu endigen. Wir werden davon später noch zu reden haben.

Zwölftes Kapitel.

Ursachen des siebenjährigen Krieges.

Während Friedrich II. kluger Weise durch den Dresdener Frieden sich den ruhigen Besitz des eroberten Schlesiens verschafft hatte und in voller Muße seine ganze Kraft den inneren Bedürfnissen des Staates und der stets größeren Wehrhaftigkeit desselben widmete, wurde der österreichische Erbfolgekrieg mit Hilfe der Seemächte von Maria Theresia weiter geführt. Nachdem sie sich mit dem jungen Kurfürsten von Baiern verglichen und denselben in sein Land wieder eingesetzt hatte, konnte sie ihre ganze Macht gegen Frankreich wenden.

Aber das Glück stand ihr nicht zur Seite. Die Franzosen, unter Moritz von Sachsen, eroberten 1746 die gesammten österreichischen Niederlande, mit Ausnahme von Luxemburg und Limburg, 1747 sogar das holländische Flandern. Die Generalstaaten suchten deshalb mit größtem Eifer den Frieden herbeizuführen, und Maria Theresia konnte die treuen Bundesgenossen, welche ihretwegen in Gefahr geriethen, von Frankreich verschlungen zu werden, nicht im Stiche lassen. Da nun auch England müde war, nach allen Seiten hin Subsidien zu zahlen, die keine Früchte trugen, und überdies in Amerika und in Ostindien vollauf zu thun hatte, so

ging man auf dem Congreß zu Aachen von allen Seiten mit solchem Eifer an das Friedenswerk, daß schon im April 1748 die Präliminarien und am 18. October das Friedensinstrument selbst unterzeichnet werden konnte. Die gemachten Eroberungen wurden von jedem der Theilnehmer zurückgegeben, bis auf einige Landschaften in Oberitalien, welche die Kaiserin-Königin theils dem Infanten Don Philipp, theils dem Könige von Sardinien abtrat.

Der Krieg hatte weite, blühende Länder verwüstet, unzählige Familien an den Bettelstab gebracht, England, Frankreich und Holland in schwere Schulden gestürzt, Oesterreich hatte Schlesien und einen Theil seiner italienischen Besitzungen verloren, — nur der König von Preußen war als Gewinner aus dem Kampfe hervorgegangen. Die Eroberung Schlesiens wurde von allen Mächten im Aachener Frieden nochmals anerkannt, weshalb auch Friedrich II. allein von Allen mit dem Ergebnisse desselben zufrieden war.

Die andern Betheiligten dagegen betrachteten den jetzt geschaffenen Stand der Dinge keineswegs als eine dauernde Grundlage für die Zukunft, namentlich blieben die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich über die Grenzen ihrer amerikanischen Colonien [1]) nach

[1]) Des damals französischen Canada und des jetzigen Gebiets der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

wie vor unerledigt. Die Engländer beanspruchten alles Land bis an den Lorenzstrom, während Frankreich nur die Halbinsel Neuschottland abtreten wollte. Neuer Zwiespalt ergab sich, als Georg II. der Ohio-Handelscompagnie 600,000 Morgen Land in einer Gegend anwies, auf welche die Franzosen Anspruch machten. Der äußerst einträgliche Pelzhandel kam dabei in Frage. Man verübte beiderseits allerlei Feindseligkeiten zur See und zu Lande, und bevor es am 15. Mai 1756 zu einer förmlichen Kriegserklärung kam, hatten die Engländer schon mehr als 250 französische Kauffahrer gekapert. Es war, ohne daß man sich das vollständig klar machte, nichts Geringeres als ein Kampf um die Frage, ob Frankreich oder England auf dem Weltmeere gebieten sollte.

Auch in Ostindien geriethen beide Mächte an einander. Die Franzosen hatten zuerst unter Colbert ihren Handel in die dortigen Gegenden ausgedehnt und durch Verträge mit den einzelnen Fürsten das Land erworben, wo später Pondicherry gegründet wurde. Während des österreichischen Erbfolgekrieges richteten die Engländer ihre Angriffe auch gegen diese französischen Niederlassungen, die ihnen längst ein Dorn im Auge gewesen, sie wurden aber von La Bourdonaie, dem Gouverneur von Isle de France und Isle de Bourbon, zurückgeschlagen, und sogar Madras fiel diesem tapfern Manne in die Hände (September 1746). Im Aachener Frieden

jedoch wurde dasselbe mit allen anderen Eroberungen zurückgegeben. Die alte Eifersucht und die beiderseitige Eroberungslust wurde dadurch aber nicht gestillt. Unzweifelhaft mußte der Kampf bald wieder von Neuem ausbrechen, und eben so unzweifelhaft war es, daß die europäischen Besitzungen der streitenden Mächte von einem solchen Kampfe nicht unberührt bleiben konnten. Da nun die großbritannischen Inseln nicht wohl anzugreifen sind, so richtete sich das Augenmerk der Franzosen um so mehr auf Hannover, als dies Kurfürstenthum dem Könige Georg II. ganz besonders werth war, und er auf alle Weise den englischen Einfluß und den englischen Reichthum zu Gunsten seines Stammlandes auszubeuten suchte. „Amerika wird in Deutschland erobert werden!“ hatte Pitt sehr richtig vorausgesagt. So war denn, wie immer, unser Vaterland wieder zum Kampfplatze ausersehen, um französische und englische Interessen durchzufechten.

Neben diesen Verwickelungen bewegte sich aber ein nicht minder mächtiger Strom leidenschaftlich kriegerischer Erregung in Deutschland selbst. Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen, wie denn kein Unparteiischer es ihr verargen wird, daß sie sich im Lichte einer hinterrücks von auflauernden Feinden beraubten Frau erschien, die volles Recht habe, bei günstiger Gelegenheit sich wieder in Besitz ihres Eigenthums zu setzen. Sie fand für ihr gekränktes

Gefühl bei einem großen Theil der europäischen Mächte volle Theilnahme, um so mehr, als nicht nur Friedrich's II. wachsende Macht deren Eifersucht erregte, sondern auch die meisten seiner Mitfürsten persönlich, und zwar jedes Mal an der empfindlichsten Seite, von ihm beleidigt waren.

Er hatte bisher seine Unternehmungen so rasch und mit solchem Glücke begonnen und durchgeführt, daß man ihm zutraute, er werde keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, wo nach irgend einer Seite hin eine Eroberung in Aussicht stand. Sein jährlich wachsendes Kriegsheer glich einer beständigen Drohung. Am unsichersten fühlte man sich in Sachsen. Die Bewohner dieses von der Natur reich gesegneten Ländchens bildeten durch ihre eigenthümlich höflichen und fleißigen Sitten und Gewohnheiten, sogar durch ihre ausgeprägte Sprachweise ein geschlossenes Ganze, in welchem sich das Gefühl gesonderter Nationalität ausgebildet hatte. Mit Haß und Furcht blickten sie auf das starke begehrliche Preußen, dem sie böse Absichten gegen ihre Unabhängigkeit zutrauten. Zu schwach, um sich selbst zu schützen, waren sie doch als Verstärkung einer dritten Macht immerhin nicht bedeutungslos, wenn gleich die liederliche Hofwirthschaft der Auguste sie verhindert hatte, ihr Kriegswesen in guten Stand zu setzen. In den beiden schlesischen Kriegen hatte es sich gezeigt, daß Preußen in kein Unternehmen gegen Böhmen und Oesterreich sich

mit Sicherheit einlassen konnte, wenn es diesen unzuverläßigen Nachbar im Rücken hatte, ja, die märkischen Ebenen standen jedem Feinde offen, dem Sachsen den Eintritt in dieselben frei machen wollte. Ein so bedenkliches Verhältniß hatte zur Folge, daß die im Stillen genährten Hoffnungen und Pläne zur Niederhaltung, wo möglich zur Zerstückelung des aufstrebenden preußischen Staates nirgends lebhaftere Theilnahme fanden, als am dresdener Hofe. Allein man mußte sich hüten, diese Gesinnungen laut werden zu lassen, um nicht den schnell entschlossenen Friedrich II. vielleicht nächstens wieder in die Mauern der eben erst geräumten Hauptstadt einziehen zu sehen.

Nächst den Sachsen hatte der König von England als Kurfürst von Hannover am meisten von Preußen zu fürchten, besonders wenn durch den Land- und Seekrieg mit Frankreich die englische Flotte und das englische Heer anderwärts beschäftigt waren. Das Bündniß zwischen Preußen und Frankreich lief erst im Jahre 1756 ab, Friedrich II. mußte also immer noch als Alliirter dieser Macht erscheinen, und die Vermuthung lag nahe, daß die Franzosen den König zu einem Einfall in Hannover bewegen würden. Englands wahres Interesse forderte es, daß überhaupt auf dem Festlande Europa's Friede bleibe, damit es seine Kräfte ungestört in Amerika und Ostindien entfalten könnte. So lange man aber mit Oesterreich im Bunde war,

konnte von Aussicht auf dauernden Frieden nicht die Rede sein, weil Maria Theresia's ganzes Sinnen darauf gerichtet blieb, beim Ausbruche eines neuen Krieges, den sie herbeiwünschte, ohne ihn direct veranlassen zu wollen, das verlorene Schlesien wiederzugewinnen. Sehr richtig hatte deshalb der große Staatsmann William Pitt begriffen, daß man dieses österreichische Bündniß lösen und dagegen die Freundschaft des religionsverwandten Preußen suchen müßte, um die deutschen Besitzungen des Königs von England wirksam geschützt zu sehen. Georg II., der in beschränktem Eigensinn es liebte, die Politik des Landes nach seinen Meinungen und Gefühlen, oft gegen den ausgesprochenen Willen des Parlaments, zu beeinflussen, war kein Freund seines Neffen Friedrich II. Außerdem hatte er gegen Pitt einen persönlichen Widerwillen und suchte denselben, trotz der immer lauter werdenden Volksstimme, aus dem Ministerium fern zu halten, oder, wenn er den Eintritt desselben augenblicklich gestatten mußte, ihn bald wieder zu verdrängen. Die weit unfähigeren Männer, welche in der Zwischenzeit das englische Staatsruder lenkten, die Newcastle, Carteret, Pelham, eine kurze Zeitlang auch Fox, suchten nun auf Umwegen den Frieden zu erhalten; sie hegten einerseits den ganz unausführbaren Gedanken, Hannover für neutral erklären zu lassen, anderseits hofften sie, den König von Preußen gleichsam lahm zu legen,

indem sie die Kaiserin von Rußland vermochten, ein Heer an der livländisch=litthauischen Grenze aufzustellen, welches in Preußen einbrechen sollte, sobald Friedrich II. Etwas gegen Hannover unternähme[1]). Der englische Gesandte in Petersburg, Sir Hanbury Williams, war sehr geschickt ausgewählt, um bei der Kaiserin Englands Absichten zu fördern. Er kannte bald genau den Tarif, nach welchem die einflußreichen Personen am dortigen Hofe zu kaufen waren, und vertheilte die Bestechungssummen so zweckmäßig, daß am 9. August 1755 ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem Rußland gegen Subsidien von jährlich einer halben Million Pfund Sterling 55,000 Mann für die englischen Zwecke bereit zu halten versprach.

Daß man sich in England auf solchen Umwegen vor einem Angriffe Friedrich's II. sicher zu stellen suchte und nicht vielmehr direct an eine Verbindung mit demselben dachte, erklärt sich, wie gesagt, aus dem noch immer bestehenden preußisch=französischen Bündnisse; und doch war an eine Verlängerung desselben nach Ablauf des Endtermins nicht zu denken. Keiner von beiden Theilen hatte Vortheil davon gehabt. Für den König waren die französischen Siege in den Niederlanden, wie

[1]) Ueber die Vorgänge im englischen Cabinet vergleiche Raumer's Beiträge II. und Schäfer, Siebenjähriger Krieg. Einleitung.

er selbst sagte, nicht mehr werth, als wären sie in China erfochten worden, und Frankreich hatte im Aachener Frieden alle seine Eroberungen herausgeben müssen. Kaum war daher die Kunde von dem englisch-russischen Subsidienvertrage durch die Späher, welche Friedrich am Petersburger Hofe unterhielt, nach Berlin gedrungen, als auch schon die preußischen Gesandten in London und im Haag angewiesen wurden, zu berichten, ob und wie diese drohende Gefahr abzuwenden wäre. Die englischen Minister erklärten sofort, daß, wenn Preußen sich mit ihnen verbinden wollte, um den Frieden in Deutschland zu erhalten, sie bereit wären, das Vorrücken der Russen zu verhindern. Der König erwiederte, ohne sich zu bedenken, daß er einen Neutralitätsvertrag mit England abzuschließen geneigt wäre, was um so mehr geschehen könnte, als die Freundschaft des Londoner Hofes mit Oesterreich ihre Endschaft erreicht hätte, seitdem der Kaiser sich geweigert, das deutsche Reich zum Schutze von Hannover aufzubieten [1]).

Zudem hatte sich die fast unglaublich klingende Nachricht verbreitet, daß Oesterreich sich dem französischen Hofe zu nähern beginne und, im Widerspruch mit den Jahrhunderte lang überlieferten feindlichen Gesinnungen der Häuser Habsburg und Bourbon, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich zu schließen

---

[1]) Die Beläge bei Schäfer p. 113. Wuttke-Huschberg p. 13.

beabsichtige[1]). — Dieser Gedanke war in dem Kopfe des Grafen Kaunitz entsprungen, welcher sich als österreichischer Gesandter in Paris befand. Persönliche Interessen und Leidenschaften spielten, wie überall im 18. Jahrhundert, auch bei den deshalb angeknüpften Unterhandlungen eine Hauptrolle. Kaunitz hatte durch seine Gemahlin, eine geborene Gräfin Rietberg, Ansprüche auf bedeutende Besitzungen in Ostfriesland, welche auch in der Friedrich Wilhelm I. ertheilten Eventualbelehnung ausdrücklich vorbehalten waren. Als nun Friedrich II. nach dem Tode des letzten Herzogs von dem Lande Besitz nahm, kümmerte er sich um diesen Vorbehalt nicht, sondern verleibte die Rietberg'sche Herrschaft mit den übrigen Bezirken in den preußischen Staat ein, ohne auf die Proteste der Familie die geringste Rücksicht zu nehmen.

Das trug natürlich dazu bei, den Haß, welchen Kaunitz gegen den Eroberer Schlesiens hegte, noch mehr zu schärfen. Aber auch in Frankreich hatte der König sich die damals einflußreichste Person zur erbittertsten Feindin gemacht. Die unter dem Namen der Marquise von Pompadour bekannte Maitresse Ludwig's XV. wurde als Spenderin aller königlichen Gunstbezeigungen und als fast unumschränkte Gebieterin über den

---

[1]) Bereits 1741 und dann wieder 1744 waren durch Stainville geheime Unterhandlungen gepflogen worden, um Frankreich auf Oesterreichs Seite zu ziehen. v. Arneth III. 128. 437.

Willen ihres Geliebten von Einheimischen und Fremden mit der größten äußerlichen Ehrerbietung behandelt. Vornehme und Geringe huldigten ihren Launen, die fremden Gesandten fanden sich wartend im Vorzimmer der Dame ein. Friedrich II. allein verbot seinen Ministern, von ihr Notiz zu nehmen, und als Voltaire nach Potsdam Grüße der Pompadour überbrachte, antwortete der König: Ich kenne sie nicht.

Außerdem wurden seine beleidigenden Bemerkungen über die Dame und über Ludwig XV. selbst von Mund zu Mund getragen und fanden ihren Weg zu dem Ohr der betreffenden Personen. So hatte Friedrich gesagt: Man müsse die Regierung des Königs von Frankreich eintheilen in die Regentschaft von Cotillon I., Cotillon II. und Cotillon III., und was dergleichen mehr war, wodurch er, dem Reize eines witzigen Einfalls nachgebend, bei dieser und anderer Gelegenheit mehr als ein Mal die unheilvollsten Ereignisse auf sich und sein Land heraufbeschwor. Auf diese Eindrücke bauend, arbeitete Kaunitz unablässig an seinem Bündnißproject. Er selbst war nicht mehr in Paris, sondern bekleidete bereits den Posten des dirigirenden Ministers in Wien, während Stahremberg die französischen Unterhandlungen mit der Pompadour und ihrem Lieblingsminister, dem poetischen Abbé Bernis, weiter zu führen hatte. Daß hier etwas Gefährliches vorgehe, vermuthete Friedrich II.

schon im Februar 1756 durch seinen Gesandten Knyphausen[1]), aber den eigentlichen Gegenstand der Unterhandlungen konnte Niemand erfahren, da strenge Maßregeln getroffen waren, um das Geheimniß zu bewahren. — Oesterreichischerseits verstand man es, in Paris die ausschweifendsten Hoffnungen zu erregen. Einem Bündnisse zwischen Ludwig XV. und Maria Theresia, so stellte man vor, würden sich unzweifelhaft bald die Bourbons in Spanien und Neapel anschließen und auf diese Weise eine unwiderstehliche Macht darstellen, welche über Europa's Geschicke nach Belieben verfügen könnte. Da auch Rußland's Mitwirkung für sicher galt (von dem Subsidientractat mit England wußte man theils noch nichts, theils stützte man sich auf die Versprechungen, welche beide Kaiserinnen einander als erbitterte Feindinnen Friedrich's II. gemacht hatten), so wäre dann allerdings eine Verbindung von solcher Ausdehnung entstanden, wie kaum je zuvor. Nicht nur die Zerstückelung der preußischen Monarchie, sondern auch die Vertreibung der Engländer aus den festen Punkten, welche dieselben im Mittelmeer inne hatten, namentlich aus Gibraltar, erschien ausführbar.

Um solche Pläne desto besser zu verdecken, wurde französischer Seits der diplomatische Verkehr mit Friedrich II. auf dem freundschaftlichsten Fuße fortgeführt,

---

1) Aus dessen Berichten an den König bei Schäfer 149.

und der dem Könige persönlich sehr willkommene Valori wieder nach Berlin geschickt, mit dem Auftrage, zu erforschen, ob und was dort etwa mit England verhandelt würde. Von der beabsichtigten französisch-österreichischen Allianz wußte auch dieser Gesandte noch nichts. In ähnlicher, wenn gleich nicht ganz so hinterlistiger Weise sollte Maria Theresia von ihrem bisherigen Verbündeten Georg II. getäuscht werden, indem man ihr noch immer auf Englands Beistand gegen einen etwaigen Angriff des Königs von Preußen Hoffnung machte [1]). Das widersprach allerdings insofern nicht dem bereits am 16. Januar 1756 abgeschlossenen Neutralitätsvertrage zwischen England und Preußen, als in demselben der Beistand Englands nur für den Fall zugesagt war, wenn Preußen angegriffen würde, nicht aber wenn es selbst angreife. Allein sobald der Inhalt dieses Vertrags in Wien und Paris bekannt wurde, trug dies wesentlich dazu bei, den förmlichen Abschluß der österreichisch-französischen Allianz zu beschleunigen, welche auch am 1. März 1756 zu Versailles unterzeichnet wurde [2]). In Paris und später in ganz Europa ging die Sage, daß ein eigenhändiger, schmeichelhafter

---

[1]) Schäfer 152.

[2]) So streng wurde das Geheimniß bewahrt, daß Brühl noch am 16. Mai die Möglichkeit einer solchen Allianz bestritt. Geheimnisse des Sächsischen Hofes I. 341.

Brief Maria Theresia's an die Pompadour, in welchem die Kaiserin sich der Anrede „liebe Cousine" bedient, zu der schnellen Erledigung des folgenschweren Ereignisses wesentlich beigetragen, und man hat nicht verschmäht, auf Grund dieser Sage das Andenken der edlen Kaiserin-Königin zu verunglimpfen und darauf hinzuweisen, wie Friedrich II. voll moralischer Entrüstung sich von jedem Verkehr mit der Buhlerin Ludwig's XV. fern gehalten. Allein es steht jetzt durch Maria Theresia's eigene Aussage fest, daß sie einen solchen Brief niemals geschrieben [1]), sondern der Pompadour nur ein „nicht sowohl prächtiges als artiges" Geschenk überreichen lassen. Andererseits hatte Friedrich, als es ihm 1744 dienlich schien, eine Maitresse des Königs seinen Absichten günstig zu stimmen, keineswegs verschmäht, in sehr schmeichelhaften Ausdrücken an dieselbe zu schreiben und der Herzogin von Chateauroux, welche in schamlosester Weise die Gunst des königlichen Wüstlings mit ihren drei Schwestern theilte, in seinen historischen Schriften auf's Ehrenvollste zu gedenken [2]).

---

[1]) v. Weber, Marie Antonie Walpurgis, Churfürstin von Sachsen I. 144.

[2]) Oeuvres XXV. 562. Daß Friedrich II., als es ihm zweckmäßig schien, auch mit der Pompadour unterhandelte, werden wir später sehen.

So waren denn Frankreich und Oesterreich dem Wortlaute nach zu gegenseitiger Vertheidigung, in der That aber zum Angriff gegen Preußen und Hannover verbunden, sobald der günstige Augenblick erscheinen würde: dasselbe war der Fall mit der Kaiserin von Rußland, welche trotz aller Mühen und Bestechungen, die man englischer Seits aufwandte, nicht dahin gebracht werden konnte, den Subsidienvertrag wieder aufzulösen. Die großen Summen, welche der Kanzler Bestucheff zu dem Ende erhielt, und welche auch die kluge Großfürstin Katharina anzunehmen nicht zu stolz war, hatten keine Wirkung.

Da die Diplomatie jener Tage wesentlich ein großes wohlorganisirtes Spionirsystem Aller gegen Alle, und die Gesandten nicht viel besser als vornehme Spione waren, so faßten die Höfe selbst ihre geheimsten Beschlüsse schon mit Rücksicht auf den nicht ausbleibenden Verrath. Daraus hauptsächlich ist es zu erklären, daß nicht blos der Versailler Vertrag, sondern auch die Petersburger zwischen Oesterreich und Rußland geschlossene Allianz in anscheinend friedliebendem Sinne redigirt waren. Es galt, so sagt man, nur den dresdener Frieden aufrecht zu erhalten und einen etwaigen Bruch desselben durch den König von Preußen zurückzuweisen, für welchen Fall denn allerdings harte Strafmittel in Bereitschaft waren — man theilte sich in die

Haut des Wildes, bevor man dasselbe erlegt hatte. Sachsen nahm unter dieser Feindesschaar, welche den Thron Friedrich's II. bedrohte, eine eigenthümliche Stellung ein. Mit gewissem Stolze behaupteten die dresdner Ränkeschmiede, daß dem großen Umschwunge, welcher 1756 in den europäischen Allianzen eintrat, von ihnen bereits seit 10 Jahren vorgearbeitet worden[1]), und offen gesteht man ein, daß trotz aller ergangenen Aufforderungen ein förmlicher Beitritt Sachsens zu dem Versailler und dem Petersburger Vertrage nur um deshalb nicht stattfand, weil man die Rache des bösen Nachbars in Berlin fürchtete, noch mehr aber weil weder Rußland noch Oesterreich im voraus den Antheil bestimmen wollten, welcher den Sachsen aus dem zerstückelten Preußen zu gewähren sei. So hätte es leicht geschehen können, meinten die vorsichtigen Räthe August's III., daß man zuletzt „das leere Nachsehen gehabt hätte.“ Deshalb beschloß Sachsen, „sich nicht früher auf den Turnierplatz zu wagen, als bis der Ritter im Sattel wanke[2]).“

---

[1]) Geheimnisse des sächsischen Cabinets I. 196.

[2]) Ebendaselbst. Für die verschiedenen Unterhandlungen in der Zeit von 1745—56 ist dies eigenthümliche Buch im höchsten Grade lehrreich. Daß dasselbe unmittelbar vor den Ereignissen von 1866 verfaßt ist, giebt den sehr ernstgemeinten Ausführungen

Alle diese einander vielfach kreuzenden Unterhandlungen hatten im Wesentlichen den ausgesprochenen Zweck, eine Einigung für den Fall herbeizuführen, daß Friedrich II. durch irgend eine unvorsichtige oder gar gewaltsame Handlung Anlaß gäbe, ihn des Friedensbruches zu beschuldigen. Dann aber wollte Jeder auch sich versichern, welchen Beuteantheil er zu erwarten hätte.

Der König bekam durch seine Späher zeitig genug Kenntniß von den hin und herfliegenden Noten und Entwürfen, und wie er in allen ihm wichtig scheinenden Dingen praktisch durchgriff, ohne in der Wahl seiner Mittel bedenklich zu sein, so ging er auch jetzt in der derbsten Weise vor. Der preußische Gesandte in Dresden mußte einen im dortigen Ministerium beschäftigten Kanzlisten Menzel bestechen. Man schickte demselben zu wiederholten Malen aus Berlin ganze Bunde von Nachschlüsseln, bis es gelang, die Behältnisse im geheimen sächsischen Staatsarchive zu öffnen, wo die eingehenden Documente aufbewahrt wurden, von welchen der Gesandte

---

freilich in den Augen des heutigen Lesers oft einen seltsamen Anstrich. Die sächsische Politik hatte damals, wie bis auf den gegenwärtigen Augenblick fast immer einen den Wünschen der dortigen Regierung geradezu entgegengesetzten Erfolg. Vergl. auch: Neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges. Leipzig. 1841. — Hertzberg Recueil I. 11.

dann sofort Abschriften erhielt [1]). Mehre Jahre lang erhielt der König auf diese Weise von allen Vorgängen Nachricht, wie er das selbst unumwunden erzählt [2]). Außerdem wurden die Geheimnisse des österreichischen Gesandten Puebla in Berlin durch eine Kastellanstochter verrathen, welche mit einem der Legationssekretaire ein Liebesverhältniß hatte. Allerdings waren alle Verabredungen zwischen Frankreich, Oesterreich, Rußland und Sachsen, welche durch diese Kanäle zu des Königs Kenntniß kamen, der Form nach nicht auf einen Angriff, sondern auf Vertheidigung gegen Preußen gerichtet. Dasselbe gilt von den Unterhandlungen mit Schweden, wo der Versuch mißglückt war, die königliche Gewalt durch einen Staatsstreich dem Einflusse der allmächtigen Aristokratie zu entziehen. Der gesammte Adel, welcher im dortigen Reichstage den Ausschlag gab, stand im Solde Frankreichs, und die Königin Ulrike, Friedrich's Schwester, mußte zu ihrem größten Schmerze mit ansehen, wie Schweden in die österreichisch-französische Allianz hineingezogen ward [3]).

---

[1]) Neue Aktenstücke zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, wo der später gegen Menzel geführte Criminalprozeß mitgetheilt wird.

[2]) Oeuvres IV. p. 18.

[3]) Den Schweden wurde der Besitz von ganz Pommern versprochen, wenn Preußen in dem vorauszusehenden Kampfe besiegt

Der König durchschaute, trotz der friedlichen Sprache ihrer amtlichen Erklärungen, die wahre Absicht der Verbündeten. Ja, er war überzeugt, daß noch irgendwo geheime Documente verborgen würden, aus welchen die Angriffspläne klarer als aus den ihm bekannt gewordenen sich müßten nachweisen lassen. Darüber beschloß er bei günstiger Gelegenheit sich künftig Gewißheit zu verschaffen. Seinem bewährten Grundsatze getreu, wollte er auch dies Mal die Andern überraschen, bevor er überrascht würde. Schon damals, und sehr oft noch später, hat man die Frage aufgeworfen, ob der große verheerende Krieg, welcher jetzt beginnen sollte, zu vermeiden war, wenn Preußen sich ruhig in abwartender Stellung verhalten hätte, ohne die Bestimmungen des dresdener Friedens zu verletzen. Niemand, so wird behauptet, würde dann einen Angriff gegen den Sieger in fünf Schlachten gewagt haben, welchem jetzt ein weit größeres und besser geübtes Heer zu Gebote stand, als in den beiden vori-

---

wäre. Raumer's Beiträge II. 350. Die wichtigsten, durch Menzel's Verrath bekannt gewordenen Aktenstücke wurden später preußischer Seits unter dem Titel pièces justificatives veröffentlicht. Wenn man dieselben für gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung hielt, so war das, wenn auch nicht dem Wortlaute, doch dem wahren Sinne nach, vollständig richtig. Man findet sie abgedruckt Oeuvres IV. p. 40—79.

gen Kriegen. Sogar der Minister Herzberg, der doch selbst jene pièces justificatives zusammengestellt und die Kriegsmanifeste ausgearbeitet hat, welche des Königs Beschlüsse rechtfertigen sollten, hat unmittelbar nach dem Tode Friedrich's II. diese Ansicht verfochten [1]). Allein es bedarf keiner genauen Analyse der verschiedenen damals in Europa abgeschlossenen Verträge, um als unzweifelhafte Thatsache auszusprechen, daß die Hauptabsicht der verbündeten Mächte dahin ging, den unruhigen, ehrgeizigen, durch seine Macht und seine großen Geistesgaben doppelt gefährlichen König von Preußen gewissermaßen unter polizeiliche Aufsicht zu nehmen und ihn bei dem ersten Vergehen, das er sich zu Schulden kommen ließe, auf's Empfindlichste zu züchtigen. Eine solche Stellung einzunehmen war weder mit der Ehre des preußischen Staates noch mit Friedrich's persönlicher Ehre verträglich. Als der englische Gesandte Mitchel ihm die Gefahren vorstellte, denen er sich durch seinen Angriff aussetzte, und wie er den überlegenen Kräften der verbündeten Feinde unterliegen müßte, da bezeichnete der König die Lage, in der er sich befand, vollkommen richtig durch die Antwort: „Sehe ich aus, als ließe ich mir Nasenstüber geben? Bei Gott, das

[1]) Memoire historique de la dernière année de Fr. II. in den Nouveaux memoires de l'Academie à Berlin 1787. p. 333.

werde ich nicht leiden [1])!" und wenige Tage nach dieser Unterredung schrieb er dem Gesandten: „Ich bin in der unabweislichen Nothwendigkeit, meinen Feinden zuvorzukommen, denn diesen verschlungenen gordischen Knoten zu lösen giebt es kein anderes Mittel, als ihn mit dem Schwerte zu durchhauen."

Daß ein solcher Gewaltschritt einen Brand in Europa anfachen würde, dessen Ausdehnung sich jeder Berechnung entzog, war ihm selbst und allen andern Mächten klar. Deshalb suchten auch der englische und französische Gesandte noch im letzten Augenblick einen friedlichen Ausweg zu finden, denn nicht die von ihnen vertretenen Könige, sondern die beiden Kaiserinnen waren es, die den Krieg wünschten. Maria Theresia rüstete mit eben so großem Eifer wie Friedrich II. Berichte über Berichte liefen ein, daß Böhmen sich mit Truppen fülle. Bis zum September sollten 60,000 Mann regelmäßige Soldaten, 12,000 Mann Warasdener und viele ungarische Husarenregimenter dort versammelt sein [2]). Mitchel schlug vor, durch eine Anfrage in Wien sich über den Zweck dieser Maßregeln Auskunft

---

[1]) Raumer, Beiträge II. 369. Von größtem Interesse sind auch Friedrich's eigenhändige Briefe vom 9. und 17. August 1756 an Mitchel, p. 379.

[2]) Raumer 373.

zu verschaffen und von der Antwort die weiteren Schritte abhängig zu machen. Das bewilligte der König, obgleich die Erfolglosigkeit vorauszusehen war. Die Anfrage erfolgte in höflichster Weise. Maria Theresia antwortete ausweichend: „Der Stand der Dinge erheische Vorkehrungen, durch welche sie sich und ihre Verbündeten vor künftigen Ereignissen sicher stelle. Bedroht solle Niemand dadurch werden." Das war zu unklar, um sich dabei zu beruhigen. Der König befahl deshalb am 2. August nochmals vorzutragen: „Man wisse in Berlin, daß Rußland im nächsten Frühjahr, wo es seine Rüstungen vollendet zu haben denke, im Verein mit Oesterreich einen Angriff gegen Preußen beabsichtige. Die Kaiserin möge erklären, daß sie weder in diesem noch im folgenden Jahre Preußen angreifen wolle, und das schriftlich oder in Gegenwart des englischen und französischen Gesandten mündlich zu erkennen geben. Verweigere sie, das klar und unumwunden auszusprechen, so werde das einer Kriegserklärung gleich sein, deren Folgen dann die Kaiserin allein zu verantworten habe." Die Antwort hierauf suchte man in Wien durch formelle Bedenken zu verzögern, als das aber abgeschnitten wurde, stellte man sich beleidigt und ließ erwidern: „Maria Theresia finde die ihr überreichte Denkschrift von der Art, daß sie, ohne die Schranken der Mäßigung zu überschreiten, nicht eingehend

darauf antworten könne. So viel aber wolle sie erklären, daß die Nachricht von einem Angriffsbündniß zwischen ihr und Rußland falsch und erdichtet sei, ganz Europa werde daraus ersehen, daß die traurigen Ereignisse, die man voraussage, niemals ihrer Person zur Last gelegt werden können [1])."

Jetzt war der Krieg entschieden!

---

[1]) Raumer a. a. O. Schäfer 202. Valori II. 138. Abelung's Staatsgeschichte Europa's VIII. Anhang 11—16. Ueber die Entstehung des siebenjährigen Krieges vergleiche man besonders die interessante Recension des Schäfer'schen Werkes von Duncker in v. Sybel's historischer Zeitschrift 1868 I. 103—180.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Verbesserungen zum dritten Bande.

Pag. 22	Z. 11	v. o.	statt	gewußt	lies: gewagt.
„ 45	Z. 9	v. u.	„	königlichen	„ kärglichen.
„ 235	Z. 6	v. u.	„	schrieb	„ schob.
„ 249	Z. 7	v. u.	„	Ungethüm	„ Ungestüm.
„ 416	Z. 4	v. u.	„	Warasdener	„ Warasdiner.

Geschichte

des

Preußischen Staats

von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Zweite Abtheilung.

Vom Regierungsantritt Friedrich des Großen

bis zum

Regierungsantritt Friedrich Wilhelm III.

Geschichte

des

Preußischen Staats.

Von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Vierter Band.
1756—1763.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1868.

Erstes Kapitel.

Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Das preußische Heer war in vollständigster Marschbereitschaft. Des Königs Plan stand fest. Er wollte durch Sachsen nach Böhmen ziehen, unterwegs das sächsische Heer entwaffnen und den König von Polen zur Bundesgenossenschaft oder im Weigerungsfalle zu unbedingter Unterwerfung zwingen. Gleichzeitig sollte Schwerin mit den schlesischen Truppen aufbrechen, vor Prag, wo möglich, wollte man zusammentreffen. Die Sachsen mit ihrer mehr als zweideutigen Haltung durfte man nicht im Rücken haben; auch als Alliirte wäre kein rechter Verlaß auf sie gewesen. So ist es zu erklären, daß Friedrich II. durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er in das Gebiet seines Nachbarn einbrach, es demselben gradezu unmöglich machte, mit Ehren der preußischen Aufforderung sich zu fügen. Es scheint, daß man von der Treue und Tapferkeit der sächsischen Armee nicht die richtige Vorstellung hatte, der König war über diesen Punkt durch Winterfeld's Berichte getäuscht.

Dieser General hatte sich auf seiner Reise nach Carlsbad in Dresden aufgehalten und, durch das höfliche Benehmen der sächsischen Officiere getäuscht, seinem Herrn gemeldet, es bestehe unter denselben eine große Partei, die nichts sehnlicher wünsche, als an der Seite der Preußen gegen Oesterreich zu kämpfen. Es würde nur einer „douce violence" bedürfen, um sie, sogar wider Willen ihres Königs, in preußische Dienste zu ziehen [1]).

Am 25. August 1756 erhielten die Gesandten in Berlin und Dresden die Mittheilung, daß der König nicht vermeiden könne, mit seinem Heere den Weg durch Sachsen zu nehmen. Strengste Mannszucht sollte gewahrt, dem Lande möglichst wenig Lasten verursacht werden. Gleichzeitig mit dieser Erklärung rückten 70,000 Mann Preußen mit mehr als 200 Geschützen in drei Colonnen über die Grenze. Der König führte das mittelste Corps. So geheimnißvoll waren die Vorbereitungen zu dem Marsche getroffen, daß sogar die Generale erst unter Weges das Ziel desselben erfuhren. Schon am 6. September war diese ganze Heeresmacht in der Umgebung von Dresden versammelt. Hier herrschte vollkommene Rathlosigkeit. In ganz Sachsen befanden sich kaum 18,000 Mann, noch dazu in den verschiedensten Standorten zerstreut. Die Aus-

---

[1]) Aufzeichnungen des General v. Vitzthum. Geheimnisse des S. Cabinets. I. 51.

rüstung war höchst unvollkommen, die Festungen Wittenberg und Torgau im erbärmlichsten Zustande. Der Hof brauchte das Geld zu nöthig für seine Lustbarkeiten, um für die Vertheidigung des Landes Etwas erübrigen zu können. Zwar hatte des Königs natürlicher Bruder, Feldmarschall Rutowsky, bereits im Sommer auf das, was Noth that, dringend hingewiesen, allein man achtete seine Mahnungen nicht. Erst als die Preußen die Grenze überschritten hatten, begann man Truppen zu sammeln und dieselben nach einem ebenfalls von Rutowsky entworfenen Plane in ein für unangreifbar gehaltenes Lager an der Elbe zwischen Pirna und dem Königsstein in Sicherheit zu bringen. Von hier aus hoffte man die Verbindung mit dem österreichischen Heere in Böhmen zu bewirken. Allein das Lager war in der That nicht unangreifbar, sondern hätte erstürmt werden können, wenn man Menschen genug opfern wollte, und außerdem schien, wie schon Archenholz bemerkt, der Platz so gewählt, daß er vielmehr einen von Böhmen anrückenden Feind, als die schon im Lande stehenden Preußen bedrohte. Den schlimmsten Fehler aber beging man durch die mangelhafte Verproviantirung der hier zusammengedrängten Menschenmassen. Am 2. September war das Lager bezogen worden. Friedrich II. schloß dasselbe bald durch 32,000 Mann so dicht ein, daß schon vom 15. ab jede Zufuhr abgeschnitten war. König August hatte sich mit den beiden ältesten

Prinzen und seinem Brühl auf den Königsstein begeben, wo sie, an schwelgerisch besetzter Tafel sitzend, auf die darbenden Soldaten herabblicken konnten, die mit bewunderungswürdiger Treue bereit waren, ihr Leben dem Schwerte oder dem Hungertode für einen so unwürdigen Monarchen zu opfern. An der Hoffnung, die Oesterreicher unter Feldmarschall Browne von Prag her zum Ersatz heranrücken zu sehen, hielten sie sich von Tag zu Tage aufrecht.

Inzwischen war Friedrich am 10. September nach Dresden gekommen, hatte sein Quartier aus Rücksicht für die Königin von Polen und deren Kinder nicht im Schlosse, sondern in einem Garten der Vorstadt genommen und ließ die königliche Familie durch den Feldmarschall Keith auf's Höflichste begrüßen. Ueberhaupt benahm er sich, soweit es seine politischen und militärischen Absichten gestatteten, mit der größten Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit gegen Jedermann, hielt offen Tafel vor einer großen Schaar von Zuschauern und besuchte sogar, den sehr kirchlich gesinnten Sachsen zu Liebe, den Gottesdienst und beschenkte den Prediger.

Vor allen Dingen lag ihm daran, das kühne Unternehmen, welches er gegen den Rath und Wunsch fast aller Cabinette Europa's begonnen, vor den Augen derselben zu rechtfertigen, indem er ihnen die Urkunden über das große Angriffsbündniß vorlegte, welches, wie er fest glaubte, Oesterreich, Rußland und Frankreich trotz alles

Ableugnens gegen ihn geschlossen hatten. Er hoffte das Original im Dresdener Archiv zu finden und ertheilte seinem Commandanten, General Wylich, den gemessensten Befehl, sich den Zugang zu diesen Papieren zu eröffnen. Man hatte beim Anrücken der Preußen die wichtigsten Schriftstücke in drei an die Gemächer der Königin anstoßende Zimmer gebracht. Den Schlüssel trug sie selbst bei sich. Der von Wylich abgeschickte Officier traf die Fürstin auf dem Rückwege aus der Kirche in einer Gallerie, auf welche die Thür dieses Archivs ausmündete. Mit Unwillen verweigerte sie die Herausgabe der Schlüssel. Erst als Wylich selbst erschien und fußfällig vorstellte, wie er Befehl habe, im äußersten Falle Gewalt zu brauchen, gab sie nach. Die Thür wurde geöffnet und vierzig Bände Akten nach Berlin gesandt, wo der Minister Herzberg dieselben für sein Kriegsmanifest benutzen sollte [1]).

Jene vierzig Bände enthielten übrigens kaum Etwas, was man nicht schon durch Menzel erfahren hatte, denn die förmlichen Angriffsbündnisse existirten damals noch nicht, sondern wurden erst durch den Einmarsch in Sachsen in's Leben gerufen [2]).

---

[1]) Dasselbe erschien unter dem Titel: Memoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe etc. avec les pièces originales et justificatives etc. Berlin 1756.

[2]) Allerdings hatte sich Oesterreich schon bei Abschluß des Versailler Bündnisses vom 1. März 1756 die größte Mühe gege-

Sehr lebhafte Unterhandlungen und fast täglicher Briefwechsel fand zwischen dem Könige von Preußen und dem Könige von Sachsen, wie wir ihn der Kürze wegen nennen wollen, Statt. August III. wollte sich zu nichts Anderem als zu einer Neutralitätserklärung verstehen. Zu dem Versprechen, seine Armee in die Friedensquartiere zu zerstreuen, war er nicht zu bewegen, er ermunterte vielmehr die Truppen zur äußersten Beharrlichkeit, fest überzeugt, daß es ihnen gelingen werde, sich durchzuschlagen oder die Oesterreicher zum Entsatz heranzuziehen.

In ohnmächtigem Zorn mußte er von seinem Königsstein mit ansehen, wie Friedrich II. sich in Sachsen häuslich einrichtete, die Minister entließ, Verwaltungsbehörden einsetzte, alle königlichen Kassen leerte, die Abgaben einzog und das Kriegsmaterial aus den Zeughäusern in die preußischen Festungen abführen ließ. Denn so unvorbereitet war man überrascht worden, daß alle diese wichtigen Gegenstände Preis gegeben wurden. Daran waren die Berichte des sächsischen Gesandten in Berlin Schuld gewesen, welcher den thörichten Grafen Brühl in der Meinung bestärkte, die

ben, dasselbe in eine Angriffsallianz zu verwandeln. Der französische Hof wollte sich jedoch damals noch nicht dazu verstehen, weil man den Frieden auf dem Continent zu erhalten wünschte. Stuhr I. p. 50.

preußischen Rüstungen seien bestimmt, Hannover gegen die Franzosen zu decken [1]).

August III. hätte sich gern nach Warschau begeben, wo seine Gegenwart, des bevorstehenden Reichstages wegen, dringend nothwendig war, allein er konnte die Pässe zur Abreise nicht erlangen und mußte das drohende Gespenst des Hungers täglich näher an die getreue Schaar zu seinen Füßen heranrücken sehen.

Nicht minder Ursache zur Ungeduld hatte der König von Preußen, denn die verstreichende Zeit wurde von den Oesterreichern mit aller Anstrengung benutzt, um den noch sehr mangelhaften Zustand ihrer böhmischen Armee zu verbessern. Da es an Zugvieh zur Fortschaffung der Pontons und Kanonen fehlte, so schickte die Königin die Pferde aus ihrem eigenen Marstall. Der österreichische und böhmische Adel wetteiferte, diesem Beispiele zu folgen. Der Transport erfolgte unglaublich schnell, und Feldmarschall Browne konnte schon am 30. September die Eger überschreiten, um sich der sächsischen Grenze zu nähern. Dies zu hindern, beschloß Friedrich, mit dem Theil seiner Armee, den er

---

[1]) Geheimnisse I. 387. In Frankreich war man besser unterrichtet. Am 9. August schreibt Broglie (bei Stuhr I. 53): man glaubt, daß am 11. alle Truppen sich in Bewegung setzen werden, daß ein großes Armeecorps durch Sachsen gehen wird, um in Böhmen einzudringen. Valori wollte jedoch bis zum letzten Augenblick nicht an solche Tollkühnheit glauben. Ibid. 56.

nicht nothwendig zur Einschließung des sächsischen Lagers zurücklassen mußte, den Oesterreichern entgegenzugehen und ihnen eine Schlacht zu liefern. Nur 24 Bataillone und 60 Schwadronen konnte er in die böhmischen Ebenen hinabführen. Die Artillerie bestand aus 102 Geschützen. Browne [1]) befehligte 25 Bataillone und 72 Schwadronen, Kanonen hatte er nur vier weniger als der König bei sich. Am 1. October standen die Heere bei dem Städtchen Lowositz einander gegenüber. Früh um 7 Uhr begann die Kanonade. Ein dicker Nebel, der sich erst gegen Mittag verzog, machte beide Feldherrn Anfangs in ihren Bewegungen unsicher und bewirkte vielfache Täuschungen. Der König glaubte nur die Nachhut der Oesterreicher vor sich zu haben, deren Hauptmacht über die Elbe gegangen sei. Browne hatte, da sein linker Flügel durch das Terrain hinreichend gedeckt war, das beste Fußvolk und eine Menge Geschütz in das Städtchen Lowositz geworfen, dasselbe auch sonst möglichst mit Vertheidigungsmitteln umgeben.

Als die Sonne um Mittag hervorbrach, erkannte der König, daß die ganze österreichische Armee ihm gegenüberstand. Die preußische Reiterei warf sich nun auf die feindliche Cavallerie und drängte dieselbe zurück,

---

[1]) Er selbst schrieb sich Browne, wie seine Autographen ausweisen. Geheimnisse I. 947.

aber in der Hitze des Gefechts geriethen sie unter die Kanonen von Lowositz, so daß sie mit großen Verlusten wieder zurückweichen mußten. Der König hatte die Anhöhen von Lobonk und Radositz, von welchen die Stellung der Oesterreicher beschossen werden konnte, gleich beim Anfang der Schlacht besetzt. Die Preußen von da zu vertreiben, sandte der Feind seine tapferen Grenadiere. Es kam zu mörderischem Kampfe, der, nachdem man sich verschossen hatte, mit Kolbenschlägen und Bayonettstichen weitergeführt wurde. Die Preußen trieben die Feinde den Berg hinunter vor sich her bis nach Lowositz, drangen in der Verwirrung mit in die Stadt und setzten dieselbe in Brand. Nicht minder heftig hatte das Gefecht in den naheliegenden von Croaten und Panduren besetzten Weinbergen gewüthet, wo die einzelnen Soldaten Berg auf und ab kletternd wie Verzweifelnde kämpfen mußten [1]). Die Schlacht wurde dadurch entschieden, daß die Oesterreicher sich in der brennenden Stadt nicht zu behaupten vermochten. Browne wich zurück, ohne sich jedoch für besiegt zu erklären. Unter dem Schutz der Truppen seines linken Flügels, die gar nicht in's Gefecht gekommen waren, zog er in aller Ordnung ab, die Brücke hinter sich zer-

---

[1]) Vergleiche den höchst merkwürdigen Bericht eines Augenzeugen, jenes armen Mannes aus Toggenburg in Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

störend, so daß der König durch die Elbe und die Eger an der Verfolgung verhindert war, auch wenn er eine solche beabsichtigt hätte. Von 7 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittag hatte der Kampf gedauert. Friedrich war entzückt über den von seinen Truppen bewiesenen Muth, deren Ehrliebe er auf's Höchste durch die Art und Weise entflammte, wie er ihrer in seinem an Schwerin gesandten Bericht [1]) über die Schlacht gedachte: „Nie," schrieb er, „haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren." Aber auch den Oesterreichern mußte er volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie waren während der Friedensjahre nicht müssig gewesen. Maria Theresia hatte es verstanden, die rechten Männer zu finden, welche die Zucht und Tapferkeit ihrer Armee auf eine achtunggebietende Stufe hoben, und wohl mag der König während der Schlacht ausgerufen haben: „Das sind die alten Oesterreicher nicht mehr!"

Der Verlust an Todten und Gefangenen war auf Seite der Preußen noch um einige Hundert größer, als der der Oesterreicher, die 3000 Mann verloren. Der Plan, die Sachsen aus ihrem selbstgeschaffenen Gefängniß zu erlösen, war durch die Schlacht von Lowositz für jetzt vereitelt, allein der wackre Browne faßte sogleich

---

[1]) Oeuvres XXV. 570.

den Entschluß, dies Ziel auf einem andern Wege zu erreichen. Er setzte, obgleich krank und von Körperschmerzen geplagt, seinen Marsch unter den größten Strapazen und Entbehrungen fort, überschritt, während er den Hauptheil seiner Armee zur Beobachtung des preußischen Lagers bei Lowositz zurückließ, mit 8000 Mann und 20 Kanonen die Elbe und gelangte, nachdem er ein preußisches Corps unter General Meyerink nach Schandau zurückgedrängt hatte, bis er nur noch vier Wegstunden von dem dem Königsstein gegenüberliegenden Lilienstein entfernt war. Durch geheime Boten hatten die Sachsen sich mit ihm in Verbindung gesetzt. Es war verabredet, daß sie am 11. October in der Nacht ihr Lager bei Pirna verlassen, die preußischen Verhaue durchbrechen und auf einer unter dem Königsstein zu errichtenden Schiffbrücke über die Elbe gehen sollten, wo Browne sie erwartete. Von beiden Seiten wollte man das bei Schandau stehende preußische Corps angreifen und bei dieser Gelegenheit die Vereinigung bewirken. Aber ein verhängnißvoller Unstern schien über allen diesen Maßregeln zu walten. Die Brücke, deren Bestandtheile unter den preußischen Kanonen und während stürmischen Regenwetters stromauf geschafft werden mußte, kam, da die Arbeiter zum Theil entliefen, erst in der Nacht zum 12. October zu Stande. Kaum verließen die von Hunger und Nachtwachen erschöpften unglücklichen Sachsen ihr Lager, als auch schon die

Preußen hineinbrachen und sich noch des Nachtrabs mit allem Train, Gepäck und Munition bemächtigten. Die Brücke wurde, als noch lange nicht alle Mannschaften herüber waren, durch Unverstand der Arbeiter an beiden Enden zugleich vom Ufer gelöst, schwamm den Strom hinab und fiel den Preußen in die Hände, welche sich nun selbst damit einen Uebergang unterhalb des Liliensteins herstellten.

12—14,000 Mann Sachsen waren in dem traurigsten Zustande nach 17stündigen Anstrengungen, von Hunger und Nässe erschöpft, auf die sogenannte Ebenheit unter dem Lilienstein gelangt. Zu ihrer Erquickung mußten sie Krautstrünke und Kürbisranken, gekochten Puder mit Schießpulver gesalzen zu sich nehmen. Ein Groschenbrod wurde mit 1½ Thaler bezahlt [1]).

Als die Generale unter diesen Umständen dem König auf dem Königsstein anzeigten, daß sie würden capituliren müssen, antwortete dieser über die Lage der Dinge vollständig getäuschte Mann [2]): „Was würde Europa sagen, wenn eine Armee von 18,000 Mann sich einer andern schwächeren ergeben wollte? Ich beklage, daß ich mich habe überreden lassen, mich hier einzuschließen, ich würde Euer Schicksal mit Euch getheilt

---

[1]) Geheimnisse II. 209. Also aus dieser Quelle sicher nicht übertrieben.

[2]) Ibid. 211.

haben!" Wie das zu verstehen war, wird dadurch erläutert, daß den Officieren des ausgehungerten Heeres in ihrem Lager bei Cassation verboten war, einen Hirsch zu schießen, weil das Wildpret für die Tafel Sr. Majestät bestimmt sei!

Noch immer stand Browne in Erwartung der Sachsen auf seinem Posten. Allein auch ihm gingen die Lebensmittel aus, seine Truppen hatten bereits mehrere Tage ohne Zelte im Regen gelegen, — so mußte er endlich am 13. October Abends durch einen Boten erklären lassen, er wolle bis zum nächsten Morgen um 9 Uhr noch warten, werde aber dann abziehen. Wirklich harrte er sogar bis um 1 Uhr Mittags aus, als aber auch dann nichts von den Sachsen zu hören war, ging er zurück, um sich mit dem Hauptheere wieder zu vereinigen. Die Sachsen hatten jetzt fast 72 Stunden lang gehungert, ihre Pferde fraßen einander die Schwänze ab, das Pulver war durchnäßt, und vor allen Dingen jeder Widerstand nach Abzug der Oesterreicher vollständig nutzlos. Der Kriegsrath der Generale sandte nunmehr den General Gersdorf auf den Königsstein, um die Unabwendbarkeit der Capitulation vorzustellen. Es erregt den höchsten Ekel, die Redensarten zu vernehmen, die auch jetzt wieder den unglücklichen, hingeopferten Soldaten als Erwiderung dienten. Se. Majestät, hieß es, sei entschlossen, keine nachtheiligen Bedingungen einzugehen, sie sollten den Feind

angreifen, er wollte die Schande nicht überleben u. s. w. Als man sich zuletzt des Arguments bediente, daß schließlich auch der Königsstein ausgehungert werden könnte, und er selbst dann nichts zu essen hätte, da wurde das Herz des Königs erweicht. Rutowsky erhielt Vollmacht, die Capitulation abzuschließen. Diese fiel denn allerdings furchtbar hart aus, denn Friedrich II. war auf's Aeußerste erbittert, weil durch den vergeblichen Widerstand der Sachsen ihm sein ganzer Feldzugsplan vereitelt war. Während er 35 Tage lang den Haupttheil seiner Armee zur Einschließung des Pirna'schen Lagers zurücklassen mußte, hätte er die damals noch nicht kampfgerüsteten Oesterreicher in Böhmen schlagen, das ganze Land in Besitz nehmen können. Jetzt mußte er dasselbe trotz der gewonnenen Schlacht räumen und bis zum nächsten Jahre in Sachsen bleiben. Im Zorn hierüber schlug er fast alle mildernden Bestimmungen ab, welche der ihm vorgelegte Capitulationsentwurf enthielt. Nur die Neutralität des Königssteins bewilligte er und gestattete, daß die Fahnen und Standarten zurückgegeben würden. Die ganze Armee mit allem Geschütz mußte sich kriegsgefangen erklären. Neben die Forderung, daß kein Officier oder Soldat gezwungen werden solle, preußische Dienste zu nehmen, schrieb der König: „Darin hat sich Niemand zu meliren, man wird keinen General zwingen zu dienen, das ist genug." An Widerstand war nicht zu denken. Die schimpfliche

Capitulation wurde unterschrieben. König August erhielt seine Pässe und reiste nach Warschau. Brühl begleitete ihn.

Die kriegsgefangenen Sachsen wurden nun vor allen Dingen mit den nothdürftigsten Lebensmitteln versehen. Darauf verlangte der Köng, die ganze Armee sollte ihm den Eid der Treue leisten. Der sächsische General Arnim, mit dem die Feststellung der Bedingungen verabredet worden, erwiederte entsetzt: das sei unerhört, weder in der alten noch in der neuen Geschichte sei dergleichen verlangt worden. Worauf der König antwortete: „Sie irren, mein Herr, aber wenn auch, — ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich original zu sein liebe [1])."

Empörend war die Art und Weise, wie man die braven ehrliebenden Sachsen, welche bis zum schmählichen Tode ihrem Kriegsherrn Treue bewahrt hatten, nun zwingen wollte, den Preußen den Eid zu leisten. Nachdem allerlei Vorspiegelungen erfolglos geblieben, griff man zu Drohungen, sogar zu Stockschlägen gegen die sich weigernden. Dennoch sprachen nur die wenigsten die ihnen vorgesagten Eidesworte nach. Der König nahm darauf keine Rücksicht, sondern betrachtete alle diese Truppen, bis auf die Widersetzlichsten, die man als Gefangene nach der Festung Brandenburg schickte,

---

1) Geheimnisse II. 98.

als in seinen Dienst übergetreten. Es brachte das keinen Segen. Die Sachsen desertirten massenweise, oft in ganzen Compagnien, unter Anführung ihrer ehemaligen Unterofficiere, die man, um sie zu gewinnen, zu Officieren gemacht hatte. General Dyhern sammelte die Flüchtlinge und führte sie nach dem Elsaß, wo sie als corps des transfuges von der sächsischen Dauphine (August's III. Tochter) mit Kanonen ausgestattet wurden. Zehn- bis zwölftausend solcher Ueberläufer haben unter dem Prinzen Xaver von Sachsen an den späteren Kämpfen gegen Preußen theilgenommen. Nach dem endlichen Frieden bildeten sie den Kern der wiederhergestellten sächsischen Armee [1]).

Durch den Widerstand der Sachsen war auch das vom Könige zur Unterstützung seines ursprünglichen Feldzugsplanes angeordnete Vorrücken Schwerin's aus Schlesien ganz unnütz geworden. Sein 25,000 Mann starkes Corps vermochte, da der König nicht zur Unterstützung desselben herbeieilen konnte, gegen die bei Königingrätz unter Piccolomini aufgestellte Armee nichts zu unternehmen. Er begnügte sich damit, das Land „auszufouragiren," und kehrte beim Beginne des Winters über Nachod nach Schlesien zurück.

---

[1]) Geheimnisse II. 259. Verschiedene hierher gehörige Einzelheiten sind zusammengestellt bei Gallus, Geschichte der Mark Brandenburg VI. 164. Stenzel V. 18.

Der Feldzug von 1756 war zu Ende. Daß er keine größeren Resultate hatte, verdankte Maria Theresia den Sachsen und ihrer aufopfernden Treue. Dieselben würden sich übrigens nicht fünf Wochen lang in ihrem Lager behauptet haben, wenn Friedrich versucht hätte, dasselbe zu erstürmen, was nach dem Urtheil der Sachverständigen ausführbar war.

Mit Ausnahme eines kurzen Aufenthaltes in Berlin im Januar 1757 blieb der König den ganzen Winter in Dresden, wo er sich mit allen seinen Gewohnheiten und Liebhabereien häuslich einrichtete. Dabei ließ er sich angelegen sein, die Verwaltung Sachsens, welche nunmehr für seine Rechnung geführt wurde, auf den einträglichen sparsamen preußischen Fuß zu bringen. Er strich oder verweigerte die Besoldungen, besonders der Hofbeamten, ließ seine Armee auf Kosten des besetzten Landes verpflegen und behandelte dasselbe in jeder Beziehung so ziemlich wie sein Eigenthum und achtete auf keinen Widerspruch. Als man namentlich die Aushebung von Rekruten mit Berufung auf die mangelnde Erlaubniß König August's zu hintertreiben suchte, erwiederte Friedrich: „Ich bin Euer Landesherr, so lange ich Sachsen in Besitz habe.“ Dabei hatte er mit allerlei kleinen Conspirationen genug zu thun und mußte auf jede Sendung, die aus Warschau an die Gräfin Brühl oder an die Königin gelangte, ein wachsames Auge haben. In Würsten, Weinfässern und Kleidungsstücken

wurden verbotene Briefschaften entdeckt. — Unter so verschiedenartigen Geschäften verging der Winter.

Der Einmarsch Friedrich's in Sachsen glich dem Tropfen, welcher das bis zum Rande gefüllte Gefäß feindlicher Leidenschaften in ganz Europa zum Ueberfließen brachte. Durch diesen Gewaltschritt mußten sich die Vertheidigungsbündnisse Rußlands und Frankreichs mit Oesterreich von selbst in Angriffsbündnisse verwandeln. Mit Rußland erfolgte der förmliche Abschluß eines solchen schon am 22. Januar 1757[1]). Die Kaiserin Elisabeth erklärte sich verpflichtet, dem Könige von Polen für die gegen seine Erbstaaten verübten Gewaltthätigkeiten eine Genugthuung zu verschaffen, „die weniger nach Maßgabe des zugefügten Schadens zu bestimmen sei, als nach der Abscheulichkeit des begangenen Friedensbruches. Der preußischen Macht müßten angemessene Grenzen gesteckt werden[2])."

Eben so erbittert sprach der französische Hof sich aus. Man warf dem Könige vor, daß er einen Religionskrieg gegen die katholischen Mächte im Sinne habe, wogegen man preußischer Seits, durch ausgestreute

---

[1]) Der Text ist jetzt zum ersten Male abgedruckt bei Schäfer p. 591. Die Erneuerung und Umwandlung des französisch-österreichischen Bündnisses vom 1. Mai 1756 erfolgte gerade ein Jahr nachher, den 1. Mai 1757.

[2]) Stuhr I. 71.

Schriften, namentlich unter den Reichsständen die Befürchtung wach rief, Frankreich und Oesterreich gingen nach den alten Traditionen ihrer Regierungen auf gewaltsame Unterdrückung der Protestanten aus. Ludwig XV. war außerdem grade in diesen Tagen durch eine neue Beleidigung Friedrich's II. gereizt, der allein von allen Monarchen es unterlassen hatte, wegen des am 3. Januar 1757 verübten Attentats von Damiens seine Beileids- und Glückwunschbezeugungen darbringen zu lassen. Daß aber vollends das heilige deutsche Reich über die einem Reichsstande zugefügte Gewaltthat in lautes Wehegeschrei ausbrach, ist begreiflich.

Diese ohnmächtige Körperschaft hatte das Gewirr veralteter Formen, in denen sie sich bewegte, immer undurchdringlicher gemacht, je weniger Lebenskraft sich hinter denselben verbarg. So ohnmächtig war die verwickelte, in allen Theilen verrottete Maschine, daß man genau genommen ihr gar kein Recht mehr zusprechen durfte. Denn zu einem wirksamen Rechte gehört, daß es nöthigenfalls mit Gewalt gegen den Verletzer geltend gemacht werden kann. Dazu aber war das Reich vollkommen unfähig, indem die Kurfürsten von Hannover und Brandenburg, deren Handlungen hier in Frage kamen, als mächtige Herrscher von England und Preußen sich weder einschüchtern noch zum Gehorsam zwingen ließen. Die gegenseitigen, durchaus nicht fein gehaltenen Anschuldigungen, die sich in einer Fluth von

Druckschriften ergossen, blieben ziemlich wirkungslos [1]). Am meisten Theilnahme fand im Volke noch die derbe Weise, in welcher der preußische Gesandte Plotho in Regensburg die Gerechtsame seines Herrn wahrnahm. Niemand dachte daran, daß Friedrich II. sich den Decreten des Reichshofraths oder des Reichstages unterwerfen würde, — am allerwenigsten grade damals, wo von einem Ansehn der kaiserlichen Gewalt schon deshalb keine Rede sein konnte, weil Franz I. doch nur als Gemahl seiner Frau in Betracht kam. Diese aber war selbst Partei in dem Streite, den das Reich entscheiden sollte, und würde sich niemals einem gegen sie ausfallenden Spruche gefügt haben. Das hatte grade sie erst vor kurzem dem Kaiser Carl VII. gegenüber bewiesen, mit dem sie Krieg geführt, und dessen baierische

[1]) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Kaunitz es war, der durch dritte Hand dem Könige gefälschte Nachrichten zukommen ließ, durch welche derselbe in der Meinung bestärkt wurde, es seien bereits im Mai 1756 Angriffsbündnisse gegen ihn geschlossen. Er sollte dadurch zum Angriff gereizt, und Rußland und Frankreich zu der thätigen Unterstützung Oesterreichs bewogen werden, welche sie für diesen Fall durch ihre Vertheidigungsbündnisse versprochen hatten. Auf Kaunitz ist es auch wohl zurückzuführen, daß, während Friedrich in Dresden war, daselbst eine Schrift verbreitet wurde, welche des Königs Recht auf das Königreich Böhmen beweisen sollte. Man wollte der Welt zeigen, wie weit seine Prätensionen gingen. Friedrich wurde dadurch so erbittert, daß er die Schrift öffentlich vom Henker verbrennen ließ. Stuhr I. 315.

Erblande sie in Besitz genommen. Abgesehen von alledem hatte der Kaiser gegen Friedrich II. auch gradezu die Formen des Rechts verletzt, indem er, ohne ihn vorher gehört zu haben, am 19. September 1756 alle preußischen Truppen des Eides entband und ihnen befahl, die Fahnen ihres aufrührerischen Kurfürsten von Brandenburg zu verlassen.

Das war gradezu lächerlich und offenbarte nur die ohnmächtige Wuth des Wiener Hofes. — Der Reichstag fuhr indessen fort, sich als Richter des Königs von Preußen zu benehmen. Unter Androhung der Achtserklärung lud er denselben vor, sich binnen zwei Monaten wegen seines Landfriedensbruches zu rechtfertigen. Dieselbe Drohung wurde gegen Hannover, Gotha, Kassel, Braunschweig und Schaumburg-Lippe erlassen, welche zu Friedrich's Partei gehörten. Bekannt ist, daß Plotho den Reichsnotarius Aprill, der ihm die Vorladung insinuiren sollte, mit den Worten: „Was, Flegel! insinuiren?“ die Papiere gewalsam in den Rock stopfte und seinen Leuten befahl, das unschuldige Werkzeug der deutschen Reichsgerichte die Treppe hinunter zu werfen, was Aprill noch durch eilige Flucht vereitelte. Zur wirklichen Achtserklärung kam es übrigens nicht. Die protestantischen Stände verhinderten das durch ihren Widerspruch, dem der Kaiser sich in diesem Punkte um so leichter fügte, weil er nach den Bestimmungen der von ihm beschworenen Wahlcapitu-

lation die eingezogenen Besitzungen eines geächteten Fürsten niemals an sein Haus bringen durfte, sondern bei dem Reiche belassen mußte [1]). Dagegen wurde der Reichsexecutionskrieg beschlossen, um den Kurfürsten von Sachsen in sein Land wieder einzusetzen und ihm Genugthuung zu verschaffen. Von den protestantischen Ständen stimmten bei dieser Gelegenheit gegen Preußen die mit demselben nahe verwandten Fürsten von Anspach und Hessen-Darmstadt, außerdem Mecklenburg-Schwerin, Holstein-Gottorp, Schwarzburg und die anhaltischen Fürsten mit Ausnahme des Dessauer. Sie mußten das später schwer büßen, denn Friedrich behandelte die Länder derselben während des ganzen Krieges nicht besser als Sachsen. Sie mußten Rekruten stellen, alle Kriegsbedürfnisse und Geld im weitesten Maße hergeben und die Kosten mit tragen helfen, die für den preußischen Staat allein unerschwinglich gewesen wären. Zu groß war die Uebermacht, gegen welche der Eine Mann nun ankämpfen sollte! Fast eine halbe Million Soldaten wurden gegen ihn in Bewegung gesetzt. In dem Vertrage vom 1. Mai 1757 versprach Ludwig XV. allein 105,000 Mann zu stellen, wogegen ihm die Abtretung eines großen Theils der Niederlande für den Fall zugesagt war, daß die Kaiserin-Königin

---

[1]) Deutsche Kriegskanzlei von 1758. III. 705 und von 1759. I. 682. — Schäfer. 449.

nach geschlossenem Frieden Schlesien und Glatz zurückerhielte. Das österreichische Heer selbst, mit den in Sold genommenen Sachsen, Baiern und Württembergern, war 174,000 Mann stark. Dazu kamen 100,000 Russen, 32,000 Reichstruppen und 22,000 Schweden, deren König, außer reichen Subsidien, bei der verabredeten Theilung Preußens die Provinz Pommern erhalten sollte. Friedrich II. hatte diesen Völkerschaaren kaum 200,000 Mann gegenüberzustellen, mit welchen er die weitgedehnten Grenzen seines Landes nach allen vier Weltgegenden hin vertheidigen sollte.

Er galt für einen verlorenen Mann [1])! Der König erkannte sehr wohl die volle Bedeutung der Gefahren, die seiner warteten. Mit wahrhaft großartiger Ruhe ging er denselben entgegen. Als er den 4. Januar 1757 nach Berlin kam, wo er bis zum 13. blieb, um die Regierungsgeschäfte während seiner Abwesenheit zu ordnen und seine Mutter wieder zu sehen — (er ahnte nicht, daß er sie zum letzten Male sah!), da ließ er in den Händen des Minister Finkenstein eine geheime Instruction zurück, in welcher er sich folgendermaßen ausspricht: Wenn ich getödtet werde, sollen die Staatsgeschäfte ohne die geringste Aenderung fortgeführt werden, Niemand darf bemerken, daß sie sich in anderen Händen befinden. Man muß in allen Provinzen die

[1]) „Der König will in seinen Untergang rennen, der mir unfehlbar scheint," schreibt Valori am 5. October 1756. Stuhr I. 72.

Huldigung an den Prinzen von Preußen sofort veranlassen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, so verbiete ich, auf meine Person die geringste Rücksicht zu nehmen, am allerwenigsten soll man auf das achten, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen ich so wie die Minister und Generale mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete. Man muß vielmehr den Krieg fortsetzen und alle Vortheile benutzen, ganz so als hätte ich niemals in der Welt existirt. Zum Zeichen, daß dies mein wohlerwogener fester Wille ist, unterschreibe ich dies eigenhändig und drücke mein Siegel darauf. Den 12. Januar 1757. Friedrich [1]).

Die Ereignisse des Jahres 1756, so erfolgreich sie auch in vieler Rücksicht gewesen, hatten doch im Großen und Ganzen die Gefahren eher gesteigert als verringert. „Was bis jetzt geschehen ist," schreibt der König an Algarotti [2]), „bildet nur ein kleines Vorspiel zu dem, was das nächste Jahr bringen wird. Ich habe nichts gethan, wenn ich nicht, wie Cäsar, einen pharsalischen Sieg erfechten kann."

---

[1]) Dieses merkwürdige Schriftstück, welches sich im geheimen Archiv befindet, wurde zuerst 1854 an des Königs Geburtstag in authographischer Lithographie veröffentlicht. Oeuvres XXV. 319.

[2]) 27. December 1756. Oeuvres XVIII. 103.

Zweites Kapitel.

Das Jahr 1757.

Durch den Einmarsch in Sachsen hatte Friedrich den Franzosen einen erwünschten Vorwand geliefert, sich wieder ein Mal, wie es seit hundert Jahren so oft geschehen war, als Gewährleister des westphälischen Friedens in die deutschen Händel zu mischen und dieselben zu ihrem Vortheile und zum Ruin unsers Vaterlandes auszubeuten. Derselbe Vorwand stand den Schweden zur Seite. Allen diesen rings um ihn her andrängenden Feinden zugleich die Spitze zu bieten, war unmöglich. Der König mußte den Schutz seiner westlichen Besitzungen den einzigen Verbündeten überlassen, welche ihm, wenn gleich noch lose genug, beistehen mochten. England war wegen Hannover, Braunschweig und Hessen wegen ihrer Länder zunächst bedroht, sobald die Franzosen den Rhein übrschritten. Die meisten der kleinen weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und Main bezogen Subsidien von Paris und hatten ihre Truppen dem Feinde verkauft oder zu der Reichsarmee stoßen lassen. Da war also für jetzt keine Hilfe. Allein mit seiner eigenen Kraft mußte er sich den beiden mächtigsten Gegnern, den Russen und Oesterreichern, gegenüberstellen. Zertheilen durfte er sein Heer nicht, weil jede einzelne Hälfte zu schwach gewesen

wäre. Er mußte sich deshalb damit begnügen, zum Schutz der östlichen Provinzen den alten General Lehwaldt mit 30,000 Mann nach Preußen zu schicken, was freilich, wie sich nachher auswies, eine unzureichende Maßregel war.

Die Oesterreicher erkannten die ganze Wichtigkeit, welche der Besitz von Sachsen für Friedrich II. hatte, deshalb mußten sie vor allen Dingen die Preußen aus diesem Lande zu vertreiben suchen. Sie trafen dem entsprechend ihre Vorbereitungen. In Prag war eine große Armee versammelt, mit der man theils über das Erzgebirge, theils durch die Lausitz in Sachsen einfallen wollte. Nach beiden Richtungen hin wurden wohlversorgte Magazine angelegt. Schon am 29. Januar 1757 berief auch der Kaiser die in Regensburg bewilligte „Reichshilfe" zu den Fahnen. Der Dämon aber, welcher, gleichsam an Friedrich's Genius gefesselt, ihn bei seinen Thaten zu begleiten schien, oft in launiger, öfter noch in wahrhaft tragischer Weise, trieb dies Mal mit der kaiserlichen Proclamation sein neckendes Spiel und rief in den gedruckten Blättern, welche als Mahnboten durch ganz Deutschland flogen, zu höhnendem Jubel für alle Welt „die elende Reichsexecutionsarmee" zusammen. In der That zeigte sich dieselbe auch in der Folge vielmehr als eine elende, denn als eine „eilende," wie sie von Amtswegen heißen sollte.

König Friedrich II. war indessen nicht gesonnen, auf

dem großen Schachbrette des Kriegstheaters den Zug zu thun, für welchen seine Feinde den Gegenzug in Bereitschaft hatten. Er wollte angreifen, und zwar wie immer früher angreifen, als man erwartete. Doch ließ er, um die Gegner in ihrer vorgefaßten Meinung zu bestärken, in der Umgegend von Dresden feste Lager abstecken, die für eine dauernde Gegenwehr berechnet schienen. Gleichzeitig wurde die ganze Armee bis auf den letzten Mann marschfertig gemacht, um sich auf den ersten Wink nach der befohlenen Richtung zu bewegen. Im April waren alle Vorbereitungen beendet. In fünf Heerhaufen sollte die Armee gleichzeitig auf Prag losmarschiren und dort am bestimmten Tage zusammentreffen. Von Schlesien aus kam Schwerin über Trautenau nach Böhmen. Ueber Zittau rückte der Herzog von Bevern vor, Prinz Moritz von Dessau über Kommotau (zwischen Teplitz und Carlsbad), des Königs Bruder, Prinz Heinrich, über Neustädtel, Friedrich selbst endlich über Peterswalde. Auf allen diesen Wegen fanden die Truppen die reichgefüllten Magazine, welche die Oesterreicher für ihren eigenen Marsch nach Sachsen angelegt hatten. Drei Monate lang konnte die ganze preußische Armee von den hier erbeuteten Vorräthen erhalten werden.

Bevern hatte unterwegs mit seinen 16,000 Mann bei Reichenberg einen Kampf gegen 28,000 daselbst unter Graf Königseck aufgestellte Oesterreicher zu be=

stehen. Er besiegte sie mit geringem Verluste seinerseits, während die Feinde 1800 Mann einbüßten. Auch Schwerin hatte auf seinem Marsche ein kleines Corps von 1500 Oesterreichern fast vollständig aufgerieben [1]).

Die kaiserliche Hauptarmee in Prag commandirte Prinz Carl von Lothringen, dem man den erfahrenen Browne, leider nicht mit entscheidender Stimme, als Rathgeber an die Seite gesetzt hatte. Beide waren über des Königs Bewegungen noch immer im Unklaren und hofften denselben in Sachsen überfallen zu können, während die preußische Armee bereits mitten in Böhmen stand. Am 2. Mai trafen die verschiedenen Abtheilungen derselben in der Nähe von Prag pünktlich zusammen, nur Schwerin stand noch, zu des Königs größtem Mißvergnügen, drei Meilen nordostwärts im Lager zu Brandeis, weil der Officier, der ihn herbeirufen sollte, unterwegs aufgefangen worden war. Friedrich gerieth über diesen Unfall um so mehr in Zorn, als er erfuhr, daß ein bedeutendes Corps unter Feldmarschall Daun zur Verstärkung der Oesterreicher

---

[1]) Für die Darstellung der kriegerischen Operationen sind neben den größeren Werken über den siebenjährigen Krieg von Stuhr, Schäfer, von dem großen Generalstabe, Archenholz und Tempelhoff, ganz besonders Kutzen's Monographien über die einzelnen Schlachten und desselben gründlichen Historikers Schrift: „Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges" mit bestem Dank gegen den freundlichen Verfasser benutzt.

heranziehe, wodurch es geboten schien, wo möglich vor Eintreffen desselben eine Schlacht zu liefern. Schwerin, der in der Nacht zum 6. Mai sich in Bewegung gesetzt hatte und am frühen Morgen eintraf, war mit diesem Entschlusse nicht einverstanden. Von 1744 her kannte er die Festigkeit der Stellung, welche Prinz Carl eingenommen hatte. Der linke Flügel desselben war an und auf dem Ziskaberge, der rechte, durch eine Schlucht getrennt, auf den Anhöhen östlich vom Taborberge, südlich von der Straße nach Kollin postirt. Die Reserven standen in der Nähe der Prager Veste Wischerad. Die österreichische Armee zählte 61,000 Mann mit 178 Geschützen. Die Preußen waren 64,000 Mann stark und hatten 192 Geschütze. 24,000 Mann hatte der König unter dem Feldmarschall Keith und dem Prinzen Moritz von Anhalt am jenseitigen Ufer der Moldau zurückgelassen, um die Westseite von Prag zu überwachen. Sie sollten hier eine Schiffbrücke schlagen, auf welcher sie nöthigen Falls zur Unterstützung herbeieilen und später dem Feinde den Rückzug abschneiden könnten. Der Fluß aber war vom Regen so angeschwollen, daß die Pontons nicht ausreichten und die Arbeit nicht fertig wurde. Der König erkannte, daß des Feindes linker Flügel auf den steilen Höhen nicht anzugreifen sei. Er beschloß deshalb, den rechten Flügel zu umgehen und zu schlagen. Leider hatte man nicht Zeit gehabt, das zwischen beiden Armeen liegende Terrain gehörig auszu-

kundschaften, namentlich wurde man durch große abgelassene Teichflächen, deren Boden mit Gras bewachsen war, getäuscht, indem man dieselben für Wiesen ansah. Schwerin war dafür, daß man seinen Truppen mindestens einen Tag zur Erholung nach ihrem angestrengten Marsche vergönne. Als aber der König auf sofortige Entscheidung drang, rief er aus: „Nun, soll und muß es denn heut noch sein, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich stehe!“

Mit unendlichen Schwierigkeiten hatten die Preußen zu kämpfen. Theils mußten sie in einzelnen Haufen sich auf schmalen Dämmen zwischen Sümpfen vorwärts drängen, theils versanken sie bis an die Kniee im Schlamm. Von den Geschützen konnten viele gar nicht fortgeschafft werden. Es währte bis Mittags 1 Uhr, bevor die Schlachtordnung aufgestellt war. Die Anrückenden empfing der Feind mit so mörderischem Feuer, daß sie rottenweise zu Boden stürzten. Ganze Regimenter lagen todt dahingestreckt. Aber mit ungebrochenem Muthe stürmten immer neue Schaaren heran, bis zuletzt die Erfolglosigkeit der wiederholten Angriffe einen Theil des Fußvolks zum Weichen brachte. Glücklicher war die Reiterei, vom Prinzen Carolath geführt. Zwar wurden auch diese tapferen Truppen zwei Mal zurückgeschlagen, doch als hierauf Ziethen mit seinen Husaren herbeieilte, gelang es, die österreichische Cavallerie in die Flucht zu jagen, bis sie das Schlachtfeld

räumen mußte. Leider geriethen die Husaren bei der Verfolgung in das österreichische Lager, wo sie über die Weinvorräthe herfielen und sich dermaßen gütlich thaten, daß, wie Ziethen nachher klagte, nicht hundert Mann nüchtern blieben. Unterdessen hatte der 73jährige Feldmarschall Schwerin versucht, die weichende Infanterie wieder zum Stehen zu bringen. Einem fliehenden Fahnenträger riß er mit den Worten: „Heran, meine Kinder!“ die Fahne aus der Hand und trug dieselbe voran. Fast im nämlichen Augenblicke sank er von einer Kartätschenkugel getroffen zu Boden und hauchte seine Heldenseele aus [1]). Graf Manteuffel nahm die Fahne aus der Hand des Sterbenden und führte die Truppen vorwärts.

An des Feldmarschalls Stelle erhielt Fouqué das Commando. Eine Kugel zerschmetterte ihm die Hand, die den Degen trug. Ein verwundet am Boden liegender Officier reichte ihm sterbend seinen Degen. Der tapfere Fouqué ließ sich denselben an die blutende Hand binden und commandirte fort. Größten persönlichen Muth bewies auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich. Zu Fuß stellte er sich an die Spitze seines Regiments und eroberte eine feindliche Batterie. Noch immer

---

[1]) Der Schaft der Fahne wurde lange im Petersburger Arsenale aufbewahrt und kam 1838 als Geschenk nach Berlin. Varnhagen's Schwerin, p. 247.

aber standen die Dinge verzweifelt. Da bat, wie Archenholz erzählt, Herzog Ferdinand von Braunschweig, nächst Friedrich II. vielleicht der größte Feldherr seiner Zeit, den König um Erlaubniß, vom Schlachtplan abzuweichen und die feindliche Flanke anzugreifen. Friedrich willigte ein, und der Herzog fiel mit einigen Regimentern dem Feinde in Seite und Rücken, so daß dieser von Berg zu Berg getrieben wurde. Die Preußen erstürmten sieben mit den besten österreichischen Grenadieren besetzte Schanzen und brachten die Gegner so in Unordnung, daß ihre Flügel von einander getrennt wurden. In die Lücke rückte der König augenblicklich ein und machte die Trennung vollkommen. Von den zwei Schaaren, in welche die Oesterreicher so getheilt waren, ergriff die eine die Flucht in's Weite, die andere warf sich in die Mauern von Prag, wodurch die Stadt so überfüllt wurde, daß sich die schlimmsten Folgen voraussehen ließen. Aber die Preußen hatten alle Zugänge besetzt und vereitelten jeden Versuch der Eingeschlossenen, wieder in's Freie zu gelangen.

Die auf der Flucht befindliche Hälfte der Feinde wäre dem völligen Untergange nicht entronnen, wenn Moritz von Dessau über die Moldau hätte zu ihrer Zwar wung herbeieilen können. Da aber, wie wir sahen, zurückgesch über den Strom nicht vollendet war, so rettete Husaren hestand einen großen Theil des geschlagenen lerie in die sich nun auf das Daun'sche Corps zurückzog.

An Todten und Verwundeten hatten in dieser merkwürdigen Schlacht beide Theile ziemlich gleich viel verloren, nämlich 12—13,000 Mann [1]). So mörderisch war im ganzen achtzehnten Jahrhundert nicht gekämpft worden! Eigenthümlich war die auf beiden Seiten herrschende Verwirrung und Vereinzelung der Gefechte, welche so weit ging, daß beinahe jeder Regiments- und Bataillonscommandeur eine Schlacht für sich schlug. „Am Tage von Prag," klagt Friedrich in seiner Geschichtserzählung, „stürzten die Säulen der preußischen Armee. Während des blutigen und grausamen Krieges konnte nachher der Verlust von gedienten Officieren und Soldaten nicht ersetzt werden. Schwerin's Tod allein kam einem Verluste von 10,000 Mann gleich [2]). So viel kostbares Blut machte den Lorbeer des Sieges welken."

---

1) Geschichte des siebenjährigen Kriegs von den Officieren des großen Generalstabs I. 195. Der König selbst giebt seinen Verlust auf 18,000, den der Oesterreicher auf 24,000 an, wohl im Eindruck der ersten ungenauen Berichte. Schäfer 316.

2) Als Kaiser Joseph II. 1776 in der Gegend von Prag Revue hielt, ließ er um den Platz, wo Schwerin gefallen war, durch sechs Grenadierbataillone einen Kreis schließen und eine dreimalige Salve aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen geben und entblößte mit allen Officieren drei Mal ehrfurchtsvoll das Haupt zum Andenken des Helden. — Was über Schwerin's Leben bekannt ist, hat Varnhagen (Leben des Feldmarschall Graf

Die Oesterreicher hatten an dem Tage das Unglück, durch die plötzliche Erkrankung des Prinzen Carl und durch Browne's tödtliche Verwundung ganz ohne oberste Leitung zu sein. Marschall Browne wurde nach Prag gebracht, wo er noch vor seinem Ende stets von Neuem und stets vergebens die eingeschüchterten Soldaten ermahnte, sich durch einen kühnen Ausfall aus ihrem Gefängnisse zu befreien. Friedrich ließ schon am Abend des Schlachttages durch einen Adjutanten die Stadt zur Uebergabe auffordern. Man führte denselben an Browne's Schmerzenslager, wo er von dem sterbenden Feldherrn die Antwort erhielt: „Der Commandant hoffe durch seine Vertheidigung der Stadt des Königs Achtung zu verdienen!"

Die Folgen der Prager Schlacht schienen unberechenbar. Man glaubte, der König könne, ein Belagerungscorps vor der Stadt zurücklassend, das Entweichen der eingeschlossenen Armee verhindern und, mit seinen übrigen Truppen auf Wien losgehend, dort nach Gefallen den Frieden dictiren. Der größte Theil von Böhmen stand ihm zur Verfügung. Die österreichische Armee war zur Hälfte versprengt, auf einem unordentlichen Rückzuge, die andere zahlreichere Hälfte, nahezu

---

v. Schwerin, Berlin 1841) fleißig zusammengestellt. Auf der letzten Seite des Buchs sind die Quellen, leider nur im Allgemeinen, angegeben.

50,000 Mann streitbare Männer mit den obersten Anführern in den Mauern von Prag eingeschlossen.

Friedrich selbst war von den glänzendsten Hoffnungen erfüllt. Vom Schlachtfelde aus schrieb er an die Königin Mutter [1]): „Meine Brüder und ich sind wohlbehalten. Für Oesterreich dürfte es jetzt mit der ganzen Campagne vorbei sein. Ich habe 150,000 Mann zur Verfügung; überdies sind wir Herren dieses Königreichs, welches Truppen und Geld liefern muß. Die Oesterreicher sind zerstoben wie Spreu vor dem Winde. Einen Theil meiner Truppen werde ich den Herren Franzosen entgegenschicken, um ihnen das Compliment zu machen. Mit den Uebrigen will ich die Oesterreicher verfolgen."

In Prag bewirkte die Ueberfüllung der Stadt schon in der nächsten Zeit förmliche Hungersnoth. Die widrigsten Erscheinungen traten zu Tage. Müßige Prinzen und Generale gaben sich frivolen Zerstreuungen hin, während das Volk nur für schweres Geld Pferdefleisch zur Nahrung erhalten konnte. Dazu flammten an allen Ecken der Stadt bei Tag und Nacht Feuersbrünste auf; denn die Preußen warfen glühende Kugeln hinein, um die Magazine zu verbrennen und dadurch die Uebergabe zu beschleunigen. Bald waren die Neustadt und die Judenstadt in Trümmerhaufen verwandelt.

---

[1]) Oeuvres XXVI. 75.

Es schien nur kurzer Geduld zu bedürfen, um die geängsteten Menschenmassen zur Verzweiflung und zu willenloser Ergebung zu zwingen. Eine riesenhafte Wiederholung der Pirnaer Vorgänge lag nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. 50,000 Mann Oesterreicher schienen ganz eben so wie jene 14,000 Sachsen der Willkür des Siegers preisgegeben.

Ueberwältigend war der Eindruck, den diese Vorgänge in Europa machten. Am Wiener Hofe tiefste Niedergeschlagenheit, fast Verzweiflung. Statt auf kräftige Abwehr zu denken, haderten Generale und Minister über die Urheberschaft des Unglücks. Schon wollte man die Archive nach Ungarn flüchten. Auch die Franzosen wurden stutzig, ob sie nicht doch sich mit einem Feinde eingelassen, dem nicht beizukommen war. Wo blieb nun der prahlerische Hohn über den Marquis von Brandenburg und seine Potsdamer Wachtparade?

Die kleinen deutschen Reichsstände, fast alle in Frankreichs Sold, waren von Furcht und Schrecken erfüllt. Ein kühner Parteigänger, Obrist von Mayr, hatte mit des Königs Bewilligung ein fliegendes Corps von 1500 wilden Gesellen zusammengebracht. Mit diesen plünderte er die Magazine in Böhmen und durchzog dann das fränkische, bairische, bambergische und nürnberger Gebiet, seine Schaar für den Vortrab einer Armee von 20,000 Mann Fußvolk und Reiter ausgebend. Ueberall beeilte man sich, seine Forderungen

zu befriedigen. Das baireuth'sche Gebiet allein hatte er auf Friedrich's ausdrücklichen Befehl verschonen müssen. Die Markgräfin war bezaubert von dem Abenteurer, belohnte ihn mit ihrem Orden de la probité et sincerité und ließ sein Lob in den Landeszeitungen verkünden. Mayr kehrte über Coburg durch Sachsen nach Böhmen zurück[1]). Auch die rheinischen Fürsten waren eingeschüchtert. Chur-Mainz und Chur-Baiern schickten, obgleich sie fortfuhren, französische Subsidien zu nehmen, in des Königs Lager vor Prag und baten um Neutralität. In Württemberg kam es sogar zu offenem Aufruhr der zusammengezogenen Truppen. Sie wollten nicht im Solde Frankreichs gegen den protestantischen Preußenkönig fechten. Zu Tausenden entliefen sie, um sich an Mayr's Schaar anzuschließen.

Die glühendste Begeisterung für Friedrich den Großen aber entbrannte in England. Am 30. Mai schreibt Lord Holderneß an den Gesandten Mitchel, welcher den König in's Feld begleitet hatte[2]): „Die Bewunderung

---

[1]) Schäfer 319. Heldengeschichte IV. 360. — Mayr starb 1759. Als Friedrich der Große seinen Tod erfuhr, schrieb er dem Prinzen Heinrich: „Er ist in seiner Art unersetzlich. Man könnte, glaube ich, drei Armeen durchmustern, ohne einen eben so befähigten Mann zu finden." Schöning, der 7jährige Krieg II. 14.

[2]) Raumer's Beiträge II. 427. Schäfer 323. Mitchel papers Vol. 29.

für Friedrich II. ist auf den höchsten Gipfel gestiegen. Männer, Weiber und Kinder singen sein Lob. — Auf allen Straßen geben ausgelassene Freudenbezeigungen sich kund. Der König von Preußen ist der Abgott des Volkes geworden." Aehnlich war die Stimmung auch in den übrigen Ländern. Die Nichtbetheiligten blickten voll Bewunderung und Theilnahme auf den Einen Mann, der wie ein kühner Schwimmer sich durch die von allen Seiten heranbrausenden Wogen mit kräftigem Arme an's rettende Ufer durcharbeitete, — aber von thatsächlichem Nutzen war diese allgemeine Bewunderung nicht für ihn. Seine einzigen Bundesgenossen, die Engländer, zauderten aus Besorgniß für das von den Franzosen bedrohte Hannover noch immer mit ihrem Beistande. So auf die eigenen Hilfsmittel angewiesen, glaubte Friedrich nicht unthätig abwarten zu können, bis Prag durch Hunger zur Uebergabe gezwungen würde.

Daun stand mit seinem täglich anwachsenden Heere zum Entsatz bereit. Ein kühner Schlag nur konnte den König von dieser drohenden Gefahr befreien, und er beschloß das Wagniß, nicht ahnend, daß die Folgen desselben über alle Berechnung verhängnißvoll sich gestalten sollten. Bei dem Stande der Dinge war es damals ein Unglück für Friedrich II., daß er weder mit Daun's Charakter, noch mit der Art seiner kriegerischen Begabung bekannt war; denn dieser Mann, welcher während des ganzen Krieges sein gefährlichster Gegner werden

sollte, trat jetzt zum ersten Mal in den Vordergrund der Begebenheiten. Graf Leopold von Daun, aus einer altberühmten österreichischen Feldherrnfamilie stammend, war 1705 geboren. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, entsagte er bald diesem ihm aufgedrungenen Beruf und nahm Kriegsdienste. Während der Zeit von 1746—1756 war er es hauptsächlich, welcher die österreichische Armee kampffähig machte. Ihm verdankte auch die Militairakademie zu Wien ihre Entstehung [1]. Wissenschaftlich gebildet, kriegserfahren und unermüdet arbeitsam, besaß er zugleich unerschrockenen Muth, seltene Kaltblütigkeit und zähe Ausdauer. Langsam und bedächtig ging er auf sein jedesmaliges Ziel los und schien Uebereilung für die größte Sünde eines Heerführers zu halten. Daraus erklärt es sich, daß er niemals verstand, aus seinen Siegen den möglichsten Vortheil zu ziehen. Er fürchtete das sicher Errungene für ein unsicheres noch zu Erringendes auf's Spiel zu setzen. Einem Feinde wie Friedrich II. gegenüber war er doppelt vorsichtig und rettete dadurch mehr als ein Mal, und sehr gegen seine Absicht, den König aus Gefahren, denen derselbe nicht entronnen wäre, wenn ein Gegner von kühnerem Entschlusse ihm gegenüber gestanden hätte. Während Daun stets unangreif=

---

1) Leben und Thaten des Grafen v. Daun. Frankfurt 17.1e, Stenzel V. 48.

.ı hal=

bare Stellungen einzunehmen wußte und nicht aus denselben wich, war es alle Zeit Friedrich's Bestreben, den Feind in die Ebene herabzulocken und zur Schlacht zu bringen. Daun wußte sehr wohl, welchen Erfolg das z. B. bei Hohenfriedeberg gehabt. Desto fester beharrte er bei seinem Verfahren. Als Friedrich später dem General Fouqué seine Aufsätze über Kriegführung mittheilte, erwiederte dieser [1]: „Daun befolgt ein dem Ihrigen gerade entgegengesetztes System der Kriegführung. Sie werden den alten Fuchs schwerlich aus seinem Bau herauslocken!" Dieser Gegensatz lag überdies in den beiderseitigen Verhältnissen. Friedrich war durch die Beschränktheit seiner Hilfsmittel und durch die Uebermacht seiner Feinde stets auf Herbeiführung schneller Entscheidungen hingewiesen. Die Oesterreicher dagegen hatten über ein reiches Land von alter Cultur zu gebieten, welchem von jeher trotz aller Geldnoth dennoch die materiellen Mittel in Fülle zu Gebote standen. König Friedrich's größter Schatz aber lag in seinem genialen Geiste, der ihm fast immer auch da noch Auswege zeigte, wo alle Welt schon das Ende zu sehen glaubte.

Mit der Belagerung von Prag ging es nicht recht vorwärts, weil die festgebaute innere Stadt von den nach damaliger Art ziemlich unvollkommenen preußi-

[1] Oeuvres XX. 116.

schen Geschützen nicht wirksam genug beschädigt werden konnte. Außerdem hatte der Commandant den bestimmtesten Befehl erhalten, die Festung unter allen Umständen bis zu dem nahe bevorstehenden Entsatze durch das Daun'sche Corps zu behaupten. Friedrich's Ungeduld steigerte sich durch schlimme Nachrichten, die ihm von allen Seiten zukamen, von Tag zu Tage. Die Franzosen hatten den Rhein überschritten. Ihr gewaltiges Heer richtete ausgesprochenermaßen seinen Weg durch das Hannöverische nach Magdeburg. Von Nordosten waren 100,000 Russen gegen das Königreich Preußen in Bewegung — und nun mußte Friedrich, statt den andringenden neuen Feinden entgegenzueilen, schon in der fünften Woche vor den Mauern von Prag in vergeblicher Anstrengung ausharren! Er hatte den Herzog von Bevern mit einem allmählich bis auf 24,000 Mann verstärkten Corps ausgesandt, um das Daun'sche Heer zu bedrohen. Wirklich entfernte sich dasselbe Schritt vor Schritt bis auf zwölf Meilen von Prag, ohne es zum Kampfe kommen zu lassen, weshalb der König, Daun für schwächer haltend, als er war, dem Herzoge befahl, denselben bis nach Mähren zurückzudrängen. Inzwischen aber strömten aus Böhmen, Mähren und Ungarn täglich Verstärkungen zu, so daß die Oesterreicher bald 54,000 Mann zählten. Da nun Prinz Carl durch Eilboten nach Wien gemeldet hatte, Prag werde sich nicht länger als bis zum 20. Juli hal-

ten lassen, so wurde Daun schleunigst beordert, den Entsatz zu versuchen und eine Schlacht zu wagen. Ausdrücklich sprach Maria Theresia ihn im Voraus von aller Verantwortlichkeit frei, wenn er unterliegen sollte. Den Truppen ertheilte sie zur Aufmunterung zum Theil doppelten Sold auf Lebenszeit für die vor Prag bewiesene Tapferkeit. Den erhaltenen Befehlen gemäß rückte Daun am 12. Juni gegen die Preußen vor. Bevern that dem Könige Meldung von der drohenden Gefahr, fand aber keinen Glauben. Eine wunderbare Verblendung schien in diesen Tagen Friedrich's sonst so klaren Geist zu verdüstern. Ausschließlich beherrschte ihn der Wunsch, einen neuen Sieg über die Oesterreicher zu erfechten, in Folge dessen er Prag und ganz Böhmen sich zu unterwerfen und der Kaiserin den Frieden zu dictiren hoffte. Die ununterbrochenen Erfolge, welche bis jetzt seine ganze Feldherrnlaufbahn bezeichnet, ließen den Gedanken an einen möglichen Umschlag des Glücks nicht aufkommen, fast absichtlich verschloß er Auge und Ohr für Alles, was seinen Erwartungen widersprach. War er doch in den acht Schlachten, die er bis jetzt geliefert, Sieger geblieben, niemals hatte der Feind ihm zu widerstehen vermocht. „Da lag es in der menschlichen Natur, daß er von der Tapferkeit seiner Armee und von seinem eigenen Feldherrngenie die höchste Meinung faßte und mit einiger Ueberhebung

auf die Gegner blickte [1]).“ Jetzt, wo durch einen entscheidenden Schlag das Größte, fast Alles zu gewinnen war, wies er Jeden zurück, der ihm seine vorgefaßten Meinungen rauben wollte, und versetzte sich in einen fast krankhaften Zustand von Hartnäckigkeit. Als Bevern vor Daun's überlegener Macht zurückwich, erklärte er das für Mangel an Entschlossenheit. Er selbst wollte nun den Oberbefehl dieses Observationscorps übernehmen und führte in eigener Person Verstärkungen heran, während die Hauptarmee zur Einschließung von Prag zurückblieb. Mit 34,000 Mann zog er dem fast doppelt so großen österreichischen Heere entgegen und traf am 13ten bei Kaurzim mit Bevern zusammen. Noch immer glaubte er nicht die ganze unter Daun vereinigte Macht, sondern nur einen Vortrab derselben vor sich zu haben und ließ sich trotz wiederholter Meldungen verchiedener Officiere nicht aus seinem Irrthum reißen. Bevern wurde mit Vorwürfen überhäuft, am schlimmsten erging es dem Prinzen Moritz, dessen verunglückter Brückenbau allerdings daran Schuld war, daß die Oesterreicher nach der Prager Schlacht nicht vollständig vernichtet wurden. Sogar Ziethen mußte sich barsch anfahren lassen, als er

---

1) So urtheilt der dem Könige auf's Treuste ergebene englische Gesandte Mitchel. Raumer's Beiträge II. 430.

dem Könige die wahre Stellung des Feindes klar machen wollte. Tieftrauernd zog der treue Mann sich zurück und klagte laut bei der Parole: Er sehe des Königs Untergang vor Augen, weil er den sichersten Nachrichten keinen Glauben schenken wolle.

Erst am 17ten Mittags erkannte Friedrich, als er zu seinen Vorposten ritt, daß er sich getäuscht, und daß die ganze ihm weit überlegene österreichische Armee ein festes Lager zwischen Kollin und Planian bezogen hatte. Von dem Vorsatz, dieselbe anzugreifen, kam er dadurch nicht zurück.

Am Morgen des 18. Juni führte er sein Heer auf der sogenannten Kaiserstraße in der Richtung nach Kollin. Auf die Höhen von Planian gelangt, erblickte man auf den gegenüberliegenden Bergen die Feinde in der vortheilhaftesten Stellung zum Kampfe bereit. Ein Zimmer im oberen Stockwerke des an der Straße gelegenen Gasthofes zur Sonne gewährte freie Aussicht über die ganze Gegend. Hier entwarf der König seinen Schlachtplan und theilte ihn den Generalen mit. Der linke Flügel der Oesterreicher erschien unangreifbar, deshalb sollte man versuchen, den rechten zu überflügeln, wo die Stellung am schwächsten war. Dagegen war den Anführern auf dem rechten Flügel der preußischen Armee auf's Strengste eingeschärft, sich beim Vorrücken an der Kaiserstraße zu halten und bis auf besonderen Befehl jeden Kampf zu vermeiden. Gegen

halb zwei Uhr begann die Schlacht[1]). Ziethen mit seinen Husaren, an der Spitze von 100 Eskadrons auf dem linken Flügel, warf sich auf die von Nadasdy befehligten österreichischen Reiter, vertrieb dieselben aus ihrer Stellung, während General Hülsen mit der Infanterie das Dorf Kretschor und die daselbst errichtete Batterie eroberte. Unterdessen hatte Daun die gefährdete Seite seiner Schlachtordnung bedeutend verstärkt, so daß Hülsen ebenfalls der Unterstützung bedurfte, welche ihm Prinz Moritz von Dessau zuführen sollte. Den Zuzug, welchen die Oesterreicher erhalten, konnte der König nicht bemerken, weil Daun die Verstärkungen hinter einem Höhenzuge anrücken ließ. Als daher Prinz Moritz zur Unterstützung Hülsen's heraneilte, rief ihm Friedrich: Halt! Front! zu. Der Prinz, der die augenscheinliche Gefahr Hülsen's erkannt hatte, glaubte mißverstanden zu haben, befahl Marsch! Marsch! — und sagte dem heranreitenden Könige frei heraus: Er könne die Verantwortung nicht auf sich nehmen, hier stehen zu bleiben, er müsse weiter vorrücken. Durch diesen Widerspruch in den heftigsten Zorn versetzt, ritt der König mit gezogenem Degen auf

---

[1]) Ueber die Schlacht von Kollin vergleiche Kutzen im 8. Bande der deutschen Nationalbibliothek. p. 40. Desselben Aufsatz in den Abhandlungen der Vaterländischen Gesellschaft in Schlesien. 1862. I. p. 86—228. Schäfer. p. 327. Note 1.

den Prinzen zu und rief: „In des Teufels Namen machen Sie Front, wenn ich es befehle!“ Nun gehorchte derselbe. Aber sogleich wandte er sich tiefbetrübt gegen seinen Neffen, den jungen Fürsten Franz, und sagte: „Die Schlacht ist verloren.“

Es trat nun das ein, was Friedrich hatte vermeiden wollen, das Corps des Prinzen rückte grade auf die Front des Feindes los, die man nicht hatte angreifen sollen, und konnte sich mit dem Hülsen'schen Corps nicht verbinden. Die Lücke, welche dadurch entstand, mußten nun die Bataillone des zweiten Treffens ausfüllen.

Kaum war Prinz Moritz vorgerückt, als der König ihm den Befehl nachsandte, sich während des Weitermarsches immer halb links zu halten, und so in schiefer Richtung die Hochgegend hinter dem Dorfe Kretschor zu erreichen, um mit Hülsen zugleich zum Angriff zu schreiten. Leider war das jetzt zu spät. Dennoch konnte noch Alles gut gehen, denn schon wandte der rechte Flügel des Feindes, und der Sieg schien den Preußen gesichert, schon ließ Daun einen mit Bleistift geschriebenen Zettel mit den Worten „die Retraite geht nach Sudhol“ in Umlauf setzen, als ein sächsischer Officier denselben noch zur rechten Zeit anhielt.

Da brach von dem rechten Flügel der Preußen her das Unheil herein. Trotz des strengsten königlichen Befehls gerieth leider jetzt auch dieser Theil der Schlachtordnung in's Gefecht. General Mannstein,

der von herumschwärmenden Croaten belästigt wurde, befahl dieselben zurückzutreiben. Das nahm eine größere Ausdehnung an, und bald entspann sich ein blutiger Kampf um das Dorf Chotzenitz, in welchen die ganze Infanterie verwickelt wurde. Diese konnte nun dem Hülsen'schen Corps nicht zu Hilfe kommen, welches durch das furchtbare Kartätschenfeuer des Feindes in Verwirrung gerathen war. Die vorgeschickten Reiter wichen ebenfalls und vermehrten die allgemeine Unordnung. Fliehend zogen sich die stark gelichteten Regimenter bis auf die Kaiserstraße zurück. Ein ungestümer Angriff, den der sächsische Obristlieutenant Berkendorf auf eigene Hand unternahm, vollendete das Unglück. Andere sächsische Regimenter schlossen sich ihm an, und durch das Andenken an ihre bei Hohenfriedeberg einst erlittene Niederlage mit Wuth und Rachedurst erfüllt, riefen sie bei ihren Säbelhieben triumphirend aus: das ist für Striegau!

So wütheten 56 Eskadrons in der Stärke von 6500 Reitern gegen die preußische Infanterie. Die Bataillone lösten eins nach dem andern sich auf. Der König ritt an die Fliehenden heran und suchte sie zu sammeln. Entschlossen, sein Leben einzusetzen für die Rettung des Staates, dessen ganze Zukunft auf dem Spiele stand, forderte er die gleiche Opferfreudigkeit von seinen Soldaten. Als es nicht gelang, die Fliehenden noch ein Mal zum Angriff zu ermuthigen, da soll er

im höchsten Zorne ihnen zugerufen haben: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?“ worauf ein Grenadier mit dem in der Armee herrschend gewordenen Humor zur Antwort gab: „Fritz, für acht Groschen ist es heut genug [1]).“ Endlich gelang es, ungefähr 40 Mann um eine Fahne zu sammeln. Mit klingendem Spiel führte der König das Häuflein gegen den Feind, in der Hoffnung, es würden noch mehrere sich anschließen. Umsonst. Auch diese wenigen zerstreuten sich bald. Friedrich, ohne das zu beachten, ritt mit seinen Adjutanten immer vorwärts, gerade auf die feindlichen Geschütze zu. Da fragte ihn Major Grant: Wollen denn Ew. Majestät die Batterie allein nehmen? Noch ein Mal betrachtete der König schweigend die Stellung der Feinde durch das Fernrohr, dann wendete er sein Pferd und gab den Befehl zum Rückzuge. Es war die erste Schlacht, in welcher er besiegt worden. —

Der Verlust der Preußen an Gebliebenen und Gefangenen betrug fast 14,000 Mann. Von 18,000 Mann Infanterie fanden sich des andern Tages kaum 6000 zusammen. Weniger hatte die Reiterei gelitten. Des Königs Leibregiment, lauter schöne und große Leute, die er alle persönlich kannte, war bis auf 250 Grenadiere geschmolzen. Mit Thränen im Auge soll Friedrich auf diesen geringen Rest seiner Getreuen geblickt

[1]) Kutzen, Aus der Geschichte des siebenjähr. Krieges. p. 50.

haben. Die Geschütze wurden meistentheils gerettet, bis auf eine Anzahl Kanonen, die wegen mangelnder Bespannung zurückbleiben mußten. — Die Oesterreicher verloren nur 8000 Mann. Ihre Truppen waren, zum Glück für die besiegten Preußen, so ermattet vom Kampfe, daß sie keine wirksame Verfolgung vornahmen. Auch flößte ihnen deren Haltung Respect ein, und als eine Reiterabtheilung aus einem Hohlwege hervorbrach, um sich auf die abziehenden Ziethen'schen Husaren zu stürzen, wurden ihre wiederholten Angriffe mit bestem Erfolge zurückgeschlagen. — Es hatten bei Kollin 30,000 Preußen gegen 60,000 Oesterreicher gefochten. Trotz eines fast eben so großen Mißverhältnisses waren die Preußen in den Schlachten der beiden ersten schlesischen Kriege überall Sieger geblieben. Daher das allzu stolze Bewußtsein von Unüberwindlichkeit, welches den König und die Armee erfüllte. Es muß als die schlimmste Folge dieser ersten großen Niederlage angesehen werden, daß dies Bewußtsein nun gebrochen war. Doch lag es grade in Friedrich's Natur, daß er sich da am größten zeigte, wo es galt, begangene Fehler einzusehen und wieder gut zu machen. Jedes Mißgeschick gab ihm in verdoppeltem Maße die ruhige Besonnenheit und die Klarheit des Ueberblickes zurück, welche er im Rausche des Glückes wohl hier und da zu verlieren schien.

Mit kleinem Gefolge sprengte der König, sobald die

Schlacht entschieden war, in der Richtung nach Nimburg an der Elbe, wohin er die Prinzen von Dessau und Bevern dirigirt hatte. Als man unterwegs einen Augenblick anhalten mußte, um die Pferde zu tränken, brachte ein alter, verwundeter Cavallerist dem trübe vor sich hinblickenden Könige einen Trunk Wasser in seinem Hute und sagte: „Ew. Majestät trinken doch! Laß Bataille Bataille sein, es ist nur gut, daß Sie leben, unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns wieder Sieg geben!" —

In Nimburg trafen Abends die herbeieilenden Officiere den König auf einem Brunnenrohre sitzend, den Blick starr auf den Boden gerichtet und Figuren mit dem Stock in den Sand zeichnend. Als die wenigen übrig gebliebenen getreuen Grenadiere vorüberkamen, rief er ihnen zu: „Kinder, Ihr habt heut einen schlimmen Tag gehabt." „Wir sind nicht gut geführt worden," antworteten diese, worauf der König: „Habt nur Geduld! ich werde Alles wieder gut machen." —

Friedrich theilte seine geschlagene Armee und verlegte die eine Hälfte nach Nimburg, die andere nach Leitmeritz, wo er selbst sein Hauptquartier aufschlug. Er sah ein, daß an die Eroberung von Prag jetzt nicht mehr zu denken war. Die Belagerung wurde aufgehoben. Keith, der hier commandirte, empfing mit seinen Generalen in schweigender Bestürzung den Befehl. Der Prinz von Preußen soll in laute Anklagen gegen seinen

Bruder ausgebrochen sein, was dem Könige berichtet wurde und vielleicht bei den bald folgenden Zerwürfnissen zwischen Beiden nicht ohne Einfluß war. Am Nachmittage des 19. Juni traf Friedrich selbst ein, den Abzug der Belagerer zu leiten. Von einem einzigen Pagen begleitet, saß er in gebeugter Haltung zu Pferde, das umdüsterte Auge auf den Boden gerichtet. — Bei diesem Anblick erst wurde den Truppen das Unglaubliche klar, daß ihr König besiegt war [1])! Folgenden Tages zog die Armee von Prag fort, sich mit den jenseits der Elbe in Nimburg versammelten Truppen zu vereinigen. Mit klingendem Spiel durften sie unbelästigt ihren Marsch antreten, nur auf Keith, der mit seinem Corps noch einige Stunden verweilt hatte, wurde ein Angriff gemacht, ohne großen Schaden zuzufügen.

Friedrich's Entmuthigung war von kurzer Dauer. Bald raffte er sich im Gefühl der ungeheuren Verpflichtung, die auf ihm lastete, empor. Es gehörte ein Heldenmuth ohne gleichen dazu, um in solcher Lage die Fassung des Geistes zu behalten. Die Armee war bis auf 75,000 Mann zusammengeschmolzen, und eben jetzt zogen von Osten die Russen, von Westen die Franzosen mit ihren überlegenen Streitkräften heran, während die Oesterreicher als Sieger, mit der befreiten Prager Armee

---

[1]) Henckel v. Donnersmarck militärischer Nachlaß I. II. 230. Stenzel V. 56. Schäfer 329.

vereinigt, ihm gegenüberstanden. In Böhmen konnte das geschlagene Heer sich nicht auf die Dauer halten, und als wollte das Schicksal dem schwergeprüften Fürsten grade jetzt, wo er am meisten der ruhigen Ueberlegung bedurfte, die Seele im Innersten aufregen, kam wenige Tage nach der unglücklichen Schlacht die Trauerbotschaft, daß die Königin Mutter am 28. Juni gestorben sei. Ohne alle Vorbereitung traf den Sohn dieser Schlag. Sophie Dorothea war nicht eigentlich krank gewesen. Die aufregenden Besorgnisse der letzten Zeit scheinen die Lebenskraft der 71jährigen Dame erschöpft zu haben. Der König war auf's Tiefste erschüttert. Zwei Tage lang ließ er Niemanden vor sich, nur seine beiden Brüder Heinrich und Ferdinand speisten mit ihm. Am 3. Juli berief er Mitchel in sein Zelt, der von dieser Zeit an ihm stets ein innig ergebener Freund geblieben ist. Drei Stunden lang behielt der König ihn bei sich und sprach fortwährend davon, wie die Mutter für ihn gesorgt, was sie für ihn gelitten, wie edel sie ihr eigenes, oft so hartes Loos getragen. Die Tage seiner Jugend rief er zurück, wobei er auch des Vaters ohne alle Bitterkeit gedachte. Es waren das keineswegs flüchtige, durch das traurige Ereigniß erzeugte Empfindungen. Noch viel später, als er mit Garve in Breslau sich unterhaltend auf seine Mutter zu sprechen kam, sagte er mit gerührter Stimme: „Wenn Er wüßte, was ich bei ihrem Tode zu leiden

hatte, so würde Er sehen, daß ich so unglücklich war, wie nur ein Mensch sein kann, ja noch unglücklicher als Andere, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe [1])."

In solchen Momenten erhielt denn auch die künstlerische und literarische Begabung des Königs eine sehr zu beachtende Bedeutung. Es war ihm von der Natur vergönnt, seinen Kummer und Sorge eben so wohl wie seine frohen und launigen Empfindungen und Einfälle durch die Musik, durch Verse und Aufsätze aller Art, ganz besonders aber durch Briefe zum Ausdruck zu bringen. Auf diese Art vermochte er selbst der heftigsten Gemüthserregung alsbald Herr zu werden, denn wer eine Ode auf seinen eigenen Schmerz machen kann, der hat denselben schon aus sich herausgestellt und betrachtet ihn wie einen künstlerisch zu bearbeitenden Gegenstand. Zeigt sich doch sogar in denjenigen Briefen, die er unmittelbar nach einem niederschmetternden Ereignisse an seine Freunde richtet, das unwillkürliche Bestreben, seinen Worten eine philosophische oder poetische Wendung zu geben, wie das einem wirklich Verzweifelnden sicher niemals möglich ist.

So meldet er nach der Schlacht von Kollin dem Lord Marishal, damals in Neufchatel, sein Unglück

---

[1]) Mitchel papers I. 253. Garve Fragmente zur Schilderung Friedrich des Zweiten. Carlyle X. 117.

mit den folgenden, weltberühmt gewordenen Worten [1]): „— — Fortuna hat mir den Rücken gewandt. Darauf mußte ich gefaßt sein, sie ist ein Weib, und ich bin nicht galant! — Ich hätte mehr Infanterie nehmen sollen, aber günstige Erfolge, mein lieber Lord, erzeugen oft zu großes Selbstvertrauen. Ein ander Mal werde ich es besser machen. Was sagen Sie zu dieser Völkerverschwörung gegen den Marquis de Brandebourg? Der große Kurfürst würde sich wundern, seinen Enkel gegen Rußland, Oesterreich, fast ganz Deutschland und Frankreich zugleich im Kampfe zu sehen! Ich weiß nicht, ob es mir Schande machen würde, da zu unterliegen; sicherlich wird es meinen Feinden keinen großen Ruhm bringen, mich zu besiegen.“ — Wir lassen alsbald noch ein Paar gleich charakteristische Stellen aus dem Briefwechsel mit D'Argens folgen [2]). „Wie trägt so oft das Gefühl den Sieg über den Verstand davon! Ich habe den dritten Gesang des Lucrez gelesen und wieder gelesen, aber was hilft es, wenn ich mich von der Nothwendigkeit des Unglücks und von

[1]) Oeuvres XX. 267. Den 28. Juni 1757. Die Aechtheit des Briefes ist neuerdings, namentlich von Kutzen, angezweifelt worden. Abhandlungen der Vaterländischen Gesellschaft. 1866. Historische Abtheilung p. 19. Sybel's Zeitschrift XV. p. 317. — Man kann dennoch behaupten, der König hätte so schreiben müssen, wenn er auch wirklich nicht so geschrieben haben sollte.

[2]) Oeuvres XIX. 43. sqq. (Juni 1757).

der Fruchtlosigkeit der Mittel dagegen überzeuge? Für meinen Schmerz finde ich Linderung in der täglichen Arbeit und der immer neuen Aufregung, welche meine vielen Feinde mir bereiten. Wäre ich bei Kollin gefallen, dann befände ich mich jetzt im Hafen, wo man keine Stürme mehr fürchtet. So muß ich auf dem schäumenden Meere herumschwimmen, bis mir ein kleiner Fleck Erde die vergeblich gesuchte Ruhe gewährt." — Ferner [1]): „Häusliches Unglück, geheimer Kummer, die Gefahr des Staats, neue Unfälle, die ich von Weitem kommen sehe, — das ist jetzt mein tägliches Brod. Aber glauben Sie nicht, daß ich schlaff werde! Ginge die Welt in Trümmer, ich würde mich mit Gelassenheit unter den Ruinen begraben. In dieser unseligen Zeit muß man sich mit einem Herzen von Stahl wappnen und jede Empfindsamkeit verbannen," und dann später: „Lieber Freund, Philosophie ist recht gut bei vergangenen und zukünftigen Leiden, — für die gegenwärtigen zeigt sie sich unwirksam." Voltaire weidet sich an solchen, auch in den Königs Briefen an ihn sich wiederholenden Ausbrüchen einer verzweifelnden Stimmung und giebt seinem königlichen Freunde den schadenfrohen Rath, sich schlimmsten Falls in das Privatleben zurückzuziehen, wo er als Dichter und Philosoph eine bessere Rolle spielen werde, als einst Carl V. und Christine

---

[1]) Oeuvres XIX. p. 44.

von Schweden. Friedrich antwortete ihm wahrhaft königlich: „Das sind Vorschläge, die für den Einsiedler in der Schweiz wohl passen, — Ich aber muß, vom Schiffbruch bedroht, dem Sturme trotzend, als König denken, leben, sterben!"

Aber nicht nur durch die Gabe, sich seine Empfindungen von der Seele gleichsam fortzusprechen, widerstand der König den schwersten Bedrängnissen, — er wollte sogar eine faßliche Gewißheit sich verschaffen, nie in die Lage kommen zu können, wo er seine Ehre oder den Untergang des Staates überleben müßte. Da ist es wohl glaublich, daß er ein Fläschchen mit schnell wirkendem Gifte in seinen Kleidern verborgen trug[1]), wie ein solches sich noch in seinem Nachlasse vorgefunden haben soll. Auch das sollte indessen mehr ein moralisches als physisches Hilfsmittel sein, wie sich daraus

---

[1]) Küster's Lebensrettungen, p. 154. — Voltaire, gegen den der König ebenfalls von Selbstmordgedanken gesprochen hatte, antwortete nicht unrichtig, Oeuvr. XXIII. 13.: Die Welt werde sagen, er habe sich aus Gewissensbissen wegen des ungerechten Krieges entleibt. — Mit perfider Malice tröstet er den König über den etwaigen Verlust seiner Staaten. Gleichzeitig schreibt er an d'Argental: Glauben Sie wirklich, ich interessire mich für den König von Preußen? Davon bin ich weit entfernt. Es kitzelt mein Rachegefühl, einen König zu trösten, der mich maltraitirt hat. Ich wollte, die Franzosen gäben mir bald Gelegenheit, ihn noch mehr zu trösten.

ergiebt, daß Friedrich in den verzweifeltsten Lagen, in die ein Mann gerathen kann, und mehr als eine solche hat er während dieses entsetzlichen Krieges erlebt, — niemals zu jenem Mittel gegriffen hat.

In der Zeit, von der wir reden, schüttelte er sehr bald die drückende Schwermuth von sich und beschäftigte sich mit der Sorge für das, was zunächst geschehen mußte.

In Zittau befand sich ein preußisches Magazin, welches Vorräthe für 40,000 Mann auf drei Wochen enthielt. Das mußte vor allen Dingen gesichert werden. Den Weg dahin zu decken wurde ein starkes Armeecorps unter dem Prinzen von Preußen, der gebeten hatte, dasselbe zu befehligen, abgesandt; allein theils war der sonst talentvolle und liebenswürdige Prinz einer solchen Unternehmung nicht gewachsen, theils beurtheilte der König die Schwierigkeiten derselben falsch, weil er glaubte, daß die Oesterreicher ihre Hauptmacht gegen ihn selbst, der die Verbindung mit Sachsen frei halten wollte, gerichtet hätten, während in der That der Prinz von Lothringen und Daun sich hauptsächlich gegen jene Zittauer Expedition wendeten. — Diese mißglückte denn auch vollständig. Der Prinz wurde von seiner ursprünglichen Richtung abgedrängt und gerieth in so unwegsame Gegenden, daß er, durch viele Gepäckwagen beschwert, in fünf Tagen nur fünf Meilen vorwärts kam. Fast 2000 ehemals sächsische Soldaten,

die er bei sich hatte, gingen zu den Oesterreichern über. Die Fuhrknechte ritten mit ihren Pferden davon, Gepäck, Munition und Brückengeräthe im Wege lassend, die nun mühsam bei Seite geschafft und dann preisgegeben werden mußten. Erst am 22. Juli kam er in die Nähe von Zittau. Aber schon waren die Oesterreicher von der anderen Seite ebendahin gelangt und bombardirten die unglückliche Stadt, wie man sagt auf Anreizen des Prinzen Xaver von Sachsen, welcher die Einwohner bestrafen wollte, die nicht gut genug kaiserlich gesinnt wären [1]).

So wurde diese blühende sächsische Fabrikstadt fast gänzlich in Asche gelegt, und ein Schaden von vielen Millionen Thalern verursacht. Von der in Zittau befindlichen preußischen Besatzung entkam der größte Theil noch glücklich. Die reichen Magazine aber waren in Flammen aufgegangen.

Der Ausgang dieser unglücklichen Expedition erfüllte den König mit heftigem Zorn gegen seinen Bruder. Winterfeld, der den Prinzen begleitete, scheint noch Oel in's Feuer gegossen zu haben [2]). Schon während des

---

[1]) Gallus VI. 200.

[2]) Er schreibt am 26. Juli in Chiffern an den König: „Ew. Majestät haben die einzige Gnade und machen bald eine Aenderung bei dem hiesigen Corps, oder kommen bald zu uns — — bei all dem Kriegsrathhalten kommt nichts heraus, sondern es muß Einer allein mit Resolution commandiren, so ist noch Alles zu retten." Schöning, 7jähriger Krieg I. 74.

Marsches schrieb Friedrich in den härtesten Ausdrücken und mißbilligte den Rückzug. Er hielt seine eigene Gegenwart für nothwendig, um die begangenen Fehler möglichst unschädlich zu machen. Am 20. Juli brach er aus seinem Lager auf und vereinigte sich Anfangs August in Bautzen mit dem Corps des Prinzen. Er empfing denselben mit den Zeichen der größten Verachtung und ließ ihm durch General Goltz sagen, er sammt allen seinen Generalen hätten verdient, daß man ihnen die Köpfe vor die Füße legte, doch wolle er im General den Bruder schonen[1]). Der Prinz erklärte sich für unschuldig. Er wünschte eine strenge Untersuchung, auf die er aber nicht hoffen dürfte, weil das eine Gnade wäre. Tiefgekränkt forderte und erhielt er seinen Abschied und zog sich nach Oranienburg zurück, wo er bald darauf, unversöhnt mit dem Könige, starb.

Daß Friedrich II. im Lager bei Bautzen nicht in der Stimmung war, denen, die ihm Verluste und Niederlagen zuzogen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist eben so erklärlich wie verzeihlich. Zu viel stürmte auf ihn ein. — Nach der Kolliner Schlacht erfuhr er, daß

---

[1]) Henckel v. Donnersmark I. 262. Stenzel 61. Ein großer Theil der unerquicklichen Correspondenz zwischen den Brüdern Oeuvres XXVI. 141. sqq. Wir erinnern uns, wie Beide schon als Knaben schlecht standen, weil Friedrich Wilhelm I. gern dem zweiten Sohne die Thronfolge zugewendet hätte.

auch die Russen mit ihrem Vordringen in Preußen Ernst machten. Der König, der mit Recht diese Horden für wilde Barbaren erklärte, hatte doch eine zu geringe Meinung von ihrer Tapferkeit. Er befahl dem alten General Lehwaldt, dieselben unbedingt anzugreifen, wo er sie treffe. Unter Mord und Brand, die scheußlichsten Greuelthaten an den Einwohnern verübend, waren die Russen, über 100,000 Mann stark, unter Apraxin vorgerückt, während zugleich ihre Flotte im kurischen Haff erschien. Sie hatten Memel genommen und bedrohten Königsberg. Obgleich Lehwaldt ihnen kaum 25,000 Mann entgegen zu stellen hatte, griff er sie doch, dem Befehl des Königs blind gehorchend, bei Groß-Jägerndorf, zwischen Wehlau und Insterburg, an (30. August), wurde aber mit Verlust von 4500 Mann zum Rückzuge genöthigt, obgleich er den Russen 9000 Mann kampfunfähig gemacht hatte. Apraxin hätte nun ungehindert vorrücken können, doch zeigte er sich säumig aus Rücksicht auf den russischen Thronerben Peter, der ein Freund Preußens war und bei dem kränkelnden Zustande Elisabeth's jeden Tag zur Regierung kommen konnte.

In derselben Zeit waren nun auch die Franzosen unter dem Marschall d'Estrées bis an die Weser vorgedrungen und hausten in Westphalen und Hessen nicht besser als die Russen in Preußen. Die Schandthaten,

Einer ...

retten." Schöning.

die sie während der früheren Raubzüge verübt, wurden hier fast noch überboten.

In Paris hatte man allerdings die Absicht gehabt, den König von Preußen zu demüthigen, und nach der Schlacht bei Prag schien es doppelt nothwendig, den Eroberungsplänen, die man ihm zutraute, mit allem Ernste entgegen zu treten. Allein die Niederlage von Kollin änderte die Anschauungen Ludwig's XV. Er fürchtete nunmehr, Oesterreich könnte nach Preußens völliger Vernichtung in Deutschland allmächtig werden, — das lag nicht im französischen Interesse. Aus diesem Grunde und aus einem Gewebe von Hofintriguen, welches sich um die Pompadour drehte, erklärt sich die geringe Thätigkeit des französischen Heeres. Zwar hatte man Ostfriesland für Maria Theresia in Besitz genommen [1]), den Landgraf von Hessen aus Kassel vertrieben und sich in den angrenzenden deutschen Ländern ausgebreitet, doch begnügten die Franzosen sich damit, diese Gegenden möglichst auszusaugen und auszuplündern und die Einwohner zu drangsalen, — während sie mit Aussicht auf sicheren Erfolg die ihnen gegenüber stehende Observationsarmee der Hannoveraner, Hessen

---

[1]) Zuerst für den König von Frankreich, und nur auf Protest der Holländer erklärte man das dann für einen Irrthum. Schäfer 361.

und Reichstruppen hätten angreifen können. Denn der Anführer derselben, Herzog von Cumberland, Georg's II. Sohn, war ein unfähiger Mensch, der sich für einen Feldherrn hielt, weil er in Schottland gegen die unterdrückten Jacobiten gewüthet und sich den Beinamen des Fleischers erworben hatte.

Erst als Belle-Isle seinem Freunde d'Estrées zu wissen that, er möge eilen, einen Sieg zu erringen, wenn er mit Ehre aus diesem Feldzug scheiden wolle, denn schon sei ihm in der Person des Herzogs von Richelieu ein Nachfolger bestimmt, entschlossen sich die Franzosen, die Verbündeten bei Hastenbeck anzugreifen (26. Juli). Nach einem unentschiedenen Gefechte wich Cumberland ohne Noth zurück, während die Franzosen sich fast schon für besiegt hielten. Einen vernünftigen Feldzugsplan, den Friedrich II. ihm vorher zugeschickt, wollte der eingebildete englische Prinz nicht befolgen, weshalb auch die preußischen Bataillone, die sich bei dieser Observationsarmee befanden, zurückgezogen und zur Verstärkung der Besatzung von Magdeburg verwendet wurden.

Cumberland scheint nun vollständig den Kopf verloren zu haben. Von Richelieu, der jetzt an d'Estrées Stelle den Oberbefehl erhalten hatte, bis in die Gegend zwischen Bremen und Hamburg zurückgedrängt, ließ er sich zu einer geradezu schimpflichen Convention bewegen, deren Bedingungen unter Vermittelung des dänischen

Ministers Lynar [1]) in Kloster-Zeeven festgestellt wurden (8 September). Richelieu, einer jener geistreichen Roué's, die bei aller moralischen Erschlaffung im entscheidenden Augenblick doch niemals die persönliche Tapferkeit der Franzosen verleugnen, nach der Aufregung des Kampfes aber alsbald wieder in ihre weichlichen Lebensgewohnheiten zurückfallen, — benahm sich bei Feststellung der Conventionsbedingungen mit so großem Leichtsinn, daß dadurch die verderbliche Politik des hannover'schen Ministeriums einigermaßen unschädlich gemacht wurde. Im Wesentlichen nämlich war es ein Waffenstillstand, den man abschloß. Die Braunschweiger, Hessen, Gothaer und Bückeburger, welche als hannover'sche Hilfstruppen dienten, wurden, ohne daß man die Bataillone trennte, vollständig bewaffnet in ihre Heimath entlassen. Die hannover'schen Truppen mußten sich nach Lauenburg und in die Umgegend von Stade zusammenziehen, während die Franzosen das übrige Land besetzt hielten und in unverschämtester Weise ausplünderten [2]). Die specielle Verfügung über

---

[1]) Er war ein Herrnhuter und meldete seinem Könige, daß er durch die Eingebung des heiligen Geistes die Franzosen in ihrem Siegeslaufe gerade so aufgehalten, wie einst Josua der Sonne stille zu stehen gebot.

[2]) Richelieu sorgte dabei so gut für sich selbst, daß er nach seiner Rückkehr in Paris einen prachtvollen Palast erbaute, den seine lachlustigen Landsleute Pavillon d'Hannovre nannten.

die Truppentheile sollte den einzelnen betheiligten Höfen vorbehalten bleiben. Auch hatte Richelieu wohl kaum beachtet, daß die Convention von dem Herzog von Cumberland nur im Namen Hannovers abgeschlossen war, so daß der Kurfürst als König von England dieselbe nicht anzuerkennen brauchte, zumal wenn das Parlament, wie das später geschah, seine Zustimmung versagte. In solchem Falle standen die entlassenen deutschen Truppen gewaffnet in Bereitschaft, um zu neuem Angriff verwendet zu werden. Für jetzt freilich schien der Vertrag das Mittel zu bieten, um den Wunsch nach einer hannover'schen Neutralität zu verwirklichen, von welchem Georg II. so sehr erfüllt war, daß er sich dadurch zu wahrhaft unwürdigen Schritten fortreißen ließ. Er hatte sich im Vertrage von Westminster wesentlich zum Schutze seines Stammlandes mit Preußen verbündet. Jetzt behauptete er, denselben nur als Kurfürst von Hannover, nicht als König geschlossen zu haben, und fing an, im Geheimen wegen eines Separatfriedens mit dem Wiener Hofe zu unterhandeln, was ihn in den Augen der Engländer gradezu verächtlich machte. „Es liegt so viel Perfidie in dieser Maßregel," sagt Mitchel [1]), „und es werden so gemeine und niedrige Künste angewandt, um sie vor dem Könige von Preußen zu verbergen, daß ich mit Abscheu und

---

[1]) Mitchel papers I. 364. bei Schäfer 378.

Ekel auf die ganze Sache blicke." Als der König von England Friedrich II. seine Pläne mit allerlei beschönigenden Redensarten mittheilte, erwiederte dieser, man werde ihn niemals überzeugen, daß das Unglück eines Verbündeten ein Grund sei, denselben im Stich zu lassen.

Und wirklich brach das Unglück mit vollster Wuth gerade in diesem Herbste von allen Seiten über den König von Preußen herein. Am 12. September rückten 22,000 Schweden aus Pommern südwärts und brandschatzten die Uckermark. Hier wollten sie warten, bis die Franzosen von Westen herbeikämen, um mit ihnen gemeinschaftlich auf Berlin los zu gehen. Der König hatte augenblicklich keine Armee ihnen entgegenzustellen, sogar Stettin war nur schwach mit Truppen besetzt, weshalb die Schweden als Eroberer auftreten konnten. Sie erklärten die Unterthanen in Preußisch-Pommern ihres Eides entbunden und forderten dieselben auf, mit ihnen, den Gewährleistern des westphälischen Friedens, gemeinschaftliche Sache zu machen. Damit kamen sie aber schlecht an. Die Pommern waren schon damals dem hohenzollern'schen Hause mit hingebendster Treue zugethan; ihre Landstände versammelten sich unaufgefordert und beschlossen, auf eigene Kosten eine Landmiliz von 5000 Mann zu errichten und zu unterhalten. Zu einem gleich großen Opfer erklärten sich die märkischen Stände bereit,

außerdem wurden in Halberstadt und Magdeburg 2000 Mann ausgerüstet. Damit noch nicht zufrieden, errichteten dieselben Provinzen ein zahlreiches Corps Husaren, die während des ganzen Krieges unter Anführung der tapferen Reitergenerale Belling und Werner vorzügliche Dienste leisteten. Alte Edelleute, die schon seit Jahren auf ihren Gütern zurückgezogen lebten, nahmen die Schwerter wieder von der Wand und traten als Officiere bei diesen Milizen ein.

Für den König von Preußen war es ein Glück, daß die tapferen Schweden in Folge der politischen Zerwürfnisse in ihrer Heimath und bei dem Widerwillen der königlichen Familie gegen das Unternehmen so schlecht ausgerüstet waren, daß es ihnen am Nöthigsten fehlte. Sie hatten Mangel an leichten Truppen, besaßen nicht ein Mal ordentliche Feldbäckereien und waren außer Stande, einen Fluß zu überbrücken, weil man ihnen keine Pontons mitgegeben hatte. So ist es erklärlich, daß es ihnen nicht gelang, sich mit den Oesterreichern oder den Franzosen in Verbindung zu setzen, und daß diese einst in Deutschland so gefürchtete Nation während des ganzen Krieges eine gar klägliche Rolle spielte. Für jetzt jagte der alte General Lehwaldt, der durch Apraxin's Rückzug freie Hand bekommen hatte, sie nach Stralsund, von wo sie, auch dort sich nicht sicher glaubend, nach Rügen hinübergingen.

Auf der anderen Seite fingen jetzt die Franzosen

und die Reichstruppen von Neuem an sich zu regen. Neben der Hauptarmee unter Richelieu operirte eine zweite, geführt von dem Günstlinge der Pompadour, dem leichtsinnigen Prinzen Rohan-Soubise, ziemlich selbstständig in Verbindung mit dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, welcher die Reichstruppen commandirte. Zu ernstlichen kriegerischen Unternehmungen kam es aber für's Erste noch nicht. Richelieu war zu sehr von den politischen Anschauungen seines großen Oheims, des Cardinals, erfüllt, um nicht die Allianz zwischen den Bourbons und Habsburgern für das Ergebniß einer völlig verkehrten Politik zu halten, der er nur mit größtem Widerwillen diente. Friedrich II. wußte dies so gut, daß er es versuchte, mit ihm in brieflichen Verkehr zu treten, um den Marschall zu bewegen, einen Separatfrieden mit Frankreich vermitteln zu helfen [1]). Das konnte natürlich zu nichts führen, weil Richelieu keine Vollmachten zu dergleichen Unterhandlungen hatte. Eben so wenig war es dem Könige geglückt, durch verschiedene Vermittler, u. A. auch durch seine Schwester Wilhelmine, unmittelbar in Paris zu unterhandeln. Er ließ sogar der Marquise von Pompadour, wenn sie sich für den Frieden bei Ludwig XV. verwenden wollte, das Fürstenthum Neufchatel auf

---

[1]) Ueber die hierher gehörigen diplomatischen Verhandlungen vergl. Stuhr, der 7jährige Krieg, p. 61. sqq. Schäfer 411 sqq.

Lebenszeit anbieten [1]), worauf die Maitresse aber nicht einging. Zum Unglück fiel ein Courier, welcher Depeschen über diese Verhandlungen bei sich hatte, den Oesterreichern in die Hände. Kaunitz erhob darüber großen Lärm in Paris, wo man natürlich Alles ableugnete und sich nun, um den Verdacht zu entkräften, eifriger als zuvor bei Unterstützung der österreichischen Pläne zeigen mußte. Ludwig XV. verwarf die Verabredungen, welche Richelieu mit dem Herzoge von Braunschweig wegen eines bis zum 15. April 1758 zu schließenden Waffenstillstandes getroffen hatte [2]), und befahl seinen Generalen, durch Thüringen bis zur Elbe vorzudringen. Dazu schien der jetzige Zeitpunkt besonders günstig, weil Friedrich auf die Nachricht, daß die Oesterreicher Schweidnitz bedrohten, sich aller Berechnung nach dorthin begeben mußte, um diese nächste Gefahr abzuwenden. Wenn nun die verbündeten französischen und Reichstruppen von Westen, die Oesterreicher von Süd-

---

[1]) Schäfer 415. Hierher gehört auch die Uebersendung eines Blumenbouquets an eine gewisse Therese in Paris, an welche Friedrich II. im October 1757 einen überaus schmeichelhaften Brief richtete, Oeuvres XVII. 243, es war dies wahrscheinlich die Geliebte einer einflußreichen Persönlichkeit am französischen Hofe.

[2]) Stuhr I. 161. — Wo bei dem Namen Stuhr Band I. oder II. citirt ist, sind stets die „Forschungen und Erläuterungen" gemeint. Stuhr's „siebenjähriger Krieg" hat nur Einen Band.

osten her nach einem gemeinschaftlichen Plane zur Befreiung Sachsens herbeigeeilt wären, so hätten die Preußen sich daselbst schwerlich halten können. Glücklicher Weise aber lagen die Feinde des Königs unter einander über das zunächst zu Beschließende in Streit. Die beiden französischen Heere unter Richelieu und Soubise entbehrten der einheitlichen Leitung. Soubise, mit dem Prinzen Joseph von Hildburghausen und dessen erbärmlicher Reichsarmee vereinigt, sollte dem Reichsfeldmarschall bald unter-, bald beigeordnet handeln. Während dieser auf kräftigere Entschlüsse drang, hatte Soubise gar keine Lust, sich persönlich mit dem Könige von Preußen zu messen, dem seinerseits wiederum Alles daran lag, die Dinge hier durch einen entscheidenden Schlag so weit zu klären, daß er sich gegen einen der anderen ihn bedrohenden Feinde wenden könnte. Erst im November gelang das [1]). Bis dahin wurde beiderseitig die Zeit mit Hin- und Hermärschen ausgefüllt, welche im Einzelnen zu verfolgen für den Leser fast eben so ermüdend sein würde, als für die Truppen, welche in größter Ungeduld sich diesen nicht entscheidenden Anstrengungen unterziehen mußten. Es galt, nach allen

---

[1]) Friedrich an die Markgräfin Wilhelmine: „Ich irre umher wie ein Wanderer im Walde unter zahllosen Räubern, die sich verschworen haben, ihn zu ermorden und sich in seine Habseligkeiten zu theilen." Oeuvres XXVII. 1. 298. sqq.

Seiten hin stets wachsam zu sein, um die hie und da auftauchenden Feindesschaaren zu verscheuchen. Daher das anscheinend Planlose in den Maßregeln des Königs, der von Tag zu Tage, ja von Stunde zu Stunde die Richtung seiner Bewegungen ändern mußte, weil er die unlösbare Aufgabe hatte, mit seiner kleinen Armee gegen die ihn umringenden Feinde nach allen Seiten hin zugleich Front zu machen.

In die Zeit dieser thüringisch-sächsischen Kreuz- und Querzüge fällt auch die persönliche Bekanntschaft des Königs mit der Herzogin von Gotha. Von Erfurt aus kam Friedrich II. am 15. September 1757 zur Tafelstunde mit seinem Gefolge in das herzogliche Schloß, wurde mit Freuden empfangen und bezauberte durch sein Benehmen und seine Unterhaltung den ganzen Hof.

Wie man sich denken kann, lag diesem Besuche ein politisches Interesse zu Grunde. Herzog Friedrich III. hatte sich von Anfang an geweigert, irgend einer feindseligen Maßregel des Reichs gegen den König von Preußen beizustimmen, den er eben so wie die Herzogin auf's Höchste verehrte und bewunderte. Zugleich war Friedrich III. von Gotha als Bruder der Prinzessin von Wales in der Lage, wesentliche Dienste in London zu leisten, und der König hat mehr als ein Mal die Vermittelung dieser Freunde in Anspruch genommen,

wenn er dem englischen Hofe durch die dritte Hand Vorschläge oder Mittheilungen zukommen lassen wollte [1]).

Die Stadt Gotha sollte in der nächsten Zeit der Schauplatz von Begebenheiten werden, welche, unbedeutend an sich, dennoch wesentlich dazu beitrugen, den Muth und die Zuversicht der preußischen Armee neu zu beleben und dieselbe auf künftige Erfolge vorzubereiten.

Schon bei Hohenfriedeberg und Soor, noch mehr aber in der Schlacht bei Kollin hatte sich der Reiterofficier Seidlitz [2]) unter Friedrich's Augen so hervorgethan, daß derselbe in ihm einen würdigen Schüler und Genossen des alten Ziethen erkannt und ihn kürzlich zum Generalmajor ernannt hatte, — an Jahren der jüngste General in der Armee. Ihn bestimmte Friedrich II. jetzt, als er am 16. September nach Erfurt zurückkehrte, zum Commandanten von Gotha, konnte ihm aber nicht mehr als etwa 1500 Mann Husaren und Dragoner zurücklassen. Soubise und Hildburghausen beschlossen sich der schwachbesetzten Stadt zu bemächtigen und rückten am 18. September mit 10,000 Mann gegen Gotha vor. Seidlitz konnte nicht daran denken, sich gegen eine solche Uebermacht zu behaupten, und verließ am 19. früh die Stadt, worauf die Fran-

[1]) Oeuvres XVIII. 202. XXVII. 1. 306.

[2]) Auch Seydlitz geschrieben, geb. 1721.

zosen und Reichstruppen sogleich mit Pauken und Trompeten ihren Einzug hielten. Prinzen und Generale quartierten sich im Schlosse ein, wo man sich beeilte, die ungebetenen Gäste durch gute Bewirthung bei Laune zu erhalten. — Als Seidlitz sah, daß man ihn nicht verfolgte, zog er ein in der Nähe liegendes Husarenregiment an sich und brachte es durch Theilung seiner geringen Streitkräfte, deren Vorposten bald hier bald dort auf den umliegenden Höhen sich zeigen mußten, dahin, daß die Franzosen glaubten, das ganze preußische Heer sei im Anzuge. Dadurch wurde Soubise so in Schrecken gesetzt, daß er mit seiner Streitmacht Hals über Kopf von dannen zog und seinen Generalen nicht einmal Zeit ließ, das Diner abzuwarten, welches man aufzutragen im Begriff war. Seidlitz rückte nun wieder in die Stadt, die übrigens damals noch so gut befestigt war, daß sie einem Handstreich genügend hätte widerstehen können, und kam noch zu rechter Zeit, um mit seinen Officieren vergnügt die für die Feinde bestimmten Speisen zu verzehren. Einige französische Nachzügler und ein großer Wagenzug mit Gepäck fiel in die Hände der Husaren, die über die Massen unnützen Plunders, den sie entdeckten, nicht wenig erstaunt waren. Sie maskirten sich mit den brokatnen Schlafröcken, den Perücken und anderem Trödel, lachten über die Menge Parfümerien und Essenzen und über den Troß von Friseuren, Lakeien, Köchen und lockern Dir-

nen, der als Gefangene in ihre Hände fiel. Seidlitz schickte diese ganze Gesellschaft dem Commandeur der großen Nation zurück. Auch das eben angekommene Generalspatent für Laudon fanden die Preußen unter den erbeuteten Sachen. Friedrich ließ dasselbe mit einem artigen Billet den nächsten Tag von Erfurt aus dem Neuernannten durch einen Trompeter überbringen.

Am 11. October erhielt der König zu seiner größten Ueberraschung die Nachricht, daß ein Theil der nach Schlesien marschirenden österreichischen Armee sich von dem Hauptcorps getrennt habe und unter General Haddik gerade auf Berlin losgehe, bis wohin der Weg an keinem Punkte militärisch gedeckt war. In Berlin selbst befanden sich ungefähr 4000 Mann zum Theil Invaliden und Milizen unter General Rochow, auf den kein sonderlicher Verlaß war. Friedrich II. befahl daher dem Prinzen Moritz von Dessau, schleunigst bei Torgau die Elbe zu überschreiten und in Eilmärschen der Hauptstadt zu Hilfe zu eilen. Auch Seidlitz mußte mit 3000 Reitern sofort dahin aufbrechen. Wäre diese Haddik'sche Unternehmung in Folge eines mit Soubise verabredeten Planes unternommen und durch einen gleichzeitigen Angriff der Franzosen auf Berlin unterstützt worden, so hätte es unberechenbare Folgen haben können. So aber lief das Ganze noch gnädig genug ab. Zwar hatte Rochow vollständig den Kopf verloren. Er überließ die Stadt ihrem Schicksal und geleitete die

königliche Familie mit 400 Mann nach Spandau, — auch dies so spät, daß die Escorte leicht den Oesterreichern hätte in die Hände fallen können. Haddik hatte inzwischen in Eilmärschen, ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen, Berlin erreicht. Vor den Thoren angelangt, forderte er die Stadt zur Uebergabe auf und verlangte 600,000 Thaler Brandschatzungsgelder. Da der Magistrat mit der Antwort zögerte, stürmte er das Kottbuser und Schlesische Thor und drang in die Vorstädte, nachdem die Oesterreicher das daselbst stehende kleine Commando, welches den Feind mit Flintenschüssen empfing, zusammengehauen hatten. Da aber alsbald die Nachricht eintraf, daß Prinz Moritz zum Entsatz heranrücke, begnügte sich Haddik mit 200,000 Thalern und einem persönlichen Geschenk für sich und seine Adjutanten. Als Trophäe verlangte er noch zwei Dutzend mit dem Stadtwappen gestempelter Damenhandschuhe für die Kaiserin, die er in einem zierlichen Kästchen wohlverpackt erhielt. Als man dasselbe nachher in Wien eröffnete, fand sich, daß die Berliner in ihrer Bedrängniß den guten Humor dennoch bewahrt hatten — die Handschuhe waren sämmtlich für die linke Hand. Mit diesen Schätzen machte Haddik sich auf Schleichwegen so eilig davon, daß Friedrich, welcher in der Absicht herbeieilte, ihm den Rückweg abzuschneiden, leider zu spät kam. Die ungebetenen Gäste waren eben so schnell verschwunden, wie sie gekommen waren.

Der König wurde durch diese Hetzereien, die ihn fast willenlos nach dem Belieben seiner Feinde hin und her sprengten, zur Verzweiflung gebracht. Der Angriff auf Berlin konnte den Verlust der Hauptstadt und aller daselbst zur Fortsetzung des Krieges aufgespeicherten Vorräthe nach sich ziehen. Friedrich's Briefe aus dieser Zeit lassen uns einen Blick in die Tiefen des Kummers thun, der sein Herz in Folge solcher Befürchtungen umdüsterte. Gar oft tauchen Gedanken an Selbstmord in ihm auf, und niemals hat er mehr elegische, schwermüthige Verse und Episteln verfaßt, als in jenen Tagen des unthätigen und doch rastlosen Abwartens der Ereignisse, die voraussichtlich nur verderbenbringend sein konnten.

Die Markgräfin Wilhelmine wurde von dem Unglück ihres Bruders fast noch tiefer ergriffen, als dieser selbst. Ihr Brief vom 18. October 1757 [1]) gleicht einem Schrei der Verzweiflung: „Mein Schmerz ist ärger als Tod und tausend Qualen," schreibt sie, „— komme was da wolle, ich werde Dich, theuerster Bruder, nicht überleben. — — Mein Herz ist zerrissen, ich weiß selbst nicht, was ich schreibe, meine Sinne verwirren sich. — — Habe Mitleid mit mir, Du angebeteter Brnder, ich will ja tausend Mal sterben, wenn ich nur weiß, daß Du lebst und glücklich wirst. — — der Schmerz erstickt

---

[1]) Oeuvres XXVII. 1. 308.

mich, ich kann nur sagen, daß Dein Geschick auch das meinige ist. — —"

Die arme Wilhelmine wußte noch nicht, daß ihr Bruder der Verzweiflung schon Herr war, sobald er dieselbe in Wort oder Schrift aussprechen konnte; denn grade an dem Tage, wo sie jenen Brief schrieb, war Friedrich II. auf dem Marsche zur Rettung Berlins in Leipzig angelangt und hatte daselbst eine dreistündige Unterredung über deutsche Literatur mit Gottsched, aus welcher ersichtlich ist, wie der König sich jeder augenblicklichen Anregung hinzugeben und alle trüben Gedanken zu bannen vermochte [1]), die ihn noch so eben zu überwältigen schienen. Er ließ sich mit dem Professor in einen poetischen Wettstreit ein und besang denselben in einer Ode als „den Schwan von Sachsen." — Zehn Tage später, als er erfahren, daß die Oesterreicher Berlin bereits wieder verlassen, kam er von Torgau (26. October) nach Leipzig zurück und berief den alten gelehrten Herrn nochmals auf eine Stunde zu sich, während deren ihm klar zu werden begann, daß der sächsische Schwan doch wohl nur eine gespreizte Gans wäre [2]).

---

[1]) Gottsched hat seine Unterredung mit Friedrich II. im Leipziger Magazin von 1758 veröffentlicht. — Heldengeschichte IV. 726. Carlyle X. 192.

[2]) Es war Gottsched's Interesse für die französische Literatur, durch welches Friedrich II. auf ihn aufmerksam geworden. Dieser Mann, dessen Namen heutzutage gleichbedeutend ist mit dem eines

Bald aber nahmen viel wichtigere Dinge des Königs Gedanken ausschließlich in Anspruch. Sobald nämlich die Nachricht von dem Haddik'schen Ueberfalle, und zwar tausendfach vergrößert, nach Wien und Paris gelangt war, faßte man daselbst die kühnsten Entschlüsse. Man hielt Berlin für erobert, feierte das große Ereigniß mit Sieges- und Freudenfesten, und die französische Armee erhielt nunmehr Befehl, ernsthaft zum Angriffe vorzugehen. Soubise hatte dazu keinen rechten Muth, namentlich schienen die ihm beigegebenen jämmerlichen Reichstruppen nicht von der Art, um in Gemeinschaft mit ihnen eine Schlacht zu wagen. Desto kampflustiger war der Reichsfeldmarschall Prinz von Hildburghausen, allein Soubise war erst zum Vorrücken zu bewegen, nachdem er sich durch 25,000 Mann von der Richelieu'schen Armee verstärkt hatte. Nun marschirte

---

hölzernen Pedanten, galt damals in weiten Kreisen für den Reformator der deutschen Sprache und Dichtkunst. Aber die Tage seines Ruhmes waren 1757 bereits gezählt. Die Schweizer Literaten traten gegen ihn in's Feld, Lessing reifte zum Manne heran, und in Frankfurt war acht Jahre vorher der junge Herkules geboren, der die Schlangen des Ungeschmacks erwürgen und den Augiasstall der deutschen Schriftstellerei gründlich rein fegen sollte. Die ausführliche Nachricht über des Königs Unterredung mit Gottsched in der Heldengeschichte ist überschrieben: Se. Königl. Majestät gönnen mitten unter dem Geräusch der Waffen den Musen einen gnädigen Blick! —

er über die Saale gegen Leipzig, und Hildburghausen forderte den Feldmarschall Keith, der mit einem kleinen preußischen Corps die Stadt besetzt hielt, zur Uebergabe auf. Da Keith mit Niederbrennung der Vorstädte drohte, gleichzeitig auch die Nachricht von Friedrich's Ankunft eintraf, so wäre Soubise am liebsten gleich wieder über die Saale zurückgegangen, wenn nicht die bestimmten Befehle seines Hofes ihn zum Angriffsverfahren genöthigt hätten. — Sobald der König durch Keith von den Bewegungen der Franzosen benachrichtigt war, hatte er ihm geschrieben: Weil diese Leute sich jetzt herauswagen, so schmeichle ich mir, daß es zu einer Schlacht kommen wird, durch welche ich sie von mir abschütteln werde [1]). Während der vier Tage vom 26. bis 30. October, wo Friedrich in Leipzig blieb, wurde sein guter Muth durch die Nachrichten gehoben, die ihm von allen Seiten, außer von Schlesien, nur Erfreuliches brachten. Er erfuhr, daß die Russen, statt in Preußen weiter vorzudringen, aus den uns bekannten Gründen sich über die Grenze zurückzogen, daß die Schweden von Lehwaldt in Stralsund und Rügen festgehalten wurden, und — was das Wichtigste war, — es fand sich ganz im Geheimen der hannover'sche General Schulenburg in Leipzig ein, um zu melden, daß

---

[1]) Schäfer 443.

Pitt an das englische Staatsruder gelangt und den schimpflichen Vertrag von Kloster-Zeeven verworfen habe [1]). Inzwischen setzten die Franzosen sich an der Saale und Halle, Weißenfels und Merseburg fest und brachen an allen drei Orten die Brücken ab, wodurch indessen des Königs Marsch kaum aufgehalten wurde, der am 3. November 1757 auf drei neuen über den Fluß geschlagenen Brücken seine Truppen auf das linke Ufer hinüberführte und in der Nähe von Weißenfels zwischen den Dörfern Breda und Roßbach ein festes Lager bezog, kaum zwei Meilen von Lützen, in einer Gegend, die dazu bestimmt scheint, daß daselbst die wichtigsten Geschicke Deutschlands sich entscheiden. Die Franzosen hatten gehofft, sich in diesen Gegenden den Winter über zu behaupten. Friedrich durfte das nicht dulden, theils wegen der Nähe der durch die Feinde gefährdeten Festung Magdeburg, besonders aber, weil er dem schwer bedrohten Schlesien keine wirksame Hilfe bringen konnte, so lange die Verbündeten seine Gegenwart an der Saale und Elbe erforderten. Er beschloß daher, sie entweder durch künstliche Märsche oder durch eine siegreiche Schlacht zurückzutreiben [2]). Die ge-

---

[1]) Ueber die Einzelnheiten vergleiche die bei Carlyle X. 200 in der Note angeführten Stellen.

[2]) Gallus VI. 217.

sammte Armee der Preußen bestand aus 22,000 Mann, während die Franzosen und Reichsvölker, zu denen auch eine kleine Schaar Oesterreicher unter Laudon stoßen sollte, wohl 60,000 Mann stark war.

So siegesgewiß sahen sie das kleine Häuflein der Feinde heranziehen, daß sie zweifelten, ob es ehrenvoll sei, mit demselben une espèce de guerre zu führen. Im Voraus kündigte man in Paris an, daß man diese gesammte Menge umzingeln und vernichten, Friedrich II. aber als Gefangenen nach Frankreich schicken werde. „Da bekommen wir doch endlich einen König zu sehen!“ soll die Herzogin von Orleans ausgerufen haben, als sie diese Prahlereien hörte. Soubise selbst war keineswegs von solcher Zuversicht erfüllt, allein er mußte sich auf das Andringen Hildburghausen's dazu entschließen, eine möglichst schnelle Entscheidung herbeizuführen, wenn die Reichsarmee nicht inzwischen völlig zu Grunde gehen sollte. Dieselbe befand sich nämlich in Folge mangelhafter Ausrüstung und Verpflegung in einem so erbärmlichen Zustande, daß jede Zögerung die schon erschöpften Truppen ganz und gar unbrauchbar zu machen drohte. So wurde denn der 5. November zum Angriff bestimmt, und in Anbetracht ihrer großen numerischen Uebermacht gingen die Verbündeten mit solcher Zuversicht an's Werk, daß sie an einen möglichen Rückzug gar nicht dachten und nicht ein Mal einen Sammel-

platz für den Fall bestimmten, daß sie geschlagen werden sollten [1]).

Ursprünglich war die Aufstellung der Franzosen so fehlerhaft gewesen, daß preußische Husaren bis in ihr Lager dringen und daselbst einige Gefangene machen konnten. Sie änderten jedoch am 3. November ihre Positionen mit richtiger Benützung der dort zahlreich vorkommenden kleinen Anhöhen in der Art, daß der König auf die an Zahl ihm so weit überlegenen Feinde keinen Angriff wagen durfte. Deshalb suchte er sie durch einen Scheinrückzug in die Ebene vorzulocken, was so gut gelang, daß er sie glauben machte, er wolle sich nach Weißenfels begeben, um einer Schlacht auszuweichen. Die Verbündeten hatten nun nur die Besorgniß, das kleine preußische Heer, welches sie als sichere Beute betrachteten, könnte ihnen entschlüpfen, weshalb sie dasselbe in einem weiten Bogen zu umringen suchten und mit klingendem Spiel, unter Trommelschall und Siegeshymnen einherzogen. Am 5. November 11 Uhr Vormittags setzten sie sich in Marsch, um den linken Flügel der Preußen zu umgehen und dann im Rücken anzufallen. Den rechten Flügel sollten die Reichstruppen in Schach halten. Friedrich saß mit einigen Generalen ruhig bei Tafel, als sein Flügeladju-

---

1) Laudon's Bericht an Carl v. Lothringen bei Weber p. 457.

tant, Hauptmann von Gaudi, welcher vom Oberboden des Roßbacher Herrenhauses die Bewegung der Feinde beobachtet hatte, auf die drohende Gefahr aufmerksam machte [1]). Ungläubig wies der König diese Meldung mit harten Worten zurück und befahl die Soldaten nicht zu stören, die eben mit dem Abkochen ihrer Mahlzeit beschäftigt waren. Indessen ließ er sich durch Gaudi's nochmalige Versicherungen bewegen, mit seiner Suite selbst auf den Boden zu steigen, wo er durch eine Oeffnung im Dache Anfangs nur einige Cavallerie erblickte, die er für Patrouillen hielt. Bald jedoch kamen auch französische Infanterieregimenter zum Vorschein, so daß die Absicht des Feindes zweifellos klar wurde. Sofort entwarf der König seinen Plan. Zum Glück war Alles vorbereitet, um mit größter Schnelligkeit denselben auszuführen.

Seidlitz, der jüngste aller Generale in der Armee, war in richtiger Würdigung seiner Feldherrngaben zum Befehlshaber der gesammten Cavallerie ernannt worden. Ebenso kühn im Angriff, wie besonnen im Rath, hatte er ganz im Stillen seine Reiter schon satteln lassen,

---

1) Archenholz 112. Kutzen „aus der Zeit rc." p. 74. Hier sind die einzelnen Manoeuvers und die Terrainverhältnisse genau mitgetheilt. Von Gaudi befindet sich eine für die Geschichte des Krieges sehr wichtige Handschrift im Archive des großen Generalstabs zu Berlin.

bevor noch der König überzeugt war, daß der Beginn der Schlacht so nahe sei. Es war bereits zwei Uhr, als der Befehl erging, die Zelte abzubrechen. Das wurde mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß es den überraschten Franzosen wie die Verwandlung einer Theaterdecoration erschien, und eben so schnell eilten die Preußen zum Angriff. Seidlitz rückte, von einer der vielen dortigen Hügelreihen versteckt, so geschickt mit der Reiterei vor, daß er den Feinden im Rücken war, bevor diese Zeit gehabt hatten, ihre Reihen zu ordnen. Zugleich erdonnerten die Geschütze, welche der König auf dem sogenannten Janushügel, der das Schlachtfeld beherrschte, hatte auffahren lassen. Die französischen, in der Ebene aufgestellten Geschütze konnten gegen diese Batterie nichts ausrichten, und der Lärm derselben schreckte nur eine Menge Hasen auf, die unruhig hin- und herlaufend einen Ausweg suchten. Als eines dieser Thiere von einer französischen Kugel getroffen ward, riefen preußische Soldaten: Jetzt wird es gut gehn, die Franzosen schießen einander selber todt.

Seidlitz hatte angegriffen, ohne die Ankunft der Infanterie abzuwarten. Weit vor der Front einhersprengend, schleuderte er seine Thonpfeife zum Zeichen des Angriffs hoch in die Luft, und mit dem Rufe: Marsch, Marsch! stürzte er sich mit seinen Tapferen auf die noch ungeordneten feindlichen Schwadronen.

Was vielleicht nie geschehen war, sagt Archenholz [1]), geschah hier: die leichte Reiterei griff die schwere an und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die französische Gensd'armerie anzufallen. Weder der Muth dieser edlen Mannschaften, noch ihre colossalen Rosse konnten hier entscheiden. Wie Spreu stoben sie aus einander. Zwar suchten zwei österreichische Reiterregimenter einen Augenblick Stand zu halten, allein auch sie wurden zurückgeworfen. Soubise ließ das Reservecorps vorrücken, vergebens, auch das war geschlagen, so wie es sich zeigte. Als ein paar französische Regimenter noch Stand zu halten suchten, ließ Seidlitz sein zweites Treffen anrücken und warf nun schnell die gesammte feindliche Cavallerie in Verwirrung bis hinter Reichertswerben zurück. Als sie hier noch einen letzten Versuch machten, sich zu setzen, vollendete ein erneuerter Angriff der Preußen den Sieg. In wilder Flucht suchten französische, kaiserliche und Reichsreiter das Weite. Seidlitz verfolgte sie noch eine Weile, dann gebot er Halt und ordnete seine Schaaren auf's Neue, um den König zu unterstützen, der nunmehr gegen die französische Infanterie mit seinem Fußvolke vorrückte. Durch geschickte Märsche gelang es ihm, von der Artillerie kräftig unterstützt, dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen. Auf

---

[1]) p. 112, Schäfer p. 460.

das Commando: Feuer! schossen die Preußen mit derselben Ruhe und Regelmäßigkeit wie beim Exerciren auf die Franzosen, welche, bestürzt über die völlig unerwartete Wendung der Schlacht, nicht im Stande gewesen waren, ihre Reihen zu ordnen. Als die zusammengedrängten Feindesmassen von dem preußischen Gewehrfeuer mit furchtbarer Wirkung getroffen wurden, ergriff panischer Schrecken die ganze Schaar. Alles wandte sich zu wilder Flucht. In dichtem Knäuel hemmten Fußvolk, Reiterei und Geschütze einander gegenseitig. Zu völligem Verderben gereichte es der verwirrten Masse, daß Seidlitz zu rechter Zeit die Verfolgung der fliehenden Cavallerie eingestellt hatte und zurückkehrend nunmehr die ihm Entgegendrängenden vernichten half. — Die Reichstruppen, denen Ferdinand von Braunschweig auf dem rechten Flügel mit zehn Bataillonen gegenüber stand, warteten dessen Angriff gar nicht ab, sondern schossen ihre Gewehre in die Luft und warfen sie von sich. Die Fuhrknechte durchschnitten die Stränge der Geschütze und sprengten in's Weite. Von den geschlagenen Truppen blieben auf der Flucht kaum zwei oder drei französische und deutsche Regimenter einigermaßen beisammen. Die Schweizer waren es, welche noch am meisten Stand hielten, doch bald wurden auch sie mit fortgerissen. Ein Glück war es für die Besiegten, daß der kurze Wintertag zu Ende ging und weitere Verfolgung unmöglich machte. Bei ein=

tretender Finsterniß lagerten sich die Preußen, blieben jedoch bis zum Morgen unter Waffen. „Unser größtes Glück war,“ so berichtet Hildburghausen dem Kaiser [1]), „daß es Nacht geworden ist. Sonst wäre bei Gott nichts davon gekommen.“

Aehnlich lautet der Bericht eines französischen Generals: „Hätte der Feind uns verfolgt, wir wären Alle vernichtet worden. Nie hat eine Armee sich schlechter gehalten. Der erste Kanonenschuß entschied unsere Schande.“ So unaufhaltsam eilten die zersprengten Truppen in's Weite, daß die Franzosen schon am 7. November das beinahe zwölf Meilen entfernte Langensalza erreichten, und doch hatten sie sich unterwegs noch Zeit gelassen, die Dörfer, welche sie berührten, in unmenschlichster Weise auszuplündern und die unglücklichen Bewohner nach Kosaken- und Baschkirenart zu mißhandeln. Einzelne Schaaren sollen erst am Rhein Halt gemacht haben, von beständiger Angst vor den Preußen gejagt, die sie sich auf den Fersen wähnten.

Die siegreiche Armee zählte nur 175 Mann Todte und 376 Verwundete; unter ihnen des Königs Bruder Prinz Heinrich und der General Seidlitz. Diesem verdankte Friedrich, wie er das mit edelmüthiger Anerkennung aussprach, hauptsächlich den Sieg. Er verlieh

---

[1]) Schäfer 461.

ihm den schwarzen Adlerorden und den Generallieutenantsrang.

Die Feinde hatten 700 Todte und mehr als 2000 Verwundete. Die Zahl der Gefangenen wird zwischen 5000 und 7000 angegeben. Letztere wurden noch in den nächsten Tagen massenweise von den Bauern eingebracht. So verschüchtert waren die Flüchtlinge, daß oft 50 und mehr sich einzelnen preußischen Soldaten ergaben und von ihnen abführen ließen. Die Bewohner des unglücklichen Sachsenlandes, zu deren Schutz diese Franzosen angeblich herbeigekommen waren, jubelten über die Niederlage der hochmüthigen Gäste, von deren Habsucht und Frechheit sie unglaublich zu leiden gehabt. Förmliche Treibjagden stellten sie auf die versprengten Truppen an und lieferten ihre Beute gern für ein Trinkgeld den preußischen Regimentscommandeuren ab. Fast das ganze Gepäck und eine große Anzahl Geschütze, Fahnen und Standarten fielen den Siegern in die Hände.

Drittes Kapitel.

Bedeutung der Schlacht bei Roßbach. Politische Folgen derselben.

Unmittelbar hatte der Sieg bei Roßbach für Friedrich II. die wichtige Folge, daß er jetzt von Westen her keinen Angriff zu fürchten brauchte und sich mit voller Kraft gegen die Oesterreicher nach Schlesien wenden konnte, wo die Sachen für ihn eine bedenkliche Wendung genommen hatten; demnächst aber hob sich der Muth seiner Armee, welcher durch die vorangegangene Niederlage und durch die wochenlangen, beschwerlichen, scheinbar zwecklosen Kreuz- und Querzüge gesunken war.

Neuer Thatendurst und Siegesfreudigkeit belebte die Reihen der Kämpfer. Nicht minder groß aber waren das Staunen und die Begeisterung, mit welchen die Kunde von dem glorreichen Tage in allen Ländern Europa's, ja weit über die Grenzen des Welttheils hinaus aufgenommen wurde. Vor Allen fühlte das gesammte Deutschland sich durch die Thaten eines deutschen Fürsten gehoben, der den übermüthigen Franzosen gezeigt hatte, daß die Vergeltung kommen sollte für das unsägliche Elend, welches ihre Eitelkeit und Herrschsucht, ihre übermüthigen Eingriffe in unsere vaterländischen Angelegenheiten seit Jahrhunderten

über Deutschland gebracht, — und unauslöschlich prägte sich das Gedächtniß des 5. November 1757 in jedes Herz. Trotz aller seitdem verrichteten Großthaten unseres Volkes erfüllt uns auch heute noch der Name Roßbach mit freudigem Stolze.

Die Art und Weise, wie dieser Sieg über einen drei Mal stärkeren Feind errungen wurde, hat etwas so Genialisches, daß selbst die Ueberwundenen unwillkürlich in den allgemeinen Jubel einstimmen mußten. Die tapfere französische Nation fühlte sehr wohl, daß nicht sie selbst, sondern nur die niederträchtige Maitressenwirthschaft ihres Hofes bei Roßbach in die Flucht geschlagen sei. So war es ihrem Ehrgefühl nicht zuwider, offen für Friedrich II. Partei zu nehmen und auf allen Straßen sein Lob zu verkünden. Als man gar erfuhr, daß die Pompadour ihrem Liebling Soubise einen Trostbrief geschrieben und den König dahin gebracht habe, dem schmählich besiegten Prinzen den Marschallstab zu übersenden, war des höhnenden Jubels kein Ende. — Aehnlich gestaltete sich die Stimmung der Deutschen gegen ihre Reichstruppen. Man freute sich, daß diese „Reichströpfe", diese „elende Reichshilfe" nun wirklich zu einer „Reißausarmee" statt einer „Reichsarmee" geworden sei, man verlachte den unglücklichen Hildburghausen, der außer seinen gewöhnlichen Bedienten noch 40,000 „Läufer" im Gefolge gehabt u. s. w. Das natürliche Mitgefühl für den

Schwächeren, der durch Geist und Einsicht die Gewalt der Massen überwindet, rief eine wahre Begeisterung für den heldenmüthigen Preußenkönig bei Freunden und Feinden hervor. Auch die bei dem Ausgange des Kampfes nicht unmittelbar betheiligten Nationen sangen das Lob seiner Thaten. In Spanien und Italien sah man des Königs Bild in den Bauernstuben neben den Bildern des Schutzheiligen. Bis in die Türkei, ja in Asien und Amerika verbreitete sich sein Ruhm. Während des ganzen Verlaufs des langen wechselvollen Krieges steigerte sich diese Theilnahme und Verehrung. 1760 schreibt Voltaire [1]): In Genf ist Niemand, der sich nicht für den König von Preußen in Stücke hauen ließe. Es lebt hier ein Schuster, der jedes Mal seine Frau prügelt, wenn die Preußen eine Niederlage erleiden.

Am lautesten war der Jubel in England. Mit Ungestüm verlangte das Volk eine wirksame Unterstützung des Preußenkönigs, von dem allein die Abwendung des französischen Uebergewichts und die Erhaltung der protestantischen Religion auf dem Festlande Europa's zu hoffen war. Wie glühend man für den tapfern König begeistert war, beweist am besten das Zeugniß Macaulay's, seines ärgsten Feindes und Verleumders. Friedrich's Geburtstag, sagt er, wurde seitdem durch

---

1) Oeuvres XXIII. 82.

glänzende Illumination in den Straßen von London gefeiert. Abbildungen des Helden von Roßbach mit seinem dreieckigen Hute und seinem langen Zopf waren in jedem Hause. Bis auf den heutigen Tag wird man in den Gastzimmern altmodiger Wirthshäuser und in den Mappen der Bilderhändler zwanzig Portraits von Friedrich für eins von Georg II. finden.

Die Aufhebung der Zeevener Convention war bereits vor der Schlacht beschlossene Sache [1]). Der König von England war mit derselben nicht minder unzufrieden, als die gesammte Nation. Es fehlte diesem Monarchen nicht an persönlichem Ehrgeize. Nur seine Vorliebe für das Stammland Hannover und der stets wieder auftauchende Wunsch, dasselbe inmitten des Weltkriegs neutral zu erhalten, waren Schuld, daß der Herzog von Cumberland überhaupt im Stande gewesen war, einen so ruhmlosen Vertrag abzuschließen. Als nun aber klar ward, daß die Convention das hannoversche Land der Gewaltthätigkeit und Raubsucht Frankreichs wehrlos überlieferte, und der gänzliche Ruin der Einwohner durch die ihnen auferlegten unerhörten Lasten unabwendbar schien, da benutzte Georg seine Doppelstellung als deutscher Kurfürst und engli-

---

[1]) Vorläufige Anzeige der Ursachen, welche zc. den König von Großbrittanien — — zur Wiederergreifung der Waffen bewogen. Heldengeschichte IV. 645.

scher König, um unter dem einen Titel zu verweigern, was er unter dem andern gewährt hatte. Zudem erhielt er einen Vorwand, die Convention für ungültig zu erklären, dadurch, daß Ludwig XV. die Ratification derselben an neue lästige Bedingungen knüpfte, und Richelieu, den ursprünglichen Bestimmungen entgegen, jetzt die Entwaffnung der entlassenen Truppen, namentlich der Hessen, verlangte. So gab Georg II. nicht ungern dem Drängen seiner Minister nach, als Pitt laut erklärte, man dürfe den „wunderbaren Mann" nicht zu Grunde gehen lassen, dessen gewaltige Persönlichkeit schon allein im Stande wäre, den Franzosen die Spitze zu bieten und der mächtigsten und boshaftesten Verbindung entgegen zu treten, welche jemals die Unabhängigkeit der Menschen bedrohte. Derselbe Schulenburg, welcher dem Könige schon in Leipzig die vorläufige Nachricht von dieser Wandlung der Politik Georg's II. überbracht, folgte ihm nunmehr in das Lager von Roßbach, und zwei Tage nach der Schlacht wurden die zu ergreifenden Maßregeln daselbst verabredet. Friedrich II. war vollkommen damit einverstanden, daß man den Prinzen Ferdinand von Braunschweig [1]) zum Befehlshaber der wieder in Thätigkeit zu setzenden

---

[1]) Bruder des regierenden Herzogs Carl und der Königin Elisabeth von Preußen, geb. den 12. Januar 1721. Ueber die Ernennung Ferdinand's vergl. Carlyle X. 200. Note.

englisch-hannoverischen und der mit denselben vereinigten hessischen, braunschweigischen, bückeburgischen und sonstigen Truppen sich erbat; denn dieser damals erst 37jährige Fürst besaß alle Eigenschaften, welche eine so schwierige Stellung erheischten. Friedrich hatte ihn im Felde und bei diplomatischen Unterhandlungen erprobt. Dabei kam ihm seine nahe Verwandtschaft mit dem Könige von England und von Preußen trefflich zu Statten. Wissenschaftlich gebildet, von wohlwollendem Charakter, besaß er zugleich große Menschenkenntniß und die Gabe, sich geachtet und beliebt zu machen. Als Feldherr verband er Kühnheit mit weiser Vorsicht, und die Uebelstände, welche aus der bunten Zusammensetzung der alliirten Armeen flossen, die er commandiren sollte, wurden dadurch ziemlich ausgeglichen, daß Ferdinand sowohl von Georg II. als von Friedrich II. unbeschränkte Vollmacht erhielt, ohne Anfrage überall nach seiner eignen Einsicht zu handeln. Trefflich unterstützte ihn dabei sein talentvoller Secretair Westphalen, welcher zwar nicht dem Namen, wohl aber der That nach die Geschäfte eines Generalstabschefs versah [1]).

Ferdinand begab sich alsbald in aller Stille über Hamburg in das hannoversche Hauptquartier nach Stade und kündigte schon am 26. November dem Marschall Richelieu die Aufhebung der Zeevener Convention und

---

[1]) Stenzel V. 118.

den Wiederbeginn der Feindseligkeiten an. Merkwürdiger Weise war er genöthigt, die braunschweigischen Truppen fast mit Gewalt bei seiner Fahne zurück zu halten [1]), weil der regierende Herzog, dessen Land ganz in der Gewalt der Franzosen war, sich mindestens nicht den Anschein geben durfte, als Feind gegen dieselben aufzutreten [2]). Noch in diesem Jahre etwas Bedeutendes zu unternehmen, wurde der Herzog durch die bald eintretende ungünstige Witterung gehindert; auch fehlte es seinen Truppen an Lebensmitteln. Beide feindlichen Heere bezogen Ende December die Winterquartiere; die Franzosen hinter der Aller, von Celle bis Goslar, die Alliirten in der Gegend von Harburg, welches sie nach fast vierwöchentlichem Bombardement eingenommen hatten. Richelieu hatte vollauf zu thun, um sein durch die Roßbacher Schlacht entmuthigtes, an allen Kriegsbedürfnissen Mangel leidendes Heer wieder kampffähig zu machen, während Ferdinand den Winter dazu benutzte, um die verschiedenartigen, einander zum Theil nicht freundlich gesinnten Bestandtheile seiner

---

[1]) Ueber die Vermittlerrolle, welche auf Anlaß des Minister Finkenstein die Königin Elisabeth Christine zwischen ihren Brüdern übernahm, vergl. die bei Schäfer 663 abgedruckten Briefe.

[2]) Die beiden braunschweigischen Generale Imhof und Behr mußten verhaftet werden. Erst dann willigten die Uebrigen ein, nach Stade zurückzukehren. Stuhr I. 162. Note 2. und p. 350 daselbst.

Armee in ein Ganzes zu verschmelzen und zu einem der preußischen Kriegsmacht ebenbürtigen Körper zu gestalten; wobei er von seinem Neffen, dem Erbprinzen von Braunschweig, der sich, anscheinend gegen des Vaters Willen, beim Heere befand, trefflich unterstützt wurde.

Der König von Preußen konnte nunmehr, da er diese Angelegenheit in so guten Händen wußte, sich nach Schlesien wenden, wo seine Gegenwart dringend nöthig war. Vor der Abreise erhielt er noch die Nachricht von dem zu Dresden plötzlich erfolgten Tode seiner erbittertsten Feindin, der Königin von Polen. Man glaubte damals allgemein, sie sei aus Schreck und Zorn über die Nachricht von dem Siege bei Roßbach gestorben. Friedrich bezeigte wenig Theilnahme, als er die Todesbotschaft erhielt. Diese Nachricht, schrieb er an seinen Bruder Heinrich, macht mich weder warm noch kalt. — In der That hatte er an wichtigere Dinge zu denken, denn obgleich das Gewölk, welches bisher seine Aussichten von allen Seiten umdüsterte, sich hier und da zu lichten begonnen, so täuschte er sich doch keineswegs über die Gefahren, die ihn noch immer bedrohten.

„Der Roßbacher Sieg," schreibt er am 12. November an Finkenstein [1]), „ist nur ein Anfang des Glücks, aber ich brauche noch viel. Eine gewonnene Schlacht

[1]) Klaproth Staatsrath 427. Schäfer 467.

bringt mir keinen andern Vortheil, als daß ich mich mit Sicherheit andern Feinden widersetzen kann." Ueberdies wurde die Siegesfreude dem Könige dadurch einigermaßen getrübt, daß er gegen die von ihm so geliebten und verehrten Franzosen hatte kämpfen müssen, und daß dieselben durch ihr schlechtes Betragen sich hassenswürdig und verächtlich machten. „Sie haben," schreibt er an d'Argens [1]), „Grausamkeiten begangen, wie Panduren; es sind nichtswürdige Spitzbuben. Die Erbitterung, die sie gegen mich zeigen, ist schmachvoll. Aus einem Freunde, der ihnen sechszehn Jahre lang ergeben war, haben sie mich zum unversöhnlichen Feinde gemacht!" Trotzdem behandelte er die gefangenen französischen Officiere mit ausgesuchter Artigkeit und gestattete ihnen in Berlin frei herumzugehen, bis sie durch ihr Betragen verschuldeten, daß sie nach Magdeburg auf die Festung gebracht werden mußten.

Friedrich selbst begab sich wenige Tage nach der Schlacht in Eilmärschen auf den Weg nach Schlesien, wo es leider um die preußische Sache sehr schlimm stand. — Als er im September aus der Lausitz abgezogen war, hatte er den Herzog von Bevern mit 45,000 Mann in der Nähe von Görlitz zurückgelassen, um den Herzog von Lothringen, dessen Heer noch bei Zittau eine unangreifbare Stellung einnahm, zu beobachten und von

---

[1]) Oeuvres XIX. 45. den 15. November 1757.

einem Einmarsch in Schlesien abzuhalten. Da die Oesterreicher wohl 90,000 Mann stark waren, sah Bevern die ganze Schwierigkeit eines solchen Auftrages ein und erklärte sich demselben nicht gewachsen. Der König aber brachte ihn durch die schmeichelhaftesten Versicherungen, endlich sogar durch bestimmten Befehl zur Nachgiebigkeit und verwies ihn auf den Beistand, welchen Winterfeld und Ziethen, die ihm zur Seite blieben, mit Rath und That überall gewähren könnten.

Ende September hoffte Friedrich von seinem Zuge gegen die Franzosen zurückzukehren; bis dahin sollte Bevern sich wo möglich in der Lausitz behaupten, kein irgendwie zweifelhaftes Gefecht wagen und sich vor allen Dingen nicht von Schlesien, wohin er im Nothfalle sich zurückziehen könne, abdrängen lassen.

Am 25. August war der König nach Sachsen aufgebrochen, und noch waren nicht 14 Tage seitdem verflossen, als sich schon bei der Bevern'schen Armee ein Unglück von schwersten Folgen ereignete. Die Preußen hatten sich in vortheilhafter Stellung an der Landskrone bei Görlitz gelagert. Eine halbe Meile davon befehligte Winterfeld jenseits der Neisse ein abgesondertes Corps von 10,000 Mann. Er hielt den sogenannten Holzberg mit einer Batterie besetzt. Die Oesterreicher blieben trotz ihrer Uebermacht ruhig in beobachtender Stellung. Ueber diese Unthätigkeit war man in Wien sehr ungehalten. Man hatte erwartet,

hier bald von entscheidenden Erfolgen zu hören, auf die man sich berufen könnte, um von den Franzosen und der Reichsarmee ein gleich kräftiges Vorgehen gegen den König selbst zu fordern. Da aber nichts erfolgte, so entschloß sich Kaunitz selbst zu einer Reise in's Lager, um nach dem Rechten zu sehen. Dem allmächtigen kaiserlichen Minister zu Ehren wollte der Prinz von Lothringen zum Beweis für den Muth und die Thatenlust seiner Armee irgend einen, wenn auch in seinen Folgen unwichtigen Kampf veranlassen. Zu dem Ende sollte Nadasdy mit einer den Erfolg sichernden überlegenen Truppenzahl jenen Holzberg angreifen und in Besitz nehmen. Das geschah am Morgen des 7. September, unter Begünstigung eines dichten Nebels, wobei den Oesterreichern der Umstand zu Gute kam, daß Winterfeld verabsäumt hatte, den gegenüberliegenden Galgenberg zu befestigen. Auf diesen führten die Oesterreicher ihr Geschütz und beschossen von da aus die Preußen auf dem Holzberge. Winterfeld befand sich, nichts ahnend, in Görlitz, wo er mit Verpflegungsangelegenheiten für die Armee beschäftigt war. Durch reitende Boten und durch den Kanonendonner aufmerksam gemacht, warf er sich auf sein Pferd und sprengte nach dem Kampfplatz. Er kam zu spät. Die Oesterreicher hatten sich durch die Ueberlegenheit ihrer Anzahl bereits des Berges bemächtigt und die Preußen mit Verlust von demselben verjagt. Die verlorene

Stellung wieder zu erobern hielt Winterfeld für Ehrensache, und obgleich Ziethen ihm dringend das Unnütze eines solchen Unternehmens vorstellte, wagte er den Angriff. Eine Kanonenkugel traf seine Brust, tödtlich verwundet sank er zu Boden und starb am nächsten Morgen. Die Oesterreicher behaupteten den Berg, den sie aber, da es eigentlich nur ein militärisches Schauspiel gegolten hatte, schon am 9. wieder verließen. Mehr als 2000 Preußen waren bei dieser Affaire unnützer Weise geopfert worden, und König Friedrich hatte einen Feldherrn verloren, der von Allen seinem Herzen am nächsten gestanden. „Gegen meine Feinde hoffe ich noch Rettung zu finden," rief er bei der Nachricht von diesem Verluste aus, „aber einen Winterfeld bekomme ich niemals wieder!"

Es ist zu bedauern, daß von diesem Manne, der in des Königs Umgebungen einen so hervorragenden Platz einnahm, nicht ausführlichere Nachrichten bekannt geworden sind, welche über den rein menschlichen Charakter desselben genügenden Aufschluß gäben. Seine hohe Begabung als Feldherr, Politiker und Weltmann ist zweifellos, — über seinen tiefern sittlichen Werth dagegen sind die Stimmen getheilt, was auch nicht Wunder nehmen kann, da es einem Manne in so bevorzugter Stellung wie Winterfeld niemals an Feinden und Neidern fehlt. Namentlich war es der Prinz von Preußen, welcher sehr ungünstig über den Charakter

eines Generals urtheilte, dessen Einflüsterungen er hauptsächlich die Ungnade zuschrieb, mit der sein königlicher Bruder ihn bis zum Tode behandelt hat. Allein mit wie großem oder geringem Rechte auch Winterfeld's Charakter verdächtigt wird, dennoch ist es ausgemacht, daß er die großartigsten Ideen in Bezug auf eine Umgestaltung Deutschlands durch den preußischen Staat im Herzen trug, und daß gerade diese mit den eigenen Anschauungen Friedrich's II. verwandten Ideen das enge Band zwischen beiden Männern befestigten. Ueberall im Auslande hatte Winterfeld sich im Geheimen Anhänger für seine Pläne zu verschaffen gesucht und dabei, von der Lebhaftigkeit seiner Wünsche verführt, sich zu glänzende Vorstellungen von der Zustimmung gemacht, die er im deutschen Reiche zu finden hoffte. Indem er den König mit größtem Eifer zu einem dritten Kriege gegen Oesterreich aufstachelte, ging er von der irrigen Ueberzeugung aus, daß die kleinen Fürsten und die Reichsstädte sich beeifern würden, bei dieser Gelegenheit den Druck der österreichischen Uebermacht los zu werden. Auch mochte ein lebhaftes Interesse für die evangelische Confession bei diesen Plänen mitgewirkt haben, wie denn Winterfeld unablässig Gustav Adolph's Geschichte studirte und ein Tagebuch über dessen Feldzüge überall mit sich führte. Bis zur Schlacht von Kollin schien der Erfolg seinen weitaussehenden Hoffnungen zu entsprechen. Nach jenem Un=

glückstage aber sank seine Zuversicht, und er soll seitdem den Tod auf dem Schlachtfelde für sich herbeigesehnt haben[1]). Dieser schwermüthige Wunsch war in Erfüllung gegangen.

Der Herzog von Bevern stand nach Winterfeld's Tode nunmehr mit größerer Selbstständigkeit an der Spitze der ihm anvertrauten Armee. Nicht ungern, scheint es, sah er sich von einem Begleiter befreit, in welchem er einen ihm zur Seite gesetzten Aufpasser des Königs vermuthete, der mit des Herzogs eigenen Ansichten sich durchaus nicht einverstanden zeigte. Bevern's Stellung war in der That eine schwierige[2]). Mit einigen vierzigtausend Preußen hatte er 90,000 Oesterreicher in Schach zu halten. Dennoch darf man sagen, daß er bei größerer Umsicht den Befehlen des Königs besser hätte entsprechen können. Ohne eigentlich vom Feinde gedrängt zu werden, verließ Bevern eine von ihm eingenommene Stellung nach der andern unter dem Vorwande großen Mangels an Lebensmitteln für die Menschen und an Futter für die Pferde. In Schlesien hoffte er das Alles reichlich zu finden. Die Oesterreicher folgten ihm langsam auf seinem Wege von Görlitz nach Bunzlau bis an den Bober. Niederdrückend wirkte

1) Stuhr a. a. O. p. 229.

2) Das Folgende nach Stuhr, siebenjähriger Krieg p. 82, wo die unglückliche Kriegführung Bevern's kurz und trefflich geschildert ist.

dabei auf den Herzog die Entmuthigung seiner Truppen. Denn während der König dem bei Kollin geschlagenen Heere durch sein Beispiel und die belebende Kraft seiner Persönlichkeit die verlorene Spannkraft wiederzugeben verstand, war der Herzog nicht im Stande, in seinem Kreise mit gleichem Erfolge zu wirken. Außerdem lähmte ihn der Rath seiner Generale, welche seit Winterfeld's Tode stets von allen kräftigen Maßregeln abmahnten, so daß Friedrich ihm sogar verbot, dieselben ferner zum Kriegsrath zusammenzurufen. Das Hauptunglück aber war, daß des Herzogs allzu große Furcht vor der Verantwortlichkeit gegen den König ihm die nöthige Sicherheit und Willensfestigkeit raubte. So ging er seit dem Aufgeben seiner Stellung bei Görlitz dem Verderben entgegen.

Bevern's Absicht war, bei Jauer, in gleicher Entfernung von Schweidnitz und Breslau, festen Fuß zu fassen, um auf diese Weise beide Festungen zu decken und seine Verpflegung von Glogau zu beziehen. Dem widersetzte sich aber der mit den Proviantangelegenheiten betraute General Golz und vereitelte dadurch die Ausführung eines durchaus wohlerdachten Planes. Man blieb in Liegnitz. Die Oesterreicher machten sich diesen Umstand langsam, aber stetig nachrückend zu Nutzen, indem sie selbst nun zwischen Jauer und Breslau sich ausdehnten, um die Preußen von ihren beiden wichtigsten Plätzen abzuschneiden. Am 21. Septbr. war Carl von

Lothringen über die wüthende Neisse gezogen, am 24. kam er nach Wahlstadt, wo er ein festes Lager aufschlug. Nunmehr ersann Bevern einen neuen Plan, der bei consequenter Durchführung den besten Erfolg versprach. Er wollte durch einen scheinbaren Rückzug nach Glogau die Feinde täuschen, zwischen Glogau und Breslau die Oder überschreiten, am rechten Ufer Breslau erreichen, über die dortige Brücke auf das andere Ufer zurückkehren und hinter der Lohe eine Stellung beziehen, in welcher er die Hauptstadt deckte, während freilich Schweidnitz der tapferen Vertheidigung der dortigen Besatzung überlassen werden mußte.

Diese Bewegungen wurden bis zum 1. October demgemäß ausgeführt. Prinz Carl war vollständig getäuscht und höchst unangenehm überrascht, als er, nach Lissa vorrückend, die Preußen bei Breslau fand, wo sie sich an der Lohe durch eifrige Arbeiten mit jedem Tage fester verschanzten und den passenden Augenblick zu einem Angriff auf die Oesterreicher abwarten wollten. Fünf Wochen lang lagen beide Heere hier in scheinbarer Unthätigkeit einander gegenüber[1]). Inzwischen hatte Prinz Carl den General Nadasdy mit einer bedeutenden Verstärkung von Baiern und Würtembergern nach Schweidnitz entsendet, um die Erobe-

---

[1]) Die Gründe von Bevern's Unentschlossenheit und seine Correspondenz mit Friedrich II. bei Schäfer 502.

rung dieser Festung zu bewirken und der Hauptarmee dadurch den Rücken zu decken. Bevern hatte gehofft, daß diese Festung sich wenigstens sechs Wochen lang halten würde, wodurch König Friedrich II. hinreichend Zeit erhielt, mit seiner Armee zum Entsatz derselben herbeizueilen. Aber leider verlor der Commandant die Fassung. Er konnte sich auf seine zum Theil aus Sachsen bestehende Besatzung nicht verlassen, welche jede Gelegenheit benützte, um, zuweilen haufenweise, zum Feinde überzulaufen. Nach einem Generalsturme erfolgte am 12. die Capitulation. Vier Generale und 5840 Mann mußten sich in österreichische Kriegsgefangenschaft begeben. Nadasdy besetzte Schweidnitz mit 8000 Mann und erbeutete ein reiches Kriegsmaterial und die Festungskasse mit mehr als 200,000 Thalern. Mit dem Ueberrest seiner Armee ging er nach Lissa zurück, um sich mit Prinz Carl zu einem Angriff gegen die Preußen zu vereinigen, bevor der König erschiene und den Kampf unrathsam machte.

Am 22. November erfolgte der Angriff auf das Lager Bevern's an der Lohe, welches wie eine förmliche Festung mit schwerer Artillerie bestürmt werden mußte, wobei den Oesterreichern die in Schweidnitz erbeuteten Geschütze trefflich zu statten kamen.

80,000 Oesterreicher fochten hier gegen 30,000 Preußen. Trotz der tapfersten Gegenwehr, bei welcher sich namentlich Ziethen und der junge Prinz Ferdinand

auszeichneten, konnten sie sich gegen die Uebermacht nicht halten. Gern hätte Bevern bei Einbruch der Nacht seine Truppen noch ein Mal zu erneutem Angriff gesammelt, aber sie waren in Unordnung gerathen und hatten sich bereits theilweise nach Breslau zurückgezogen. Die Schlacht war nicht mehr herzustellen. Der Herzog ging über die Oder, nachdem er 5000 Mann als Besatzung in Breslau zurückgelassen. Am 24. früh ritt er, von einem einzigen Reitknecht begleitet, auf Kundschaft gegen den Feind aus und wurde von einem österreichischen Vorposten gefangen genommen. Man glaubte damals allgemein, daß er sich absichtlich dieser Gefahr ausgesetzt, um der Verantwortung dem herannahenden Könige gegenüber zu entgehen. Vollständig aufgeklärt ist der Vorfall nicht [1]).

Breslau ergab sich nach zwei Tagen ohne Gegenwehr den Oesterreichern. Fast die ganze Besatzung ging zu denselben über. Man war allgemein der Mei-

---

[1]) Friedrich hatte am 21. November geschrieben: Ich sage Ihnen gerade heraus, daß mir der Kopf dafür repondiren soll, daß dieselben sich vom Feinde nicht weiter rückwärts zwingen lassen; — — widrigenfalls mir ohne Consideration noch Entschulgung dero Leben und Kopf davor repondiren müssen — rc. Diesen Brief hat Bevern gar nicht mehr erhalten, wie aus dem Bericht des General Kiau vom 24. hervorgeht, in welchem dieser die Gefangennehmung des Herzogs meldet. Schöning, der siebenjährige Krieg. I. 88.

nung, daß Schlesien nun doch auf immer für Friedrich II. verloren sei. Die Oesterreicher betrachteten sich als Herren der wiedergewonnenen Provinz, richteten die alte Verfassung und Verwaltung von neuem ein, nahmen die Beamten und Räthe in Pflicht und entließen sogar alle gefangenen Preußen, welche Schlesier waren, in ihre Heimath. Die Anhänger des Kaiserhauses, deren es namentlich unter den Katholiken viele gab, machten aus ihrer Freude kein Geheimniß, besonders laut geberdete sich der Fürstbischof von Breslau, derselbe Graf Schaffgotsch, welchen Friedrich II. fast gewaltsam dem Domkapitel aufgedrungen, und den er auch sonst mit Beweisen seiner Gnade überhäuft hatte [1]).

Der König empfing auf seinem Eilmarsche von Roßbach her diese niederschmetternden Nachrichten eine nach der andern. Am 12. November war er von Leipzig aufgebrochen. Nicht mehr als 14,000 Mann führte er mit sich, was den siegesgewissen Oesterreichern Veranlassung gab, die alten Späße von der Potsdamer Wachtparade wieder zu erneuern. Und wohl mochten sie sich in ihrer Uebermacht sicher dünken, denn die Reste der Bevern'schen Armee, welche der brave Ziethen

---

[1]) Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien II. 146. — Wegen der Uebergabe von Breslau wurden die Generale Kiau, Lestwitz und Kalt später verhaftet, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Schäfer 512.

seinem Könige entgegenführte, überstiegen auch nicht 15,000 Mann. Dazu waren die Preußen durch Märsche und Entbehrungen erschöpft, während den Oesterreichern die reichen Vorräthe von Schweidnitz und Breslau zu Gebote standen.

Friedrich II. begriff vollkommen das Verzweifelte seiner Lage, allein er verlor deshalb nicht den Muth. Die wenigen Briefe, welche aus dieser Zeit uns mitgetheilt sind, sprechen von dem festen Entschluß, durch eine Schlacht die Sache zur Entscheidung zu bringen [1]).

Nachdem er (Königsbrück den 19. und Parchwitz den 30. November 1757) seinem Bruder Heinrich mit kurzen Worten den schlimmen Stand der Dinge geschildert, fährt er fort: All' dies Unglück hat mich nicht niedergedrückt. Ich gehe grade aus meinen Weg nach dem Plan, den ich mir vorgezeichnet. — — Ist mir das Glück günstig, — zwischen heut und dem 6. December muß sich das zeigen, — so nehme ich Breslau und Schweidnitz und werde hier im Lande Alles wieder gut machen, aber Mühe genug wird es kosten! — Vergiß nichts von dem, was ich so oft über unsere Zukunft gesagt habe, und bleibe überzeugt, daß Du mich als Sieger oder niemals wiedersiehst!

Am 3. December erfolgte bei Parchwitz die Vereinigung der von dem Könige selbst befehligten kleinen

---

1) Oeuvres XXVI. 161. squ.

siegreichen Armee mit dem Ueberrest der geschlagenen Bevern'schen Truppen, welche Ziethen heranführte[1]). Friedrich giebt die Stärke der Truppen, die er hier zu vereinigen hoffte, in jenem Briefe an seinen Bruder vom 30. November auf 39,000 Mann an, wohl etwas zu hoch. Allein er durfte weder nach der Zahl seiner Streiter, noch nach der Anzahl und der Stellung des Feindes fragen. Eine siegreiche Schlacht war unter diesen Umständen das einzige Mittel, seiner verzweifelten Lage eine andere Wendung zu geben, und zu diesem Mittel griff er mit vollster Entschlossenheit und im Vertrauen auf sein so oft bewährtes Feldherrngenie. Vor allen Dingen suchte er den Muth der zu ihm stoßenden Bevern'schen Truppen neu zu beleben. Der König äußert sich darüber selbst[2]) mit folgenden Worten: „Man faßte die Officiere bei ihrem Ehrgefühl, rief ihnen das Andenken an frühere Heldenthaten zurück und suchte durch jede Art von Erheiterung die traurigen Eindrücke zu verwischen, welche sie kürzlich empfangen; sogar des Weines bediente man sich, um die gesunkenen Lebensgeister zu wecken.

„Der König unterredete sich mit den gemeinen Sol-

---

[1]) Oeuvres IV. 161. — XXVII. III. Vorrede p. XXXIV.

[2]) Friedrich hatte mit seinem Heere in 13 Marschtagen 41 Meilen zurückgelegt, was damals als eine außerordentliche Leistung angestaunt ward. Schäfer 511.

daten, befahl Lebensmittel ohne Bezahlung unter sie auszutheilen und ließ mit Einem Worte nichts unversucht, um bei den Truppen das Selbstvertrauen wieder hervorzurufen, ohne welches an keinen Sieg zu denken ist. Allmählich heiterten die Blicke sich auf. Die eben angekommenen Sieger von Roßbach redeten ihren Kameraden zu, guten Muth zu fassen, und bald war das ganze Heer voll Zuversicht und entschlossen, die Schmach des 22. November zu sühnen, sobald dazu Gelegenheit käme."

Von entscheidendstem Einfluß für diese Umwandlung in der Stimmung des Heeres war aber die Anrede, welche Friedrich II. an seine Generale hielt, und die uns Retzow in seiner Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges aufbewahrt hat [1]). Es war am 3. December, in einer späten Nachmittagsstunde, als die Generale und Stabsofficiere zusammenberufen wurden [2]). Der König sprach zu ihnen im Wesentlichen folgendermaßen: „Sie wissen, meine Herren, daß es dem Herzoge von Lothringen gelungen

---

[1]) Retzow berichtet wahrscheinlich als Ohrenzeuge. Jedenfalls war sein Vater, General Retzow, dem er als Adjutant diente, in der Versammlung. — Eine etwas andere Version der Rede giebt der Leibpage Putlitz, den der König mit der Siegesnachricht an seine Gemahlin schickte. Oeuvres XXVII. 3. Vorrede 35.

[2]) Kutzen a. a. O. 91.

ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Breslau's zu bemächtigen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und der Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, eine Hauptstadt mit allen Kriegsvorräthen ist dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden auf's Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden auch jetzt nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Die Entscheidung rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitz von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe drei Mal stärkere Armee des Prinzen Carl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt

wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. — Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber Einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf von mir zu erleiden." Hier hielt der König inne. Das tiefgerührte Schweigen aller Anwesenden unterbrach der tapfere Major Billerbeck mit dem Ausrufe: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein; nun wäre es grade Zeit!" Freundlich lächelnd fuhr der König fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde. Ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie von mir gehört haben."

„Seine Beredtsamkeit," fügt Retzow hinzu, „und ein gewisser gemessener Ausdruck, den er auf seine Reden

zu legen wußte, waren so hinreißend, daß, ich will es kühn behaupten, auch der roheste und gefühlloseste Mensch, ja selbst Derjenige, der gerechte Ursache hatte, mit ihm unzufrieden zu sein, enthusiastisch für ihn werden mußte, wenn er Friedrich so aus dem Herzen reden hörte."

Bevor der König die von seinen Worten begeisterten Stabsofficiere entließ, fügte er noch im Tone des Herrschers hinzu: „Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, auch nur zu stocken anfängt, verliert die Fahne und das Seitengewehr, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Diese weltberühmte Rede des Königs wirkte Wunder, und man darf dem Eindruck seiner Worte mit Recht einen großen Theil an den Erfolgen beimessen, welche die Armee zwei Tage nachher erringen sollte. Noch am Abend überzeugte sich Friedrich, im Lager umherreitend und viele einzelne Soldaten anredend, von dem Muthe, der Aller Herzen beseelte. Einem pommerschen Regimente rief er zu: „Nun, Kinder, wie wird es morgen aussehen? Der Feind ist noch ein Mal

so stark als wir!" „Das laß Du nur gut sein," antworteten die Soldaten, „es sind doch keine Pommern darunter, Du weißt ja wohl, was die können." „Ja freilich weiß ich das, sonst könnte ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun schlaft wohl, morgen haben wir also den Feind geschlagen, oder wir sind Alle todt!" „Ja," wiederholte das ganze Regiment, „todt, oder die Feinde geschlagen!"

Es sollte doch nicht am nächsten, sondern erst an dem darauf folgenden Tage, dem 5. December, zur eigentlichen Schlacht kommen, nachdem am 4. unter des Königs eigner Anführung die Stadt Neumarkt genommen[1]) und die jenseit derselben belegene Anhöhe besetzt war, welche die kaiserliche Armee für sich zum Lager ausersehen hatte. Man erfuhr, daß der Prinz von Lothringen von Breslau aufgebrochen sei und den Preußen entgegenrücke.

Gegen den Rath seiner erfahrensten Generale hatte der Prinz diesen Schritt gethan, obgleich Daun und Serbelloni ihm bewiesen, daß es viel vortheilhafter sei, einer Schlacht auszuweichen und sich auf die Behauptung der bisher errungenen übergroßen Vortheile zu beschränken. Friedrich war entzückt, daß die Oesterreicher

---

[1]) Die Oesterreicher, welche nicht geglaubt hatten, daß der König so schnell vorrücken würde, waren so unvorsichtig gewesen, ihre Feldbäckerei nach Neumarkt voraus zu schicken.

seinem Wunsche entgegen kamen. „Der Fuchs ist aus dem Loche gekrochen,“ sagte er zu dem jungen Herzog Franz von Braunschweig, „nun will ich seinen Uebermuth bestrafen;“ und übermüthig genug rannten die Oesterreicher in ihr Verderben. – Die Preußen dagegen waren durch die Größe der drohenden Gefahr, der sie todesmuthig entgegen gingen, in eine frommreligiöse Stimmung versetzt, welche selbst auf den König nicht ohne Rückwirkung blieb; denn als die Armee am 5. December früh Morgens um 4 Uhr in der Dunkelheit unter Absingung geistlicher Liederverse sich in Marsch setzte, wandte sich Friedrich an Ziethen mit der sicherlich ernst gemeinten Frage: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?“

Sobald der Tag graute, gewahrte man in der Gegend des Dorfes Leuthen den Feind in fast meilenweiter Schlachtordnung aufgestellt. Dem Könige kam es ungemein zu statten, daß er das Terrain, wo er in den vergangenen Jahren mehr als ein Mal Musterungen abgehalten, sehr genau kannte. Mit größter Umsicht und Ueberlegung entwarf er den Plan zum Angriff, um ein für alle Mal eine Wiederholung von Mißgriffen zu verhüten, wie sie bei Kollin vorgekommen waren. Jeder Regimentsführer wurde für die genaueste Befolgung der bis in's Einzelnste getroffenen Anordnungen verantwortlich gemacht. Durch Anwendung der sogenannten schrägen Schlachtordnung sollte der Feind über

die Richtung des Angriffs getäuscht werden, was auch über alles Erwarten gelang. — Diese schräge Schlachtordnung, welcher Friedrich II. im Laufe des Krieges mehr als einen wichtigen Erfolg verdankte, war schon im Alterthum den Griechen bekannt. Epaminondas soll durch dieselbe den Sieg bei Leuktra erfochten haben. Das Wesentliche derselben besteht darin, daß die Richtung, welche man schließlich einzuschlagen gedenkt, dem Feinde bis zum letzten Augenblick verborgen bleibt. Zu dem Ende wird das Heer in einzelne dicht gedrängte Haufen getheilt, die in gewissen genau abgemessenen Zwischenräumen hinter einander sich in der Richtung von einem halben rechten Winkel auf die feindliche Front zu bewegen und aus der Entfernung den Anblick einer verwirrten Masse gewähren, in welcher die verschiedensten Truppengattungen scheinbar ungeordnet neben und durch einander marschiren. Auf einen Wink des Feldherrn entwirrt sich aber dieser Haufen und kann, je nachdem die Vornstehenden nach rechts, die Hinterstehenden nach links sich wenden, oder umgekehrt, sowohl dem rechten als dem linken Flügel der feindlichen Schlachtordnung entgegen geführt werden. Größte Schnelligkeit und Präcision der Bewegungen ist natürlich die erste Bedingung für das Gelingen dieses Manövers, weshalb im vorigen Jahrhundert auch nur die Preußen vermöge ihrer überlegenen Dressur im Stande waren, sich desselben mit Vortheil zu bedienen.

In der Schlacht bei Leuthen war die Täuschung des Feindes, welche man durch diese schräge Schlachtordnung erreichte, eine vollkommene. Graf Lucchesi, welcher den rechten Flügel der Oesterreicher commandirte, hielt sich fest überzeugt, daß gegen ihn der Hauptangriff beabsichtigt sei; dringend bat er um Unterstützung und sagte sich, wenn diese nicht bald erfolge, von aller Verantwortlichkeit los. Zu gleicher Zeit aber schickte Nadasdy vom linken Flügel Boten über Boten in's Hauptquartier, um den Prinzen Carl zu überzeugen, daß die Preußen nicht den General Lucchesi, sondern den entgegengesetzten Flügel für jetzt bedrohten. Der Prinz sowohl wie Daun geriethen durch die widersprechenden Meldungen zweier angesehenen Generale in Verlegenheit und entschieden sich endlich für Lucchesi's Ansicht. Daun selbst führte ihm Verstärkungen zu. — Um Ein Uhr Mittags begann die Schlacht. General Wedell sollte mit dem aus Glogau herbeigeschafften schweren Geschütze den ersten Angriff machen. Er rückte gegen Nadasdy's Flügel vor, den man durch Entsendung der besten Truppen geschwächt hatte, so daß hier hauptsächlich Baiern und Württemberger standen; die letzteren, ohnedies nicht geneigt, gegen den protestantischen Preußenkönig zu fechten, wurden bald geschlagen und zogen sich eilends nach dem Centrum gegen Leuthen zurück, indem sie die Baiern mit sich fortrissen. Wedell stürmte

darauf, von dem Prinzen Moritz von Dessau unterstützt, die mit Artillerie besetzte Höhe bei Sagschütz.

Sobald die Oesterreicher ihren Irrthum gewahrt hatten, riefen sie die an Lucchesi zur Unterstützung geschickten Bataillone wieder zurück. Dieselben kamen aber von dem eiligen Hin- und Hermarschiren so erschöpft an, daß auch sie bald geworfen wurden. Der scheinbar bedroht gewesene linke Flügel der Oesterreicher zog sich jetzt in und um das Dorf Leuthen zusammen und suchte sich dem herbeieilenden Könige von Preußen gegenüber aufzustellen. Um dieses Dorf selbst entspann sich der heftigste Kampf, namentlich vertheidigte das fränkische Regiment Roth-Würzburg den dortigen Kirchhof und mehrere geschlossene Gehöfte mit großer Tapferkeit. Ein preußisches Bataillon machte den Angriff. Der Commandeur desselben stutzte vor der Schwierigkeit der Aufgabe. Da rief Hauptmann von Möllendorf, der nachherige Feldmarschall, ihm zu: „Hier ist nichts zu bedenken!" Und als Jener unentschlossen blieb, sprang Möllendorf vor und drang mit den Worten: „Ein anderer Mann her! Leute, folgt mir!" gegen einen versperrten Thorweg vor. Derselbe wurde gesprengt, und nun Gehöft nach Gehöft, endlich auch der Kirchhof genommen. Das Dorf war für die Oesterreicher verloren, die sich nun auf den Höhen hinter demselben festzusetzen suchten. Furchtbar wüthete

das preußische Geschütz in ihren Reihen, aber bis um 4 Uhr hielten sie tapfer Stand. Da sprengte Lucchesi mit der Reiterei des rechten Flügels heran, um die scheinbar entblößte linke Flanke des preußischen Fußvolkes zu bedrohen. Dem Könige entging diese Bewegung nicht. Sogleich beorderte er den General Driesen zum Angriff mit der Kavallerie. Dieser schickte 10 Schwadronen der berühmten baireuthischen Dragoner unter General von Meyer dem Feinde in den Rücken und führte selbst die übrigen 30 Schwadronen mit so unwiderstehlicher Gewalt vorwärts, daß die ganze österreichische Kavallerie über den Haufen geworfen wurde [1]). Lucchesi selbst blieb todt auf dem Platze.

Von diesem Augenblicke an war der Kampf überall zu Gunsten Friedrich's entschieden. Die einbrechende Dunkelheit vermehrte die Verwirrung der Oesterreicher, deren Regimenter alle unter einander gemischt in voller Flucht nach der Brücke über die Weistritz, vorzüglich nach Lissa zu entkommen suchten. Nur die Nacht rettete das fliehende Heer vor gänzlichem Untergang. Der König durfte aber noch nicht ruhen. Um das Abbrechen der Brücke über die Weistritz zu verhindern, beschloß er, sich sogleich selbst nach Lissa zu begeben. Er ritt vor die Front der Avantgarde und fragte, ob noch einige Bataillone Lust hätten, ihm zu folgen. Sofort

---

[1]) Schäfer 523. Kutzen 107. Stenzel 109.

traten 3 Bataillone an. Auch das Seidlitzische Kuirassier-regiment schloß sich dem Zuge an. Es war so dunkel, daß man nicht die Hand vor Augen sah. Der König nahm in dem Dorfe Saara den Gastwirth mit, der sich an den Steigbügel seines Pferdes halten und mit der Laterne leuchten mußte. Dieser ehrliche Schlesier, der nicht ahnte, wer der Officier wäre, dem er zum Führer diente, unterhielt sich mit demselben in unbefangenster Weise zu großer Erheiterung des Königs [1]). Ein österreichischer Posten feuerte auf das Licht der Laterne, die man deshalb auslöschen mußte; zwei Adjutanten wurden zurückgeschickt, um der Sicherheit wegen schleunigst einige Gardebataillone nachzuholen. Man kam noch zur rechten Zeit nach Lissa, um die Oesterreicher zu verjagen, die eben beschäftigt waren, die Brücke anzuzünden. Im Orte selbst wurde noch hier und da aus den Fenstern auf die Preußen geschossen, es entstand allgemeine Verwirrung. Der König aber beruhigte sein Gefolge, indem er mit den Worten: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid!" ruhig über die Schloßbrücke nach dem herrschaftlichen Schlosse ritt. Hier hatten sich eine Menge österreichischer Generale einquartirt und wollten, an keinen Ueberfall denkend, sich eben zur Tafel setzen, als sie von dem Schießen aufge-

---

[1]) Das Gespräch verdient nachgelesen zu werden in Nicolai's Anecdoten I. 231. Stein's Charakteristik III. 40.

schreckt wurden. Mit Lichtern in den Händen stürzten sie die Treppe hinunter und blieben starr vor Erstaunen, als sie den König von Preußen ganz ruhig mit seinem kleinen Gefolge vom Pferde steigen sahen. In der Verwirrung dachte Keiner von ihnen daran, daß sie bei ihrer augenblicklichen Ueberzahl den Monarchen ohne Weiteres gefangen nehmen konnten, sondern als derselbe mit vollkommener Fassung sie anredete: „Bon soir, messieurs, gewiß waren Sie mich hier nicht vermuthen! Kann man hier auch noch mit unterkommen?" leuchteten sie ihm ehrfurchtsvoll hinauf bis in den Speisesaal. Hier unterhielt Friedrich sich auf's Höflichste mit ihnen, bis immer mehr Personen aus seinem Gefolge anlangten und die Gefahr vorüber war. Die Zahl der preußischen Officiere, welche in das Schloß drangen, wuchs so an, daß der König verwundert fragte, wo sie denn alle herkämen, und jetzt stellte es sich heraus, daß der Befehl, der jene Grenadierbataillone nachberief, mißverstanden worden, und die ganze Armee auf dem Wege nach Lissa sei. Die daselbst befindlichen Oesterreicher wurden nun sämmtlich zu Gefangenen gemacht.

Auf dem Schlachtfelde waren indessen gar viele der tapferen Sieger vor Frost und Ermattung niedergesunken. Leichen bedeckten den Boden, bei jedem Schritte stieß man auf Verwundete und Sterbende, deren

schmerzliches Stöhnen schauerlich die Stille der dunklen Winternacht unterbrach. Da begann plötzlich ein Grenadier laut und feierlich das Lied zu singen: „Nun danket alle Gott." Andere stimmten ein, die Spielleute ließen die Begleitung ertönen, und bald sang das ganze Heer in mächtigem Chore mit.

In so frommer Stimmung trafen die Boten des Königs diese siegreichen Truppen, die nunmehr sich nach Lissa auf den Weg machten.

Der Tag von Leuthen war einer der glorreichsten in der ganzen Heldenlaufbahn Friedrich's II. Er selbst sagt in seiner Geschichte des Krieges [1]: Wäre die Nacht nicht hereingebrochen, so wäre die Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts gewesen. Der Verlust der Oesterreicher an Todten und Verwundeten betrug 10,000 Mann; über 12,000 wurden auf dem Schlachtfelde gefangen. 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen fielen den Preußen in die Hände. Die Sieger hatten 6300 Todte und Verwundete, darunter über 200 Officiere. Fast mehr noch als die Tapferkeit der Preußen wird von den Militärs der geniale Schlachtplan des Königs bewundert. Der große Napoleon erklärte die Schlacht bei Leuthen für ein Meisterstück von Bewegungen, Manövern und Entschlossenheit. Sie

---

[1]) Oeuvres IV. 167.

allein würde hinreichen, Friedrich unsterblich zu machen und ihm seinen Rang unter den größten Feldherrn aller Zeiten anzuweisen [1]).

Wohl durfte der König mit stolzer Freude auf diesen Tag zurückblicken, weil er durch sein Genie und seine Entschlossenheit den günstigen Ausgang desselben wesentlich selbst herbeigeführt hatte. Aber er vergaß auch nicht, den Truppen und ihren Führern sich dankbar zu bezeigen. Er befahl, dem Heere seine vollste Zufriedenheit bekannt zu machen, und ließ den Regimentern für jede eroberte Kanone 100 Dukaten auszahlen. Dem Fürsten Moritz von Dessau, mit dem er wegen der prager Brückenaffaire noch immer gegrollt, bewies er die wiedererworbene königliche Gnade, indem er ihn auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannte und ihn durch die Worte beglückte: „Sie haben mir in der Schlacht geholfen, wie mir noch nie Einer geholfen hat!" Der Prinz ließ diese ihm von seinem Könige zu Theil gewordene Anerkennung schriftlich aufzeichnen und im dessauischen Hausarchive aufbewahren. Mit besonderer Auszeichnung wurde auch dies Mal der baireuthschen Dragoner gedacht, welche allein zwei ganze Infanterieregimenter mit allen Officieren zu Gefangenen gemacht und sämmtliche dazu gehörige Fahnen und Kanonen erbeutet hatten.

---

[1]) Montholon Memoires V. 178.

Friedrich wußte sehr wohl, aus wie großer Gefahr dieser Sieg ihn errettet hatte. „Kann Er Pharao spielen?“ fragte er seinen Wirth in Lissa, den Baron Mudrach; und als dieser alte Spieler, sich getroffen fühlend, mit der Antwort zögerte, fuhr der König fort: „Nun, so weiß er, was va banque ist. Das habe ich heut gespielt[1])!“ Nachdem ihm aber der große Wurf gelungen, säumte er auch keinen Augenblick, aus demselben den möglichsten Vortheil zu ziehen. Schlesien sollte ein für alle Mal von den Oesterreichern gesäubert werden. Ziethen und Fouqué wurden mit dieser Aufgabe betraut, die bei dem gänzlich zerrütteten und entmuthigten Zustande der geschlagenen Armee nicht so schwer war. Dennoch trieb der König unabläßig zu größter Eile an. Den 9. December schrieb er: „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Ziethen, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen!“ Den 12. December: „Lieber Ziethen, nur immer dicht an den Feind, und will er sich bei Bogendorf setzen, so muß man Wernern mit 2 Bataillonen in's Gebirge schicken, denn die Armee muß nach Trautenau, und ist kein Rath mehr für ihn in Schlesien zu bleiben, und beim Rückmarsch durch's Gebirge muß der Feind Kanonen und Bagage verlieren, auch viele Desertion haben. Er

---

1) Kutzen a. a. O. 108.

kann ihn dann gleich verfolgen und wo möglich den Posten occupiren. Dann ist Schweidnitz und Liegnitz abgeschnitten. Adieu." Den 17.: „Das ist ganz gut. In Freiburg steht Bukow, den muß man wegjagen. In Hirschberg steht ein Ungar, der muß auch fort, und etwas Kavallerie muß um Schweidnitz bleiben, um die Garnison in Respect zu halten u. s. w. [1])."

Ziethen und Fouqué befolgten diese Weisungen so gut, daß von der ganzen ursprünglich fast 90,000 Mann starken österreichischen Armee kaum 37,000 Mann nach Böhmen entkamen, und von diesen waren mehr als $\frac{2}{3}$ durch Krankheit und Ermattung kampfunfähig. Der König selbst schritt zur Wiedereroberung von Breslau, wo 17,000 Oesterreicher viel mehr eingesperrt waren, als daß sie eine Besatzung bildeten. Am 13. December begann das Bombardement der Stadt. Schon am 16. entstand durch Auffliegen des Pulverthurms an der Taschenbastion eine Bresche in dem Wall, welche jeden ferneren Widerstand unmöglich machte. Die Festung

---

[1]) Diese ganze interessante Correspondenz, leider in schlechtes Französisch übersetzt, in Vie de Ziethen par Mme. de Blumenthal II. 88. squ., wo auch ein aufgefangener Brief des Prinzen von Lothringen über die traurige Verfassung der österreichischen Armee mitgetheilt ist. Die deutschen Worte der Originalbriefe waren leider nirgends mit Sicherheit aufzufinden.

wurde mit dem reichen Vorrath an Munition und Lebensmitteln, den sie enthielt, übergeben. Jene 17,000 Mann streckten das Gewehr [1]).

Auch Liegnitz ergab sich alsbald, doch erhielt die Besatzung daselbst, gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Preußen zu dienen, freien Abzug. Friedrich hielt seinen Einzug in Breslau, wo er den Winter über von den Mühen dieses vielbewegten Jahres ausruhen wollte. In der That waren die geistigen und körperlichen Anstrengungen, denen er sich in den letzten zwölf Monaten unterzogen hatte, fast übermenschlich gewesen und rechtfertigten das ehrfurchtsvolle Erstaunen, mit welchem von nun ab die ganze Welt auf eine so gewaltige Persönlichkeit blickte. Für den Augenblick bedurfte er dringend der Ruhe, die für ihn aber niemals gleichbedeutend mit Unthätigkeit war. Seine Erholung bestand vielmehr hauptsächlich darin, daß er vom Cabinet aus mit der größten Umsicht und einer bis in's Einzelnste gehenden Sachkenntniß für die neue Ausrüstung, Ergänzung und Verpflegung der durch so viele Schlachten arg mitgenommenen Armee Sorge trug. Das Bewußtsein der errungenen Erfolge gab seinem Geiste

---

[1]) Ein ausführliches Tagebuch über diese Belagerung in: Denkwürdigkeiten Friedrich des Großen (ohne Druckort) 1759. Bd. III. 502. squ.

die nöthige Spannkraft zu diesem wichtigen Geschäfte: „Das Glück ist jetzt wieder bei mir eingekehrt," schreibt er am 22. December seinem Bruder Heinrich [1]), „schicke mir nur die beste Scheere, die Du finden kannst, damit ich ihm die Flügel beschneide. Jetzt haben wir Genugthuung für alle Schmach! Die Reputation unserer Truppen ist vollständig wieder hergestellt. Das war ein Feldzug, der für drei gelten kann! Allein mehr vermag mein erschöpfter Körper jetzt nicht zu leisten. Seit acht Tagen quält mich die Kolik, mir fehlt Schlaf und Appetit, doch trage ich Krankheit und Ermattung mit leichtem Herzen, denn unsere Sachen stehen gut." Dies Bewußtsein war aber weit entfernt davon, ihn zur Selbstüberhebung zu führen. Gegen die Ausdrücke höchster Verehrung und Bewunderung, mit welchen er von allen Seiten überschüttet wurde, verhielt er sich bescheiden ablehnend. „Ihre Freundschaft verleitet Sie zu Uebertreibungen," schreibt er an d'Argens [2]). „Mit Alexander verglichen bin ich nur ein alberner Knabe und fühle ich mich nicht werth, Cäsar's Schuhriemen aufzulösen. Sie werden mich ganz so wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben; denn die Dinge,

---

[1]) Oeuvres XXVI. 167. 168. Schöning, 7jähriger Krieg. I. 111. 115.

[2]) 19/26. December 57. Oeuvres XIX. 47. 48.

die sich von Weitem so glänzend ausnehmen, sind in der Nähe besehen oft sehr klein. Noth, die Mutter der Erfindungen, hat mich gelehrt, verzweifelte Mittel gegen verzweifelte Gefahren zu ersinnen. Kommen Sie zu mir, mich durch Ihre Gesellschaft zu erheitern." Mit der zartesten Sorgfalt ordnete er Alles an, damit der kränkliche Freund die Reise nach Breslau so bequem wie möglich zurücklege.

Noch einige andere Personen wurden nach Breslau eingeladen, um den gewohnten Freundeskreis des Königs zu ersetzen. Besuche der königlichen Prinzessinnen brachten Abwechselung und gaben Anlaß zu Festlichkeiten während des Winteraufenthalts daselbst.

Die von den Oesterreichern in Schlesien so eilig getroffenen Verwaltungsangelegenheiten wurden schnell auf den preußischen Fuß zurückgebracht. Mit denen, welche zu eifrig ihre Freude über des Königs Unglücksfälle bezeigt hatten, wurde im Ganzen milde verfahren, doch fehlten auch einzelne Beispiele von Strenge nicht, namentlich gegen die katholische Geistlichkeit, welche im Verdacht stand, die Beichte dazu zu mißbrauchen, um katholische Soldaten zur Desertion zu verleiten. Ein unglücklicher Priester, dem weiter nichts nachgewiesen war, als daß er Desertion zwar für Sünde, nicht aber für eine solche erklärt, die niemals vergeben werden könnte, wurde auf ausdrücklichen Befehl des Königs

gehängt [1]). Der Fürstbischof Graf Schaffgotsch hatte sich am Tage nach der Schlacht bei Leuthen wohlweislich in's Oesterreichische geflüchtet, wurde aber auch dort mit verdienter Geringschätzung behandelt. Er hatte die Kühnheit, sein Benehmen bei Friedrich II. entschuldigen zu wollen, erhielt aber zur Antwort: „— — Ich will Sie Ihrem eigenen Schicksal überlassen. Weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menschen werden Sie entgehen, denn auch der Verderbteste wird Verrath und Undankbarkeit verabscheuen!" Die bischöflichen Einkünfte wurden mit Beschlag belegt und daraus bis zum Ende des Krieges jährlich 27,000 Thaler an die Militairkasse abgeführt.

Einen Augenblick lang glaubte der König, daß seine glänzenden Erfolge den Wiener Hof für den Frieden geneigt stimmen würden, doch machte Maria Theresia's anfängliche Niedergeschlagenheit bald einem doppelten Kriegseifer Platz. In Frankreich hatte der Minister Bernis nach der Leuthener Schlacht allerdings daran gedacht, in Gemeinschaft mit Schweden den Frieden zu vermitteln, allein die Pompadour verstand es, den schwachen Ludwig XV. in seinen Kriegsgelüsten zu bestärken und bei dem unpolitischen, ganz aussichtslosen Bündnisse mit Oesterreich festzuhalten, indem sie bei

---

[1]) Stenzel 129, der über schlesische Kirchen- und Verwaltungssachen natürlich aus der ersten Quelle unterrichtet ist.

ihm die Furcht erweckte, Maria Theresia könnte, wenn man ihr nicht Wort hielte, sich mit England gegen Frankreich verbünden [1]). Fast noch eifriger als Oesterreich drängte Rußland zur Fortsetzung des Kriegs. Hier entschied allein der leidenschaftliche Haß der Kaiserin Elisabeth, welcher wegen des geringen Erfolges ihrer Waffen und wegen Apraxin's übereilten Rückzugs wo möglich noch heftiger entbrannte. Auch in Schweden drängte die Adelspartei das ohnmächtige Königspaar zur Fortsetzung der Feindseligkeiten, weil die dortige Aristokratie nur so lange der Krieg dauerte auf die Geldunterstützungen und Bestechungssummen aus Paris rechnen durfte. So mußte König Friedrich in Anbetracht der großen, ihn ringsum bedrohenden Gefahren darauf bedacht sein, sich Truppen und Geld für einen neuen Feldzug zu verschaffen. Da schien es sehr erwünscht, daß gerade jetzt die Engländer sich zur Zahlung von Subsidien bereit erklärten. Pitt, getragen von den Wünschen seiner Nation, hatte das durchgesetzt. Dennoch ging Friedrich der Große keineswegs mit dem zu erwartenden Eifer auf das Anerbieten ein. Ihm wäre es viel lieber gewesen, wenn die Engländer Truppen nach Hannover und eine Flotte in die Ostsee geschickt hätten, um Rußland an einem Angriff zur See zu hindern. Allein dies war nicht zu erreichen, wie

[1]) Stuhr 91 und Forschungen II. 1. ff.

gern auch Pitt persönlich die Wünsche des von ihm hochverehrten Königs von Preußen erfüllt hätte [1]).

In England nämlich herrschte noch immer die Furcht, daß Georg II. darauf ausgehe, die Land- und Seemacht der drei Königreiche für die Zwecke seiner hannover'schen Politik auszubeuten. Deshalb mußte das Ministerium jeden Schritt vermeiden, der einen solchen Argwohn bestärken konnte. Ueberdies war England nicht mit Rußland im Kriege begriffen und hatte auch keine Lust, sich mit dem Petersburger Cabinet offen zu verfeinden. So mußte Friedrich sich ziemlich widerwillig mit der ihm angebotenen Geldhilfe zufrieden erklären. Durch diese Unterhandlungen verzögerte sich der Abschluß des Vertrages bis zum 11. April 1758, wo die Unterzeichnung in London erfolgte. Der König sollte im October vier Millionen Thaler erhalten, um mittelst dieser Summe seine Armee zu verstärken und den Krieg energisch weiter zu führen. Die vertragschließenden Mächte versprachen nicht ohne beiderseitige Einwilligung Frieden oder Waffenstillstand zu schließen.

Mehr als alle politischen Verträge kam dem Könige die unbegrenzte Theilnahme und Verehrung zu statten, mit welcher alle Welt für ihn erfüllt war. Freunde und Feinde, vor Allen aber die eigenen Unterthanen begriffen, daß dem von allen Seiten bedrohten Helden-

---

[1]) Carlyle X. 297.

könige nicht verargt werden konnte, wenn er gegen die Uebermacht seiner erbitterten Feinde zu jedem Mittel griff, um sich aufrecht zu halten, und in der That ließ Friedrich sich durch keine Rücksicht bestimmen, das Gebiet der Gegner, welches er in Besitz hatte, bis auf's Aeußerste sich nutzbar zu machen. Sachsen, Anhalt, Mecklenburg und einige andere feindlich gesinnte Reichsländer wurden durch Contributionen an Geld, Kriegsvorräthen und Soldaten bis zur letzten Grenze der Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen. „Denn bei allem Ruhm, den wir geerntet," schrieb er am 28. December 1757 an seinen Bruder Heinrich [1]), „sind wir doch nur Bettelhelden. Wir brauchen Geld, und ich will, weil es sein muß, lieber feindliches Land als meine armen Unterthanen treten. Dauert der Krieg noch lange, so muß ich Straßenraub treiben, um meine Truppen zu bezahlen." An den in Sachsen commandirenden Feldmarschall Keith [2]) schrieb der König am 12. December 1757 [3]): „Ihr müßt in Sachsen so starke Lieferungen und Contributionen ausschreiben, wie nur irgend möglich, und Euch dabei an keine Register und Kataster kehren. Darüber kann sich Niemand beschweren, weil das Exempel am Tage liegt, auf was Art die

---

1) Stenzel V. 134. Schöning I, 117. 184.

2) Er wurde bald nachher durch den Prinzen Heinrich ersetzt.

3) Preuß, Urkundenbuch II. 8.

Franzosen mit meinen westphälischen und anderen Ländern verfahren haben. Brühl hat einige Güter in der Nähe von Leipzig, es wäre mir ganz recht, wenn der (wilde) Obrist Meyer mit ein Paar Freibataillons dort Unfug anrichtete; doch müßte das auf seinen Namen geschehen. Ich will dann ein Auge zudrücken (ignorer)." Der König hoffte, wie er das anderwärts ausspricht, durch persönlich gegen Brühl gerichtete Angriffe denselben dahin zu bringen, daß er seinen Herrn bewege, ernsthaft an den Frieden zu denken. Neben dem Geldgewinn mag es wohl auch mit aus dieser Rücksicht geschehen sein, daß die sämmtlichen Bestände der Meißner Porcellanfabrik weggeführt und unter der Hand, meist in Hamburg, verkauft wurden. Durch solche Mittel gelang es, aus dem unglücklichen Sachsenlande 40 bis 50 Millionen zu ziehen, wobei die Naturallieferungen noch gar nicht eingerechnet sind. In ähnlichem Verhältnisse wurden die andern oben bezeichneten kleinen Länder ausgesogen. — Und dennoch, wenn man bedenkt, wie die Oesterreicher, Franzosen und Reichsvölker überall hausten, wo sie hinkamen, gleichviel ob in Freundes- oder Feindesland, wie sie nicht nur forderten und nahmen, was zu erlangen war, sondern überdies muthwillig das Eigenthum der Leute zerstörten, das Vieh, welches sie nicht wegschleppen konnten, tödteten, die Betten zerschnitten und die Federn auf die Felder zerstreuten, die Männer mißhandelten, Weiber und Mädchen beschimpften, die

Kirchen besudelten — so darf man ohne Weiteres den Worten eines Zeitgenossen glauben, der da sagt[1]): „das weiß ich, daß die Bedrückungen der Oesterreicher und Reichstruppen in Sachsen alle Herzen von ihnen abwenden, und man öffentlich sagte, daß man lieber die ordentliche Last der Preußen, als den abscheulichen Druck der Befreier tragen will. Denn mit einzelnen Ausnahmen, die allerdings vorkamen, hielten die Preußen überall strengste Mannszucht und verfuhren bei Eintreibung der Lieferungen mit gewissenhafter Pünktlichkeit und möglichster Berücksichtigung der Vermögensverhältnisse der Einzelnen." Das meiste Geschrei verursachte die mit Gewalt und List betriebene Wegführung der Menschen durch die preußischen Werber. Das unabweisliche Bedürfniß nach Vervollständigung der gelichteten Regimenter brachte den König dahin, stillschweigend zu dulden, daß der Werbeunfug ziemlich wieder die Höhe erreichte, welche er unter der vorigen Regierung gehabt hatte. Wer nicht gutwillig Handgeld nahm, wurde geknebelt und fortgeschleppt. Namentlich auf die Hirten auf dem Felde hatte man es abgesehen. Schliefen sie Nachts in ihren kleinen Holzverschlägen, so wurden diese oft vernagelt und mit den Insassen fortgeschleppt. Diese so zusammengeraubten Menschen konnten allerdings den

---

[1]) Kriegskanzlei von 1759. I. 359.

Verlust an wohlgeschulten Soldaten nicht ersetzen, und man kann ihnen außerdem nicht verargen, wenn sie jede Gelegenheit zur Desertion benutzten. Allein dem gegenüber war der Corpsgeist in der preußischen Armee so mächtig und übte auf die noch so widerwillig in diesen Kreis Eintretenden eine solche Zaubergewalt, daß sie nach kurzer Zeit nicht minder als die Kameraden auf die Ehre stolz waren, unter Friedrich dem Großen zu dienen. Zahllos sind die uns aufbehaltenen Erzählungen von Soldaten, die, zum Tode verwundet, ihre Schmerzen vergaßen, wenn sie hörten, der König sei wohlbehalten, und die mit einem Lebehoch auf den angestaunten Monarchen ihre Seele aushauchten.

Viertes Kapitel.

Das Jahre 1758. Operationen der alliirten Armee. Zug nach Olmütz. Schlachten bei Zorndorf und Hochkirch.

Der Feldzug von 1757 zeigt in seinem wechselvollen Verlauf so seltsame Gegensätze und so spannende Verwickelungen, daß man einen Dichter bewundern würde, welcher dergleichen ersonnen hätte, um die ganze Größe seines Helden in Glück und Unglück anschaulich zu machen. Weit über alle Gestalten, die wir auf dem

Kriegstheater erblicken, ragt König Friedrich's Persönlichkeit hervor, seine Thaten fesseln beinahe ausschließlich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt. Im Vergleich mit dem Glanze eines solchen Charakters und solcher Thatkraft erscheinen die äußerlichen Erfolge gering. Denn trotz der ungeheuren Opfer an Menschenleben und Menschenglück war das Ende des Krieges anscheinend um keinen Schritt näher gerückt. Die kurzen Friedenshoffnungen, welche der König nach dem Siege von Leuthen genährt, waren schnell zerronnen, — mit ängstlicher Erwartung blickten Fürsten und Völker auf Friedrich den Großen, der die Entscheidung darüber in der Hand hatte, in welcher Weltgegend der große Kampf zuerst wieder entbrennen sollte; denn rings von Feinden umgeben konnte er unmöglich allen zugleich die Stirn bieten. Die Vielzahl und Uebermacht seiner Feinde machte es vor allen Dingen nöthig, eine Vereinigung derselben zu verhüten, wie der König am 23. Juli 1758 dem Grafen Dohna auseinandersetzte, der gegen die Russen und Schweden zu commandiren hatte: „das Schlimmste ist, daß Ihr und Ich jeder zwei feindliche Armeen zu observiren hat, daher man auch, so wie man mit einer fertig, sich sogleich nach der anderen tourniren und solcher zu Leibe gehen muß. Es bleibt Nichts übrig, als dem Nächsten dem Ersten, obwohl unter gehörig guter Disposition, mit Vigueur auf den Hals zu gehen und ihn recht tüch-

tig und stark zu schlagen[1])." Nach diesem Princip mußte er auch den Feldzugsplan für 1758 anlegen. In Schlesien waren die Oesterreicher noch aus Schweidnitz zu vertreiben, in Böhmen bedrohte ihn die große Armee des Grafen Daun. Preußen war schon seit dem Januar wieder von den Russen überschwemmt, welche unter Fermor anrückten, um die Erfolge zu sichern, welche Apraxin's voreiliger Rückzug vereitelt hatte. Glücklicher Weise drohte wenigstens von den Franzosen für den Augenblick keine Gefahr. Ferdinand von Braunschweig war bereits im Februar aufgebrochen und hatte dieselben aus den Winterquartieren vertrieben, bevor noch der an die Stelle des abberufenen Richelieu neu ernannte Oberbefehlshaber, Graf Clermont, eingetroffen war. Dieser, ein Verwandter des königlichen Hauses, war wiederum eine Creatur der Pompadour. Ohne alle Kenntniß von militärischen Dingen, hatte er früher dem geistlichen Stande angehört. Als Friedrich der Große von dieser sonderbaren Wahl hörte, sagte er: „Man wird mir noch nächstens den Erzbischof von Paris entgegenschicken!" Clermont begegnete der Armee bereits auf ihrem Rückzuge. Die Franzosen hatten Minden und Hameln nach kurzem

---

[1]) Schöning hat diese Worte sehr passend zum Motto für sein Werk über den siebenjährigen Krieg genommen. — Daselbst I. p. 231.

Widerstande geräumt, ließen Ostfriesland im Stich und zogen im April mit fluchtähnlicher Eilfertigkeit bei Düsseldorf über den Rhein. Auf den grundlosen Wegen hatten sie fast alles schwere Gepäck und die Brückengeräthe verloren, mußten große gefüllte Magazine dem Feinde Preis geben und mehrere Tausend Centner Pulver zerstören, um dasselbe nicht dem Herzog von Braunschweig in die Hände fallen zu lassen, der bei der Verfolgung der Fliehenden nur geringe Verluste gehabt hatte. Doch gab die schlechte Witterung auch in der verbündeten Armee zu vielen Erkrankungen Anlaß, so daß vorläufig auf beiden Seiten eine Zeit der Erholung nöthig wurde. Der Rückzug der Hauptarmee hatte zur Folge, daß auch Soubise mit seinem Corps die Quartiere in Hessen räumen und sich hinter dem Main und der Weser vorläufig in Sicherheit bringen mußte [1]).

Friedrich der Große bekam durch diese glücklichen Erfolge seines Schwagers freie Hand, um die Wiedereroberung von Schweidnitz, welche ihm vor allen Dingen am Herzen lag, mit ganzer Kraft in's Werk zu setzen. General Treskow erhielt den Auftrag, die Festung mit 10,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern zu belagern. Am 1. April wurden die Laufgräben eröffnet, am 8. begann das Bombardement. Die preußische

---

[1]) Stuhr 94.

Artillerie war jedoch zu schwach, auch mit den Ingenieurarbeiten wollte es nicht recht vorwärts; so entschloß man sich denn, die Erstürmung der Wälle zu versuchen. Dies geschah in der Nacht zum 16. mit solchem Glück, daß die ganze österreichische Besatzung sich noch an demselben Tage für kriegsgefangen erklärte.

Wider alles Erwarten wandte der König sich nunmehr nicht gegen Daun nach Böhmen, sondern führte sein Heer auf verstellten Märschen, durch welche der Feind vollkommen getäuscht wurde, über die mährische Grenze, um Olmütz zu belagern.

Dieser dem Anscheine nach allerdings abenteuerliche Zug hat verschiedentlich eine harte Beurtheilung erfahren und wird unter die größten Fehler Friedrich's gerechnet; — und doch sind trotz des unglücklichen Verlaufs desselben die Gründe nicht zu verwerfen, welche den König bei seinem Entschlusse leiteten. Er selber sagte[1]), daß es keineswegs die Absicht war, sich im Besitz von Olmütz zu behaupten, sondern daß es galt, die Oesterreicher während des ganzen Feldzuges an einem entfernten Punkte zu beschäftigen, um ihre Verbindung mit den Russen zu verhindern, die sich anschickten, von Preußen aus die Provinz Pommern und die Marken zu überschwemmen. Durch die Wegnahme von Olmütz, welches man als einen Vorposten gegen

---

1) Oeuvres IV. 192.

Wien betrachten konnte, hoffte er die Kaiserin so in Schrecken zu setzen, daß sie sich zum Frieden nach des Königs Wunsche bereit finden ließe. — Beim Beginn des Jahres 1758 gestattete die Lage der Dinge nicht, an einen ernstgemeinten Angriffskrieg zu denken [1]), und als Vertheidigungsmaßregel konnte kaum etwas Besseres erdacht werden, als dieser Zug gegen Olmütz; denn gelang es, die Festung zu erobern und auch nur kurze Zeit zu behaupten, so waren die Oesterreicher genöthigt, ihre Hauptmacht zum Entsatz derselben zu verwenden und konnten sich nicht mit den Russen vereinigen [2]). Der Erfolg hat überdies gezeigt, daß trotz des Mißlingens dieser mährischen Expedition die Hauptabsicht des Königs erreicht wurde, er schlug, wie wir sehen werden, die Russen, bevor sie sich mit den Oesterreichern vereinigen konnten. Nur der Vorwurf kann ihm nicht erspart werden, daß er sich von dem damaligen Stande der Festung Olmütz nicht vorher genau unterrichtete. Dieselbe befand sich im besten Vertheidigungszustande, während Friedrich glaubte, die Werke wären 1758 noch ebenso leicht zu nehmen als 1742, wo sie ihm so geringen Widerstand geleistet hatten.

Der König war, seine Absichten auf's Strengste

---

[1]) Stuhr 95.

[2]) Geschichte des siebenjährigen Krieges von den Officieren des Generalstabs. II. 201.

geheim haltend, über Troppau nach Mähren eingerückt, und die von Keith befehligte Belagerungsarmee kam bereits am 5. Mai vor Olmütz an. Daun, welcher des Königs Märsche bis zum letzten Augenblick für Scheinmanöver hielt, arbeitete indessen noch unausgesetzt an der Befestigung des uneinnehmbaren Lagers, welches er bei Skalitz bezogen hatte. So konnte die Belagerung von Olmütz ungestört beginnen. Allein durch fehlerhafte Anordnungen des mit den Ingenieurarbeiten betrauten Oberst Balbi ging es damit nicht nach Wunsch. Die Kugeln erreichten aus den zu entfernt angelegten Laufgräben nicht die Festung, und die Munition wurde unnütz verschossen, so daß Kugeln und Pulver zu mangeln anfingen, als man endlich mit den Arbeiten nahe genug herangerückt war. Der Erfolg des Unternehmens hing also davon ab, daß die Vorräthe an Munition und Proviant, die man aus Schlesien beziehen mußte, rechtzeitig eintrafen, was mit den größten Schwierigkeiten verbunden war. Bald zeigte sich auch, daß man die Festung nicht ringsum einzuschließen vermochte, die Oesterreicher vielmehr im Stande waren, ihre Besatzung um 1200 Mann von außerhalb zu verstärken. Darüber verging so viel Zeit, daß Daun seine Maßregeln zum Entsatz der Festung und vor Allem zur Wegnahme eines ungeheuren Transports treffen konnte, welcher, von 9000 Mann unter Obrist von Mosel geführt, auf 4000 Wagen die fehlenden

Kriegsmaterialien, Nahrungsmittel und Geld in's preußische Lager führen sollte. Fast eine deutsche Meile lang war der schwerfällige Zug, der auf grundlosen Wegen sich zwischen Bergwänden durchwinden sollte, deren waldige Höhen von Croaten und Panduren dicht besetzt, zum Theil mit Kanonen armirt waren. Das veranlaßte täglich und stündlich kleine Gefechte, während deren sich die mit Gewalt zum Vorspanndienste gezwungenen Bauern mit ihren Pferden davon machten, so daß man ganze Reihen von Wagen im Stich lassen mußte. Ein Hauptangriff der Oesterreicher, von General Laudon in einem Hohlwege bei Domstädtel unternommen, vollendete den Ruin des Transports. Obgleich Keith [1]) den General Ziethen zu Hilfe schickte, so konnte doch auch dieser Nichts ausrichten, sondern mußte froh sein, sich bis an die schlesische Grenze durchschlagen zu können, nachdem er 2400 Mann und 6 Kanonen verloren hatte [2]).

---

[1]) Lord Dover, vie de Frederic II. Bd. 3. p. 14. Ein Buch, welches nur wegen der darin mitgetheilten Correspondenz Keith's interessant ist.

[2]) Der König, der mit seiner Armee am andern Ufer der Morawa stand, war im größten Zorn über die Berichte, die er von Keith über das Mißlingen der Belagerung erhielt. Er schob die Hauptschuld auf seinen Ingenieur. „Statt eines Lorbeerkranzes werde ich ihm Eselsohren aufsetzen, sollt' ich sie auch meinem besten Maulthier abschneiden müssen.“ Schöning I. 219.

Von dem ganzen ungeheuren Transport kamen zuletzt kaum 250 Wagen im preußischen Lager an. Zum Glück waren die 37 mit Geld beladenen Gespanne gerettet worden [1]). Eine große Anzahl junger Rekruten aus Pommern und der Mark, für welche diese Olmützer Expedition zugleich eine praktische Kriegsschule hatte sein sollen, bedeckten mit ihren Leichen die unselige Straße, welche der Wagenzug genommen. Es war nun keine Aussicht mehr, die Mittel zur Fortsetzung der Belagerung zu erhalten. Die Aufhebung derselben mußte erfolgen.

Der König ließ die Nachricht verbreiten, daß er grade auf Prag losgehe, um diese Stadt zu bedrohen [2]), während er in der That beabsichtigte, über Leutomischl nach Königgrätz zu gehen und die dortigen Magazine wegzunehmen, deren er dringend zum Unterhalt für seine Truppen bedurfte.

Dieser Rückzug durch ein feindliches Land, auf schlechten Gebirgswegen, inmitten einer durch die unerhörten Kriegslasten und durch religiösen Fanatismus bis zur Wuth erbitterten Bevölkerung bot die größten Schwierigkeiten dar, und nur mit Hilfe eines so kalt-

---

[1]) Die Oesterreicher leugnen das. Ausführlich ist die Wegnahme des Transports geschildert in Laudon's Lebensgeschichte von Pezzl. Wien 1791. p. 76.

[2]) Ebendaselbst 222.

blütigen und entschlossenen Mannes wie Keith gelang es, dieselben zu überwinden.

Friedrich konnte ein ganz unbegrenztes Zutrauen auf diesen General setzen, der unter dem echt englischen Anschein einer unzerstörbaren Ruhe das glühendste Pflichtgefühl und unbedingte Hingebung und Liebe zu dem Könige im Herzen trug, dem er seine Dienste geweiht. Friedrich wußte sehr wohl, was er ihm anvertraute. Vor einer Versammlung von Stabsofficieren sprach er sich offen über das Mißliche seiner Lage aus und verstand es wie immer, wenn er in wichtigen Momenten zu den Seinen redete, eine allgemeine Begeisterung hervorzurufen. Auch gelang Alles über Erwarten gut. Daun wurde mittelst einer Kriegslist über die Richtung des einzuschlagenden Marsches vollständig getäuscht. Der König schickte nämlich an den Commandanten von Neisse einen Feldjäger mit dem schriftlichen Befehl, daselbst Alles für die Ankunft der Armee in Bereitschaft zu halten. Der Bote ließ sich auf geschickte Weise gefangen nehmen und seiner Depeschen berauben, durch deren Inhalt Daun so vollständig irre geführt wurde, daß er sich beeilte, den Grenzübergang bei Troppau zu besetzen, während die Richtung nach Königgrätz offen blieb, und der König die Möglichkeit erhielt, mit dem ungeheuren Train von Geschützen, Pontons und Belagerungsgeräth den gefährlichen Marsch anzutreten. Schon im Abzuge begriffen, hatte der König zum Schein das Bombarde-

ment gegen Olmütz fortsetzen lassen und dadurch den wahren Zeitpunkt versteckt, wo er die Belagerung wirklich aufhob. Das brachte ihm einen ganzen Tag ein, während dessen er dem Feinde einen Vorsprung abgewann, und so geschickt verstand er auch ferner von Stunde zu Stunde die ihn verfolgenden Oesterreicher zu täuschen, daß er trotz der ihn umschwärmenden leichten Truppen und Panduren schon am 15. Juli seinem Bruder Heinrich aus Königgrätz das glückliche Ende seines wunderbaren Rückzugs melden konnte. „Obgleich der Feind mir dicht auf den Fersen war," schreibt er, „so habe ich dennoch meine ganze Armee mit der gesammten Artillerie, allen Kriegs- und Mundvorräthen, den Kranken und dem Gepäck hierhergebracht, ohne das Geringste einzubüßen [1])." Keith und Fouqué hatten zum Gelingen dieses Unternehmens hauptsächlich beigetragen, welches in ganz Europa wie ein Wunder angestaunt wurde, dem Rückzuge der 10,000 Griechen unter Xenophon vergleichbar. Am 9. August erreichte der König Landeshut in Schlesien, von wo er nach der unumgänglich nöthigen Rast schon am 11. mit seinen Truppen wieder aufbrach, um den Russen entgegen zu gehen. Höchste Eile war geboten, denn die Reichsarmee rückte gegen Sachsen und Daun mit seiner Armee gegen die Oberlausitz vor. „Alle diese Feinde

---

1) Schöning I. 226.

soll ich bekämpfen," schrieb der König an d'Argens[1]). „Mir fehlen nur die 100 Arme des Briareus, um Alles zu vollbringen, was ich gern möchte. — Dennoch wird, hoffe ich, noch ehe die Blätter fallen, der große Kampf entschieden sein."

Inzwischen hatte sich Fermor mit seinen Russen langsam der preußischen Grenze genähert. Ihm selbst war dieser ganze Krieg im Grunde ebenso zuwider, wie den meisten seiner Generale, welche wohl begriffen, daß es lediglich der persönliche Haß ihrer Kaiserin war, für dessen Befriedigung sie kämpfen sollten. In Tagemärschen von oft kaum einer halben Meile zog der Troß durch Polen, ohne sich an den Widerspruch der Republik zu kehren, die man gar nicht um Erlaubniß gefragt hatte. So wälzten sich diese Horden bis nach Landsberg, wo sie am 2. August die Wartha überschritten, um Küstrin zu bedrohen. Der König hatte den Grafen Dohna, welcher die Schweden in Stralsund eingeschlossen hielt, von dort abberufen, um sich an der Oder mit dessen Armee zu vereinigen. Markgraf Carl sollte mit 40,000 Mann Schlesien decken und Prinz Heinrich mit 30,000 Mann Sachsen vertheidigen. Friedrich selbst legte trotz der drückenden Hitze in unglaublicher Eile mit seiner Armee in 11 Tagen 35 Meilen zurück und traf am 22. August unfern von Küstrin mit Dohna zu-

---

[1]) Oeuvres XIX. 52. Grüssau, 10. August 1758.

sammen. Er begegnete demselben sehr unfreundlich, schon aus Zorn gegen die ostpreußischen Regimenter, die sich im vorigen Jahre bei Großjägerndorf hatten von den Russen schlagen lassen; denn noch immer hegte der König eine zu geringe Meinung von der Widerstandsfähigkeit dieser wilden Horden, obgleich Keith, der als ehemaliger russischer General es besser wußte, ihm gesagt hatte, daß die Russen leichter todt zu schlagen als zu besiegen seien. Auch jetzt, wo er die gräulichen Verwüstungen sah, welche die Kosaken und Baschkiren im ganzen Lande angerichtet, war er der Meinung, daß Dohna mit mehr Energie wohl im Stande gewesen wäre, das Unglück abzuwenden, und als er dessen wohlgeschniegelte Truppen musterte, sagte er höhnisch: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt! Ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen."

Das Schauspiel, welches die Umgegend von Küstrin darbot, war wohl geeignet, das Herz des Königs mit äußerstem Ingrimm zu erfüllen. Fermor hatte seit dem 15. August die Stadt mit glühenden Kugeln beschossen und in einen Aschenhaufen verwandelt; eine ganz unnütze Grausamkeit, weil er wegen der Nähe des Dohna'schen Corps an eine ordentliche Belagerung oder Erstürmung der Festung nicht denken konnte. Die armen Einwohner wurden in die schrecklichste Lage versetzt. Fast nackt irrten sie in den Wäldern umher, —

ihre sämmtliche Habe, so wie die vielen in die Stadt geflüchteten Kostbarkeiten aus der Umgegend waren ein Raub der Flammen geworden. Auch noch gegen diese hilflosen Schaaren wütheten die Russen mit viehischer Rohheit, was Fermor trotz aller barbarischen Strenge nicht hindern konnte [1]). Die bejammernswürdigen Vertriebenen umringten den König überall auf seinem Wege, doch konnte er für's Erste Nichts thun, als eine bedeutende Geldsumme für die dringendste Noth anzuweisen, bis er den Feind für die verübten Greuel würde gezüchtigt haben. Als ihm einige gefangene Kosaken in ihrer seltsamen, durch ekelhaften Schmutz entstellten Kleidung vorgeführt wurden, wandte er sich mit Ekel von dem Anblick der wilden, mit struppigem Haar und Bart bedeckten Gesichter und sagte zu seiner Begleitung: „Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!"

Fermor hatte bei Friedrich's Ankunft sogleich von seinem Zerstörungswerke in Küstrin abgelassen und sich eine Meile weiter nördlich bei Zorndorf, 52,000 Mann stark, in Schlachtordnung gestellt. Hier griff ihn der König früh am 25. August an. So sicher hoffte er die Russen nicht nur zu besiegen, sondern gänzlich zu vernichten,

---

[1]) Bericht eines Augenzeugen über diese Vorfälle in den „Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen, jetzt regierenden König von Preußen." 1759. IV. 391. ff.

daß er durch Abbrechung der sämmtlichen Brücken über den Miezelfluß hinter der feindlichen Stellung denselben jeden Rückzug unmöglich machte und sich durch seinen Zorn zu dem Befehle hinreißen ließ, in der Schlacht keinen Pardon zu geben. Die Russen hatten sich in länglichem Viereck so dichtgedrängt aufgestellt, daß die einschlagenden Kugeln ganze Menschenmassen auf ein Mal wegrissen. Dennoch konnte die anstürmende preußische Infanterie gegen die an Stumpfsinn grenzende Unerschütterlichkeit des russischen Fußvolkes Nichts ausrichten. Dazu kamen Mißverständnisse im Commando verschiedener Generale, und es waren auch nicht mehr die alten Kerntruppen Friedrich's, die hier fochten. Diese deckten mit ihren Leichen die Schlachtfelder von Prag, Kollin und Leuthen und konnten durch die neuangeworbenen nur schlecht ersetzt werden. Desto bessere Dienste leistete die Kavallerie. Seidlitz, der Held von Roßbach, führte auch bei Zorndorf zuletzt die günstige Entscheidung herbei. Den rechten Augenblick zum Angriff mit klarem Blick erspähend, hatte er trotz wiederholter Befehle des Königs nicht früher eingegriffen, als bis er es an der Zeit hielt. Ja, als Friedrich ihm zuletzt bei Verlust des Kopfes die Ordre gab, nunmehr vorzurücken, antwortete Seidlitz dem Adjutanten: „Sagen Sie Sr. Majestät, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl; in der Schlacht aber muß er mir erlauben, von demselben noch zu seinem Dienste

Gebrauch zu machen." In der That brach er, als ihm der rechte Augenblick gekommen schien, mit seinen 31 Schwadronen vor, warf die russische Reiterei und drang in das Fußvolk ein. Ein Blutbad ohne Gleichen erfolgte. Die Russen wichen nicht vom Platze, sondern ließen sich niedersäbeln, wenn sie ihr Pulver verschossen hatten. Immer neue Schaaren rückten nach und erlitten mit gleicher Standhaftigkeit den Tod. Gegen Mittag war der rechte Flügel der Russen theils zusammengehauen, theils in die hinter ihnen liegenden Sümpfe gedrängt. Viele von denselben starben in viehischem Rausche, denn sie waren an ihre eigene Bagage gerathen, hatten die Branntweinfässer geöffnet und, als ihre Officiere dieselben in Stücke schlugen, noch von der Erde den ihnen unentbehrlichen Trank aufzulecken versucht. — Während das auf dem rechten Flügel des Feindes vorging, standen die Sachen auf dem andern Flügel Anfangs schlimm genug für die Preußen. Die Dohna'schen Regimenter wurden geworfen und verließen in wilder Flucht das Schlachtfeld. Noch ein Mal traf auch hier Seidlitz zur rechten Zeit mit seinen Reitern ein, die nun seit 12 Stunden nicht vom Sattel gekommen waren. Von Neuem erlagen die Russen dem furchtbaren Angriff, so daß der König Zeit gewann, mit den erprobtesten Infanterieregimentern heranzurücken. Zuletzt mußte die hartnäckige Tapferkeit der wilden Russen dem Geiste der Ordnung und der ver-

ständigen Führung weichen, die im preußischen Heere walteten [1]). Die Nacht machte dem unmenschlichen Morden ein Ende. Ein eigentlicher Sieg war nicht erfochten. Beide Theile schrieben sich denselben zu [2]). Sowohl in Berlin als in Petersburg wurde das Te Deum gesungen. Am nächsten Morgen hatten die Russen sich so weit gesammelt, daß es schien, sie wollten die Schlacht von Neuem beginnen. Zum Glück aber hinderte der Mangel an Munition und die gänzliche Erschöpfung der beiderseitigen Truppen die Wiederholung der entsetzlichen Metzelei. 21,000 Russen und mehr als 11,000 Preußen waren gefallen. Die Russen hatten 103, die Preußen 26 Kanonen verloren. Friedrich erkannte laut und offen das Verdienst an, welches Seidlitz sich an dem denkwürdigen Tage erworben. Als der englische Gesandte ihm zu dem Siege Glück wünschte, sagte er, auf Seidlitz zeigend: „Ohne diesen da würde es schlecht ausgesehen haben."

Die Schlacht bei Zorndorf war die blutigste des ganzen Jahrhunderts. „Sie glich," schrieb der König

---

[1]) Stuhr p. 98.

[2]) Keith selbst erklärt in einem Briefe an seinen Bruder die Sache für zweifelhaft und fügt treffend hinzu: „Wenn die Russen gesiegt haben, so wünsche ich ihnen von Herzen noch einen solchen Sieg; sie haben sicherlich 25,000 Mann verloren." Lord Dover III. 159.

an Voltaire[1]), „einer von den Schauertragödien, wo Niemand am Leben bleibt als der Lampenputzer.“

Es war ein großes Glück für den König, daß Fermor sich bereits am 1. September freiwillig nach Landsberg zurückzog und, von Dohna's Corps beobachtet, sogar Willens war, über die Weichsel sich heimwärts zu begeben, was nur ein ausdrücklicher Befehl der Kaiserin verhinderte; denn die russische Armee, namentlich die Generale, waren eifersüchtig auf die Oesterreicher, denen sie vorwarfen, daß diese ihnen stets die schwerste Arbeit überließen. Das schlechte Verhältniß unter den beiden mächtigen Feinden war Friedrich's Rettung. Hätten dieselben nach einem gemeinsamen Plane einig gehandelt, so war der Untergang der preußischen Monarchie kaum abzuwenden. So aber gestattete für den Augenblick die Unthätigkeit Fermor's dem Könige, sich nach Sachsen zu wenden, wo sein

---

[1]) Oeuvres XXIII. 20. Er nennt hier die Thebaide von Racine, wo alle Hauptpersonen sterben. — Unter den gefangenen Russen befanden sich fünf Generale. Dieselben wurden mehrere Tage lang in die feuchten Kasematten von Küstrin eingeschlossen; als sie sich darüber beschwerten, erwiederte der König, daß sie so vorlieb nehmen müßten, da sie kein Haus in der Stadt unzerstört gelassen. Bald entließ er sie jedoch und gestattete ihnen, nach Berlin zu gehen, wo sie neben den gefangenen französischen und österreichischen Officieren bei den Hoffesten erscheinen mußten, als lebende Zeichen der Siege des Königs über diese Nationen.

Bruder Heinrich durch die Oesterreicher unter Daun und durch die Reichsvölker hart bedrängt war. Daun wollte zwischen Meißen und Dresden über die Elbe gehen; die Reichsvölker hatten den Fluß bereits überschritten und den Sonnenstein bei Pirna genommen, wo die 1400 Mann starke preußische Besatzung sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußten. In offener Feldschlacht konnte Prinz Heinrich es mit den beiden Gegnern zugleich nicht aufnehmen; es kam darauf an, ob er sich bis zur Ankunft des Königs in seinem festen Lager zu Gamich bei Dresden würde halten können. Daun hätte gern diese Hauptstadt belagert, doch schreckte ihn der tapfere preußische Commandant Schmettau zurück, indem er drohte, die prachtvollen Vorstädte abzubrennen und sich im äußersten Falle sammt den zurückgebliebenen sächsischen Prinzen unter den Trümmern des Schlosses begraben zu lassen.

Am 5. September erhielt Prinz Heinrich die Nachricht, daß Friedrich in Eilmärschen herannahe. Am 8. schrieb ihm der König [1]): „Das Geschäft mit den Russen habe ich dem Grafen Dohna übertragen. Ich selbst eile Dir zu Hilfe. In sieben Tagen habe ich 24 Meilen zurückgelegt, und wir werden uns gut schlagen, wenn die dicke Excellenz von Kollin gut Stand hält."

Am 10. Septbr. traf Friedrich, nachdem er die Corps des Markgrafen Carl und des General Ziethen an sich

---

[1]) Schöning I. 262.

gezogen und sein Heer dadurch auf 52,000 Mann gebracht hatte, in der Nähe von Dresden ein. Der Ruf „Friedrich kommt!" genügte, um Daun von seinen Angriffsplänen abzubringen. Derselbe bezog ein festverschanztes Lager bei Stolpen, theils um sich den Weg nach Bautzen offen zu halten, theils um dem Könige die Verbindung mit Schlesien abzuschneiden. In eine Schlacht mit demselben sich einzulassen vermied er aber durchaus, wie gern auch Friedrich ihn zu diesem Zweck aus seiner festen Stellung gelockt hätte. Durch einen Scheinmarsch gegen die österreichischen Magazine in Zittau gelang es endlich, den schlauen Feldherrn zum Weiterrücken zu bewegen, — allein das sollte die schlimmsten Folgen haben. Daun vertauschte sein bisheriges Lager mit einem für die Preußen viel gefährlicheren; denn als Friedrich, welcher erfahren hatte, daß die Oesterreicher sich anschickten, Neisse zu erobern, über Bautzen vorrückend am 10. October nach dem Dorfe Hochkirch gelangte, gewahrte er plötzlich ringsum auf den die Gegend beherrschenden Höhen den Feind in der bedrohlichsten Stellung gelagert. Der König konnte nun sehr wohl einen Ausweg suchen und nach Schlesien weiter ziehen, was Daun, gemäß der ihm eigenthümlichen übergroßen Vorsicht, kaum zu hindern versucht hätte, allein eine verhängnißvolle Lust, dem verhaßten Feinde offen Trotz zu bieten, brachte Friedrich zu dem Entschlusse, sich hier Angesichts desselben, ja recht eigentlich unter den österreichischen Kanonen festzusetzen.

Friedrich befahl ein Lager abzustecken. Ein solches Vorhaben erschien so sehr im Widerspruch mit allen Regeln der Kriegskunst, daß der General-Quartiermeister sich geradezu weigerte, dem Befehle zu folgen. Der König ließ ihn in Arrest setzen und bezeichnete in eigener Person die Grenzen des Lagers.

Prinz Moritz von Dessau, Ziethen, Seidlitz und Keith versuchten es sämmtlich vergebens, den König auf andere Gedanken zu bringen. Der Widerspruch machte ihn nur immer eigensinniger. Als Keith bemerkte: „Die Oesterreicher verdienen gehangen zu werden, wenn sie uns hier lagern lassen," antwortete Friedrich: „Hoffen wir, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten." Des Königs Starrsinn wäre geradezu unerklärlich, wenn wir nicht wüßten, daß er durch einen Spion getäuscht wurde, den Daun entdeckt hatte und unter der Bedingung begnadigte, daß er falsche Berichte in's preußische Lager brächte. Drei Tage lang blieb die Armee unbelästigt zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotiz. Des Königs übermüthige Lust war befriedigt, in der Nacht vom 14. zum 15. October sollte der Marsch fortgesetzt werden. Da meldete der Obrist von Seelen, man bemerke im österreichischen Lager Bewegungen, die auf etwas Gefährliches deuteten. Friedrich ließ die Truppen antreten, als aber bis zum Abend Alles ruhig blieb, rief er sie nach dem Lager zurück und gestattete trotz Ziethen's dringender Vorstellungen nicht ein Mal, daß die Pferde gesattelt blieben. Der brave General

ließ nun wirklich absatteln; nachdem er aber durch diesen Gehorsam sein Gewissen beruhigt, befahl er in aller Stille seinen Husaren die Sättel wieder aufzulegen und sich kampfbereit zu halten [1]).

Die Oesterreicher hatten indessen während der Stille der Nacht unbemerkt das Dorf Hochkirch umschlichen und erwarteten den Glockenschlag fünf, wo sie die sorglosen Feinde überfallen wollten. Sie schossen die Vorposten nieder und weckten dadurch die schlummernden Soldaten, welche fast alle unbekleidet aus ihren Zelten stürzten, ohne in der Finsterniß unterscheiden zu können, von welcher Seite der Angriff käme. Bald wurden sie zu ihrem Schrecken gewahr, daß die Oesterreicher sich der großen Batterie bemächtigt hatten, welche die Dorfstraße beherrschte, und nun die Preußen mit ihren eigenen Kanonen beschossen. Grade in dieser Straße hatten sich die aufgeschreckten Soldaten massenweise zusammengedrängt und wurden in ganzen Reihen von dem Kartätschenfeuer zu Boden gestreckt. Das Dorf gerieth in Brand, und von diesem Feuer wurde die Schreckensscene nunmehr schauerlich beleuchtet. Kein glänzenderer Beweis von der unübertrefflichen Mannszucht der Preußen kann gedacht werden, als daß es denselben gelang, sich in diesem Getümmel einigermaßen

---

[1]) Küster: Bruchstücke aus dem Campagneleben eines preußischen Feldpredigers. Berlin 1791, beschreibt den Ueberfall bei Hochkirch als Augenzeuge.

zu ordnen. Daß Ziethen's Husaren kampfbereit aufsitzen konnten, rettete vielleicht das ganze Heer vom Untergange. Selbst der Anbruch des Tages konnte die Preußen nicht über ihre eigentliche Lage aufklären, denn ein dichter Nebel verhinderte die Aussicht nun eben so sehr, wie vorher die Finsterniß der Nacht. Keith versuchte die eroberte Batterie den Oesterreichern wieder zu entreißen, aber während des hin- und herwogenden Kampfes um dieselbe wurde der brave Feldmarschall getödtet. Prinz Moritz von Dessau fiel, schwer verwundet, den Feinden in die Hände. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig [1]) den Kopf weg. Das Dorf konnte den Oesterreichern nicht entrissen werden, obgleich sie bei dem stets erneuerten Kampfe den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten. Den Kirchhof hielt Major von Langen besetzt und vertheidigte sich hinter den dicken Mauern desselben mit der größten Tapferkeit. Als er sich zuletzt auf allen Seiten eingeschlossen sah, unternahm er es, mit dem Säbel in der Hand sich durchzuschlagen. Fast die ganze Schaar erlag fechtend unter der Uebermacht. Langen selbst wurde tödtlich verwundet und starb sechs Tage nachher. Friedrich der Große hat ihm in seinen Schriften ein ehrendes Denkmal gesetzt.

---

[1]) Geb. den 8. Juni 1732, jüngster Bruder der Königin von Preußen. Archenholz neueste Ausgabe 184. Kutzen a. a. O. 127. Stenzel 180.

Als endlich der Nebel gefallen war und die grause Scene vom Sonnenlicht beleuchtet wurde, versuchte der König sein Heer in Schlachtordnung zu stellen, der Kampf begann, — allein nachdem das wilde Getümmel länger als fünf Stunden gewährt hatte, mußte er auf den Rückzug denken. Dieser wurde durch die Besonnenheit und Tapferkeit des Major Möllendorf und des General von Retzow gedeckt; dennoch ging das ganze Lager mit allem Gepäck und über hundert Kanonen verloren. Daun ließ die Preußen fast ungestört abziehen, seinem Grundsatze treu, daß man dem Feinde goldene Brücken bauen müsse. Er wollte seinen errungenen Erfolg nicht auf's Spiel setzen, indem er die Preußen zur Verzweiflung brachte. Er fürchtete, das Genie des Königs, der sich in solchen Lagen stets am größten zeigte, könnte ihm in erneuertem Kampfe noch den Sieg abgewinnen; auch war das österreichische Heer selbst in solche Unordnung gerathen, daß es so schnell nicht gesammelt werden konnte, und Daun hielt sich überzeugt, die Preußen so geschwächt zu haben, daß sie nicht daran denken konnten, Schlesien zu erreichen [1]). So geschah der Rückzug in einer selbst von Daun an-

[1]) Er schrieb gleich nach seinem Siege an den General Harsch: Setzen Sie unbesorgt die Belagerung von Neisse fort. Ich halte den König in der Lausitz fest. Er ist ganz von Schlesien abgeschnitten, und wollte er einen Angriff wagen, so soll er gewiß geschlagen werden.

gestaunten Ordnung. Eine halbe Meile vom Schlachtfelde wurde Halt gemacht und auf den Spitzbergen bei Bautzen ein Lager bezogen, so weit ohne Zelte und Gepäck überhaupt von einem Lager die Rede sein kann. Als der König hier die Truppen an sich vorüber marschiren ließ, fehlten fast 10,000 seiner Getreuen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er sie, trotz aller Warnungen, seinem Eigensinn zum Opfer gebracht. Was er aber auch im Herzen empfand, — er bezwang sich, ein heiteres Gesicht zu zeigen. „Kanoniere, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?" rief er den Artilleristen zu. „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt!" antwortete Einer von ihnen. „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen! nicht wahr?" erwiederte der König. „Ja wohl," antworteten diese; „sie sollen uns noch Interessen dazu geben!" —

Schwerlich wäre Friedrich der Große im Stande gewesen, auch nur äußerlich solche Fassung nach diesem „glupischen Streiche" zu zeigen, den ihm Daun gespielt, wenn er hätte ahnen können, daß ihn an demselben Tage noch ein zweites schweres Unglück betroffen. Seine geliebte Schwester Wilhelmine, über deren Befinden er schon seit längerer Zeit besorgnißerregende Nachrichten erhalten, war am 15. October 1758 in Baireuth gestorben.

Für den Augenblick wurde beim Empfang der Trauerbotschaft, die ihn etwa acht Tage später erreichte, sein Schmerz durch die großen Gefahren zurückgedrängt,

die ihn von allen Seiten umgaben. Desto tiefer empfand er später diesen Verlust. Gegenwärtig aber mußte er seine ganze Thätigkeit und alle Kräfte des Geistes auf die Abwehr der Feinde richten; denn wäre Daun zu entschlossener That fähig gewesen, so hätte der ganze Feldzug für Friedrich wohl ein klägliches Ende genommen. Allein da die Oesterreicher es unterließen, die Früchte ihres Sieges einzuernten, so war der König mit doppeltem Eifer bemüht, seinen Fehler wieder gut zu machen. „Daun hat uns aus dem Schach gelassen," sagte er, „das Spiel ist nicht verloren. Eilen wir Neisse zu befreien." Dies leichter in's Werk zu setzen, befahl er dem Prinzen Heinrich, ihm einen Theil von dessen Truppen aus Sachsen zuzuführen. Der Prinz gehorchte, erklärte aber zugleich, daß er mit der ihm dann verbleibenden kleinen Schaar nicht mehr im Stande wäre, Sachsen zu vertheidigen. Er bat deshalb um Erlaubniß, das Hilfscorps in Person nach Schlesien führen zu dürfen. Der König war damit einverstanden und ernannte an des Prinzen Stelle den General Fink zum Commandirenden in Sachsen, weil er denselben, seines geringeren Dienstalters ungeachtet, für befähigter hielt als die älteren Generale Hülsen und Itzenplitz. Dem Prinzen gelang es, von Dresden aus mit 7000 Mann fast unbelästigt zu dem Hauptheere seines Bruders zu stoßen. So verstärkt richtete Friedrich der Große nunmehr seinen Marsch nach Schlesien, indem er das Daun'sche Lager umging und über Görlitz

weiter zog. In Landeshut angekommen, ließ er seinen Bruder Heinrich daselbst und eilte nach der von den Oesterreichern eingeschlossenen Festung Neisse, in deren Nähe er mittelst eines 13tägigen angestrengten Marsches am 5. November eintraf. General Harsch, welcher die Belagerung leitete, dachte nach dem Ueberfall bei Hochkirch nicht im Entferntesten an die Möglichkeit, das preußische Heer zum Entsatz heranrücken zu sehen. So groß war seine Ueberraschung bei des Königs Erscheinen, daß er sofort seine Unternehmung einstellte und sich mit Hinterlassung einer Menge von Kriegsvorräthen nach Mähren zurückzog. Auch die Festung Kosel ließ er frei, und so befand sich ganz Schlesien wieder in den Händen der Preußen.

Das war freilich nicht der Erfolg, den die Oesterreicher von ihrem Siege bei Hochkirch erwartet hatten! Dessen ungeachtet erfreute Daun sich der höchsten Anerkennung bei seinen Landsleuten. Der Adel sammelte große Summen, um die Güter des Generals schuldenfrei zu machen, Maria Theresia ließ eine Denkmünze ihm zu Ehren schlagen, und Papst Clemens XIII. (Rezzonico), der so eben neu erwählt war, fühlte sich durch den Sieg eines katholischen Feldherrn über den Ketzerkönig so beglückt, daß er dem Grafen einen geweihten Hut und Degen übersandte, um unter dem wirksamen Schutze dieser Heiligthümer auch in Zukunft die Ungläubigen auszurotten. Dem Könige von Preußen aber gab der heilige Vater durch dies wunderliche Ge-

schenk zu stets neuen witzigen Einfällen Veranlassung. Unter anderm verfaßte Friedrich der Große ein päpstliches Breve, welches von d'Argens so geschickt in's Lateinische übersetzt wurde, daß es in dieser Gestalt vielfach für echt gehalten wurde [1]).

Da die Oesterreicher für den Augenblick in Schlesien Nichts ausrichten konnten, so beschloß Daun sich in der Richtung nach der Elbe zu wenden, um unter Mitwirkung der Reichsvölker einen Versuch zur Befreiung von Sachsen zu machen. Dorthin hatte der König schleunigst die Generale Dohna und Wedell zur Verstärkung beordert, welche zur Beobachtung der Schweden und Russen in Pommern und der Uckermark aufgestellt waren und für den Augenblick daselbst entbehrlicher schienen als in Sachsen. Die Preußen waren bald wieder stark genug, um die gegen Leipzig und Torgau gerichtete Unternehmung der Feinde zu vereiteln, und als Daun den Zeitpunkt, wo Dohna und Wedell

---

[1]) Oeuvres XV. 122. Noch 1845 hat Zimmermann's allgemeine Kirchenzeitung dasselbe in deutscher Rückübersetzung als ein wirkliches päpstliches Breve veröffentlicht. — Die Oesterreicher erklärten übrigens später die ganze Erzählung von dem geweihten Hut und Degen für eine Erfindung Friedrich's des Großen. Der Wiener Hof soll sogar öffentlich bekannt gemacht haben, daß an der Sache kein wahres Wort sei. Laudon's Biographie von Pezzl p. 102.

mit der Befreiung dieser beiden Städte beschäftigt waren, dazu benützen wollte, die Eroberung Dresdens zu versuchen, — da machte der tapfere Commandant Graf Schmettau mit seiner früheren Drohung Ernst und ließ die prachtvollen Vorstädte niederbrennen (10. November), wodurch ein unermeßlicher Schaden angerichtet, zugleich aber die Oesterreicher zum Abzuge bewogen wurden. Denn Daun wollte es doch nicht darauf ankommen lassen, daß Schmettau auch den zweiten Theil seiner Drohungen ausführte und die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelte [1]). Der König war mit Schmettau's bewiesener Energie äußerst zufrieden. Auf den Bericht desselben vom 12. November antwortete er eigenhändig: „Schonet Nichts, weder den Hof noch die Stadt, und haltet Euch, bis ich zu Hilfe komme [2])!" In der That war Friedrich, der bei Landeshut nur ein Beobachtungscorps zurückließ, mit seiner Armee bereits nach Dresden unter Weges. Am 19. schrieb er aus Polsnitz an Schmettau, er werde andern Tages eintreffen, man solle die königlichen Gemächer im Schlosse für ihn bereit halten.

Bisher hatte er niemals das königliche Schloß bewohnt. Jetzt wollte er für die Verwüstung seiner Län-

---

[1]) Ausführliche Schriften und Gegenschriften, die Beschreibung des Dresdener Unglücks enthaltend, in der „deutschen Kriegskanzlei" von 1758 und 1759.

[2]) Schöning I. 302.

der durch die Franzosen, Russen und Schweden Rache nehmen und erklärte in einer Ordre vom 21. November: „Ich habe resolvirt, dergleichen Proceduren mit den schärfsten Repressalien zu beahnden, werde auch deshalb die chursächsischen Lande von heute an nicht anders als eine von mir conquerirte Provinz ansehen [1].“

Als der König am 20. nach Dresden gekommen war, fand er das Land bereits von den Oesterreichern geräumt. Daun hatte erklärt, er gebe aus Achtung vor der königlich polnischen Familie und aus Menschenliebe seine Unternehmung gegen Dresden auf, und war nach Böhmen zurückgezogen, um dort die Winterquartiere zu beziehen. Auch die Reichsarmee hatte des Königs Ankunft lieber nicht erwartet, sondern war nach Franken abgezogen. Ganz Sachsen konnte also ungestört in förmlichen Besitz genommen werden. In der That dehnte der König die angedrohten Repressalien so weit aus, daß er gleich in den nächsten Tagen die Güter der sämmtlichen sächsischen Minister und der in activem Dienst befindlichen Officiere zu Gunsten derjenigen preußischen Minister und Officiere administriren ließ, deren Einkünfte durch ein gleiches Verfahren der Russen mit Beschlag belegt waren [2].

---

[1]) Schöning I. 303. 304. In Dresden waren 280 zum Theil sehr prachtvolle Häuser niedergebrannt. Fast 2000 Familien wurden obdachlos und an den Bettelstab gebracht. Der Schaden betrug mehr als 1 Million Thaler. [2]) Schöning I. 304.

Dohna wurde nun wieder nach Pommern gesandt, wo es ihm auch bald gelang, die Schweden aus dem preußischen Gebiete zu vertreiben, Anklam und Demmin in Besitz zu nehmen und das Hauptheer der Feinde zur Rückkehr nach Stralsund zu nöthigen.

Am 10. December verließ der König Dresden, um sein Winterquartier in Breslau zu beziehen. Unterwegs hatte er nach Torgau die nachgelassenen Söhne des verstorbenen Prinzen von Preußen zu sich berufen und den ältesten, 14jährigen Friedrich Wilhelm zum Prinzen von Preußen und natürlichen Erben des preußischen Throns erklärt.

In Meuselwitz ließ er den daselbst lebenden 86jährigen Seckendorf verhaften, weil er noch immer nicht aufhörte, im österreichischen Interesse zu kundschaftern und seine Ränke weiter zu schmieden, durch welche er seit so vielen Jahren Zwist und Unheil über das brandenburgische Haus gebracht [1]).

Drei Jahre lang hatte der große Kampf nun gewüthet und den gegen Preußen verbündeten Mächten ungeachtet einzelner erkämpfter Siege doch im Ganzen Nichts als Verluste und einen mehr als zweifelhaften Ruhm eingetragen. Die Franzosen konnten gegen den

---

[1]) Im folgenden Jahre wurde er gegen den bei Hochkirch schwer verwundeten und gefangenen Prinzen Moritz von Dessau ausgewechselt. Er kehrte 1760 nach Meuselwitz zurück und starb daselbst 1763, 90 Jahre alt. Nicht 1760, wie bei Stenzel V. 185.

Herzog von Braunschweig Nichts ausrichten, waren vielmehr trotz ihrer großen Ueberzahl bei Krefeld (23. Juli) geschlagen worden und mußten nun davon abstehen, dem Befehle ihrer Regierung gemäß ganz Hannover und Westphalen in eine Wüste zu verwandeln. In Frankreich sowohl als in Rußland begriffen die Generale und Staatsmänner, daß die Fortsetzung des Krieges ihre Hilfsmittel erschöpfen mußte, ohne einen wesentlichen Vortheil in Aussicht zu stellen, und daß es keineswegs im wohlverstandenen Interesse ihrer Höfe liege, die einzige Macht zu vernichten, welche in Deutschland den Oesterreichern Widerstand leisten konnte. Allein die Leidenschaft der beiden Kaiserinnen und der französischen Maitresse ließ die Erwägungen ruhiger Vernunft nicht aufkommen. In Paris mußte Bernis, welcher die Weiterführung des Krieges mißbilligte, am 1. November 1758 aus dem Ministerium zurücktreten. An seine Stelle wurde der bisherige Gesandte in Wien, Graf Stoinville, berufen, welcher als Herzog von Choiseul an die Spitze der Regierung trat. Nunmehr war an Frieden nicht zu denken [1]). Schon am 30. December 1758 wurde zwischen Oesterreich und

---

[1]) Friedrich an Prinz Heinrich d. 19. Januar 1759. Seit Bernis' Sturz muß man alle Friedenshoffnungen aufgeben. — — Es müßte eine Pest unter den europäischen Herrschern aufräumen, um uns Ruhe zu schaffen. Bei Schöning II. 16. 17.

Frankreich ein neues Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, aus dessen Bestimmungen sich indessen die Abnahme der Hilfsmittel Frankreichs erkennen läßt [1]. Die in dem früheren Vertrage versprochenen 12 Millionen Subsidien wurden auf $3\frac{1}{2}$ Millionen herabgesetzt, statt 105,000 Franzosen sollten nur 100,000 in's Feld rücken, die 10,000 Baiern und Württemberger nicht mehr in französischem Solde stehen, wogegen Ludwig XV. allerdings versprach, für den Unterhalt von 10,000 Sachsen zu sorgen. Auch fiel das Versprechen fort, daß Frankreich nicht eher Frieden schließen wolle, bis Maria Theresia Schlesien zurückerhalten hätte. Für die Verringerung des französischen Beistandes suchte die Kaiserin-Königin sich in Petersburg Ersatz zu verschaffen, was ihr dadurch gelang, daß sie den Russen den Besitz von Preußen gewährleistete und die einflußreichsten Personen des dortigen Hofes durch Bestechung für sich gewann. Das Reichsheer unter dem Pfalzgrafen von Zweibrücken nahm sie von da an wesentlich in ihren eigenen Sold und erhielt auch von Schweden das Versprechen, 12,000 Mann gegen Preußen in's Feld zu stellen.

---

[1] Die Quellen bei Stenzel V. 189.

Fünftes Kapitel.

Das Jahr 1759. Friedrich in Breslau. Unternehmungen Ferdinand's von Braunschweig. Schlachten bei Kay und Kunnersdorf. Affaire von Maxen.

So rüstete sich für das Jahr 1759 auf's Neue eine erdrückende Uebermacht von Feinden gegen Friedrich den Großen, der mit banger Sorge seinen Winteraufenthalt in Breslau dazu benutzen mußte, möglichst große Gegenrüstungen zu bewerkstelligen. Dazu bediente er sich leider im größten Maßstabe des unglückseligen Mittels der Münzverschlechterung, und zwar bis zum endlichen Abschluß des Friedens in stets weiterem Umfange. 1758 wurden in den mit Beschlag belegten sächsischen Münzstätten aus der Mark feinen Silbers statt 14 Thaler zuerst 20 Thaler geprägt, und zwar unter preußischem Wappen mit der verfälschten Zahl 1753. Da das Publikum Anfangs die Täuschung nicht gewahrte, so glitt man auf der abschüssigen Bahn immer weiter. Bald wurden $33\frac{1}{2}$, zuletzt sogar 45 Thaler aus der Mark geschlagen. Die Goldmünzen verschlechterten sich wo möglich noch ärger. Für einen alten Friedrichsd'or mußten bald 20 Thaler von der neuen Münze gezahlt werden. Der Hofjuwelier Ephraim und sein College Itzig in Berlin besorgten das Geschäft im Auftrage des Königs, und da sie

sich natürlich selbst bereicherten, so hatten sie fast allein den ganzen Haß und die Verachtung des Volkes zu tragen, während die große allgemeine Begeisterung, welche Friedrich's Thaten erweckten, es fast vergessen ließ, daß man den König als den alleinigen Urheber dieser verderblichen Geldwirthschaft anzuklagen hatte. Das Schlimmste war, daß viele der kleinen deutschen Fürsten, ohne durch eigentliche Noth gezwungen zu sein, das unredliche Verfahren nachahmten, und zwar zum Theil so unverschämt, daß Kaiser und Reich z. B. gegen den Grafen von Wied mit Strafandrohungen einschreiten mußte. Ließen doch sogar englische und holländische Kaufleute das schlechte Geld massenweise nachprägen und ganze Ladungen davon nach Deutschland einschmuggeln. Die Preise aller Verbrauchsgegenstände stiegen zu entsetzlicher Höhe. Es schienen die alten Kipper- und Wipperzeiten sich zu wiederholen. Hunderttausende von wohlhabenden Familien kamen an den Bettelstab, weil ihre Schuldner mit dem schlechten Gelde Zahlung leisteten, das bei schwerer Strafe für voll angenommen werden mußte. Die Beamten empfingen ihren Sold in der werthlosen Münze. Nur die Soldaten litten für's Erste nicht, weil sie die falschen Thaler sich überall vom Publikum wie echte anrechnen ließen. Als nach geschlossenem Frieden die schlechten Gold- und Silberstücke dann plötzlich eingezogen und nur zu ihrem wahren Werthe in der Münze angenom-

men wurden, vergrößerte sich das Elend noch tausendfach und bewirkte eine Umwälzung in den Besitzverhältnissen, die im ganzen Lande schmerzlich durch viele Jahre nachempfunden wurde[1]).

Der König, der in seinem Breslauer Winterquartiere diese und andere harte Maßregeln ersann und noch verschärfte, um das gefährdete Staatsschiff nicht sinken zu lassen, konnte und durfte der Stimme der Gerechtigkeit und des Mitleids kein Gehör geben; denn auch für das Jahr 1759 sollten durch die Rüstungen der Franzosen, Oesterreicher, Schweden und Russen beinahe 350,000 Mann gegen ihn in's Feld geführt werden, denen er im besten Falle kaum 130,000 entgegen zu stellen hoffen konnte. Befanden sich doch seine westlichen Besitzungen noch immer zum Theil in den Händen der Franzosen, während Preußen von Rußland, Pommern von den Schweden besetzt, und die übrigen Provinzen durch fortwährende Aushebungen und Lieferungen auf's Aeußerste entkräftet waren. Da mußten denn namentlich Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und die anhaltischen Fürstenthümer erbarmungslos zur Gestellung von Beiträgen an Geld und Mannschaften gezwungen werden. Die Stadt Leipzig allein sollte jetzt wieder 300,000 Thaler zahlen,

---

[1]) Stenzel V. 142. Wie große Geschäftsleute durch die Münzverschlechterung um das Ihrige kamen, ist zu ersehen aus der „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns." p. 18.

und da dies für unmöglich erklärt wurde, ließ Friedrich eine Anzahl der reichsten Kaufleute so lange bei Wasser und Brod in ein enges, qualvolles Gefängniß werfen, bis die Summe erpreßt war[1]). Die preußischen Werber verbreiteten sich wie ehedem über ganz Deutschland und schleppten mit Gewalt und List Alles fort, was nur eine Muskete tragen konnte. Der preußische Corporalstock und das auch dem Widerwilligsten bald sich mittheilende Gefühl für die Ehre, dem großen Friedrich zu dienen, bewirkten das Wunder, daß die zusammengeraubten Menschen dann bald mit Todesverachtung neben den älteren Kameraden kämpften, wenn sie nicht vorher Gelegenheit zum Ausreißen gefunden hatten. Der König, der auf diese Art von seinen Unterthanen und von Fremden die größten Opfer verlangte, ging seinerseits mit dem Beispiele der unbedingtesten Hingabe an die Zwecke des Staates ihnen allen voran. Unter geistigen und körperlichen Leiden, welche jeden andern als diesen Riesengeist zu Boden gedrückt hätten, widmete er jeden Augenblick dem Dienste des Vaterlandes und vernachläßigte neben den großen Entwürfen, die ihn beschäftigten, auch die geringste Kleinigkeit nicht, welche das Wohl des Staates und der Armee betraf;

[1]) Die Belagstellen bei Stenzel V. 195. Vergl. auch Archenholz p. 515, der sicherlich nichts Ungünstiges von Friedrich berichtet, wovon er nicht sich vollständig überzeugt hatte.

denn es war ein Kampf auf Leben und Tod, dem er entgegen ging. Mit vollem Bewußtsein sprach er das gegen seine Freunde und seinen Bruder Heinrich aus. Alles wollte er auf's Spiel setzen und sich, wenn er verlor, unter den Trümmern des Staates begraben lassen. Die schweren Niederlagen, welche das Jahr 1759 bringen sollte, sind zum großen Theil darauf zurückzuführen, daß Friedrich dieselbe Hingebung bis zum Tode, zu dem er persönlich entschlossen war, nicht nur seinen Generalen, sondern auch fast jedem einzelnen Soldaten zumuthete. Und doch waren diese Soldaten zum größten Theil kriegsgefangene Sachsen, Oesterreicher und Russen, die, widerwillig, gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen sollten. Alles dies beachtete der König nicht, durfte es auch nicht beachten, denn ihm blieb keine Wahl. Er konnte das Mißverhältniß nicht ändern, in welchem sein Heer zu der feindlichen Uebermacht sich befand. Gekämpft mußte werden, wenn Sachsen und Schlesien, ja wenn die eignen alten Provinzen des Staates nicht für immer verloren gehen sollten. Vor völligem Untergange rettete ihn wesentlich der Umstand, daß Ferdinand von Braunschweig mit den Alliirten im Stande war, die Franzosen im Zaume zu halten, so daß der König wenigstens diesem Feinde nicht mehr persönlich gegenüber zu treten brauchte. Er verdankte dies hauptsächlich den inneren Widersprüchen, welche die Politik des Pariser Hofes lähmten. Der

eifrigen Kriegspartei stand dort eine andere ebenso mächtige gegenüber (Ludwig XV. gehörte selbst zu ihr), welche durch geheime Befehle die Feldherrn hinderte, dem Feinde so zu schaden, wie sie wohl gekonnt hätten [1]); auch fehlte es an einem fest verabredeten Feldzugsplan zwischen den drei großen Hauptfeinden Preußens. Namentlich war es den Franzosen nicht darum zu thun, Friedrich den Großen gänzlich zu unterdrücken, wenn sie sich auch nicht getrauten, das Bündniß mit Maria Theresia förmlich zu brechen. Denn alsdann hatten sie zu fürchten, daß Oesterreich und England sich zu einem Landkriege gegen Frankreich vereinigten, und doch mußte Ludwig XV. durchaus wünschen, den Kampf um die amerikanischen Besitzungen mit England allein zur See auszufechten.

Eine günstige Aussicht für Preußen schien später der im August des Jahres 1759 erfolgte Tod Ferdinand's VI. von Spanien zu eröffnen. Demselben folgte sein Halbbruder Karl III. auf dem Throne, welcher Neapel und Sicilien seinem dritten Sohne Ferdinand abtrat und deshalb wünschen mußte, die Oesterreicher hinlänglich in Deutschland beschäftigt zu sehen, damit sie verhindert wären, ihre Ansprüche auf diese italienischen Besitzungen geltend zu machen. Deshalb lag es im

---

[1]) Stuhr 121—135, der für diese diplomatischen Verwickelungen noch immer die sicherste und beste Quelle ist.

spanischen Interesse nicht minder, als im französischen, den König von Preußen nicht völlig unterdrücken zu lassen. Das war aber für Friedrich II. nur ein geringer Trost. Wirksamere Unterstützung hoffte er von den Türken, welche er durch geheime Unterhändler zu einem Angriff gegen Oesterreich aufzustacheln nicht müde ward; doch auch dies schlug zuletzt gänzlich fehl. „Sollte," schrieb er am 2. Januar 1759 an Mylord Marishal[1]), „durch die Eifersucht Spaniens und Oesterreichs ein Krieg in Italien entstehen, so hilft mir das wenig. Ich muß mich allein auf meinen Degen und meine gerechte Sache verlassen. Vielleicht bringt der Zufall, der so oft unerwartete Dinge herbeiführt, auch mir irgend ein glückliches Ereigniß. Geschieht das nicht, so muß ich nichtsdestoweniger meine Schuldigkeit thun." Und an d'Argens[2]): „Ich lebe hier in meinem Winterquartier wie ein Karthäuser. Ich speise allein, bringe meine Zeit mit Schreiben und Lesen zu und soupire nicht mehr. Wenn man unglücklich ist, wird es auf die Länge schwer, seine Stimmung stets zu verbergen. Man muß seinen Kummer allein tragen und nicht den Andern damit zur Last fallen. Ununterbrochene Arbeit allein schafft mir Erleichterung und kurzes augenblickliches Vergessen meiner trüben Gedanken. Von Weitem

---

[1]) Oeuvres XX. 276.

[2]) Oeuvres XIX. 56. 73.

gesehen, mag meine Ausdauer Bewunderung erregen und sich einigermaßen glänzend ausnehmen, in der Nähe aber umhüllt mich trüber, dicker Nebel. Ob Sanssouci noch auf der Welt existirt, weiß ich beinahe nicht mehr, — jedenfalls paßt der Name schlecht für mich. Ich bin alt und mißgestimmt, meine Haare werden grau, die Zähne fallen mir aus, Lebhaftigkeit, Frohsinn und Phantasie sind dahin. Ich gleiche einer Ruine, aus der Niemand die einstige Gestalt des Gebäudes herauserkennen kann. Leuchtet ja ein Mal ein Funken meines alten Wesens auf, so ist er eben so schnell wieder erloschen." Besonders niederdrückend wirkte auf des Königs Geist die Nothwendigkeit, sich für's Erste auf den Vertheidigungskrieg zu beschränken, der weder seinem Genie, noch seinen kriegswissenschaftlichen Ansichten entsprach. Allein der Zustand seiner Truppen und die geringe Zahl derselben gestattete ihm noch nicht, angriffsweise vorzugehen, um so weniger, als die Feinde, denen ein unerschöpfliches Material für die Rekrutirung ihrer Regimenter zu Gebote stand, die gemachten Erfahrungen wohl genutzt hatten und von Jahr zu Jahr kriegstüchtiger in's Feld rückten. Für jetzt war Friedrich der Große zu einer abwartenden Stellung um so mehr genöthigt, als die Russen, Franzosen und Oesterreicher sich über den Kriegsplan noch nicht geeinigt hatten, und er deshalb noch nicht wissen konnte, wohin der erste Schlag fallen würde. Zum Glück für den König

war jede der drei feindlichen Mächte weniger auf Erreichung eines gemeinsamen Ziels, als auf Erlangung eigener Vortheile bedacht. Rußland wollte die Provinz Preußen und einige Ostseehäfen erwerben und behalten, die Franzosen hofften beim einstigen Friedensschluß ihre Rechnung in den deutschen Rheinlanden zu finden, und Maria Theresia hatte vor allen Dingen die Wiedereroberung von Schlesien im Sinne. Die Uneinigkeit seiner Feinde und der Vortheil, den eine einheitliche Leitung stets gegenüber dem vielköpfigen Rathe mehrerer Verbündeten hat, retteten den König [1]).

Derselbe bezog für jetzt ein festes Lager bei Landshut, von wo aus er, unermüdlich wie immer, seine Befehle an die Heerestheile ergehen ließ, die unter Fouqué zur Deckung von Oberschlesien, unter Prinz Heinrich in Sachsen und unter Dohna gegen die Russen postirt waren. Nicht fern von dem Hauptquartier des Königs lag an der böhmischen Seite des Gebirges Daun's Armee zwischen der Isar und Elbe von Trautenau bis Reichenberg. Die ganze erste Hälfte des Jahres ver-

---

[1]) Wer die durch gegenseitige Eifersucht und persönliche Eitelkeit nicht minder, als durch die widerstreitenden politischen Interessen hervorgerufenen Intriguen der drei Mächte und der verschiedenen Feldherrn und Minister kennen lernen will, findet interessante Einzelnheiten in Stuhr's trefflichen „Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des 7jährigen Kriegs.“

ging in scheinbarer Unthätigkeit. Daun erwartete die Gelegenheit, sich mit den Russen zu verbinden, Friedrich lag gleichsam auf der Lauer, um das zu hindern. „Bisher," schreibt er an d'Argens [1]), „haben meine Feinde niemals gemeinschaftlich gehandelt, so daß ich den Einen nach dem Andern schlagen konnte. In diesem Jahre wollen sie gleichzeitig losbrechen. Wenn sie das ausführen, so können Sie nur meine Grabschrift fertig machen." Neben diesen trüben Aussichten lastete die Trauer um den Verlust der geliebten Schwester Wilhelmine schwer auf des Königs Seele. Für das, was er empfand, suchte er den lautesten Ausdruck. Alle Welt sollte erfahren, wie unvergleichliche Gaben des Gemüthes und des Geistes mit der Markgräfin von Baireuth zu Grabe gegangen. Voltaire allein schien ihr einen würdigen Nachruf widmen zu können. Schon im December 1758 hatte derselbe ein Trauergedicht verfaßt, welches der König aber verwarf, weil er selbst darin lobend erwähnt war. Darauf sandte Voltaire im März 1759 eine schwunghafte Ode, welche Beifall erhielt. „Ihr Gedicht," schrieb Friedrich [2]), „gewährte mir seit fünf Monaten den ersten Augenblick des Trostes;" — ein neuer Beweis für die wunderbare

---

[1]) Oeuvres XIX. 64.

[2]) Oeuvres XXIII. 27.

Gewalt der Verskunst auf des Königs Seele! Er selbst machte in jenen Tagen Gedichte, ernste und satyrische, beschäftigte sich auch mit streng wissenschaftlichen Arbeiten, z. B. mit einer Instruction für die Generalmajors von der Cavallerie, als Ergänzung einer bereits 1748 erlassenen Anweisung für dieselben [1]). Kein Tag verging ohne ein Zeichen dichterischer, schriftstellerischer und musikalischer Versuche, während fast stündlich eigenhändige oder doch selbstdictirte Depeschen nach allen Richtungen abgesandt wurden. In das Feld zu rücken verzögerte er, bis er den rechten Augenblick gekommen glaubte.

Um so thätiger zeigten sich Prinz Heinrich in Sachsen und Ferdinand von Braunschweig in Westphalen. Trotz der rauhen Jahreszeit drang Jener über die schlechten Gebirgswege in Böhmen ein und zerstörte mit Hilfe seiner Generale die österreichischen Magazine daselbst in solchem Umfange, daß von den erbeuteten und verdorbenen Vorräthen 50,000 Mann und 25,000 Pferde fünf Monate lang hätten mit Nahrung versorgt werden können. Bei dem damaligen schwerfälligen Gange der Verpflegungsangelegenheiten war das von der größten Bedeutung und ganz im Sinne des Königs, der stets zu neuen ähnlichen Unternehmungen anfeuerte.

---

[1]) Oeuvres XXVIII. 167. XXX. 165. daselbst.

Auch kleinere und größere Feindesschaaren wurden zersprengt oder gefangen [1]).

Gegen die Reichstruppen rückte Heinrich selbst in Franken ein und brandschatzte die Städte, namentlich Bamberg. Auch Erfurt wurde stark in Contribution gesetzt. Ganz Süddeutschland stand dem Prinzen offen, doch mußte er nach Sachsen zurückkehren, um den inzwischen dort eingedrungenen Oesterreichern entgegenzutreten. Nicht minder erfolgreich waren in diesem Jahre die Unternehmungen Ferdinand's von Braunschweig. Zu dem Corps der Alliirten, welches er befehligte, waren nun auch Engländer gestoßen, nachdem das Parlament sich herbeigelassen, die Einschiffung von 18,000 Mann zu bewilligen. Im Juli 1758 waren bereits 10,000 derselben in Emden gelandet und erregten durch ihren prachtvollen Aufzug das freudige Staunen der Verbündeten. 2000 Bergschotten erschienen in ihrer malerischen Landestracht, die Cavallerieregimenter auf gleichfarbigen Racepferden, die Grenadiere mit reicher Gold- und Silberstickerei. Sie alle bewiesen sich hernach auf dem Schlachtfelde eben so tüchtig wie sie bei der Parade sich glänzend ausnahmen. Am 2. Januar 1759 hatten die Franzosen unter Soubise sich durch Kriegslist der freien Stadt Frankfurt am Main bemächtigt,

---

[1]) Schöning theilt die Briefe der beiden königlichen Brüder mit. — Archenholz 243.

obgleich dieselbe mit Frankreich nicht im Kriege begriffen war[1]). Sie errichteten hier einen Hauptwaffenplatz, um die Verbindung mit ihrer Rheinarmee, mit den Reichstruppen und den Oesterreichern zu unterhalten. Die Eindringlinge aus dieser wichtigsten Stadt zu vertreiben, sammelte Ferdinand von Braunschweig seine ganze Macht in der Gegend von Fulda. Er fand zu seiner Ueberraschung nicht den Prinzen v. Soubise, sondern den vorsichtigen kriegserfahrenen Broglie an der Spitze der französischen Armee auf den Höhen bei dem Dorfe Bergen, 1½ Stunde von Frankfurt, aufgestellt. Da er erfuhr, daß außerdem St. Germain mit bedeutender Verstärkung heranmarschire, so mußte er trotz der vortheilhaften Position, welche der Feind eingenommen, denselben entweder sofort angreifen oder sich eiligst zurückziehen[2]). Er wagte den Kampf. Am 13. April kam es zu einem hitzigen Gefechte. Drei Mal wurde das Dorf angegriffen, aber drei Mal mußten die Alliirten weichen, und Ferdinand schätzte sich glücklich, als es ihm gelang, durch ein geschicktes Manöver während der Nacht unbemerkt über die hessische Grenze zu kommen. Er hatte 88 Officiere und mehr

---

[1]) Durch die Schilderung in Göthe's Leben ist diese Begebenheit verewigt, und der Name des edlen Königslieutenants Graf Torane für immer der Vergessenheit entrissen.

[2]) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts. II. 359.

als 2000 Soldaten an Todten und Gefangenen verloren. Unter den Gebliebenen war auch der Prinz von Ysenburg, welcher die Hessen commandirte. Trotz des unglücklichen Erfolges wurde von Sachkennern sowohl die Kühnheit des Angriffs als der geschickte Rückzug höchlich gepriesen.

Nunmehr rückte auch Contades mit der französischen Rheinarmee heran und vereinigte sich mit Broglie. Diese gesammte Macht nahm alsbald von Hessen Besitz. Kassel wurde erobert, auch die Festung Minden überrumpelt, nachdem ein verrätherischer Bauer eine seichte Stelle in der Weser angezeigt hatte, wo die Reiterei den Fluß passiren konnte. Grausam wütheten die Franzosen gegen die unglücklichen Bewohner der Festung. Die Besatzung mußte sich kriegsgefangen erklären. Gleiches Schicksal hatte bald darauf Münster. Nun kam alles darauf an, ob Ferdinand im Stande sein würde, die Feinde an der Besitznahme Hannovers zu hindern, indem er sie in offener Schlacht besiegte. Die Franzosen aus ihrer festen Stellung herauszulocken, bedrohte er ihre Magazine, nahm auch in der That die zu Osnabrück befindlichen Magazine weg. Das bewog Contades zu dem Entschluß, am 31. Juli mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Da er 45,000 Mann, der Herzog von Braunschweig aber nur 36 bis 37,000 Mann in die Schlacht führen konnte, so hiel-

ten die Franzosen sich des Sieges gewiß; allein Uneinigkeit unter den Führern hatte eine Verzögerung zur Folge, so daß die Reiterei von den Alliirten angegriffen wurde, bevor die Franzosen ihre Reihen vollständig geordnet hatten. Leider versagte der englische General Lord Sackville [1]), welchen Ferdinand zu seiner Unterstützung herbeirief, wiederholt den Gehorsam, ohne daß vollständig aufgeklärt wäre, aus welchem Grunde [2]). Dadurch wurde die völlige Niederlage der Franzosen abgewendet, aber alle ihre Linien waren durchbrochen, ihre Infanterie ohne Deckung und die

---

[1]) Sackville wurde nach England zurückberufen und kriegsrechtlich für unfähig erklärt, ferner zu dienen. Der Londoner Pöbel wollte ihn in Stücke reißen. Den Vater des Verurtheilten, den alten Lord Dorset, umarmte Georg II. mit den Worten: Wie bedauere ich Sie, Mylord, daß Sackville Ihr Sohn ist. — Nichtsdestoweniger finden wir denselben Sackville unter der Regierung Georg's III. unter dem Titel Lord Germaine als Kriegsminister. Er wirkte auch in diesem Posten durch Nachlässigkeit und Unwissenheit zum Schaden der Nation. General Bourgoyne wurde in Saratoga ein Opfer seiner schlechten Anordnungen. Der Abfall der amerikanischen Colonien wurde dadurch wesentlich zur Entscheidung gebracht, indem die Franzosen gleich darauf die Unabhängigkeit derselben anerkannten. Schlosser II. 362. Archenholz 308. Annual Register von 1759. Deutsch von Benzlav. Leipzig 1779. Bd. I. p. 240.

[2]) Stuhr 128.

Reiterei zersprengt. Während die Befehle an Sackville und dessen Weigerungen sich kreuzten, verging eine kostbare Zeit, und als endlich der englische General Granby, empört über das Benehmen seines Chefs, eigenmächtig vorging, waren die Franzosen bereits geordnet und konnten über zahlreiche vorher geschlagene Brücken das jenseitige Ufer der Weser gewinnen und in ihr altes Lager wieder einrücken. Sie hatten 4000 Todte und Verwundete, 3000 Gefangene, 25 Kanonen und viel Fahnen und Standarten verloren. Die Folgen des Sieges waren für die Deutschen von großer Wichtigkeit, und der Schaden, der durch Sackville's Benehmen herbeigeführt war, glich sich dadurch aus, daß ein französisches Corps von 8000 Mann, welches stromaufwärts unter dem Herzog von Brissac stand, an demselben Tage von dem jungen Erbprinzen von Braunschweig geschlagen wurde.

Der Sieg bei Minden gilt für eine der glänzendsten Thaten des Jahrhunderts. Die Franzosen mußten in Folge desselben ganz Hessen räumen und wären über den Rhein zurückgetrieben worden, wenn nicht, wie wir bald sehen werden, grade zu derselben Zeit Friedrich der Große, in äußerster Bedrängniß, durchaus der Unterstützung bedurft hätte, weshalb Ferdinand seinen Neffen, den Erbprinzen, mit 12,000 Mann ihm überlassen mußte. So konnte er die Feinde nicht hindern, ihre

Winterquartire fast ebenda zu beziehen, wo sie im vorigen Jahre gewesen waren [1]).

Während Ferdinand von Braunschweig durch seine umsichtige, kühne und glückliche Kriegführung in Westphalen allgemeine Bewunderung erregte und von ganz Europa als würdiger Schüler und Bundesgenosse des großen Preußenkönigs laut gepriesen wurde, nahte die Zeit heran, wo auch Friedrich aus seiner erzwungenen Ruhe sich in's Feld begeben sollte. Die Russen zogen langsam durch das polnische Gebiet heran, um sich in der Mark Brandenburg mit den Oesterreichern zu vereinigen und Berlin zu bedrohen. Ihnen unterweges allen möglichen Abbruch zu thun, sollte General Wobersnow schon im Februar die längs der Wartha angelegten russischen Magazine zerstören. In Reisen, der kleinen Residenz des Fürsten Sulkowsky, vollzog der General auf des Königs Befehl ein Strafgericht an diesem Magnaten, der mit offenbarer Verletzung der polnischen Neutralität für die Russen Truppen geworben und Vorräthe angehäuft hatte. Der Fürst wurde überfallen und sammt seiner 200 Mann starken Leibgarde auf die Festung Glogau

---

[1]) Schlosser a. a. O. In dem erbeuteten Gepäck der Franzosen fand man die Befehle des Kriegsministers Belle-Isle, ganz Hessen und Westphalen in eine Wüste zu verwandeln. Diese Länder sahen nun in Ferdinand ihren Erretter, und die Verehrung gegen denselben kannte keine Grenzen. Stenzel V. 305.

gebracht, wo er vier Jahre lang, bis zum Friedensschluß, Zeit behielt, über seine Voreiligkeit nachzudenken; denn den König erbitterte kaum Etwas mehr, als die Anmaßlichkeit solcher kleinen Potentaten. Wobersnow zog dann nach Posen, zerstörte die dortigen Magazine und schleppte alles bewegliche Kriegsmaterial nach Schlesien fort.

Die Russen ersetzten indessen den zugefügten Schaden bald und waren im Juni mit ihrem ganzen, 70,000 Mann starken Heere in Posen. Den Oberbefehl hatte Soltikoff übernommen, dem sich Fermor willig unterordnete, um dadurch der unberechenbaren Verantwortlichkeit zu entgehen, welche der Feldherr einer despotischen Monarchin zu tragen hat. Der König befahl nunmehr dem Grafen Dohna, welcher in Pommern bisher die Schweden in Schach gehalten hatte, dort zu dem Ende nur 5—6000 Mann unter dem Freicorpsführer Kleist zurückzulassen, mit den übrigen Truppen aber, zu denen noch 10,000 Mann von der Abtheilung des Prinzen Heinrich stießen, in Polen einzumarschiren, und die Russen wo möglich zu schlagen, bevor sie mit den Oesterreichern sich vereinigt hätten. Dohna rückte bis Posen vor, da er aber die Russen zu stark fand, um sie anzugreifen, so zog er sich bis Züllichau zurück, wohin Soltikoff ihm folgte. Der König, äußerst unzufrieden über dies Verfahren, in welchem er Mangel an Entschlossenheit erblickte, rief Dohna in sehr ungnädigen

Ausdrücken vom Commando ab[1]) und ernannte den Generallieutenant v. Wedell, der sich bei Leuthen ausgezeichnet hatte, zu dessen Nachfolger. Derselbe war einer der jüngsten Generale in der Armee und sollte jetzt als Commandirender gegen die Russen viele ältere Kameraden unter sich haben. Deshalb schuf der König, um deren Eifersucht nicht zu erregen, für Wedell eine Ausnahmsstellung und ernannte ihn in feierlicher Abschiedsaudienz zum Dictator mit unbeschränkter Vollmacht. Er entließ ihn mit den Worten: „Gehe Er! Ich befehle Ihm, die Russen anzugreifen, sie tüchtig zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zu hindern!" Das mag am 20. Juni geschehen sein[2]). Am 22. traf Wedell bei dem Heere ein. Hier erfuhr er, daß Loudon bereits mit 30,000 Mann im Anmarsch sei. Da die Russen ihm am 23. entgegenrückten, schien es geboten, dieselben dem königlichen Befehle gemäß anzugreifen, ungeachtet sie sich in sehr vortheilhafter Stellung befanden, während die Preußen, durch Sümpfe und Moräste gehindert, nicht im Stande waren, ihre Geschütze heranzubringen. Hierauf nahm Wedell eben so wenig Rücksicht als auf die Uebermacht

[1]) Ihr hättet nicht wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einherziehen sollen. Es könnte nun mit den Russen schon aus sein. Ich danke es Euch gar nicht, daß Ihr meine Befehle so schlecht befolgt habt. Stenzel V. 211.

[2]) Schöning II. 118.

des Feindes, der mit mehr als 70,000 Mann dem noch nicht 30,000 Mann starken preußischen Heere gegenüber stand. Bei dem Dorfe Kay unfern der Oder, etwa fünf Meilen oberhalb von Crossen, kam es zum Treffen. Man focht von 4 Uhr Nachmittags bis zum Untergang der Sonne. Trotz mehrfach erneuter Angriffe wurde Wedell geschlagen und mußte sich mit Verlust von mehr als 8000 Todten, Verwundeten und Gefangenen am nächsten Tage zurückziehen. Bei dem stets fühlbarer werdenden Verlust der besten Officiere war es nicht gering anzuschlagen, daß in diesem Treffen der brave General von Wobersnow durch eine feindliche Kugel weggerafft wurde [1]).

Die Russen konnten nun ungehindert über Crossen bis Frankfurt vordringen und sich in der Nähe dieser Stadt mit dem von Loudon geführten österreichischen Corps vereinigen. Leider zu spät kamen dem Könige gerechte Bedenken über Wedell's Umsicht und Feldherrntalent, denn als er am 24. Juni ihm die Ordre zugehen ließ: „Sollten die Russen so stehen, daß man sie nicht attaquiren kann, so thut Ihr ganz wohl, sie da stehen zu lassen!“ — war das Unglück schon geschehen. Gegen seine sonstige Gewohnheit nahm Friedrich der Große die Meldung von der Niederlage seines Dictators mit großer Nachsicht auf. „Ich habe Mir das so

[1]) Stenzel V. 213.

vorher gedacht," schreibt er gleich Tages darauf, den 25. Juni, „nun nur nicht weiter daran denken, sondern daran, wo der Succours Ihm zunächst erreichen kann, um gleich von Neuem drauf los zu gehen, es ist seine Schuld nicht." Die große Vorliebe für Wedell, die ihm bald genug noch viel verderblicher werden sollte, stimmte den König so milde. Er hielt es nunmehr für nothwendig, sich in Person zu dem geschlagenen Heere zu begeben, um die vereinigten Russen und Oesterreicher wo möglich durch eine Schlacht zu verhindern, den Weg gradezu nach Berlin einzuschlagen, indem zwischen Frankfurt und der Hauptstadt des Landes keine Truppen sich befanden. In größter Eile reiste der König ab, nur von einer geringen Schaar Husaren begleitet. Prinz Heinrich sollte an seiner Stelle den Oberbefehl in Schlesien übernehmen und den größten Theil der in Sachsen befindlichen Truppen eiligst zu dem Wedellschen Heere stoßen lassen. Im Vorgefühl der folgenschweren Ereignisse, denen er entgegenging, machte Friedrich vor der Abreise sein Testament und ließ sich von dem Bruder, der darin gewissermaßen zum Regenten ernannt wurde, feierlich versprechen, niemals in einen für das preußische Haus schimpflichen Frieden zu willigen. Prinz Heinrich bezog mit den in Schlesien zurückgebliebenen 40,000 Mann ein Lager bei Schmuckseifen, zwei Tagemärsche von Landeshut, zur Beobachtung des Feldmarschall Daun, welcher ihm mit 70,000 Mann

an der böhmischen Grenze gegenüberstand. Der König zog am linken Ufer der Oder hin, überschritt bei Reitwein, zwischen Küstrin und Frankfurt, diesen Fluß und stellte sich mit seinem im Ganzen etwa 43,000 Mann starken Heer den Russen gegenüber, welche mit 70,000 Mann auf einer Hügelreihe östlich von Frankfurt oberhalb des Dorfes Kunnersdorf eine feste Stellung genommen hatten. Am 12. August früh zwischen 2 und 3 Uhr setzte Friedrich sich zum Angriff der Feinde in Bewegung. Leider kannte er das Terrain nicht genau genug [1]) und erhielt von einem Major Linden und einigen Förstern, die er Tags zuvor deshalb befragt hatte, sehr ungenügenden Bericht, namentlich wurde er durch die Aussagen derselben zu dem irrigen Glauben veranlaßt, daß Loudon durch einen unpassirbaren Sumpf verhindert sei, zu den Russen zu gelangen. Dazu kam, daß man von dem preußischen Standorte zwar die Position des Feindes theilweise übersehen konnte, daß man aber mehre tiefe, steil abfallende Einschnitte des Terrains nicht kannte, weil dieselben mitten in der höher gelegenen Ebene so plötzlich sich senken, daß man auf 100 Schritt nahen kann, ohne sie zu gewahren. Dies veranlaßte dann am Morgen des Schlachttages vieles unnöthige Hin und Hermarschiren, wodurch die Truppen schon ermüdet waren, als sie am

---

[1]) Kutzen l. c. p. 167.

Mittag bei drückender Augusthitze an den Ort ihrer Bestimmung gelangten [1]). Als es nun zum Angriff kam, wurden die Preußen rottenweise von den auf den Hügeln postirten russischen Geschützen niedergeschmettert; doch ungebrochenen Muthes stürmten sie die Abhänge hinan, ließen durch keine Gräben und Verhaue, welche die Russen dort angelegt, sich aufhalten, erreichten die Höhen und eroberten die Batterien, welche den linken Flügel der Russen deckten. Diese zogen sich zurück, kletterten eine jener steilen Schluchten, den sogenannten Kuhgrund, hinab und auf der andern Seite wieder hinauf, wo sie sich von Neuem ordneten. Die Preußen schreckten vor einem Angriff selbst in dieser Stellung nicht zurück. Sie folgten dem Feinde hinab und hinauf und vertrieben die Russen auch aus diesem zweiten Zufluchtsorte mit solcher Gewalt, daß fast das ganze Geschütz derselben, mehr als 90 Kanonen, in ihre Hände fiel. Siegreich führten sie den Kampf bis 5 Uhr Nachmittags weiter. Der ganze linke Flügel der Russen

---

[1]) Man hatte sich unterwegs in einem Walde so verfahren, daß die damals noch mit 12 Pferden bespannten Kanonen nicht umwenden konnten. Man mußte die Pferde abspannen, die Kanonen umdrehen, und die Pferde auf der andern Seite wieder vorspannen. Durch diese und ähnliche Widerwärtigkeiten verging so viel Zeit, daß man auf den heißen lästigen Sandwegen in den 9 Stunden von Morgens 2 Uhr bis zur Mittagszeit kaum 1½ Meile zurückgelegt hatte. Kutzen l. c. 168

war geschlagen und suchte mit den ihm noch gebliebenen Geschützen Sicherheit auf dem hochgelegenen Judenkirchhofe bei Frankfurt. Loudon hatte mit seinem hauptsächlich aus trefflicher Cavallerie bestehenden Hilfscorps nicht heraneilen können, weil Seidlitz sich ihm gegenüber aufgestellt hatte, um zu rechter Zeit vorzubrechen und die Vereinigung zu hindern.

Die Schlacht schien gewonnen. Der König schickte einen Courier an die Königin nach Berlin mit der Meldung: „Madame, wir haben die Russen aus ihren Verschanzungen vertrieben. In zwei Stunden erwarten Sie die Nachricht von einem glorreichen Siege [1])!"

Diese Nachricht gelangte nach Berlin, als die Post eben von dort abgehen sollte. Nach allen Richtungen konnte dieselbe daher noch weiter verbreitet werden, und in ganz Europa frohlockten die Freunde des Königs kurze Zeit lang über den neuen glänzenden Triumph desselben. Aber eine schreckliche Enttäuschung sollte folgen! — Es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn Friedrich in jenem Augenblicke die Schlacht abgebrochen hätte, zu deren Fortsetzung seine von Hitze und Anstrengung ermatteten Soldaten nicht mehr Kraft besaßen, das Resultat ein ganz ähnliches wie nach der Zorndorfer Schlacht gewesen wäre. Die Russen würden sich zwar nicht für besiegt erklärt, allein jedenfalls den Rückzug

---

[1]) Annual register l. c. 255.

angetreten haben, und Friedrich konnte dann am folgenden Tage seine Maßregeln zur Sicherung Berlins treffen. Allein er beharrte dabei, auch den noch nicht besiegten Theil der Feinde zu schlagen, wo möglich völlig zu vernichten. Zu dem Ende rief er Seidlitz mit der Reiterei herbei. Dieser machte vergebliche Vorstellungen, weil er das Verderben hereinbrechen sah, sobald er Loudon's Cavallerie aus dem Schach ließ, allein dem wiederholten, ausdrücklichen, zuletzt drohend gehaltenen Befehle: „Er solle in des Teufels Namen angreifen!" mußte er Folge leisten, obgleich er das Unheil voraussah. Zwischen Teichen und Morästen auf dem ungünstigsten Terrain, über schmale Dämme und Brücken mußte Seidlitz vorrücken. Die Pferde stürzten in verdeckte, von den Russen angelegte Wolfsgruben; ein furchtbares Kartätschenfeuer richtete sich gegen die preußischen Reiter. Ganze Züge wurden zu Boden gestreckt, die tapferen Kuirassiere geriethen in Unordnung und wurden zum Rückzuge gezwungen [1]). Allein auch jetzt noch hätte man die Russen ruhig in ihrer Verschanzung lassen sollen, die nur den Tag über sich dort zu halten wünschten, um im Dunkel der Nacht dann abzuziehen und den Anschein der Flucht von sich abzuwenden. Die Generale, Seidlitz vor Allen, baten den König, sich mit den erlangten Vortheilen zu begnügen.

---

[1]) Archenholz 253.

Derselbe wiederholte aber stets, man müsse ein russisches Heer nicht allein besiegen, sondern gänzlich vernichten, weil es sonst immer wiederkäme und neue Verheerungen anrichtete. Während man darüber hin und her sprach, kam Wedell herbei. „Nun, was meint Er?" fragte der König seinen Liebling. Dieser stimmte für die Fortsetzung des Kampfes, und nun hieß es: „Marsch!"

Inzwischen hatte Loudon sich kaum des Zwanges entledigt gefühlt, welchen ihm bisher Seidlitz durch seine beobachtende Stellung auferlegte, als er, unbemerkt von dem Könige, durch einen jener Terraineinschnitte, welcher seit diesem Tage der „Loudonsgrund" genannt wird, vordrang und der preußischen Armee in den Rücken fiel, während diese vergeblich bemüht war, die von den Russen besetzten Anhöhen zu stürmen. Von allen Seiten brach das feindliche Geschütz zugleich auf die Preußen ein, die, zum Tode ermattet, gegen Loudon's ausgeruhte Schaaren sich nicht zu halten vermochten. Vergebens waren die äußersten persönlichen Anstrengungen des Königs, der sich in den dichtesten Kugelregen wagte. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, als er das dritte besteigen wollte, zerquetschte eine Musketenkugel, die ihn unfehlbar schwer verwundet hätte, ein goldenes Etui in seiner nach damaliger Sitte tief herabhängenden Westentasche. Bald wurde Seidlitz, schwer verwundet, hinweggetragen, der bis zum letzten Augenblick das Aeußerste gewagt hatte, um die Schlacht

zu halten. Viele der tapfersten Generale lagen getödtet am Boden, fast keiner entkam ohne Verletzung. Sowohl Fußvolk als Reiterei gerieth nun in vollständige Unordnung. Nur der König hielt noch Stand, selbst als die Seinen nach allen Richtungen hin in wilder Flucht das Schlachtfeld räumten. Einigen Officieren, die ihn in Sicherheit bringen wollten, rief er zu: „Wir müssen Alles thun, die Schlacht wiederzugewinnen, ich muß hier so gut wie Ihr meine Schuldigkeit thun!" Umsonst! Es war Alles unrettbar verloren. Da hörte man den verzweifelnden Ausruf des Königs: „Giebt es denn heut keine verwünschte Kugel für mich!" Bis zuletzt blieb Friedrich der Große auf seinem Posten und war nahe daran, gefangen zu werden. Der Rittmeister von Prittwitz, der sich mit etwa 200 Husaren noch in der Nähe befand, wollte eben vor den heransprengenden Kosakenschwärmen das Weite suchen, als einer seiner Leute ihm zurief: „Herr Rittmeister, dort steht der König!" Ganz allein, nur von einem Pagen begleitet, der sein Pferd hielt, stand Friedrich auf einem Sandhügel. Er hatte den Degen vor sich in die Erde gestoßen, und mit verschränkten Armen überschaute er die Scene des Unglücks. „Prittwitz, ich bin verloren!" rief er dem nahenden getreuen Manne zu. Dieser aber erwiederte: „Nein, Ew. Majestät, das soll nicht geschehen, so lange noch ein Athem in uns ist!" Die kleine Schaar nahm ihren König in die Mitte, und unter be=

ständigem Kampfe brachten sie ihn in Sicherheit, nachdem Prittwitz den Anführer der verfolgenden Kosaken vom Pferde geschossen hatte. Auf ein Blatt Papier schrieb Friedrich mit Bleistift auf dem Rücken seines Erretters an den Minister Finkenstein, seinen alten Erzieher, nach Berlin: „Alles ist verloren! retten Sie die königliche Familie. Adieu für immer!“ Am späten Abend erreichte er das elende Dörfchen Oetscher, wo sich nach und nach 5000 Mann, der ganze Rest seiner Armee, bei ihm einfanden. Hier lag der König in einer zerstörten Bauernhütte auf Stroh, seine Adjutanten auf dem nackten Fußboden um ihn her. Bevor er seinem erschöpften Körper Ruhe vergönnte, schrieb er noch an Finkenstein den bekannten Bericht [1]): „Diesen Morgen um 11 Uhr habe ich den Feind angegriffen. Wir haben ihn auf den Judenkirchhof bei Frankfurt zurückgedrängt. Alle meine Truppen haben Wunder gethan, aber dieser Kirchhof kostete uns unzählige Opfer. Unsere Leute geriethen in Verwirrung. Drei Mal habe ich sie gesammelt, endlich war ich selbst in Gefahr, gefangen zu werden, und mußte das Schlachtfeld räumen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert. Zwei Pferde wurden mir erschossen. Mein Unglück ist, daß ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr beträchtlich. Im Augenblick, wo ich dies schreibe, sind mir von 48,000 Mann

---

[1]) Oeuvres XXV. 306.

kaum 3000 geblieben. Alles flieht. Ich bin nicht mehr Herr der Truppen. Man wird wohl thun, in Berlin auf seine Sicherheit zu denken. Das ist ein grausamer Schlag, den ich nicht überleben werde. Die Folgen werden trauriger sein, als die Sache selbst. Ich habe keine Hilfsquellen mehr und glaube, offen gesagt, daß Alles verloren ist. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer!"

In der That waren die Verluste der Preußen in dieser Kunnersdorfer Schlacht von der Art, um die schlimmsten Befürchtungen zu rechtfertigen; sie kostete 17,000 Todte und Verwundete [1]) und 1400 Gefangene, während allerdings die Oesterreicher und Russen im Ganzen ebenfalls 16,000 Mann einbüßten. Alle den Russen am Mittage abgenommenen Kanonen, es waren 172, gingen nicht nur wieder verloren, sondern fast das ganze preußische Geschütz fiel in die Hände der Feinde, und als ein Officier andern Tages meldete, man habe noch 30 Kanonen gerettet, rief der König: „Herr, Er lügt, ich habe keine Kanonen mehr!" — Dem alten

[1]) Es ist bekannt, daß der damals weitberühmte Dichter Ewald von Kleist unter den Verwundeten war. Eine Kugel hatte ihm das Bein zerschmettert. Kosaken plünderten ihn aus und warfen den Unglücklichen in einen Sumpf. Erst am folgenden Tage wurde er von russischen Officieren aufgefunden und nach Frankfurt gebracht, wo er am 24. starb und von den Feinden ehrenvoll zu Grabe geleitet ward.

braven Obristen Moller klagte der König sein Leid und sein Unglück. Dieser erwiederte: „Es möchte wohl die Ursache der verlorenen Schlacht in dem Mangel an Frömmigkeit zu suchen sein, der im Heere herrsche; es würden seit lange in den Lagern weder Betstunden noch Predigten gehalten.“ Seit dieser Zeit bestimmte der König, daß wieder Gottesdienst im Lager gehalten werden sollte, und so lange das Unglück ihn verfolgte, behielt er den Obristen in Gunst und fragte ihn sogar wiederholt um Rath [1]).

Aus einer uns aufbehaltenen Ordre vom 13. August an General Fink geht unzweifelhaft hervor, daß Friedrich der Große in den ersten Stunden der Verzweiflung den Entschluß gefaßt hatte, entweder seinem Leben ein Ende zu machen, oder die Regierung niederzulegen [2]).

---

[1]) Retzow II. 117, bei Stuhr p. 144.

[2]) Dies merkwürdige, von Schöning II. 139 mitgetheilte Schriftstück lautet: ‚Instruction für den General Fink: Der General Fink kriegt eine schwere Commission; die unglückliche Armee, so Ich Ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, mit den Russen zu schlagen. Hadik wird nach Berlin eilen, vielleicht Loudon auch; geht der General Fink diesen Beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken, bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadik diesseits. Indessen, so glaube, daß wenn Loudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attaquiren und schlagen, solches, wo es gut geht, giebt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf. — Zeit gewonnen, ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen. — — Er muß meinem Bruder, den ich

Unter dem Druck solcher Empfindungen vermochte Friedrich dennoch mit staunenswerther Ruhe und Klarheit die Schritte zu bezeichnen, die die Feinde thun mußten, um die preußische Armee und den preußischen Staat vollständig zu vernichten, — daß sie gerade das Gegentheil von Alle dem thun würden, wer konnte das vermuthen!

Die Russen waren durch ihren eigenen Sieg so geschwächt, daß sie in den ersten Tagen zu weiteren Unternehmungen keine Lust fühlten. Soltikoff soll sich in seinem Berichte an die Kaiserin Elisabeth der Worte bedient haben: „Noch Einen solchen Sieg, und ich muß die Nachricht davon allein mit dem Stabe in der Hand nach Petersburg bringen. Der König von Preußen verkauft seine Niederlagen theuer!" Dazu kam noch, daß die russischen Generale, nachdem sie die Schlachten bei Kay und Kunnersdorf gewonnen, jetzt auf einen Sieg der Oesterreicher warten wollten, um nicht die ganze Last des Krieges auf ihre Schultern allein zu nehmen. Diese Eifersucht unter den Verbündeten trug

---

Generalissimus, bei der Armee declariret, von Allem berichten. Dies Unglück ganz wiederherzustellen, gehet nicht an, indessen was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen. An meinen Neveu muß die Armee schwören. Das ist der einzige Rath, den Ich bei den unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin. Hätte Ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben. Friedrich."

wesentlich zur Rettung des Königs bei, der nun Zeit erhielt, seine Fassung wieder zu gewinnen. Leider hatte er in den ersten Augenblicken der Verzweiflung sich nicht mit jener Instruction an Fink begnügt, sondern auch den Commandanten von Torgau und Wittenberg sagen lassen, sie möchten, wenn sie angegriffen würden, so gut wie möglich capituliren und nur ihre Truppen und die Kriegskassen zu retten suchen. Ja auch an den tapfern Schmettau in Dresden erging ein gleichlautendes königliches Schreiben [1]), dem am Schlusse beigefügt war, daß Friedrich einstweilen aus Gesundheitsrücksichten das Obercommando dem General Fink übertragen habe.

Kurz vor der Kunnersdorfer Schlacht war aus dem Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig die Meldung von dem glorreichen Siege bei Minden eingetroffen. Der König hatte den Boten bei sich behalten, um ihn mit einer ähnlichen Siegesbotschaft zurückzusenden. Diese Hoffnung war bitter getäuscht! Um so bitterer für den gebeugten Monarchen, als er sich sagen mußte, daß die Sachen vielleicht eine andere Wendung genommen hätten, wenn Ferdinand im Stande gewesen wäre, ihm einen Theil seiner siegreichen Armee zu Hilfe zu senden. Allein die Alliirten durften ihre Macht nicht schwächen, wenn sie die Früchte des Sieges ernten und die Franzosen aus den hessischen und

[1]) Schöning II. 140.

westphälischen Plätzen vertreiben wollten, welche dieselben noch besetzt hielten.

So verfolgte den König das Mißgeschick Schlag auf Schlag. Leipzig und Wittenberg wurde von den Reichstruppen, welche 30,000 Mann stark unter dem Herzog von Zweibrücken in Sachsen eingefallen waren, rasch hinter einander erobert. Auch Torgau, wo der tapfere Obrist von Wolfersdorf sich mit bewunderns-würdiger Standhaftigkeit vertheidigte, mußte capituliren [1]). Es war das erste Mal während des ganzen Krieges, daß die schlecht zusammengesetzte Reichsarmee Etwas ausrichtete. Am härtesten aber wurde Friedrich der Große bald darauf durch die Nachricht getroffen, daß am 5. September Dresden den Feinden übergeben war, nachdem Daun den General Macquire mit 30,000 Mann zur Verstärkung des Belagerungsheeres dorthin gesandt hatte. Hätte Schmettau ahnen können, daß General Wunsch mit einem Corps Preußen bereits bis auf zwei Meilen von der Stadt zum Entsatz herangerückt war, so würde die wichtige Hauptstadt Sachsens dem Könige gerettet worden sein. Doch konnte Schmettau wenigstens freien Abzug für die Besatzung erhalten und die mit mehr als 5 Millionen gefüllte Kasse dem Könige sichern. Friedrich, welcher durch

---

[1]) Die interessanten Einzelnheiten dieser Belagerung bei Archenholz 269.

seinen unter dem ersten Eindruck der Kunnersdorfer Schlacht erlassenen Befehl den Verlust Dresdens selbst verschuldet hatte, war so entrüstet, daß er den General, ohne auf dessen bisherige ausgezeichnete Dienste Rücksicht zu nehmen, fast schimpflich aus dem Heere entließ. Der Fall Dresdens hätte vermieden werden können, wenn die Preußen geschickte Kundschafter in gehöriger Zahl unterhalten hätten. Allein der König war zu sparsam, solche Leute im Verhältniß zu der Gefahr, der sie sich aussetzten, zu bezahlen, und mehr als ein Mal hat dieser Umstand erhebliche Nachtheile zur Folge gehabt [1]).

Das Zusammentreffen des Sieges bei Minden und der Niederlage bei Kunnersdorf innerhalb des kurzen Zeitraums von zwölf Tagen war von erschütternder Wirkung in ganz Europa. Friedrich der Große und Ferdinand von Braunschweig nahmen unter den damals Lebenden unstreitig den ersten Platz ein. Unwillkürlich regte das Glück des Einen und das Unglück des Andern überall zu Vergleichungen zwischen beiden Feldherrn an. Da ist es von Interesse zu hören, wie ein geistreicher Engländer [2]) damals über Beide urtheilte. „Beide," sagt er, „sind an Charakter und Befähigung verschie-

---

1) Archenholz 277.

2) Annual Register II. p. 262.

den, aber sie sind gleich groß als Kriegshelden. Der König, ungestüm, unaufhaltsam, ungeduldig, überwältigt durch plötzliches Eingreifen eben so oft seine Feinde, als er, das Ziel verfehlend, sich selbst die blutigsten Wunden schlägt. Ferdinand, kalt, überlegt, von gewissenhafter Pünktlichkeit und Vorsicht, erfaßt stets den rechten Augenblick und verfolgt seinen Vortheil nie weiter, als die Klugheit es gestattet. Niemals greifen seine menschlichen Eigenschaften störend in die Erwägungen des Feldherrn ein. Er ist mit Einem Worte das Ideal eines vollkommenen Generals, der Alles von der Weisheit seiner Anordnungen und der Tapferkeit seines Heeres, Nichts vom Zufall des Glücks abhängig machen will. Friedrich dagegen zwingt die Verhältnisse in seinen Dienst. Stellt ein Hinderniß sich ihm in den Weg, so sucht er dasselbe vielmehr zu überwinden als zu beseitigen. Im Vertrauen auf sein Glück umgiebt er seine Thaten mit einem strahlenden Glanze, den ruhige Weisheit nie erreicht. Der Herzog darf von sich sagen, daß er niemals einen Fehler begangen, — Friedrich's größte Kunst besteht darin, begangene Fehler wieder gut zu machen; ja, seine Irrthümer treiben ihn stets zu größeren und herrlicheren Thaten. Bald aber begeht er einen zweiten Irrthum und setzt die Welt in Erstaunen durch die Genialität, mit welcher er auch diesen neuen Fehler unschädlich macht. Die Bewunderung

seines heldenmüthigen Geistes bringt den Tadel zum Schweigen, den seine Kriegführung bei mehr als einer Gelegenheit zu verdienen scheint."

Die Zeit nach der Kunnersdorfer Schlacht liefert einen auffallenden Beweis für die Richtigkeit dieses Urtheils. Noch waren nicht vier Tage seit dem Augenblick vergangen, wo der König an seinem Leben und an der Erhaltung des Staates verzweifelte, als er schon mit vollster Spannkraft seines neu belebten Geistes daran ging, zu retten, was noch zu retten war. Aus den Zeughäusern von Berlin, Küstrin und Stettin ließ er Geschütze herbeischaffen und beorderte den General Kleist, der mit 6000 Mann in Pommern den Schweden gegenüberstand, zu sich. Bald hatte er wieder 30,000 Mann versammelt, da viele Flüchtlinge und Leichtverwundete sich bei ihren Fahnen einfanden. Mit dieser kleinen Schaar beschloß er seine Hauptstadt zu retten. Am 16. August schreibt er an seinen Bruder Heinrich [1]): „Als ich Dir mein Unglück meldete, schien Alles verloren. Auch jetzt noch ist die Gefahr sehr groß, aber sei überzeugt, so lange ich die Augen offen habe, werde ich suchen, den Staat zu erhalten, wie es meine Pflicht ist." Und an d'Argens [2]): „Wir haben Unglück gehabt, und zwar durch

1) Oeuvres XXVI. 199.

2) Oeuvres XIX. 78.

meine Schuld. Kaum 32,000 Mann konnte ich aus den Trümmern der Armee retten. Mit diesen werfe ich mich meinen Feinden entgegen. Ich will das Leben opfern oder meine Hauptstadt retten. Das ist, denke ich, ein standhafter Entschluß! Für den Ausgang kann ich nicht stehen. Aber hätte ich mehr als Ein Leben, ich würde es dem Vaterlande zum Opfer bringen. Mißlingt dieser Coup, so habe ich das Meinige gethan, und es wird mir erlaubt sein, dann auch an mich selbst zu denken und mich der Möglichkeit zu entziehen, dem Zufall länger als Spielball zu dienen. Was auch geschieht, gedenken Sie eines Freundes, der Sie liebt und achtet bis zum letzten Athemzuge."

Aus der qualvollen Spannung, mit welcher er der Zukunft entgegensah („die Pein der Hölle ist Nichts gegen das, was ich leide," schreibt er in jenem Briefe an Prinz Heinrich), rettete den König Soltikoff's Weigerung, auf Berlin loszugehen. Friedrich der Große meldet das am 1. September seinem Bruder mit den Worten[1]): „Ich verkündige Dir das Mirakel des Hauses Brandenburg! Während der Feind bereits über die Oder gegangen war und nur eine zweite Schlacht zu wagen brauchte, um den Krieg zu beenden, ist er über Müllrose nach Lieberose gezogen. Ich bin hier in

---

1) Schöning II. 146.

Waldau, wo ich durch meine Stellung ihm den Theil der Lausitz verschließe, aus dem er seinen Unterhalt bezog. Jetzt muß er einen anderen Entschluß fassen." Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Soltikoff's Weigerung, nach Berlin zu ziehen, wohin die Oesterreicher ihn durch alle Mittel der Ueberredung drängten, nicht blos aus seiner Eifersucht gegen diesen Verbündeten, sondern aus geheimen Weisungen hervorging, die er von dem für Friedrich den Großen leidenschaftlich begeisterten russischen Thronfolger erhielt. Bei dem tiefen Geheimniß, in welches diese Verhandlungen gehüllt werden mußten, ist volle Gewißheit natürlich über den Gang derselben nicht zu erlangen [1]). In Guben hatten Soltikoff und Daun eine persönliche Zusammenkunft, worin Beide beschlossen, gemeinschaftlich nach Schlesien zu gehen, Neisse zu erobern und alsdann dort zu überwintern. Die Oesterreicher versprachen, bis dahin für die Verproviantirung der russischen Armee zu sorgen. Da sich dies wegen der Menge der dazu erforderlichen Gespanne (es hätten für das Getreide allein 2400 Wagen beschafft werden müssen) nicht ausführen ließ, erbot Daun sich zu einer Abfindung in Gelde. Soltikoff antwortete: „Meine Soldaten essen kein Geld!" und nahm das zu erwünschtem Vorwand, um seinen Rückzug gegen die polnische Grenze anzutreten.

[1]) Die Belagstellen bei Stuhr 140.

Auf Daun's dringende Vorstellungen ließen die Russen sich noch bereit finden, vorher einen Angriff gegen Glogau zu unternehmen, allein der König hatte bereits durch einen äußerst geschickt ausgeführten Marsch die Feinde umgangen und ihnen den Weg nach dieser Festung verlegt, worauf sie dann ihren Rückzug nach Polen fortsetzten.

Unterdessen gingen erfreuliche Nachrichten von den Thaten ein, welche General Wunsch, der zum Entsatz von Dresden leider zu spät gekommen war, in Sachsen verrichtete. Derselbe hatte ein Corps von 10,000 Oesterreichern und Reichstruppen, welche gegen Torgau anrückten, bei Siptitz geschlagen und vollständig zersprengt. Von da war er nach Leipzig vorgedrungen, wo er die daselbst liegenden Reichsbataillone zu Kriegsgefangenen machte. Der König entzog sich unterdessen durch geschickte Märsche der österreichischen Armee, und ließ dadurch seinem Bruder Heinrich Zeit, sich mit General Wunsch zu verbinden. Der Prinz war nämlich aus seinem Lager bei Landeshut aufgebrochen und hatte durch ein als Meisterstück der Kriegskunst angestauntes Manöver seine Truppen mitten zwischen den ihn rings umlagernden Feinden durchgeführt, nachdem er unterwegs verschiedene österreichische Heerestheile in die Flucht geschlagen. Friedrich zollte der Geschicklichkeit seines Bruders den höchsten Beifall. „Heinrich," sagte er, „ist der einzige General, welcher in die-

sem Kriege keine Fehler gemacht hat." Die glücklichen Erfolge des Prinzen erweckten eine schwache Hoffnung, daß es vielleicht doch noch gelingen könnte, diesen Feldzug ohne erheblichen Nachtheil zu Ende zu führen. Prinz Heinrich war über die Elbe gezogen, hatte sich mit dem Hülsen'schen Corps vereinigt und wurde von dem Könige fortwährend gedrängt, Sachsen vom Feinde zu säubern. Friedrich der Große befand sich trotz aller Verluste noch immer an der Spitze einer Armee von 60,000 Mann, die bereit war, ihn bei den kühnsten Unternehmungen zu unterstützen. Daun hatte sich bis in die Nähe von Dresden zurückgezogen und beabsichtigte das verhängnißvolle Lager bei Pirna zu beziehen, um von da aus die Verbindung mit Böhmen offen zu halten. Doch bei dem zeitigen Eintreten der Winterkälte fror die Elbe theilweise zu, die Gebirgspässe füllten sich mit Schnee, und es war vorauszusehen, daß der vorsichtige Feldherr nach Böhmen zurückgehen würde, so lange die Wege es noch gestatteten.

Der König war aber zu ungeduldig, um das abzuwarten. Er befand sich gerade in diesem Herbst körperlich in einer Lage, die ihn doppelt reizbar machte. Von der Gicht geplagt, an beiden Füßen und der rechten Hand gelähmt, konnte er weder ein Pferd besteigen, noch im Wagen fahren. Er hatte sich nach dem kleinen [illegible] Köben an der Oder tragen lassen. Hier [illegible] ärmlichen Zimmer, von Schmerzen ge-

¹) Die Belag[illegible]

peinigt, zu Bette und dictirte die Ordres an seinen Bruder, von dem er verlangte, er solle Daun angreifen, der sich grade damals durch Detachirung einer Heeresabtheilung geschwächt hatte, welche Leipzig bedrohen sollte. Heinrich erklärte aber am 16. October[1]), er könne bei den ungünstigen Terrainverhältnissen gegen den übermächtigen Feind Nichts unternehmen und zweifele, ob er sich überhaupt in Sachsen werde behaupten können. Sehr gereizt antwortete der König am 20.: „Wenn Du niemals Etwas riskiren willst, können wir allerdings Nichts ausrichten. — — Zu weit getriebene Vorsicht gleicht der Zaghaftigkeit, und die kann uns in's Unglück stürzen. Nimm Dich zusammen und behalte um Gottes Willen bei den jetzigen Umständen den Kopf oben!" —

Heinrich antwortete tief gekränkt: „Ich thue meine Schuldigkeit, wie zahlreiche Zeugen bekunden können, und ich fühle mich stark genug, der Verleumdung zu trotzen."

Friedrich wollte um jeden Preis eine Entscheidung herbeigeführt haben, und da er selbst augenblicklich zu krank war, um in's Feld zu rücken, ließ er seine Generale an sein Bett kommen. Sie fanden ihn bleich und

---

[1]) Schöning II. 175. Die Correspondenz der beiden Brüder aus dieser Zeit ist höchst characteristisch und verdient im Zusammenhange gelesen zu werden.

elend auf dem Schmerzenslager. Aber er raffte sich auf und sprach mit heiterem Tone: „Ich habe Sie, Messieurs, berufen, um Ihnen meine Dispositionen bekannt zu machen und Sie zu überzeugen, daß meine Krankheit keine gemachte ist. Sagen Sie meinen tapferen Soldaten, daß, wenn ich auch in dieser Campagne viel Malheur gehabt habe, ich doch nicht ruhen werde, bis Alles wieder gut gemacht ist. Ich verlasse mich auf ihren Heldenmuth, und Nichts als der Tod soll mich von meinem Heere trennen!"

Um seine Genesung abzuwarten, ließ sich Friedrich nach Glogau bringen, wo er bis Anfang November blieb. Bezeichnend für seine Lage, seine Stimmung und seine Beschäftigung daselbst ist, was er an d'Argens schreibt[1]): „Ich bin krank. Aber das hindert mich nicht, meine Pflicht zu thun, so lange ich überhaupt noch Kräfte habe. Ich schreibe einen Aufsatz über Carl XII., wozu mich der Umstand veranlaßt, daß ich mich in der Gegend befinde, die Schulenburg durch seinen Rückzug berühmt gemacht hat. Ganz von militärischen Gedanken erfüllt, kann ich auch zu meinen Zerstreuungen nichts Anderes vornehmen, als dergleichen Gegenstände. Ist der Krieg ein Mal zu Ende, so erbitte ich mir einen Platz im Invalidenhause; denn soweit bin ich herunter. — — Noch steht ein schwerer Monat bevor, um diesen Feld-

---

[1]) Oeuvres XIX. 93.

zug zu enden. — — Denken Sie Ihres Freundes, der im Fegefeuer sitzt!" — —

Kaum einigermaßen hergestellt, folgte Friedrich am 5. November den Truppen, die er nach Sachsen vorausgeschickt hatte. Am 13. traf er mit seinem Bruder zusammen. Als noch am Abend desselben Tages von den Vorposten die Nachricht einlief, daß die Oesterreicher sich zum Rückzuge anschickten, brach der König in die Worte aus: — „Ha! Ha! Sie riechen mich schon; aber nun soll auch Daun der Teufel holen [1])!" Er ließ sogleich die ganze Armee vorrücken, um dem Feinde zu folgen, während er selbst mit der bei Hirstein postirten Abtheilung des General von Wedell vorausging.

Prinz Heinrich konnte seine Bedenken gegen ein so eiliges Verfahren nicht unterdrücken und mahnte zur Vorsicht. Er war überzeugt, daß Daun, dem man einen großen Theil seiner Magazine zerstört hatte, mit Rücksicht auf die stets unwegsamer werdende Verbindungsstraße nur auf einen Vorwand warte, sich nach Böhmen zurückzuziehen, wo dann die Wiedereroberung Dresdens sich leicht werde bewerkstelligen lassen. Allein Friedrich's Ungeduld war zu groß, um diesen besonnenen Erwägungen Gehör zu geben. Er wollte die Oesterreicher zu einer Schlacht zwingen, indem er ihnen durch Besetzung der Pässe bei Maxen und Otten-

[1]) Stuhr 149. Retzow II. 169.

dorf den einzigen noch passirbaren Weg nach Böhmen abschnitt. General Fink sollte das mit 15,000 Mann bewerkstelligen. Derselbe erkannte sogleich die Gefährlichkeit eines solchen Auftrages und stellte dem Könige vor, wie leicht er mit seinem ganzen Corps in jenen Engpässen eingeschlossen und überfallen werden könnte. Friedrich aber schnitt alle Einwendungen kurz ab: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann. Mach' Er, daß Er fortkommt!“ Da blieb Nichts übrig als zu gehorchen. Der König war bis zum Uebermuthe eines günstigen Erfolges sicher. Am 19. November schickte er seinem Freunde d'Argens ein langes Spottgedicht auf Daun und fügte als Nachschrift hinzu[1]): „Diese frostigen Verse habe ich mitten im Schnee gemacht. Das Beste an denselben ist, daß sie Euch ein glückliches Ende dieses Feldzuges ankündigen. Wir haben den Feind so zusammengeschnürt, daß er nicht ohne große Verluste nach Böhmen gelangen kann. Daun steht unentschlossen wie Buridans Esel zwischen zwei Heubündeln. Am 25. hoffe ich mit Sicherheit in Dresden zu sein! — Adieu, auf baldiges Widersehn!“

Nur allzu schnell folgte der Umschlag. Daun erkannte die ihm drohende Gefahr. Sogleich besetzte er alle Anhöhen um Maxen und schloß das Fink'sche Corps, welches für die Deckung eines Rückzuges nicht

---

[1]) Oeuvres XIX. 106.

gehörige Sorge getragen, vollständig ringsum ein. Am 21. November kam es zum Kampfe, der zu ungleich war, um einen günstigen Ausgang hoffen zu lassen. 40,000 Mann zählten die Oesterreicher und Reichstruppen. Fink hatte ihnen nur 15,000 in der ungünstigsten Stellung entgegenzusetzen. Nachdem er sich den ganzen Tag über tapfer gewehrt, war der Schießbedarf der Preußen zu Ende. Den Oesterreichern gelang es, das mitten in der preußischen Schlachtordnung liegende Dorf Maxen in Brand zu stecken. Hierdurch und durch die mörderische Wirkung der von den Bergen abgefeuerten Geschütze entstand die unheilvollste Verwirrung. Noch immer dachte Fink daran, sich durchzuschlagen, allein bald mußte er inne werden, daß ihm nur die Wahl blieb, sein ganzes Heer entweder nutzlos abschlachten oder gefangen nehmen zu lassen. Ein Versuch des General Wunsch, mit der Reiterei durchzubrechen, mißlang. Zwar hatte der König, der selbst in seinem Lager bei Wilsdruf ruhig stehen blieb, den General Ziethen von Kesselsdorf aus zu Fink's Unterstützung vorgesandt; dieser konnte aber der schlechten Wege halber nicht zur Zeit eintreffen. So war keine Rettung. Das ganze eingeschlossene Corps, noch immer mehr als 11,000 Mann stark, mußte mit neun Generalen sich gefangen geben. 71 Kanonen, 24 Standarten und 96 Fahnen wurden eine Beute der Oesterreicher. Nur einige Husaren entkamen, dem Könige die Unglücks-

botschaft zu bringen. Es war eine schreckliche Vergeltung für die Gefangennahme der Sachsen bei Pirna!

Die tapferen Generale Fink, Rebentisch und Gersdorf, welche gegen ihren Rath und trotz ihrer Warnung zu der gefahrvollen Unternehmung gezwungen worden, mußten des Königs Zorn im schwersten Maße empfinden. Ein Kriegsgericht, bei dem Ziethen den Vorsitz führte, verdammte sie zu Festungsstrafe. Fink ging später in dänische Dienste und starb als Oberbefehlshaber des dortigen Heeres, Rebentisch als General in Portugal [1]). Diesem Unglück folgte gleich darauf, am 3. December, ein zweites. General Dierike, der mit 3000 Mann bei Meißen stand, wurde vom Könige über die Elbe zurückbeordert. Der Eisgang zerstörte die Schiffbrücke, die er schlagen wollte. Von dem österreichischen General Beck mit Uebermacht angegriffen, fielen ebenfalls 1400 Preußen, die den Stromübergang noch nicht hatten bewerkstelligen können, in feindliche Gefangenschaft.

Bei der Nachricht von dem Fink'schen Unglück schrieb der König an d'Argens [2]): „Mein Hymnus an das Glück war voreilig! Man muß nicht Victoria rufen, ehe man gesiegt hat. Das Uebermaß von Unfällen und Widerwärtigkeiten drückt mich zu Boden. Tausend

---

[1]) Archenholz 289.

[2]) Oeuvres XIX. 106.

Mal wünsche ich mir den Tod. Täglich wird mein Geist es überdrüssiger, noch länger diesen abgenutzten, zu Leiden verdammten Körper zu bewohnen. — — Haben Sie Mitleid mit meinem Zustande und machen Sie keinen Lärm davon. Die schlechten Nachrichten verbreiten sich ohnehin schnell genug! Quando avrai fine il mio tormento!"

Natürlich dachte Daun nach solchen Erfolgen nicht mehr an einen Rückzug; indessen unterließ er es auch, zum Glück für Friedrich den Großen, kräftig vorzudringen und diesen aus Sachsen zu vertreiben; er hoffte vielmehr, der König würde auch fernerhin solche Irrthümer begehen, durch die er sich in der letzten Zeit bis zur völligen Widerstandsunfähigkeit erschöpft zu haben schien. Die Oesterreicher bezogen deshalb in abwartender Stellung das feste Lager bei Pirna, nachdem sie vorher durch ihre Aufstellung dafür gesorgt hatten, daß ihnen die Verbindung mit Böhmen nicht abgeschnitten werden konnte. Friedrich ließ, gleichsam zum Trotz, ihnen gegenüber das kleine Lager bei Wilsdruf fortbestehen, ungeachtet die Kälte den Aufenthalt in den Zelten fast unerträglich machte. Täglich wechselnd mußten von den in den umliegenden Dörfern einquartierten Truppen 4 Bataillone die wie Bretter festgefrorenen Zelte beziehen. Durch angezündete Feuer suchten sie sich vor dem Erfrieren zu schützen und lagen Nachts dicht an einander gedrängt auf und neben einan-

der, um sich die Körperwärme mitzutheilen. Schadenfroh erfreute der König sich an dem Gedanken, daß er durch seine Hartnäckigkeit auch das feindliche Heer in dessen Lager festhielt und dasselbe zur Ertragung gleicher Unbequemlichkeiten nöthigte. Auch die übrige Armee hatte von der Kälte entsetzlich zu leiden. Das Brennholz fing an zu mangeln, so daß man Ställe, Scheuern, sogar die Häuser abdeckte, um Feuerung zu erhalten. Auch die Lebensmittel wurden knapper und die Leute konnten fast Nichts als Wassersuppen mit Commißbrot bereiten. Viele starben unter dem Druck dieser Entbehrungen. Endlich im Januar 1760 wurden ordentliche Winterquartiere bei Freiberg bezogen, nachdem der König durch den Herzog von Braunschweig eine Verstärkung von 12,000 Mann erhalten hatte, die der Erbprinz Ferdinand ihm zuführte.

Die Oesterreicher hatten inzwischen kaum minder zu leiden gehabt. Fast 4000 Mann sollen sie in diesem Winter durch Frost und Krankheiten verloren haben.

Da Friedrich der Große genöthigt gewesen, alle irgend verfügbaren Truppen an sich zu ziehen, um seine großen Verluste einigermaßen zu ersetzen, so waren auch gegen die Schweden in Pommern nur sehr geringe Streitkräfte zurückgeblieben, weshalb diese sonst wenig gefährlichen Feinde im Stande waren, eine Reihe von Orten in Besitz zu nehmen, die ihnen zum Anhalt für eine beabsichtigte Einschließung Stettins dienen sollten.

Eiligst mußte deshalb unter dem bei Kay verwundeten, jetzt wieder dienstfähigen General Manteuffel eine kleine Armee gebildet werden, zum großen Theil aus Reconvalescenten, denen es jedoch gelang, die Schweden über die Peene zurückzutreiben, worauf beide Theile an den entgegengesetzten Ufern dieses Flüßchens die Winterquartiere bezogen. Von da aus fanden hinüber und herüber verschiedene Angriffe ohne bedeutende Resultate statt. Bei einem derselben gerieth Manteuffel in Gefangenschaft, die Schweden wurden dann wieder zurückgetrieben und verhielten sich bis zum Sommer ziemlich ruhig in ihren Quartieren.

In Sachsen trat ebenfalls vorläufig Ruhe ein. Nachdem Daun sich bei Dresden fest verschanzt hatte, ohne diese Stellung ferner zu verlassen, blieb der König Herr des ganzen Landes mit Ausnahme dieser Hauptstadt. Da auch die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig, wie oben gesagt wurde, am Ende des Feldzuges noch ziemlich dieselbe Stellung behauptete, welche sie beim Beginne desselben inne gehabt, so war das Jahr 1759 zuletzt noch viel glimpflicher verlaufen, als man nach den vielen harten Schlägen erwarten durfte, welche den König von Preußen getroffen. Der Umsicht Ferdinand's und des Prinzen Heinrich war es wesentlich zu danken, daß die Uebereilungen, zu welchen Friedrich der Große sich durch seine nur zu erklärliche Mißstimmung unter dem Druck körperlicher Leiden und

Schmerzen hatte hinreißen lassen, keine schlimmeren Folgen nach sich zogen. Dennoch war der Kampf fortan so ungleich, daß Niemand mehr als Friedrich selbst von der Ueberzeugung durchdrungen war, er werde ohne einen ganz unberechenbaren Glücksfall seinen zahlreichen Feinden nicht auf die Dauer widerstehen können [1]). Sein unbegrenztes Ehrgefühl und das Bewußtsein, daß er, der den Staat in diese Fährnisse gebracht habe, auch verpflichtet sei, denselben daraus zu retten, gab ihm die Kraft, bis zu den äußersten Grenzen menschlicher Beharrlichkeit Widerstand zu leisten. Dazu war er denn auch entschlossen. Gleich einem Seefahrer in Sturmesnöthen ließ er keinen andern Gedanken und keine Rücksicht aufkommen, als die Rettung des ihm anvertrauten Staatsschiffes. Mochten Güter und Menschenleben über Bord gehen, er wollte mit fester Hand das Steuer halten, bis die Wogen ihn selbst mit den Trümmern des krachenden Baues in die Tiefe zögen. Tod oder ehrenvoller Friede! — eine dritte Möglichkeit faßte der König niemals in's Auge.

Schon im Herbst 1759 hatte er den Versuch gemacht, sich wenigstens von einer Seite her Ruhe zu schaffen, indem er mit Frankreich unterhandelte, wo man nach den ungeheuren Opfern, die der Krieg in Europa, Amerika und Indien bisher verschlungen hatte,

---

[1]) Oeuvres V. p. 37.

des Friedens fast eben so dringend bedurfte als in Preußen. — Die Hoffnung, den Oesterreichern durch die Türken zu schaffen zu machen, mußte als gescheitert betrachtet werden. So kam es darauf an, ob man die große Verbindung der feindlichen Mächte aus einander reißen konnte. Ganz im Geheimen wurden mit Choiseul Unterhandlungen angeknüpft, bei denen Voltaire eine Art von Vermittlerrolle gespielt zu haben scheint, obgleich nicht in der Ausdehnung, wie er selbst in seiner wichtig thuenden Manier es darstellt[1]). Friedrich mußte bei diesen Friedensversuchen mit größter Vorsicht Alles vermeiden, was seinen einzigen, mächtigen Verbündeten, den König von England, verletzen konnte, wenn derselbe erfuhr, daß man preußischer Seits ohne seine Genehmigung sich mit Choiseul in Verbindung setzte, — andererseits durften auch die französischen Diplomaten nicht die Rücksichten verletzen, welche sie ihrer Verbündeten, Maria Theresia, schuldig waren. — Dennoch versprach die Sache einen günstigen Erfolg, als im November das Londoner Cabinet sich bereit erklärte, auch seinerseits mit Frankreich zu unterhandeln. Der Herzog Ludwig von Braunschweig sollte, als gemeinschaftlicher Bevollmächtigter beider Höfe, die Gesandten Oesterreichs und Rußlands im

---

1) Voltaire ed. Beuchot. Bd. 71. p. 341. Raumer's Beiträge II. 476.

Haag andeutungsweise von Preußens und Englands Friedensabsichten in Kenntniß setzen. Die Unterhandlungen scheiterten aber an den unentwirrbaren Verwickelungen, in welche die französische Doppelpolitik sich eingelassen hatte [1]). Ludwig XV. betrachtete sich gleichsam in zwei Kriegen befangen, die er von einander getrennt halten wollte. In Betreff des Seekriegs war er bereit, unter Vermittelung des Königs von Spanien Friedensverhandlungen mit England anzuknüpfen; was aber den Krieg auf dem Festlande mit dem König von Preußen betreffe, so sei Frankreich hier wesentlich der Bundesgenosse Oesterreichs und habe auch gegen Schweden und Sachsen Verpflichtungen eingegangen, die ohne Einwilligung der Kaiserin-Königin nicht zu lösen wären. Wenn man unter Zuziehung aller dieser betheiligten Mächte Friedensunterhandlungen eröffnen wolle, so stehe dem Nichts im Wege. Friedrich der Große glaubte, daß er dennoch zum Ziele gelangen könnte, wenn er mit den wirklichen geheimen Absichten Frankreichs bekannt wäre. Ein gewisser Herr von Edelsheim, den die Herzogin von Gotha empfohlen, sollte sich, dies zu erforschen, nach Paris begeben. Das endete ohne Resultat, mit der Verhaftung und nachherigen Ausweisung des Unterhändlers. Eben

---

[1]) Stuhr 153. Oeuvres V. 37.

so erfolglos war ein wohlgemeinter Vermittelungsversuch des Königs Stanislaus, der seine Residenz Nancy für Eröffnung eines Friedenscongresses zur Verfügung stellte. Auch war in der That für jetzt eine friedliche Lösung noch unmöglich. Das Elend und die Verluste, welche vier Kriegsjahre über die Völker gebracht, hatten den Starrsinn der Herrscher noch nicht gebrochen, — Keiner wollte ohne Ländergewinn aus einem Kampfe hervorgehen, der solche Opfer gekostet. Die Engländer forderten von Frankreich so große Abtretungen in Amerika und Indien, daß Choiseul es mit seiner Ehre unverträglich fand, darauf einzugehen. Andererseits hatte Friedrich II. keineswegs der Hoffnung entsagt, beim Friedensschlusse einen Theil von Sachsen zu behalten und den Russen, welche die Provinz Preußen schon wie ihr Eigenthum ansahen, dieselbe wieder zu entreißen. Zwischen Rußland und Oesterreich wurde lebhaft unterhandelt, und am 21. März 1760[1]) kam ein Vertrag zu Stande, durch welchen beide Mächte einander ihren Beistand zusagten, um den König von Preußen, „diesen Feind der öffentlichen Ruhe," auf ein unschädliches Maß von Macht und Einfluß zu beschränken. Glücklicher Weise wurde diesem gefährlichen Bündniß durch den Haß und die Eifersucht der beiderseitigen Feldherrn

---

[1]) Koch und Schöll traités des paix III. 189.

die Spitze abgebrochen, indem jeder von beiden die Erfolge des andern zu hintertreiben suchte.

Friedrich der Große mußte unter diesen Umständen auf möglichst kräftige Fortsetzung des Krieges denken. Mit seinem einzigen mächtigen Alliirten wurde am 9. November 1757 das Bündniß erneuert. England zahlte wiederum vier Millionen Thaler Subsidien und verstärkte die Hilfstruppen bei der alliirten Armee bis auf 25,000 Mann. Seit 200 Jahren war kein so großes englisches Heer auf dem Continente erschienen.

Sechstes Kapitel.

Das Jahr 1760. Belagerung von Dresden. Schlacht bei Liegnitz. Die Feinde in Berlin. Torgau.

Der harte Winter von 1759 zu 1760 hatte unsägliches Elend zur Folge. Hungersnoth und Krankheiten gesellten sich zu den Leiden des Krieges. Namentlich über das unglückliche Sachsen schienen alle Plagen der Menschheit zugleich ausgegossen. Dennoch erleichterte gerade das allgemeine Elend dem Könige die Sorge für die Verstärkung seines Heeres, weil der kärgliche Unterhalt des Soldaten dem verschmachtenden Landmanne beneidenswerth schien, der lieber durch das Schwert der Feinde als durch Hunger und ansteckende

Krankheiten umkommen wollte. Jeder Rekrut aber war willkommen; denn die Verluste des Königs durfte man nicht nach gebliebenen oder verwundeten Leuten, sondern nach zerstörten und gefangenen Armeecorps berechnen, und noch empfindlicher wurden sie, weil Maria Theresia kluger Weise die Auswechselung der Gefangenen verweigerte, die in österreichischen und ungarischen Festungen zu Tausenden sich befanden. Seit 1756 waren allein 40 Generale geblieben und gestorben. Die Infanterieregimenter zählten statt 52 etatsmäßiger Officiere kaum 12 [1]), obgleich man Knaben von 14 bis 15 Jahren aus den Cadettenhäusern zu Lieutenants ernannte, nachdem die älteren Söhne des Adels fast alle hinweggerafft waren. Die Gemeinen bestanden zur Hälfte aus Ueberläufern, zur Hälfte aus angeworbenen Sachsen, Beide gleich unzuverläßig. Der König sagt selbst: „Ein großer Theil der Armee war nur aus der Entfernung zu zeigen, aber nicht zu brauchen.“ Je schlechter die Soldaten waren, um so strenger mußten sie einexercirt werden. Die Härte des Dienstes stieg von Tag zu Tage. Dennoch war bei dem Kern der Armee, den brandenburgischen und pommerschen Landeskindern, die Begeisterung für den unglücklichen Heldenkönig wo möglich in stetem Wachsen, und der Geist, der von hier aus sich den Regimentern mittheilte,

---

[1]) Oeuvres V. 44.

macht allein erklärlich, daß überhaupt noch Schlachten geliefert und gewonnen werden konnten [1]). Mit solchem Material war an einen Angriffskrieg nicht zu denken. Der König hatte von jetzt an überhaupt nur den Gedanken, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren und ehrenvoll unterzugehen, wenn nicht ein Wunder ihn rettete. Er betrachtete sich wie einen Wanderer, der unter die Räuber gefallen war, und belegte demgemäß seine drei Feindinnen in Wien, Petersburg und Paris mit den entsprechenden Ehrentiteln.

Um Geld zu erhalten, wurde Sachsen jetzt vollständig als erobertes Land behandelt und bis zur Erschöpfung ausgesogen. Sogar die prächtigen kurfürstlichen Wälder ließ der König niederhauen und das Holz verkaufen. Die Münzverringerungen und Gelderpressungen nahmen ihren Fortgang — es war eben auf allen Gebieten des Daseins ein Kampf um Leben oder Tod. Daß Er, und warum Er allein im Stande war, in einem so verzweifelten Kampfe dennoch nicht zu verzweifeln, geht am besten aus einer Aeußerung des Grafen Montazet hervor, der als französischer Bevollmächtigter im österreichischen Lager weilte: „Man hat

---

[1]) Zu welchen Mitteln der König seine Zuflucht nahm, um den Muth der Truppen anzufeuern, sagt er selbst Oeuvres V. 45. Er ließ erdichtete Nachrichten von günstigen Erfolgen verbreiten, Prophezeihungen künftiger Siege verkünden u. s. w.

gut sagen," schreibt er, „daß der König von Preußen zu Grunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr die alten sind, daß er keine Generale hat. Das mag wahr sein, aber sein Geist, der Alles beseelt, ist stets derselbe, und leider bleiben auch wir immer dieselben [1])."

In der That war die Uneinigkeit unter Preußens Feinden wieder eben so groß wie im vorigen Jahre. Nach vielem Hin- und Herverhandeln [2]) kamen endlich Rußland und Oesterreich dahin überein, daß Soltikoff, verstärkt durch Loudon's österreichische Heeresabtheilung, Schlesien erobern, Daun mit den Reichsvölkern die Preußen aus Sachsen vertreiben und dann in die Mark Brandenburg eindringen sollte. Die Schweden unter General Ehrenswaerd übernahmen es, gleichzeitig aus Pommern vorzudringen, während General Tottleben mit einem abgesonderten russischen Corps den Angriff auf Berlin unterstützte. Bis die Ausführung dieser Pläne im Einzelnen festgestellt war, verging fast die Hälfte des Jahres. Der König, auf die Vertheidigung beschränkt, mußte bis dahin sich zuwartend und abwehrend verhalten und vor allen Dingen versuchen, ob die Vereinigung der Russen und Oesterreicher verhindert werden könnte. Sein Bruder

---

[1]) Stuhr II. 331. Note 1.

[2]) Daselbst p. 319. Retzow II. 192.

Heinrich sollte mit 35,000 Mann die in mehr als doppelter Stärke anrückenden Russen aufhalten, während er selbst Sachsen behauptete und die Gelegenheit erspähte, einen entscheidenden Schlag zu führen [1]. General Fouqué wurde beordert mit 14,000 Mann bei Landshut stehn zu bleiben, um Schweidnitz, Neisse und Breslau zu decken und zu verhindern, daß Glatz belagert würde. Gegen die Schweden konnten nur 5000 Mann unter General Stuttersheim aufgestellt werden.

Von der ausgebreiteten, täglich, fast stündlich geführten Correspondenz Friedrich des Großen in dieser Zeit liegt uns leider nur der Briefwechsel mit dem Prinzen Heinrich, in Schöning's Buch über den siebenjährigen Krieg, einigermaßen vollständig vor; aber schon dieser genügt, um uns über die rastlose nie ermattende Thätigkeit, mit welcher der König das Größte wie das Kleinste im Auge behielt, in bewunderndes Erstaunen zu versetzen. Durch die zum Theil unzuverlässigen und widersprechenden Berichte über die Pläne seiner von allen Seiten andringenden Feinde wurden des Königs Gegenmaßregeln beständig geändert und er in einer Spannung erhalten, welche nur ein so kraftvoller und zu gleicher Zeit so elastischer Geist, wie der seinige, ertragen konnte.

Der König blieb bis zum 24. April in seinem Haupt-

[1]) Schöning II. 136.

quartier in Freiberg. Dann begab er sich zu der Heeresabtheilung des Markgrafen Carl nach Wilsdruf und bezog mit diesen Truppen vereinigt das Lager in Schlettau bei Meißen, wo er bis Mitte Juni blieb, stets von Daun beobachtet, welcher sich mit der österreichischen Hauptarmee in und um Dresden festgesetzt hatte. Ueber die Bewegungen der Russen waren, trotz aller ausgesandten Spione, zuverlässige Nachrichten nicht zu erlangen, so daß Prinz Heinrich und der König stets wechselnde Vermuthungen deshalb austauschten [1]). So war der Prinz genöthigt, mit seiner verhältnißmäßig kleinen Armee die ganze Strecke zwischen Pommern und Schlesien im Auge zu behalten, um dem etwa nahenden Feinde begegnen zu können. Aus seiner Correspondenz mit dem Könige ergiebt sich, daß Loudon am 11. Mai zu einer Besprechung mit Daun nach Dresden gekommen war, wo Beide den sehr klugen Feldzugsplan entwarfen, den die nächste Zukunft enthüllte. Laudon sollte gegen Schlesien heranrücken, das Ziel seiner Unternehmung aber durch verstellte Märsche verbergen, um auf diese Art den General Fouqué aus dessen fester Stellung bei Landeshut hervorzulocken, damit ein Angriff auf Glatz unternommen werden könnte. So geschah es denn auch. Fouqué wurde in den Glauben versetzt, daß Laudon, der mit einer großen

1) Schöning II. 264 squ.

Armee sein Lager in Böhmen verlassen hatte, beabsichtige, Schweidnitz oder Breslau zu überrumpeln; dies zu verhindern, verließ er seinen Posten bei Landeshut und zog sich in die Ebene hinab. Am 10. Juni meldete er das dem Könige und zeigte zugleich an, Loudon habe sein Lager bei Bischwitz, unweit Glatz, aufgeschlagen, den Paß von Wartha und alle Zugänge des Gebirges stark besetzt, auch den Zeiskenberg und Fürstenstein occupirt. „Ich kann daher," fährt er fort, „ohne großes Risico Nichts weiter tentiren, sondern werde das platte Land so gut wie möglich rein zu halten suchen." Diesen Brief erhielt der König am 14. Friedrich, welcher von der großen Angst der Gebirgsbewohner bei dem Anrücken der Oesterreicher durch den Minister Schlabberndorf in Kenntniß gesetzt war, wußte sehr wohl, daß Fouqué sich gegen die Uebermacht des Feindes nicht auf die Dauer halten konnte, sondern genöthigt sein würde, in der Nähe von Schweidnitz Sicherheit zu suchen [1]). Dessenungeachtet war er höchst ungehalten, als der General diesen Schritt wirklich gethan, und erließ an denselben den Befehl, Landeshut sogleich wieder zu besetzen, weil die Oesterreicher nicht daran dächten, Schweidnitz oder Breslau zu bedrohen. Auf Fouqué's Gegenvorstellungen wiederholte der König seine Befehle in den härtesten Ausdrücken: „Ich danke es Euch den

---

[1]) Schöning II. 273.

Teufel, daß Ihr meine Berge verlaßt. Schafft mir meine Berge wieder, es koste was es wolle. Meine Generale thun mir mehr Schaden als der Feind, weil sie immer verkehrte Bewegungen machen [1])."

Fouqué, damals schon 62 Jahre alt, ein Mann von feinstem ritterlichem Ehrgefühl, der außerdem dem Könige von Jugend auf so nahe gestanden hatte wie wenige seiner Generale, und der sich noch immer als Großmeister jenes geheimnißvollen Rheinsberger Bayardordens betrachtete, war durch solche Behandlung auf's Tiefste verletzt. Er rief seine Officiere zusammen und erklärte ihnen, er müsse Landshut wieder nehmen. „Loudon," fuhr er fort, „wird uns mit Uebermacht angreifen, aber als alte Preußen dürfen wir an keine Ergebung denken, sondern müssen uns bis auf den letzten Mann wehren. Im Fall eines Rückzuges werde ich einer der Letzten auf dem Schlachtfelde sein; doch wenn ich das Unglück habe, einen solchen Tag zu überleben, so gebe ich mein Ehrenwort, keinen preußischen Degen mehr zu ziehen!"

Die Oesterreicher unter General Jahnus ließen sich am 17. Juni, ohne besonderen Widerstand zu leisten, aus ihrer Stellung bei Landeshut vertreiben, in der Voraussicht, daß sie die Preußen daselbst alsbald vollständig einschließen und vernichten könnten. Fouqué

---

[1]) Stenzel 240.

befestigte sich auf den Bergen so gut es gehen wollte, doch reichten seine 10,000 Mann und die 68 Kanonen, welche er bei sich hatte, nicht aus, um eine so ausgedehnte Position zu decken. Dazu hätten mindestens vier Mal so viel Truppen und Geschütze gehört; so aber war es durchaus ein verlorener Posten; noch dazu hatten die Oesterreicher jede Verbindung mit General Ziethen abgeschnitten, welcher die Höhen bei Fürstenstein besetzt hielt. Am 21. schrieb Fouqué nochmals an den König [1]): „Ich sitze hier fest wie angenagelt und kann mich nicht fortrühren. Bis Ausgang des Monats bin ich mit Brod und Fourage versehen — — in dieser Situation werde ich mich allhier bis auf's Aeußerste zu halten suchen und eine Diversion von Ew. Majestät abwarten.“ Leider aber waren weder der König noch Prinz Heinrich im Stande, dem tapferen Manne zu Hilfe zu kommen, da Ersterer durch Daun, der Letztere durch die anrückenden Russen mehr als hinreichend beschäftigt war. Zu spät sah Friedrich ein, daß sein Befehl an Fouqué unausführbar sei. Er hatte auch hier wie vor der Affaire bei Kay so lange auf seiner vorgefaßten Meinung beharrt, bis das Unglück nicht mehr abzuwenden war. Als er am 22. Juni seinen Irrthum erkennend dem General sagen ließ, er möge seine Stellung verlassen, alle Verschanzungen zerstören, damit die

---

[1]) Schöning 335.

Oesterreicher sich nicht darin festsetzten, und dann zur Deckung von Breslau abziehen — war das Unglück nicht mehr abzuwenden. Die Oesterreicher hatten mit ihrer großen Armee das preußische Corps bereits vollständig umstellt. Am 23. früh um 2 Uhr befahl Loudon den Angriff an fünf Orten zugleich. Fouqué zog sich vor der Uebermacht unter beständigem Kampfe von Anhöhe zu Anhöhe bis in das Thal des Bobers zurück. Seiner 1500 Mann starken Reiterei, die auf diesem Terrain keine Verwendung finden konnte, hatte er gleich Anfangs befohlen, sich durchzuschlagen, was auch so ziemlich gelang. Er selbst formirte mit dem Fußvolk ein Quarré und focht in dieser Stellung gegen den vier Mal stärkeren Feind acht Stunden lang, bis die Soldaten ihr Pulver verschossen hatten und endlich fast wehrlos der Uebermacht erliegen mußten [1]). Die Oesterreicher richteten ein entsetzliches Gemetzel an. Fouqué selbst fiel unter sein erschossenes Pferd und erhielt zwei Wunden in den Kopf und eine in die Schulter. Sein treuer Reitknecht Trautschke warf sich über ihn und fing mit seinem Leibe die Säbelhiebe auf, indem er aus allen Kräften rief: „Wollt Ihr denn den commandirenden General umbringen?" Das hörte endlich Obrist Voit von den Löwenstein'schen Dragonern, der heransprengte und dem tapferen General das Leben rettete.

---

1) Archenholz 325.

Er ließ sein Paradepferd herbeiführen und bat Fouqué, dasselbe zu besteigen. „Ich werde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben!“ sagte dieser. Voit erwiederte: „Es wird von unschätzbarem Werthe sein, wenn es mit dem Blute eines Helden gefärbt wird.“

An Widerstand war nun ferner nicht zu denken. Die noch übrig gebliebenen preußischen Soldaten mußten das Gewehr strecken und wurden sammt ihrem General zu Gefangenen gemacht. 600 waren todt, mehr als 1800 verwundet. Von den Oesterreichern sollen fast 3000 Mann in diesem ungleichen Kampfe gefallen sein. Sie erbeuteten das ganze Lager der Preußen und machten über 200 Officiere und fast 8000 Mann zu Gefangenen [1]). Landeshut wurde erobert und von den Croaten eine Zeit lang geplündert, bis Loudon die Ordnung wieder herzustellen vermochte. Fouqué wurde nach Wien gebracht und mit großer Auszeichnung behandelt. Da er aber seinem Haß gegen die Oesterreicher zu lauten Ausdruck gab, brachte man ihn in die Festung Karlsstadt in Croatien, wo er bis zum Frieden blieb. Er hat nachher in Brandenburg

---

[1]) Diese Zahl ist die wahrscheinlichere. Loudon's Lebensgeschichte 145. Wenn Archenholz von nur 4000 Gefangenen spricht, so stimmt das nicht mit der Zahl der Gebliebenen und der ursprünglichen Stärke des Corps. Als man Fouqué's Chatoulle zu Loudon brachte, fand sich Nichts darin, als einige Briefe, ein seidenes Zopfband und ein Kupferkreuzer.

gelebt, wo der König ihm kurz vor der Landeshuter Affaire eine Stiftsstelle verliehen. Friedrich behandelte den heldenmüthigen Mann bis an dessen Tod mit der herzlichsten Freundschaft[1]). Fouqué aber hat seinen Schwur gehalten und seit dem 23. Juni 1760 nicht mehr den Degen gezogen. Der brave Trautschke blieb bei seinem Herrn bis an dessen Tod. Nachher gab ihm der König eine kleine Anstellung, auch schenkte er ihm eine Geldsumme zum Wiederaufbau seines Hauses.

Loudon, der durch diese Gefangennahme des Fouqué'schen Corps den Preußen, die ohnehin keinen Ueberfluß an Truppen hatten, einen so empfindlichen Schlag beibrachte, trat in diesem Jahre (1760) zum ersten Male als commandirender General auf. Schon bei Hochkirch und Kunnersdorf hatte er durch seinen Rath und seine Kühnheit wesentlich zu dem Ausgang dieser Schlachten beigetragen. Von da an wurde sein Name in Oesterreich so beliebt beim Volke, daß man ihn bis auf den heutigen Tag neben dem Prinzen Eugen in

---

[1]) In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges sagt der König, Oeuvres V. 48: „Fouqué's Verhalten bei Landshut kann in der ganzen Weltgeschichte nur mit der That des Leonidas bei Thermopylä verglichen werden.“ Indessen ist doch wohl ein Unterschied zwischen der freien Aufopferung der eigenen Person zur Rettung des Vaterlandes und dem hauptsächlich aus gekränktem Ehrgefühl hervorgegangenen tapfern, aber nutzlosen Widerstand gegen eine übermächtige Feindesschaar.

Liedern und Gesängen feiert. Wie Eugen einst von Ludwig XIV. eine Anstellung als Capitain in der französischen Armee nicht erlangen konnte, die er nachher so oft besiegen sollte, ebenso erzählt man, habe Friedrich II. im Jahre 1740 verweigert, den aus Rußland kommenden jungen Loudon als Officier im preußischen Heere anzunehmen, weil dessen Physiognomie ihm zuwider gewesen [1]). In der That hatte Loudon ein verschlossenes, menschenscheues Wesen und wurde durch röthliches Haupthaar entstellt. Dieser Mangel an empfehlendem Aeußern war wohl auch Schuld, daß es ihm erst nach vielen Anstrengungen möglich war, in Oesterreich eine Officierstelle zu erhalten. Seit dem Augenblicke aber, wo er unter dem berüchtigten Trenck eine Croatenabtheilung als Hauptmann befehligte, gelang es ihm durch seine Kühnheit und Besonnenheit und durch stets wiederholte Erfolge im kleinen Kriege, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Doch avancirte er langsam. Sein biederer Character war nicht mit den geschmeidigen Formen verbunden, durch welche man seine Vorgesetzten gewinnt; fast hätte Loudon beim Ausbruch des siebenjährigen

---

[1]) Nicolai, Anecdoten von Friedrich dem Großen, erklärt das für eine Erfindung, aber nur aus dem Grunde, weil Loudon ein offenes edles Gesicht gehabt habe. Vergl. Pezzl p. 20. Gellert, der 1763 mit Loudon in Carlsbad zusammentraf, hat dessen Persönlichkeit in einem lesenswerthen Briefe geschildert. ibid. p. 210. Kutzen p. 193.

Krieges in seiner Garnison zurückbleiben müssen, wenn nicht zufällig Kaunitz den Werth des unscheinbaren Mannes erkannt und denselben als Obristlieutenant mit einer Croatenabtheilung zu der Browne'schen Armee geschickt hätte. Von da an stieg Loudon schnell empor. Seit der Kunnersdorfer Schlacht galt er für den ersten Feldherrn der kaiserlichen Armee; man gab ihm 1760 den Oberbefehl über das in Böhmen aufgestellte Heer, mit welchem er, was die Oesterreicher in den ersten vier Kriegsjahren vergebens angestrebt, den Feldzug in Feindes Land eröffnete.

Loudon hatte, ganz im Gegensatz zu dem überbedächtigen Daun, die große Gabe, aus seinen Siegen den möglichsten Vortheil zu ziehen. So ruhte er auch jetzt nicht auf seinen Lorbeern, sondern kehrte nach Gefangennehmung des Fouqué'schen Corps sogleich nach Landeshut zurück und wendete sich gegen Glatz, wo er bereits früher den General Harsch zurückgelassen, um diesen wichtigen Platz einzuschließen. Die Besatzung bestand nur aus 2400 Mann, fast alles unzuverlässige Leute, weil der König die am meisten zum Desertiren geneigten Ausländer und Ueberläufer in die Festungen stecken mußte, wo sie am besten überwacht werden konnten. Der Commandant, ein Franzose Namens d'O, war auf Fouqué's Empfehlung angestellt worden, den die geläufige Conversation des ganz unfähigen Menschen bestochen zu haben scheint. Am 25. Juli erschien Loudon

selbst vor Glatz, um den Angriff zu leiten. Schon am 26. befahl er die Werke zu stürmen. Die Besatzung benahm sich so schlecht, zum Theil aufrührerisch, daß die Oesterreicher binnen vier Stunden Herren der Festung waren, die sich auf Gnade und Ungnade ergab. Die ganze Besatzung, darunter 107 Officiere, wurde zu Gefangenen gemacht. Ein unermeßliches Kriegsmaterial fiel den Siegern in die Hände. Der König glaubte später, Loudon müsse durch Vermittelung der Jesuiten mit den katholischen Soldaten ein Einverständniß unterhalten haben [1]), was die Oesterreicher aber auf's Bestimmteste leugnen. d'O wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt.

Loudon schickte den Bericht über die unerwartet schnelle Eroberung von Glatz seinem Gönner Kaunitz zu, welcher den Brief sofort der Kaiserin übersandte und am Schluß hinzufügte: „Gott erhalte Ew. Majestät Ihren Josua!" worauf Maria Theresia erwiederte: „Das ist der schönste Wunsch, den Sie für mich thun können!"

Noch am Tage der Erstürmung von Glatz ließ Loudon den General Draskowitz gegen Breslau vorrücken. Er wünschte die Hauptstadt Schlesiens wo möglich zu erobern, bevor die russische Armee herbeikäme, um die Ehre des Erfolges den österreichischen Waffen allein zu

---

[1]) Oeuvres V. 55. Dagegen Pezzl in Laudon's Leben p. 154.

sichern. Aber in Breslau befehligte ein anderer Mann als in Glatz[1])!

Bogislaus Friedrich von Tauenzien, ein Pommer aus der alten Schule Friedrich Wilhelm's I., hatte sich unter des Königs Augen an dem Unglückstage von Kollin durch heldenmüthige Tapferkeit hervorgethan. Sein nachmaliger Secretair, Gotthold Ephraim Lessing, hat ihn mit folgenden charakteristischen Worten gezeichnet: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General von Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden."

Am 31. Juli ließ Loudon die Stadt mit seinem 50,000 Mann starken Heere von allen Seiten einschließen. Die ganze Besatzung bestand aus 3000 Mann, meist ebenso unzuverläßige Leute wie in Glatz. Dazu kam, daß 9000 kriegsgefangene Oesterreicher innerhalb der Mauern lagen und nur auf den Augenblick harrten, wo sie sich empören und zu ihren Landsleuten übergehen könnten. Verlaß war allein auf 1000 Mann von der königlichen Leibgarde, welche nach der Schlacht von Kollin, wo ihr Regiment so furchtbar gelitten hatte, hierher verlegt waren und sich seitdem in Breslau befanden. Hilfe und Entsatz schien von keiner Seite zu

---

1) Kutzen p. 204. Tauenzien ist 1710 geboren.

erwarten. Prinz Heinrich konnte seinen Posten jenseits der Oder nicht verlassen, wo er die Ankunft der Russen bewachen mußte. Der König war von Daun an der Elbe festgehalten. Der weite Umfang der Stadt Breslau, welcher nur durch eine große Truppenzahl gesichert werden konnte, machte die Vertheidigung noch schwieriger. Tauenzien aber ließ sich durch alle diese Gefahren nicht schrecken. Wiederholte Aufforderungen zur Uebergabe wies er standhaft zurück, und als Loudon ihm drohend sagen ließ, im Fall einer Erstürmung solle das Kind im Mutterleibe nicht geschont werden, gab Tauenzien die berühmt gewordene Antwort: „Ich bin nicht schwanger, und meine Soldaten auch nicht[1])!"

Loudon, der kein Mittel unversucht lassen wollte, noch vor Ankunft der Russen Herr von Breslau zu werden, stellte hierauf vor, daß die Stadt keine eigentliche Festung sei, sondern eine Handelsstadt, die man nicht in Gefahr bringen dürfe, durch glühende Kugeln in einen Aschenhaufen verwandelt zu werden. Tauenzien aber erwiederte (1. August), Breslau habe Festungswerke, sei auch 1757 von den Oesterreichern selbst vertheidigt worden. Ein Bombardement würde ihn, wie sehr er auch die Einwohner bedauere, nicht dahin bringen, zu capituliren. Nicht die Häuser der Stadt, son-

[1]) Kutzen 207.

dern die Festungswerke wären ihm von seinem Könige anvertraut.

Noch an demselben Tage, Abends 9 Uhr, begannen die Oesterreicher hierauf das Bombardement mit Feuerkugeln und Bomben. Gleichzeitig machten die Croaten von allen Seiten Angriffe, die aber heldenmüthig abgeschlagen wurden. Solche Standhaftigkeit blieb nicht ohne Eindruck; statt der bisherigen Drohungen machte Loudon freundliche Vorschläge, der Commandant möge selbst die Bedingungen der Capitulation aufsetzen, man werde Alles genehmigen! — Umsonst. Tauenzien beharrte bei seinen früheren Erklärungen und erwartete eine Erneuerung des Bombardements. Von den Thürmen der Stadt aus beobachtete man mit Sorge die Bewegungen im feindlichen Lager. Das Hauptquartier befand sich in Höfchen, kaum ¼ Meile von den Thoren. So verging der 2. und 3. August, ohne daß etwas Erhebliches geschah. Am 4. aber wurden die Belagerten zu ihrer größten Ueberraschung gewahr, daß die Oesterreicher ihre Zelte abbrachen, und die ganze Armee sich in der Richtung nach dem Gebirge fortbewegte.

Diese wunderbare Rettung aus drohender Gefahr dankte man dem Prinzen Heinrich. Aus der Correspondenz desselben mit dem Könige ersieht man, daß dieser hochbegabte Prinz, seinen eigenen Kräften mißtrauend, vor der Aufgabe zurückbebte, welche Friedrich

der Große an ihn stellte. Der König aber ließ nicht ab, ihn anzuspornen und zu ermuntern, was dann jedes Mal bewirkte, daß der Prinz zuletzt alle seine Unternehmungen mit bewundernswürdiger Ruhe und Entschlossenheit durchführte. Die Nachricht von Fouqué's Gefangennehmung war niederschmetternd für beide königlichen Brüder. Der König aber zeigte sich schon den Tag nachher wieder gefaßt. „Gestern," schreibt er an seinen Bruder am 26. Juni [1]), „war mir das Herz zu schwer, um Dir eine vernünftige Mittheilung zu machen. Aber heute komme ich wieder zu mir selbst. Jetzt gilt es, Breslau zu retten. Wenn die Türken sich gegen Oesterreich in Bewegung setzen, können wir noch Hoffnung fassen, wo nicht, so sind wir verloren." Dieser Türkenbeistand war der Strohhalm, an den sich der König in dieser Zeit jedes Mal anzuklammern suchte, wenn er sich dem Versinken nahe glaubte. Prinz Heinrich antwortete am nämlichen Tage: „Unsere Sachen standen verzweifelt schon vor diesem Schlage, jetzt aber weiß ich nicht, was uns bevorsteht. Ich soll die Russen von Frankfurt abhalten, Glogau decken und die Belagerung von Breslau verhindern! — Wie gern überließe ich das Alles einem geschickteren Manne!" Der König durfte aber seinen Bruder nicht schonen: „Ich glaube,

---

[1]) Schöning II. 340.

daß Du in Verlegenheit bist, aber ich selbst bin es nicht minder, und ich liege wahrhaftig nicht auf Rosen." Nun ging Prinz Heinrich vor. Begünstigt von der Uneinigkeit zwischen den österreichischen und russischen Generalen, die ihn durch ihre Uebermacht erdrücken konnten, wenn sie nach einem gemeinschaftlichen Plane operirten, führte er seine Schaar zwischen beiden feindlichen Armeen glücklich hindurch. Bei Glogau überschritt er die Oder und kam am 6. August in die Nähe von Breslau. Auf die Kunde von seiner Ankunft hatte Loudon bereits am 4. den Rückzug angetreten. Zu gleicher Zeit waren auch die Russen unter Soltikoff jenseit der Oder bis nach Hundsfeld (eine Meile von Breslau) vorgedrungen, in der festen Ueberzeugung, am andern Ufer die Oesterreicher zu treffen. Man denke sich ihr Erstaunen, als sie die Gegend statt dessen von der preußischen Armee besetzt fanden[1]). Mißmuthig zogen sie wieder ab, und Breslau war gerettet.

Auch der König war in der Zeit zwischen Fouqué's Niederlage und der Belagerung von Breslau nicht müßig gewesen[2]). Er sann auf Mittel, das große Unglück einigermaßen wieder gut zu machen und durch einen kühnen Streich seinen Angelegenheiten eine bessere Wendung zu geben. Indem er mit seiner ganzen

---

[1]) Kutzen a. a. O. 212.

[2]) Annual register I. 368.

Armee die Richtung nach Schlesien einschlug, gelang es ihm, die Oesterreicher aus ihrer Ruhe zu bringen. Daun wollte sich mit Loudon, gegen den des Königs Marsch gerichtet schien, verbinden und zog deshalb ebenfalls über Bautzen und Görlitz nach Schlesien; doch ließ er unterwegs, zwischen Dresden und Bautzen, den General Lascy mit einem Corps zurück, um Sachsen zu decken. Sobald der König dies gewahr ward, kehrte er um mit der Absicht, diese Lascy'sche Heeresabtheilung zu schlagen, doch zog sich dieselbe eiligst durch Dresden über die Elbe zurück. Nun hoffte Friedrich im Stande zu sein, während Lascy's Abwesenheit Dresden wieder zu erobern und Herr von Sachsen zu werden, was dem Kriege eine ganz andere Wendung gegeben hätte; denn bei der völligen Erschöpfung seiner eigenen Hilfsmittel fand er in diesem reichen Lande, wie hart dasselbe auch bereits ausgepreßt war, doch immer noch Geld und Vorräthe aller Art. Sehr treffend drückt das Archenholz aus [1]): „Wie der Riese Antäus, der mit Herkules rang, so oft er zu Boden geworfen wurde, von seiner Mutter Erde neu gestärkt sich jedes Mal erhob, so sah man Friedrich bei seinen Kämpfen in Sachsen nie fallen, ohne sich durch neue Kraft gestählt wieder aufzurichten."

Durch die Generale Hülsen und Ziethen verstärkt

---

[1]) Archenholz, p. 400.

langte der König vor Dresden an und ließ schon am 14. Juli die Belagerung beginnen. Er hatte gehofft, durch Ueberraschung Herr der Stadt zu werden. Allein das gelang nicht. Er fand die Festungswerke verstärkt und in dem Commandanten Macquire einen Mann von Muth und Erfahrung, der eben so fest entschlossen war, die Stadt zu vertheidigen, wie der König, sie einzunehmen. Bis zur Ankunft des schweren Geschützes, das aus Magdeburg geholt werden mußte, verging eine kostbare Zeit, welche Daun dazu benutzte, um zurückzukehren und sich den Preußen gegenüber aufzustellen. Die Unternehmung rückte im Wesentlichen nicht aus der Stelle und hatte keinen anderen Erfolg, als daß der größte Theil der schönen Stadt in einen Schutthaufen verwandelt und unzählige Menschen unglücklich gemacht wurden. Der prächtige „große Garten" lag verwüstet, die uralten Bäume waren niedergehauen. Zum Glück hatte man die werthvollen Marmorstatuen daselbst beim Annahen der Preußen vergraben, wodurch diese Kunstwerke der Zerstörung entgingen. Die Kreuzkirche, von der aus man unvorsichtiger Weise eine der oben für Festlichkeiten aufgestellten Kanonen gelöst hatte [1]), wurde wie

[1]) In dem von der sächsischen Regierung veröffentlichten „Memoire, das Bombardement von Dresden betreffend," wird auf's Bestimmteste geleugnet, daß von der Kreuzkirche geschossen worden. Die Kanonen daselbst waren wagerecht nach allen vier Himmelsgegenden gerichtet, um zu Ostern und Pfingsten die Fest-

eine Batterie betrachtet und zusammengeschossen. Bald lagen 6 Kirchen in Trümmern, 416 prachtvolle Häuser und öffentliche Gebäude waren niedergebrannt, 115 andere beschädigt. Die festen Keller, in welche die geplagten Bewohner ihre besten Habe flüchteten, wurden von den Oesterreichern erbrochen und geplündert. Was fliehen konnte, entfloh. Männer, Frauen und Mädchen, selbst aus den höheren Ständen, trugen schwere Lasten auf dem Rücken und suchten sich außerhalb der Festung zu retten [1]). Und doch war alles dieses Elend und dieser Jammer ganz nutzlos über das bedauernswerthe Dresden gebracht. Man konnte Daun nicht verhindern, bedeutende Verstärkungen in die Stadt zu senden; aber je aussichtsloser dadurch die Belagerung wurde, desto mehr stieg der Eifer und der Zorn des Königs. Die Oesterreicher machten täglich Ausfälle und konnten nicht immer

---

tage durch ihren Schall zu verherrlichen. Deutsche Kriegskanzlei von 1760, p. 456. Daselbst wird auch erzählt, wie ein preußisches Freicorps in die Wilsdrufer Vorstadt gedrungen, die Häuser geplündert und Feuer angelegt hätte, wobei die Annenkirche niedergebrannt sei. Die nicht vergrabenen Statuen im großen Garten wären zerschlagen, die Marmortische gestohlen und die Bäume, die man nicht niedergehauen, durch Ansägen muthwillig verdorben worden.

1) Der Satyriker Rabener, dessen Manuscripte bei der Belagerung vernichtet wurden, hat eine mit bitterem Humor abgefaßte Beschreibung derselben hinterlassen. Auch im 4. Bande der Heldengeschichte finden sich gleichzeitige Berichte über diese Belagerung.

kräftig zurückgeworfen werden, ja mehr als ein Mal mußten die Preußen vor der Uebermacht der Feinde ihre Laufgräben verlassen; die Belagerten fanden dann Gelegenheit, preußische Kanonen zu vernageln und Gefangene zu machen. Bei einem derartigen Vorfalle beschuldigte der König namentlich das Regiment Bernburg, welches stolz darauf war, noch vom alten Dessauer ausgebildet zu sein, der Feigheit und belegte dasselbe mit einer in der preußischen Kriegsgeschichte unerhörten Strafe: den Gemeinen wurde das Seitengewehr genommen, den Officieren die Tressen von den Hüten geschnitten. Tiefgekränkt verlangten diese sämmtlich ihren Abschied. Der König aber entließ sie nicht, — die braven Männer mußten die unverdiente Schmach über sich ergehen lassen. Von der unumschränkten Gewalt, welche Friedrich der Große über seine Armee übte, kann ein stärkerer Beweis nicht gedacht werden, als daß diese Officiere, welche fortan für ihre Kameraden ein Gegenstand mitleidigen Spottes waren, dennoch nicht nur weiter dienten, sondern durch verdoppelte Tapferkeit die Gnade ihres Kriegsherrn wiederzugewinnen trachteten.

Der König wurde indessen über die geringen Fortschritte, welche die Belagerung Dresdens machte, von Tag zu Tage ungeduldiger. Macquire übergab die Stadt nicht und schien entschlossen, die völlige Zerstörung derselben einer Capitulation vorzuziehen.

Während dieser Vorgänge [1]) hatte Daun noch immer erwartet, Friedrich werde nach Schlesien gehen, und war nicht wenig bestürzt, als er am 10. Juli erfuhr, der König habe sich gegen Dresden gewendet. Nachdem er am 15. durch inzwischen eingelaufene Nachrichten überzeugt worden, daß dies kein Scheinmanöver sei, kehrte er um und gelangte am 19. bis zum weißen Hirsch, am rechten Elbufer der Stadt gegenüber. Die Einschließung der Neustadt mußte nun aufgegeben werden, die Preußen zogen sich sämmtlich auf das andere Ufer und fuhren fort, die Altstadt zu bombardiren. Als aber hier eine österreichische Abtheilung ihnen im Rücken erschien, und der König sich auf beiden Seiten von den Feinden bedroht fand, schwand jede Aussicht auf einen glücklichen Erfolg des Unternehmens. Dazu kam, daß am 26. Juli in dem österreichischen Lager überall Victoriaschüsse ertönten und ein großes Freudenfeuer angezündet wurde, weil, wie man durch einen gefangenen Officier erfuhr, die Nachricht eingetroffen war, daß Glatz von Loudon erobert worden. — Alles Unheil schien zugleich hereinzubrechen; Friedrich der Große verbarg seine Bestürzung und sagte mit erkünstelter Ruhe: „Sei es! Im Frieden werden sie es uns ja wohl wiedergeben! Wir müssen jetzt nach Schlesien, um nicht Alles zu verlieren!“

---

[1]) Tempelhof (Fortsetzung von Lloyd's Kriegsgeschichte) IV. 68.

In derselben geheimnißvollen Weise wie einst vor Olmütz wurde auch die Belagerung von Dresden in der Nacht zum 30. Juli aufgehoben. Das stürmische Regenwetter begünstigte den unbemerkten Abzug der Armee. „Die Oesterreicher," so erzählt der König selbst[1]), „schlugen in zwei Abtheilungen unter Daun und Lascy die Straße nach Görlitz ein; die Preußen blieben ihnen zur Seite, gingen über die Röder und die Spree. Ein Fremder, der die Bewegungen dieser Armeen beobachtete, konnte glauben, daß sie sämmtlich denselben Herren gehörten. Daun schien den Vortrab zu führen, die Preußen bildeten gleichsam die Hauptarmee und Lascy den Nachtrab, welcher sich jedoch, aus Furcht angegriffen zu werden, in angemessener Entfernung hielt. Ein Officier, welcher Briefe des Marschall Daun an Lascy überbringen sollte, wurde aufgefangen, wodurch man von dem ganzen Feldzugsplane des Feindes Kenntniß erhielt und zu gleicher Zeit jetzt erst erfuhr, daß Prinz Heinrich, wie wir wissen, durch seine rechtzeitige Ankunft vor Breslau den General Loudon zum Rückzuge genöthigt und die Hauptstadt von Schlesien befreit hatte.

Am 7. August gelangte der König nach Bunzlau, wo die Truppen von dem angestrengten Marsche einer Erholung bedurften, Daun und Lascy waren zu gleicher

---

1) Oeuvres V. 56.

Zeit in paralleler Richtung vorgerückt; der König konnte nicht hindern, daß sie sich bei Jauer mit Loudon vereinigten. Die nun bis auf 100,000 Mann verstärkte österreichische Armee lagerte an der Katzbach und verhinderte den König, in der Richtung nach Breslau und Schweidnitz vorzugehen, wohin er nothwendig gelangen mußte, um aus den dortigen Magazinen seine zu Ende gehenden Lebensmittel zu ersetzen. Hätte Daun die auf dem anderen Oderufer stehenden Russen bewegen können, nach einem gemeinschaftlichen Plane mit ihm zu handeln, so wäre die vollständige Einschließung der ganzen preußischen Armee ein Leichtes gewesen, — den König hätte in größerem Maßstabe dasselbe Schicksal getroffen, dem Fink bei Maxen erlag. Die Eifersucht seiner Feinde rettete ihn auch dieses Mal; denn statt dem Rufe der Oesterreicher zu folgen, ließ sich Soltikoff nur mit Mühe bewegen, den General Czernitschew mit 20,000 Mann bei Auras über die Oder gehen zu lassen, von wo er bis Groß-Bresa bei Neumarkt weiter rückte. Die Stellung der Feinde war nun so vortheilhaft, daß man den Oesterreichern kaum verdenken kann, wenn sie prahlerisch meinten, der Sack wäre nun aufgemacht, in welchem man den König von Preußen mit seiner ganzen Armee fangen und dann einschnüren könnte [1]). In der Nacht vom 14. zum

[1]) Archenholz berichtet über alle diese Vorgänge als Augenzeuge p. 348.

15. August sollte dies ausgeführt werden. Wenige Stunden vorher stellte sich im preußischen Lager ein österreichischer Officier als Ueberläufer ein, der laut erzählte, er sei im Besitz von wichtigen Geheimnissen, die er entdecken wollte. Er war indessen so betrunken [1]), daß man ihn einsperren und mit Wasser begießen mußte, um etwas Zusammenhängendes zu erfahren. Nüchtern geworden, theilte er dann mit, daß der Angriff der Oesterreicher unmittelbar bevorstände. Auch von jener Prahlerei erzählte er. Friedrich aber erwiederte lächelnd: „Sie haben nicht Unrecht, aber ich denke in den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben sollen, wieder auszubessern!" Zufällig hatte der König, welcher sich in seiner gegenwärtigen Stellung nicht sicher fühlte und bei der ungeheuren Ueberlegenheit des Feindes genöthigt war, durch fortwährendes Hin- und Hermarschiren der Gefahr zu entgehen, umzingelt und überrumpelt zu werden, gerade diese Nacht vom 14. zum 15. dazu bestimmt, sich auf die andere Seite der Stadt Liegnitz zu begeben und die daselbst belegenen Höhen von Pfaffendorf zu besetzen. Das geschah vom Feinde unbemerkt, obgleich dessen Vorposten kaum einen Kanonenschuß weit entfernt waren. Auf dieselben Pfaffendorfer Höhen hatte der Feind es abgesehen und wollte sich daselbst, ohne von des Königs Bewegungen

---

[1]) Er war von Geburt ein Irländer. Tempelhoff IV. 154.

eine Ahnung zu haben, in der nämlichen Nacht festsetzen. Während die preußischen Generale beschäftigt waren, die Truppen an die für jedes Regiment bestimmten Plätze zu führen, befand sich der König auf dem linken Flügel der Armee. Er lag in seinen Mantel gehüllt neben einem kleinen Wachtfeuer und schien eingeschlummert zu sein. Es war drei Uhr Morgens. Da kam der Husarenmajor von Hund herangesprengt, welcher auf Recognoscirung gewesen, und rief: „Wo ist der König? wo ist der König?“ — „Was giebt's?“ fragte Friedrich. „Der Feind ist da, er hat alle meine Vedetten schon zurückgeworfen und ist noch kaum 400 Schritte entfernt!“ — „Halt' Er ihn so lange als möglich auf!“ Der König schwang sich auf sein Pferd, befahl eiligst eine die Gegend beherrschende Anhöhe mit Geschütz zu besetzen und schickte einige Kavallerieregimenter vor, die den Feind so lange beschäftigen sollten, bis das Fußvolk Zeit hätte, sich zu ordnen[1]). „Wie wird es gehn, Schenkendorf?“ fragte der König den Obristen, der den ersten Angriff zu machen hatte. „Ich will ein Mal die Burschen fragen,“ antwortete dieser. „Nun, Grenadiere, was meint Ihr, werdet Ihr wie ehrliche Kerle fechten?“ — „O ja, wenn Sie uns anführen!“ tönte ihm von allen Seiten entgegen.

---

[1]) Tempelhoff IV. 156.

Schenkendorf erreichte jene Anhöhe und ließ eine Batterie in dem Augenblick auffahren, wo der Feind sich des Berges bemächtigen wollte. Loudon war über dieses ganz unerwartete Zusammentreffen mit den Preußen einen Augenblick bestürzt, doch faßte er sich sogleich und ordnete Alles mit der nöthigen Umsicht und Kaltblütigkeit an. Er glaubte sicher zu sein, daß Daun mit seiner Heeresabtheilung zu rechter Zeit vorrücken und ihn unterstützen würde. Deshalb schritt er zum Kampfe. Allein Daun wurde von Ziethen an der Katzbach festgehalten, hatte auch überdies, da der Wind ungünstig war, von dem Kanonendonner Nichts gehört und konnte also keinen Beistand leisten. Lascy mit seinem Corps war durch das Schwarzwasser gehindert, herbeizueilen. So wurde Loudon trotz vier Mal erneuten heftigen Angriffs in Zeit von wenigen Stunden eben so oft zurückgeworfen. Die Preußen, nur 14,000 Mann stark, trugen über die 30,000 Oesterreicher einen vollständigen Sieg davon. Bereits um fünf Uhr Morgens war Alles entschieden. Friedrich hatte 3500 Mann, die Oesterreicher 10,000 an Todten und Gefangenen verloren und 82 Kanonen und 23 Fahnen eingebüßt. Das tapfere Regiment Bernburg war unter denen, die mit der größten Bravour sich auf den Feind stürzten. Nach beendeter Schlacht traten einige Grenadiere desselben an den König heran und baten, ihnen die entzogenen Seitengewehre wieder=

zugeben. „Ihr sollt Alles wieder haben," sagte der König. „Ihr habt Eure Sache sehr brav gemacht!" Noch an demselben Tage machte der König auf der Parole bekannt, daß das Regiment sich vorzüglich tapfer gehalten, und er demselben deshalb seine Ehrenzeichen wiedergebe.

Unterdessen hatte Daun das Lager des Königs angreifen wollen, welches er noch an dem Platze vermuthete, wo dasselbe am vorigen Tage gestanden[1]). Lascy sollte zu gleicher Zeit den Preußen in den Rücken fallen. Da er die Stelle verlassen fand, glaubte er, der Feind habe sich zurückgezogen, um der Schlacht auszuweichen. Er beschloß demselben nachzusetzen. Als aber zu diesem Zweck die Oesterreicher das Schwarzwasser, welches sich bei Liegnitz in die Katzbach ergießt, auf der einzigen dort vorhandenen Brücke überschreiten wollten, trat ihnen Ziethen in so geschickter Weise entgegen, daß sie von diesem Unternehmen abstehen mußten. Da gleichzeitig durch einen Officier die Nachricht von Loudon's Niederlage eintraf, und die lauten Victoriaschüsse vom Schlachtfelde herübertönten, so hielt Daun es für gerathen, sich in seine vorige Stellung zurückzuziehen.

Friedrich der Große begriff vollkommen die Tragweite seines Sieges, welcher nach einer langen Reihe von Unfällen und Verlusten wie der erste schwache

---

[1]) Tempelhoff l. c. 159.

Glücksstrahl seine dornenvolle Laufbahn beleuchtete. An und für sich schien noch nicht viel gewonnen. Das Hauptheer unter Daun hatte nichts gelitten, nur die kleinere Abtheilung unter Loudon war besiegt. Es kam alles darauf an, aus dem errungenen Erfolge den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen — und dazu war Friedrich der Große der rechte Mann. Eiligst ließ er das Schlachtfeld räumen; die verwundeten Oesterreicher und Preußen wurden auf Wagen gepackt, der Abmarsch so umsichtig geordnet, daß nicht das Geringste zurückblieb. Generalintendant Saldern machte es der Armee möglich, bereits vier Stunden nach der Schlacht, um 10 Uhr Vormittags, die Straße nach Breslau einzuschlagen. Wenige Tage später traf der König in der Hauptstadt Schlesiens mit dem Prinzen Heinrich zusammen. Die Vereinigung der Russen und Oesterreicher war nunmehr verhindert. Daun zog sich in die Gebirge, Soltikoff gegen die polnische Grenze zurück.

An d'Argens schrieb der König zwei Tage nach der Schlacht[1]): „„Gott ist stark in den Schwachen!" wie der alte Bülow[2]) jedesmal sagte, wenn die Kurprinzessin wieder in gesegneten Umständen war. Ich wende diesen schönen Spruch auf unsere Armee an. Mit 35,000 Mann haben wir 80,000 Oesterreicher geschla-

1) Oeuvres XIX. 189.

2) Sächsischer Gesandter in Berlin.

gen. Das war ein schöner, ganz unerwarteter Erfolg; aber noch müssen wir tüchtig klettern, um auf die Höhe des Felsens zu gelangen, wo das Siegesbanner aufgepflanzt werden soll. Ich selbst bin bis jetzt unverwundbar. Niemals waren wir in größerer Gefahr, nie hatten wir größere Strapazen zu erdulden." Am 27. August: „Unter anderen Verhältnissen hätte die Schlacht bei Liegnitz den Feldzug entschieden. Jetzt ist es nur eine leichte Schramme, die wir dem Feinde beigebracht. Ein großer vollständiger Sieg kann allein unser Loos entscheiden. Sprechen Sie nicht von Gefahren für meine Person. Die letzte Affaire kostet mich nur einen Rock und ein Pferd. Das war kein zu hoher Preis für eine gewonnene Schlacht. Niemals habe ich mich in bedenklicherer Lage befunden als in diesem Jahr. Auch jetzt noch bedarf es eines Wunders, um alle Schwierigkeiten zu überwinden, die ich kommen sehe. Ich bin entschlossen, meine Pflicht zu thun; aber es ist eine Herkulesarbeit, die mir auferlegt wird, noch dazu in einem Alter, wo meine Kräfte abnehmen und meine Gebrechlichkeit zunimmt, und wo sogar die Hoffnung mich oft verläßt. Sie können sich von den Gefahren, welche den Staat bedrohen, keine vollständige Vorstellung machen. Ich kenne sie, aber ich verberge sie. Die Sorgen behalte ich für mich und theile dem Publikum nur die guten Erfolge mit. Gelingt der Schlag, den ich jetzt vorbereite, dann können wir uns der Freude hingeben.

Ob ich das Ende dieses Krieges erleben werde, weiß ich nicht; doch wenn es geschieht, soll der Rest meiner Tage der Philosophie und der Freundschaft gewidmet sein. Mein Haus in Breslau ist durch das Bombardement zerstört; die Feinde gönnen mir nicht das Licht des Tages, nicht die Luft, die ich athme. Wie sieht es in Frankreich mit dem Frieden aus? Ihre Landsleute sind verblendeter, als ich glaubte. Diese Narren werden aus Liebe zur Czarin und zur Königin von Ungarn noch Canada und Pondichery verlieren. Die armen Officiere und Soldaten dauern mich, die dieser verkehrten Politik zum Opfer fallen, die gekrönten Häupter, die Alles verschulden, fühlen das Elend nicht." Den 18. August: „Ich werde am langsamen Feuer gebraten. Man behandelt mich wie einen Körper, den man verstümmelt, indem man ihm täglich ein Glied abhaut. Der Himmel stehe uns bei! wir bedürfen seiner Hilfe. Reden Sie nicht von meiner Person. Daß ich lebe, ist nicht nöthig, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und bis auf's Aeußerste für die Rettung des Vaterlandes kämpfe. Mein Frohsinn und meine gute Laune sind mit den theuren Personen zu Grabe gegangen, an denen mein Herz hing. Das Ende meines Lebens ist traurig und schmerzvoll!"

Diese trüben Empfindungen vermochten indessen in keinem Augenblicke des Königs Thatkraft zu lähmen, wo es darauf ankam, energische Entschlüsse zu fassen und

auszuführen. Den Feinden erschien er im Unglück fast noch furchtbarer als im Glück. Seine Unternehmungen waren allezeit unberechenbar und setzten die Gegner in Verwirrung. Montazet, dessen Urtheil über den König wir bereits oben angeführt, spricht sich darüber an einer andern Stelle [1]) folgendermaßen aus: „Friedrich II. ist den Oesterreichern auch darin überlegen, daß er sich niemals zu einer Schlacht zwingen läßt. Seine Geschicklichkeit, Schnelligkeit und Entschlossenheit machen es unmöglich, ihm beizukommen. Ungemein hilft ihm dabei die große Furcht, die er einflößt. Man betrachtet ihn wie ein Ungewitter, dem man ausweichen, das man vorüberziehen lassen muß. Niemals werden die Oesterreicher allein im Stande sein, den König von Preußen zu Grunde zu richten. Die Russen, welche ihnen wirksame Hilfe leisten könnten, gehen stets mit dem Hintergedanken um, sich möglichst fern zu halten. Auf diese Art kann der Krieg noch 20 Jahre dauern. Unsere einzige Hoffnung besteht darin, daß der König sich einmal zu irgend einer Uebereilung hinreißen läßt."

So urtheilten die Feinde über den großen König! Da kann man sich eine Vorstellung von dem unbegrenzten, fast abgöttischen Vertrauen machen, welches die Seinigen in ihn setzten! Die äußerste Anspannung aller Kräfte, die unbedingteste aufopferndste Hingebung

---

[1]) Stuhr II. 33f. 340. 341.

an die übernommene Pflicht, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Friedrich seine eigene Person jeder Gefahr aussetzte, theilten sich der ganzen Armee, besonders aber den einzelnen Officieren mit, welchen der König eine verantwortliche Stellung anvertraute. Eins der glänzendsten Beispiele dieser Art gab grade in jenen Tagen der tapfere Major v. d. Heyde, welcher Colberg zu vertheidigen hatte. Diese kleine Festung wurde im September 1760 zu gleicher Zeit von der Land- und Seeseite durch die Russen angegriffen. Eine Flotte von 24 Linienschiffen, der sich auch schwedische Kriegsschiffe anschlossen, bombardirte die Stadt, während dieselbe zu Lande durch 8000 Mann unter General Demidoff eingeschlossen war. Heyde wurde bei seiner Vertheidigung trefflich von der Bürgerschaft unterstützt, welche mit gleicher Begeisterung ihrem Könige anhing, wie der brave Commandant selbst. Sie ertrugen die größten Entbehrungen, sahen ihre Häuser in Trümmer fallen, ohne entmuthigt zu werden, und hielten Stand, bis General Werner in fliegender Eile aus Schlesien zum Entsatz herbeikam und sofort die Russen angriff (18. September). Das ganz unerwartete Erscheinen der Preußen setzte die Belagerer dermaßen in Schrecken, daß sie sich besinnungslos theils auf die Schiffe retteten, theils zu Lande entflohen und ihre Geschütze und Vorräthe den Siegern zur Beute ließen. Ja, als die tapfern Husaren sich an der Meeresküste zeigten, wurde auch die Be-

mannung der Flotte von so panischer Furcht ergriffen, daß sie unerhörter Weise sich im Hafen nicht mehr sicher glaubte, sondern die Anker lichtete und in See stach. Wohl verdiente diese wunderbare Begebenheit, daß die Provinz Pommern zu Ehren des tapfern Heyde eine Medaille schlagen ließ, mit der Inschrift: Res similis fictae! Eine That gleich einem Märchen! Auch der der König ließ eine Münze schlagen, welche auf der einen Seite die Bildnisse Heyde's und Werner's, auf der andern die Stadt Colberg zeigte, und übersandte dieselbe im März 1761 dem Commandanten mit einem schmeichelhaften Briefe, in welchem er erklärte, die That desselben müsse durch ein dauerndes Zeichen der fernsten Nachwelt überliefert werden [1]).

In Schlesien hatten unterdessen der König von Preußen und die Oesterreicher gegenseitig Alles aufgeboten, um durch künstliche Märsche einander aus ihren vortheilhaften Stellungen herauszumanövriren. Friedrich II. hätte gern die Feinde genöthigt, sich über die Gebirge nach Böhmen zurückzuziehen, während Daun sich schmeichelte, es würde ihm mit Hilfe der Russen gelingen, irgend eine Diversion zu machen, welche den König veranlaßte, nach Pommern oder der Mark zu eilen und auf diese Weise Schlesien Preis zu geben; doch scheiterte das an Soltikoff's Weigerung, auf einen

---

[1]) Schöning III. 25 ist der Brief abgedruckt. Archenholz p. 361.

der verschiedenen ihm gemachten Vorschläge einzugehen. Nach vielem nutzlosen Hin- und Herziehen standen beide Heere, ohne einen Angriff zu wagen, in den Vorgebirgen der Sudeten einander gegenüber [1]). Durch Soltikoff's Erkrankung erhielt die Sache zuletzt eine entscheidende Wendung, indem der Oberbefehl des russischen Heeres nunmehr dem Grafen Fermor übertragen wurde. Nach wochenlangen Unterhandlungen einigte sich derselbe mit Daun zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf die Mark Brandenburg und Berlin [2]). — 15,000 Oesterreicher sollten unter Lascy den Weg dahin einschlagen, während die Russen unter Romanzow auf dem rechten, unter Czernitschef und Tottleben auf dem linken Oderufer nach derselben Richtung vordrangen. Schon am 3. October langte Tottleben [3]) auf den sogenannten Rollbergen vor dem Cottbuser Thore von Berlin an, während Czernitschef mit seinem Corps erst bis Fürstenwalde gekommen war.

Die preußische Hauptstadt war durch eine schwache Mauer und durch leichte, mit kleinen Kanonen besetzte Wälle an dieser Seite nothdürftig befestigt. Kaum würde die Besatzung einen Widerstand gegen den andringenden Feind versucht haben, wenn nicht einige der

[1]) Das Nähere ausführlich bei Tempelhoff IV. 193—230.

[2]) Stuhr 171. Retzow II. 262.

[3]) Ueber Sorau, Guben, Beeskow, Storkow und Wusterhausen.

tüchtigsten von Friedrich's Kriegshelden sich grade in Berlin befunden hätten, um von ihren bei Kunnersdorf empfangenen Wunden sich heilen zu lassen. Seidlitz und der alte Feldmarschall Lehwald gehörten zu diesen. Unter ihrer Leitung gelang es, Tottleben's ersten Angriff abzuschlagen; derselbe zog sich nach Köpnik zurück, als er erfuhr, daß der Prinz von Württemberg aus Pommern und General Hülsen mit seiner Heeresabtheilung aus Sachsen im Anmarsch sei. Dieser hatte sich gegen die Oesterreicher und Reichstruppen daselbst tapfer geschlagen, war aber bis Wittenberg zurückgedrängt worden, von wo er nun, sobald er von der Gefahr Berlins Kunde erhielt, sich zur Rettung der Stadt auf den Weg machte. Dennoch waren auch nach seiner Ankunft nur 14,000 Mann zur Deckung der Residenz versammelt, während das Angriffsheer, nunmehr durch Czernitschef und Lascy verstärkt, 42,000 Mann zählte. Jetzt war an ferneren Widerstand nicht zu denken, wenn man nicht die Stadt einem Bombardement aussetzen wollte. Deshalb capitulirte schon am 9. October die Besatzung und übergab Berlin den Russen, welche noch selbigen Tages unter Tottleben ihren Einzug hielten.

Es war ein großes Glück, daß grade dieser Mann an der Spitze der Feinde stand. Ein Sachse von Geburt, stand er früher als Kammerherr im Dienste August's III. Sein geniales, ziemlich wildes Leben

hatte ihn in allerlei Fährnisse gebracht. Er war auch eine Zeitlang in Berlin gewesen, von wo er aber seines zügellosen Betragens wegen ausgewiesen wurde. 1756 kam er in russische Dienste, gewann die Gunst der Kaiserin Elisabeth, die ihn zum Generalmajor machte, in welcher Eigenschaft er dem Feldzuge von 1757 beiwohnte, auch nachher in der Schlacht bei Zorndorf mitkämpfte. Jetzt hatte er seine Jugendthorheiten abgelegt (er war 1710 geboren) und zeigte sich als ein humaner wohlwollender Mann, der die strengen Befehle, welche er von Fermor erhielt, in der Ausführung, so viel er konnte, zu mildern suchte[1]). Er ernannte deshalb auch einen Deutschen, den Brigadier Bachmann, zum Commandanten. Die Oesterreicher, welche gehofft hatten, ihren Groll gegen Preußen in der Hauptstadt des Königreiches auf's Nachdrücklichste bethätigen zu können, verlangten gemeinschaftlich mit ihren Verbündeten das Besatzungsrecht auszuüben. Lascy wollte, als die Russen das verweigerten, die Capitulation umstoßen; es kam zu einem förmlichen Straßenkampfe deshalb, weil die Oesterreicher gewaltsam in die Frie-

[1]) Ueber diese Berliner Vorgänge ist das bereits erwähnte Buch: „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns" die beste gleichzeitige Quelle. — Siehe auch d'Argens' Bericht in seinen Briefen an den König vom 19. October, Oeuvres XIX. p. 195, wonach die Verwüstungen in Charlottenburg nicht ganz so schlimm dargestellt werden.

drichsstadt eindrangen und die Häuser zu plündern begannen. Glücklicher Weise gelang es den Russen, die Ruhe alsbald wieder herzustellen. Dennoch kam Berlin nicht so leichten Kaufes davon. Tottleben hatte Anfangs 4 Millionen Thaler Kriegscontribution gefordert, ließ sich aber, besonders durch die unablässigen Vorstellungen des mit ihm von früher her befreundeten Kaufmanns Gotzkowsky, bewegen, diese Summe auf 1½ Millionen herabzusetzen. Außerdem mußten noch 100,000 Thaler an Czernitschef und Lascy und eben so viel an die russischen Truppen als Douceurgelder gezahlt werden. Die angeordnete Zerstörung aller königlichen Fabriken wußte Gotzkowsky durch Klugheit und durch reiche Geschenke, die er aus eigenen Mitteln den mit der Ausführung beauftragten Personen einhändigte, zu mildern; wie er denn überhaupt durch seinen Einfluß und seine unermüdliche, bei Tag und Nacht gleich große Thätigkeit in Wahrheit ein rettender Engel für seine Vaterstadt wurde. Dank ist ihm wenig dafür geworden. In Folge der Münzverschlechterung kam er um den größten Theil seines Vermögens und verarmte zuletzt gänzlich. Die Stadt, welche ihm so viel verdankte, hatte Nichts als schöne Worte für den braven Mann, und auch von dem Könige, mit dem er über die Contributionsverhältnisse in Berlin und auch in Sachsen mehrfach verhandelte, und der ihm viel Zutrauen bewies, erhielt er keine wesentliche Unterstützung. Mit

Recht konnte er daher als Schlußworte unter seine eigene Lebensbeschreibung den Ausruf setzen: „So lohnt die Welt [1])!"

Aber an Lohn dachte der Biedermann nicht, als er in den Tagen der Bedrängniß Kraft, Zeit und Vermögen in uneigennützigster Weise zum Opfer brachte, um zu retten, was zu retten war. Freilich reichten seine Bemühungen nicht überall aus.

Fermor war äußerst unzufrieden mit Tottleben's mildem Verfahren. Täglich trafen neue verschärfte Befehle aus dem Hauptquartiere ein. So wurde denn z. B. das Zeughaus der Plünderung preisgegeben, das Schloß Monbijou vandalisch verwüstet. Das schöne, von Schlüter erbaute Gießhaus wäre in die Luft gesprengt worden, wenn nicht die Russen durch Unvorsichtigkeit ein Pulvermagazin in Brand gesteckt hätten, wodurch es an dem nöthigen Sprengmaterial fehlte. Die großen Splittgerberschen Fabriken in Neustadt-Eberswalde, so wie die Ephraim'sche Gold- und Silbermanufactur am Wilhelmsplatz rettete Gotzkowsky dadurch, daß er schriftlich auf Ehrenwort versicherte, diese Anstalten trügen die Bezeichnung „königlich" nur als Titel, wären aber Privateigenthum [2]).

---

[1]) Geschichte eines patriotischen Kaufmanns p. 192.

[2]) Daß der König sich gegen diesen patriotischen Kaufmann so undankbar bewies, erklärt sich aus der schlechten Meinung, die

Die Oesterreicher ließen sich, wo sie freie Hand hatten, durch dergleichen Rücksichten in der Befriedigung ihres Hasses und ihrer Raubsucht nicht stören. Die Lustschlösser in der Nähe Berlins wurden von ihnen und den Sachsen zerstört und ausgeplündert. Die Sachsen fanden hier endlich Gelegenheit, für die jahrelange Bedrückung ihres Vaterlandes und für die nutzlose Einäscherung Dresdens einige Vergeltung zu üben. Es waren zum Theil dieselben Leute, welche man in Pirna durch Stockprügel gezwungen hatte, zur preußischen Fahne zu schwören. Das schöne Charlottenburger Schloß wurde von ihnen am 10. October vollständig verwüstet. Sie zerschnitten die Gemälde, zerbrachen die kostbare Antikensammlung und zermalmten zum Theil die Köpfe der Bildsäulen, um deren Wiederherstellung unmöglich zu machen. Die unglücklichen Bewohner der kleinen Residenzstadt wurden grausam gemißhandelt und geplündert. Aehnliches geschah in Schönhausen. Dagegen genossen Sanssouci und das Schloß in Potsdam den Schutz des österreichischen Generals Esterhazy,

---

er leider von den Menschen überhaupt hatte, und aus seinem Mißtrauen gegen alle Geschäftsleute. Er glaubte deshalb auch, Gotzkowsky habe sich für seine Vermittelung bei den Berliner und auch bei den Leipziger Contributionssachen gehörig bezahlen lassen, und Gotzkowsky war, wie man aus seiner Lebensbeschreibung sieht, entweder zu stolz oder zu schüchtern, um den König aus diesem Irrthum zu reißen.

welcher das Privateigenthum des Königs unverletzt erhielt und für sich nur ein kleines Gemälde als Andenken mitnahm. Glücklicher Weise dauerte die feindliche Occupation der Hauptstadt nicht lange. Am 11. October erscholl wie ein Zauberwort der Ruf: „Friedrich kommt!“ und so unwiderstehlich wirkte der Klang dieses Namens auf Freunde und Feinde, daß von dem Augenblick an die geplagten Berliner aufathmeten, die Russen und Oesterreicher sich aber ohne Weiteres zum Rückzug anschickten. Schon in der Nacht vom 11. zum 12. marschirte Lascy ab. Den 12. früh verließ Czernitschef, denselben Tag Nachmittags Tottleben die Stadt. Dem Commandanten Bachmann, welcher sich besonders leutselig und großmüthig bewiesen, bot der Magistrat zum Danke ein Geschenk von 10,000 Thalern an, welches Jener aber mit den Worten ablehnte: „Er fühle sich durch die Ehre, drei Tage lang Commandant von Berlin gewesen zu sein, reichlich belohnt. Wenn das Schicksal der Stadt durch die gute Mannszucht der Russen erleichtert worden, so sei es nicht sein Verdienst, sondern es gebühre der Dank seiner Kaiserin, nach deren Befehlen er gehandelt.“ Das war übrigens eine grobe Schmeichelei. Die Czarin war ganz im Gegentheil über die gelinde Behandlung Berlins so entrüstet, daß sie hauptsächlich deshalb Tottleben zurückrief und ihn (auch wohl noch wegen sonstiger Anschuldigungen) vor ein Kriegsgericht stellen ließ, das ihn zum

Tode verurtheilte. Er wurde indessen begnadigt, mußte aber aus Rußland entfliehen und kam erst unter Katharinens Regierung wieder zur Armee. Er starb 1773 als Generallieutenant in Warschau.

Die Furcht vor des Königs Rache beschleunigte den Abzug der Russen dermaßen, daß sie, ganz im Gegensatz zu der sonstigen Schwerfälligkeit ihrer Märsche, schon in zwei Tagen die elf Meilen bis Frankfurt a. d. O. zurückgelegt hatten, wobei sie doch noch Zeit fanden, das ganze Land unterwegs auf eine wahrhaft viehische Weise zu ruiniren und die Einwohner zu martern und auszuplündern.

An der Wartha bezogen sie dann ihre Winterquartiere und beunruhigten durch Streifereien von da aus fortwährend die angrenzenden Striche Pommerns und der Neumark, wo sie dermaßen hausten, daß die Einwohner sich in die Wälder und Sümpfe flüchteten, und bald jede Art von Lebensmitteln so vollständig vernichtet war, daß die Russen selbst ihres Unterhaltes wegen genöthigt wurden, sich im Winter bis an die Weichsel zurückzuziehen. Auch Tottleben zeigte jetzt Nichts mehr von der humanen Schonung, die er in Berlin bewiesen, sondern gestattete seinen Truppen in Pommern, wohin er sich gewandt, jede Zügellosigkeit.

Der König war auf seinem Marsche nach Berlin erst bis Guben vorgedrungen, als er hier am 15. October die Nachricht von dem Rückzuge der Feinde und von

den Greueln erhielt, die sie verübten [1]). Gleichzeitig erfuhr er, daß die Reichstruppen nach Hülsen's Abmarsch sich in Besitz von Torgau und Wittenberg gesetzt hatten, und ganz Sachsen also für ihn verloren war, wenn es nicht gelang, den Reichsvölkern und der österreichischen Armee, welche dem Könige aus Schlesien auf dem Fuße gefolgt war, eine entscheidende Schlacht zu liefern und sie zur Räumung Sachsens zu zwingen. Friedrich's Lage war nach allen Seiten hin eine so verzweifelte, daß er wiederum, wie er nach dem Leuthener Siege sagte, va banque spielen mußte. Mit welcher Klarheit er das selbst erkannte, zeigt sein Brief an d'Argens vom 19. October [2]): „Was ich seit vorigem Winter voraussah, ist nun eingetroffen. Da muß man seine gesammte Philosophie zu Hilfe nehmen, um so viel Unglücksschläge und den Anblick aller der Greuelscenen zu ertragen, die uns vor Augen liegen. Ich bin in vollster Thätigkeit und will Ihnen prophezeien, wie der Feldzug ablaufen wird: Wir werden Leipzig, Torgau, Wittenberg und Meißen wiedererobern. Dresden aber und die schlesischen Berge bleiben den Feinden. Von da aus wird man mir im nächsten Jahre mit Leichtigkeit den Gnadenstoß geben können. Ich will nicht sagen, was ich denke und was ich beabsichtige, aber Sie können

---

1) Stenzel 254.

2) Oeuvres XIX. 199.

sich vorstellen, wie es in meinem Herzen aussieht! Das Ende meiner Tage ist vergiftet. Aber müde der Launen des Glücks, bleibe ich entschlossen, meine Zuflucht da zu suchen, wo ich weder Menschen noch Götter zu fürchten brauche." Und am 28. October [1]): „Ich betrachte den Tod wie ein Stoiker. Nie wird der Augenblick kommen, wo ich einen nachtheiligen Frieden schließe. Keine Beredtsamkeit der Welt soll mich dahin bringen, meine eigene Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben, oder wenn auch dieser Trost dem Schicksal, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinem Unglück ein Ziel setzen, sobald ich nicht mehr die Kraft fühle, es zu ertragen. Nach diesen Grundsätzen habe ich gehandelt und werde ich handeln. Die Ehre soll mein einziger Leitstern bleiben. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reifes Alter dem Vaterlande geopfert habe, glaube ich das Recht zu besitzen, über mein Alter selbst zu verfügen. Ich bin entschlossen, noch in diesem Feldzuge das Aeußerste zu wagen und zu den verzweifeltsten Mitteln zu greifen, um entweder zu siegen oder ein ruhmwürdiges Ende zu finden. — Die Mark Brandenburg hat existirt, so lange die Welt besteht, und sie wird auch nach meinem Tode weiter bestehen und wird etwas schlechter oder etwas

---

[1]) Daselbst p. 202.

besser regiert werden. Wenn Sie sich in meine Lage versetzen, werden Sie meinen Entschluß nicht so verdammen, wie Sie es thuen. Meine Freunde, meine liebsten Verwandten habe ich verloren, das Unglück verfolgt mich unter jeglicher Gestalt. Ich habe Nichts zu hoffen, meine Feinde werden mich verhöhnen, und schon denkt ihr Stolz mich unter die Füße zu treten. Aber ich rufe mit dem Dichter aus:

Wenn Alles uns verläßt, wenn selbst die Hoffnung bricht,
Dann wird das Leben Schimpf, dann wird der Tod zur Pflicht [1])."

Die Geschichtserzähler, welche diese Stelle des Briefes mitzutheilen pflegen, lassen jedes Mal den Schluß desselben fort, aus welchem man gerade ersieht, daß der König, nachdem er diesen Verzweiflungsschrei ausgestoßen, alsbald durch das Aussprechen seiner Gefühle Herr seiner selbst geworden. Denn er fügt in ruhigem Erzählertone hinzu: „Ihre Neugierde zu befriedigen, mögen Sie wissen, daß wir vorgestern über die Elbe gegangen sind und morgen die Richtung nach Leipzig einschlagen, wo ich den 31. anzukommen denke, und von wo ich weiter melden werde, was sich ereignete. Leben Sie wohl, lieber Marquis, vergessen Sie mich nicht und seien Sie meiner Hochachtung versichert."

---

[1]) Aus Voltaire's Mérope:
Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre, et la mort un devoir.

Es ist selbstverständlich, daß die bedrängte, fast verzweifelte Lage des Königs den Muth und die Hoffnungen seiner Feinde erhöhte. Sie glaubten nunmehr Aussicht zu haben, durch einen entscheidenden Schlag die Demüthigung des gefährlichen Gegners zu vollenden. In Wien hatte man begriffen, daß es für jetzt darauf ankomme, die Preußen vollständig aus Sachsen zu verdrängen und denselben dadurch die Verbindung mit ihren alten Provinzen abzuschneiden, so daß alsdann die Oesterreicher in's Brandenburgische, die Russen nach Pommern zurückkehren und dort ihre Winterquartiere mitten in Feindes Land nehmen könnten. Daun erhielt von seiner Kaiserin den Befehl, eine Schlacht zu wagen, falls Friedrich ihm den Besitz Sachsens streitig machen sollte. Im Voraus wurde er für jedes Unglück, welches ihn bei der Ausführung treffen könnte, freigesprochen [1]).

Man sieht, die Wünsche Friedrich's des Großen stimmten mit denen seiner Feinde dahin überein, daß man beiderseits die Entscheidung durch eine große Schlacht herbeiführen wollte.

Daun, verstärkt durch das aus Berlin zu ihm geflüchtete Lascy'sche Corps, hatte in den ersten Tagen des November bei Torgau die Elbe überschritten und

---

[1]) Schreiben des Grafen Choiseul aus Wien, 24. Oct. 1760 bei Stuhr II. 345.

lagerte auf den Weinbergen von Siptitz, südwestlich von der Festung. Gelang es ihm, sich hier zu behaupten, so blieb dem Könige kaum Etwas übrig, als sich bis nach Magdeburg zurückzuziehen. Friedrich war seinerseits am 26. October in der Nähe von Dessau über die Elbe und die Mulde gegangen und zog die Heeresabtheilungen der Generale Hülsen und Prinz von Württemberg an sich. Er richtete dann seinen Marsch nach Leipzig und nahm, wie er es dem Marquis d'Argens vorausgesagt, diese Stadt wieder ein, nachdem er die Reichstruppen von dort bis nach Zeitz zurückgejagt hatte. Daun schien sich in seinen Verschanzungen halten und keinen Angriff wagen zu wollen; deshalb beschloß der König seinerseits, trotz der günstigen Stellung des Feindes, den Kampf zu beginnen. Durch genaue Erforschung des Terrains hatte er sich von den Schwächen des österreichischen Lagers Kenntniß verschafft und hoffte auf einen günstigen Erfolg.

Die Disposition zur Schlacht wird von Sachkennern[1]) fast für tollkühn gehalten. Der König theilte die Armee in zwei Theile. Den einen, welcher den linken Flügel bildete (28,000 Mann, darunter 5000 Reiter), wollte er selbst auf einem bogenförmigen Umwege den Feinden in den Rücken führen, während der rechte Flügel unter Ziethen die Oesterreicher in der

---

[1]) Stuhr 174.

Mitte ihrer Stellung von vorn angreifen sollte. Dadurch war das Zusammenwirken beider Heerestheile äußerst erschwert, fast unmöglich gemacht; der Verlauf der Schlacht zeigte denn auch die nachtheiligen Folgen des Planes.

Am Tage vor der Schlacht, 2. Novbr., rief der König seine Generale zusammen und hielt an dieselben etwa folgende Anrede[1]): „Meine Herren! Ich werde morgen den General Daun angreifen. Ich weiß, er ist in guter Stellung, aber zugleich in einen Sack eingeschlossen. Wenn ich ihn schlage, so ist seine ganze Armee gefangen, oder sie wird in der Elbe ersäuft. Werden wir geschlagen, so gehen wir Alle zu Grunde, und Ich zuerst. Dieser Krieg dauert mir zu lange. Er muß auch Ihnen langweilig werden. Wir wollen ihn also morgen endigen!" Darauf übergab er ihnen die Instruction für die Bewegungen des linken Flügels. Der zweiten, unter Ziethens Befehl gestellten Abtheilung war darin nicht gedacht. Friedrich berief vielmehr den tapferen Husarengeneral allein zu sich und ertheilte ihm ganz im Geheimen seine Befehle dahin, daß er auf der Eilenburger Straße sich Torgau nähern und bei einem glücklichen Erfolge des Königs die Feinde von dieser Seite angreifen und ihnen den Rückzug abschneiden solle[2]).

---

[1]) Kutzen 219. Gallus VI. 385

[2]) Kutzen 220.

Daun hatte im Allgemeinen von des Königs Anordnungen Kunde erhalten und deshalb seine Front umgewendet, so daß er selbst den Kampf mit dem Könige aufnahm, während Lascy, der nunmehr den Rücken zu decken hatte, von Ziethen angegriffen wurde. Dieser begann damit, die Oesterreicher gegen Torgau zurückzudrängen und unter heftigem Geschützfeuer seine Stellung gegenüber von Lascy einzunehmen. Der König hatte die von ihm ausgewählten Angriffspunkte noch nicht vollständig erreicht, als er den Kanonendonner vernahm und dadurch in den Glauben versetzt wurde, Ziethen befinde sich bereits an dem verabredeten Platze und habe die Schlacht begonnen. Ohne daher die Ankunft der noch zurückgebliebenen Regimenter des linken Flügels abzuwarten, schritt er mit den Truppen, die er bei sich hatte, zum Angriff gegen die Siptitzer Höhen. Ein furchtbares Kanonenfeuer empfing die Tapferen, welche den steilen Hügel hinaufstürmen sollten: „Ich glaube nicht," schrieb der König nachher an seinen Bruder Heinrich [1]), „daß man jemals einen solchen Kanonendonner gehört hat. Mit Worten läßt sich das gar nicht schildern. Zwei Gewitter, von entgegengesetzten Winden an einander getrieben, hätten nicht einen so entsetzlichen Lärm hervorgebracht!" Ein Theil der Armee mußte am Saume eines Waldes entlang

---

[1]) Schöning II. 430.

marschiren. Hier schlugen die österreichischen Kugeln mit solcher Heftigkeit ein, daß die Bäume zerschmettert und viele Soldaten von herabstürzenden großen Aesten getödtet wurden. Unmittelbar vor dem Pferde des Königs stürzte ein großer Eichenast zu Boden und erschlug zwei Grenadiere. Die anstürmenden Preußen wurden wiederholt mit großen Verlusten zurückgeworfen. Es war der blutigste Kampf des ganzen Krieges. Mehr als zwei Drittheil von den unter des Königs Commando stehenden Truppen blieben todt auf dem Platze; von den übrigen wurden so viele verwundet, daß man am andern Tage von 5500 Grenadieren nur noch 600 dienstfähige zählte. Das zweite, dann das dritte Treffen rückte heran, aber bald bedeckten auch von ihnen Tausende mit ihren Leichen den Kampfplatz. Da wurde allmählich der Kanonendonner schwächer; das entsetzliche Feuer hatte den Pulvervorrath der Oesterreicher erschöpft. Der König versuchte nun einen erneuten Angriff mit der von dem Herzog von Holstein herangeführten Kavallerie. Das hatte Anfangs günstigen Erfolg. Vier österreichische Regimenter wurden theils zusammengehauen, theils gefangen. Aber neue Truppen traten an deren Stelle und zwangen die Preußen zum Rückzuge. Beim Einbruch der Nacht standen die Sachen so, daß Daun, der selbst verwundet war und sich nach Torgau bringen ließ, die Schlacht

gewonnen glaubte und einen Eilboten mit der frohen Kunde nach Wien sandte.

Auf dem Schlachtfelde entwickelten sich unterdessen in der Dunkelheit Scenen der furchtbarsten Verwirrung. Freunde und Feinde konnten einander nicht unterscheiden und schossen auf die eignen Truppen. Die Anstrengung und die Kälte der Novembernacht hatte zuletzt vollständige Erschöpfung zur Folge. Um angezündete Feuer schaarten sich die übrig gebliebenen Truppen aller Waffengattungen und aller Nationen. Niemand kannte den eigentlichen Ausgang der Schlacht. Oesterreicher und Preußen verständigten sich dahin, daß Jeder am nächsten Morgen der Gefangene dessen sein sollte, für den der Sieg entschieden wäre. Zehntausend Verwundete lagen hilflos in ihrem Blute die Winternacht hindurch. An ärztlichen Beistand war in der Verwirrung nicht zu denken. Wilde Schaaren von Freibeutern plünderten die Todten und Verwundeten.

Während der Zeit hatte Ziethen, dessen ursprünglicher Auftrag dahin ging, den Oesterreichern, wenn sie zum Weichen gebracht wären, den Rückzug abzuschneiden, von Stunde zu Stunde auf die Entscheidung gewartet. Der schwächer werdende und aus immer weiterer Entfernung herübertönende Kanonendonner ließ ihn endlich vermuthen, daß der Angriff des Königs mißlungen sein müßte. Da rückte er vor. Weil die

Oesterreicher ihm gegenüber keine allzu große Streitmacht stehen gelassen, und General Hülsen mit einem wiedergesammelten Theile des geschlagenen linken Flügels den Preußen zu Hilfe kam, so gelang es, unter dem Schein des brennenden Dorfes Siptitz, die Höhen daselbst zu erobern. Das entschied die Schlacht. Daun konnte sich nicht länger behaupten und befahl den Rückzug über die Elbe.

Der König war nach dem Aufhören des Kampfes in das Dorf Elsnig gekommen und mußte, da sämmtliche Häuser voll Verwundeter lagen, in der Kirche übernachten. Noch wußte er nicht, auf wessen Seite der Sieg sich zuletzt gewendet. Bevor er sich auf das für ihn bereitete Strohlager warf, schrieb er beim Schein der Kirchenkerzen auf der untersten Stufe des Altars seine Disposition für die Erneuerung der Schlacht, die am nächsten Morgen wieder beginnen sollte. Da erfuhr er noch vor Mitternacht die unerwartet günstige Wendung.

Am nächsten Morgen ritt Ziethen an den Linien des aufgestellten linken Flügels hinunter und verkündete den Sieg. Jubelnd riefen die Truppen ihm zu: „Es lebe der König! Es lebe unser Fritz! Es lebe Ziethen, der König der Husaren!"

Die Schlacht bei Torgau hatte furchtbare Opfer gefordert. Die Preußen zählten mehr als 10,000 Todte

und 3—4000 Gefangene. Die Oesterreicher verloren 16,000 Mann, darunter 7—8000 Gefangene[1]).

Dem Könige wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Als er das dritte bestieg, traf ihn eine Kugel vor die Brust, so daß er bewußtlos herabsank. Aber schnell raffte er sich auf und rief den Seinen zu: „An meinem Leben liegt heut am wenigsten! Ein Jeder thue seine Pflicht; wehe denen, die sie nicht thun[2])!" Friedrich der Große meldete seinem Bruder Heinrich diesen Vorfall mit den Worten: „Eine Contusion, die ich erhalten, ist nicht gefährlich. Mein Pelz und mein mit Sammet gefütterter Rock haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Zwei meiner Pagen sind verwundet. Fast keiner meiner Adjutanten ist ohne Blessur davongekommen. Der brave Anhalt, von den Grenadieren, ist todt[3])."

---

1) Behrenhorst, des Königs Adjutant, erzählt, daß Friedrich über die großen Verluste in der Schlacht sehr ungehalten gewesen. Mehrmals forderte er einen genauen Bericht über die Zahl der Verwundeten und Todten. Als B. mit der Liste eintrat, riß der König ihm das Papier aus der Hand und rief, nachdem er die Zahlen überblickt, im höchsten Zorne aus: „Es kostet Ihm seinen Kopf, wenn jemals diese Angaben ruchbar werden." Kutzen p. 238.

2) Stenzel p. 258. Er citirt: Bülow aus dem Nachlasse Behrenhorst's II. 67. und 154.

3) Schöning II. 431.

Dieser blutige Sieg hatte dennoch nicht die Folge, dem Könige den Besitz von Sachsen wiederzuverschaffen. Daun verschanzte sich nahe bei Dresden in einem unangreifbaren Lager. Die Hauptstadt konnte nicht erobert werden; auch hinderte die immer heftiger eintretende Winterkälte alle weiteren Unternehmungen. Dagegen steigerte sich, wenn es überhaupt noch möglich war, die Begeisterung der Armee für den König, der sich von Neuem vor den Augen der Truppen allen persönlichen Gefahren ausgesetzt hatte, zu noch höherem Aufschwunge. Als er am Morgen des 4. November über die Wahlstatt ritt und, so viel es ging, für die Verwundeten zu sorgen sich bemühte, riefen ihm Officiere und Gemeine von ihrem blutigen Lager zu: „Wir freuen uns nur und danken Gott, daß Ew. Majestät leben!" Ein dem Tode naher Grenadier, der einen Schuß durch den Leib erhalten, richtete sich in die Höhe und sprach: „Nun will ich gern sterben, da ich nur weiß, daß wir gesiegt haben, und daß der König lebt!"

Friedrich der Große behielt, um auch das Ende seiner Prophezeiung an d'Argens wahrzumachen, Leipzig und fast ganz Sachsen bis auf Dresden in Besitz. In Schlesien stellten sich die Sachen sogar noch günstiger, als der König erwartet hatte [1]). Dem General Goltz, welcher zur Deckung der Provinz mit 12,000 Mann

[1]) Stenzel 260.

daselbst zurückgelassen war, gelang es nicht nur, die Festung Kosel zu entsetzen, als dieselbe von Loudon mit weit überlegener Truppenzahl belagert wurde, sondern er brachte es durch geschickte Märsche und Gegenmärsche dahin, daß das Gebirge von Hirschberg bis Frankenstein in den Händen der Preußen blieb, während Loudon sich begnügen mußte, die Grafschaft Glatz zu behaupten. Die durch den anstrengenden kleinen Krieg herbeigeführte Ermattung beider Theile und die zunehmende Kälte machte endlich den Feindseligkeiten für jetzt ein Ende, ja es wurde zwischen beiden Generalen ein förmlicher Waffenstillstand bis zum nächsten Frühjahr abgeschlossen.

In ähnlicher Weise kam es auch mit den Schweden und Russen, gegen welche die tapferen Reitergenerale Belling und Werner mit abwechselndem Glück in kleinen Gefechten sich herumgeschlagen, im November zum Waffenstillstand, und beide Theile bezogen die Winterquartiere.

Die alliirte Armee unter dem Herzog von Braunschweig hatte auch in diesem Jahre fast ganz selbstständig operirt, und die hauptsächliche Bedeutung ihrer Kämpfe gegen die Franzosen und Reichstruppen bestand für den König darin, daß er mit dem dort beschäftigten Theile seiner Feinde sich zu befassen nicht nöthig hatte.

Die Franzosen waren 1760 mit 130,000 Mann in's Feld gerückt, von denen 100,000 in Westphalen, 30,000

am Rhein operiren sollten. Marschall Broglie, welcher den Oberbefehl hatte, wurde durch die Eifersucht und den Haß der unter ihm dienenden Generale an jeder großartigen Unternehmung gehindert. Herzog Ferdinand wünschte die Franzosen in einer großen Schlacht zu besiegen, doch waren seine Schritte nicht vom Glück begünstigt. Der Erbprinz von Braunschweig traf, an der Spitze der Avantgarde, bei Corbach auf den Feind. In dem Glauben, nur einen Theil der französischen Armee vor sich zu haben, griff er an. Herzog Ferdinand war nicht nahe genug, ihn zu unterstützen; so mußte er sich, sobald er gewahr ward, daß das ganze feindliche Hauptheer ihm gegenüberstand, wieder zurückziehen, was er mit bewunderungswerthem Geschick, aber dennoch nicht ohne großen Verlust bewerkstelligte. (9. Juli). Schon acht Tage später (16. Juli) rächte er sich aber für dies Mißlingen, indem er eine zahlreiche Abtheilung der Feinde bei Emsdorf angriff, sie zurückwarf und ihnen 2000 Gefangene und viel Geschütz abnahm. Auch Ferdinand griff im Herbst 35,000 Franzosen unter dem Chevalier de Muy bei Warburg an, schlug dieselben in die Flucht und fügte ihnen erheblichen Verlust bei. Die übrige Zeit verging unter fortwährenden bald glücklichen, bald unglücklichen Gefechten, welche keine eigentliche Entscheidung herbeiführten. Ein Versuch des Erbprinzen, den Kampfplatz jenseits des Rheins zu verlegen, hatte zwar Anfangs einigen Er-

folg; nachdem aber das von ihm belagerte Wesel durch den von Broglie abgeschickten Marquis de Castrios befreit war, sahen die Alliirten sich genöthigt, wieder über den Rhein zurückzugehen. Auch die Belagerung von Göttingen, welche Herzog Ferdinand gegen Ende des Feldzuges unternahm, mußte nach zwanzig Tagen wieder aufgegeben werden; man war darauf beschränkt, die französische Armee, die sich bei Kassel festgesetzt hatte, beobachtend im Auge zu behalten. Zum großen Aerger Friedrich's konnte trotz mehrmonatlicher Versuche Kassel nicht genommen werden; der Winter nöthigte den Herzog, seine Quartiere hinter der Eder zu nehmen. Der König von Preußen hatte sich nach Leipzig begeben, wo er bis zum Frühjahr 1761 blieb. Hier suchte er sich gemüthlich einzurichten, wie die Umstände es zuließen. D'Argens, Quintus Icilius und Mitchell waren seine täglichen Gesellschafter. Auch die Kapelle hatte er kommen lassen [1]), um mit ihr des Abends seine Concerte aufzuführen. Unter den Musikern war auch der bekannte Fasch [2]). Dieser fand seinen königlichen Herrn

---

[1]) Graun und Benda mußten, wie Nicolai erzählt, auf eigene Kosten nach Leipzig reisen, weil der König erklärte, kein Geld zu haben, um sie zu bezahlen.

[2]) In Berlin als Stifter der Singakademie noch heut in gutem Gedächtniß. Er war der Lehrer Zelter's, der auch seine Biographie schrieb. Aus derselben ist die obige Stelle entnommen von Preuß II. 278.

„gar sehr verändert; mit gebeugter Körperhaltung, alt und zusammengesunken aussehend. Die fünf Jahre schwerer Kriegsarbeit hatten ihm einen düstern melancholischen Ausdruck gegeben, der mit seiner sonstigen feurigen Lebhaftigkeit einen schmerzlichen Contrast bildete und ihn, den 48jährigen Mann, fast greisenhaft erscheinen ließ." Bekannt ist, daß d'Argens einst den König in seinem Zimmer auf der Erde sitzend antraf, wie er seine Windhunde fütterte und den Lieblingen unter denselben mit einem Stäbchen die besten Bissen zuschob. Zu seiner Unterhaltung ließ er auch verschiedene Leipziger Professoren zu sich kommen, von denen aber nur Gellert sein Wohlgefallen erregt zu haben scheint. Ein ausführlicher Bericht über die Unterredung mit dem berühmten Fabeldichter findet sich in dessen Werken [1]), wo man die zum Theil sehr charakteristischen Bemerkungen des Königs nachlesen mag. Gellert mußte ihm eine seiner Fabeln vordeklamiren. Er wählte die vom Maler in Athen, mit der Moral:

„Wenn Deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist das schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen." —

„Das ist ausgezeichnet," sagte der König, „das ist

---

[1]) Auch in dem besonders abgedruckten Briefwechsel Gellert's mit Demoiselle Lucius p. 632. Carlyle hat das Gespräch vollständig wieder mitgetheilt XII. 157.

sehr hübsch! Er hat etwas Sanftes und Fließendes in seinen Versen. Die verstehe ich alle. Aber da war Gottsched dieser Tage hier. Der las mir aus einer Uebersetzung der Iphigenie vor, und ob ich schon das französische Original in der Hand hatte, konnte ich doch kein Wort davon verstehen." Zu Garve sagte der König später in Breslau: „Der Gellert ist der einzige Deutsche, der auf die Nachwelt kommen wird. Das Feld seiner Dichtung ist klein, aber er hat es mit Glück bearbeitet."

Dergleichen friedliche Unterhaltungen durften aber in Leipzig, so wie überall, nur die Stunden ausfüllen, welche zur Erholung von ernster Arbeit bestimmt waren; und an Arbeit fehlte es damals nicht! Die Verluste in der Schlacht bei Torgau waren zu groß gewesen, um dieselben aus den entvölkerten Provinzen schnell wieder zu ersetzen. Mit stets zunehmender Rücksichtslosigkeit mußte also, was irgend zum Kriegsdienst tauglich schien, unter die Fahnen zusammengezwungen werden. Auch die Kassen waren erschöpft, trotz der Münzverschlechterung, welche bereits so weit getrieben war, daß die neuen Geldstücke noch nicht den dritten Theil des richtigen Silberwerthes enthielten. Durch die gewaltsamsten Erpressungen von Geld- und Naturallieferungen mußte man sich zu helfen suchen. Die Noth machte den König in diesem Punkte bis zur Grausamkeit unerbittlich. Von der Stadt Leipzig wurden stets neue Summen gefordert. Sogar der Entschluß, dem Herzoge von Braun-

schweig, welcher seinen Winterfeldzug wiederum bereits im Februar 1761 eröffnet hatte, ein Hilfscorps von 7000 Mann unter General Syburg zuzusenden, scheint mehr die in Aussicht stehenden Kriegscontributionen als eigentlich kriegerische Erfolge zum Zweck gehabt zu haben.

Die Alliirten hatten dies Mal die Franzosen in ihren viele Meilen weit ausgedehnten Winterquartieren überfallen und dabei auch einige glänzende Erfolge errungen. Bei Langensalza z. B. machte Syburg im Verein mit General Spörken 2000 Gefangene und nahm dem Feinde 13 Kanonen weg; doch wurde dieser Vortheil nicht so verfolgt, wie es hätte geschehen können. Herzog Ferdinand hielt sich vielmehr lange bei der Belagerung von Kassel auf, von wo er sich nach monatelanger vergeblicher Anstrengung vor den mit großer Uebermacht unter Broglie anrückenden Franzosen zurückziehen (1. April 1761 [1]) und jenseit der Weser Stellung nehmen mußte. Syburg dagegen verjagte die Reichstruppen aus vielen thüringischen und fränkischen Plätzen, brandschatzte überall und schleppte Rekruten weg, so daß er dem Könige nach Leipzig mehr als eine Million Thaler und 4000 Mann mitbringen konnte, die höchst willkommen waren, um mit ihnen die Lücken ausfüllen zu helfen, welche die Schlacht von Torgau in den Reihen der Regimenter zurückgelassen. Die armen

[1]) Stenzel 273.

Bewohner der von diesem Raubzuge betroffenen Gegenden waren ohne Mitleid zur Bezahlung der geforderten Contributionen gezwungen worden. Wo das Geld durchaus nicht aufzutreiben war, mußten sie Wechsel unterschreiben und für deren Bezahlung Geiseln stellen, die man mit fortschleppte. Das wurde so ernst genommen, daß z. B. der König nur nach langem Widerstreben seiner Freundin, der Herzogin von Gotha, die Freigebung eines Grafen Werthern bewilligte, den man behufs solcher unfreiwilligen Bürgschaft gefangen hielt. „Thüringen schuldet mir," schreibt er, „noch 400,000 Thaler Contribution und 150,000 Thaler für Lieferungen. Einige Geiseln, die man auf Ehrenwort entlassen, haben sich aus dem Staube gemacht. Dadurch bin ich zur äußersten Strenge genöthigt; denn ich bin arm und ruinirt, und doch fordert jeder Tag seine Ausgaben, die sich beständig steigern. Ich bin so weit herunter, wie einst Heinrich IV., der einen Freund um Geld bat, weil er kein ganzes Hemde, keinen Sattel und kein Pferd mehr habe und seinen Diener nicht bezahlen könne. Da muß ich es schon machen wie der heilige Crispin, der den Reichen das Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu verfertigen. Nun kennen Sie die Quelle, aus der so manche Härten und Ungerechtigkeiten fließen, zu denen die Noth mich treibt [1])."

---

[1]) Oeuvres XVIII. 202. 210.

Eine der schlimmsten Maßregeln dieser Art war die Ausplünderung des Schlosses Hubertusburg, welches man das Herzblatt des Königs von Polen nannte. Friedrich wollte durch Verwüstung dieses prachtvollen Lustsitzes nicht nur für den Ruin des Charlottenburger Schlosses Rache üben, sondern dachte dabei auch eine erkleckliche Geldsumme für Kriegsbedürfnisse zu gewinnen. Er ließ deshalb in Leipzig den General Saldern zu sich kommen [1]), der sich bei Hohenfriedeberg und Liegnitz besonders hervorgethan, und ertheilte demselben folgenden Befehl: „Er geht morgen mit einem Detachement in aller Stille nach Hubertusburg, läßt alle geldwerthen Möbel sorgfältig aufschreiben und einpacken. Ich will Nichts davon haben; ich werde das daraus gelöste Geld dem Lazareth assigniren und Ihn nicht vergessen!" Saldern antwortete nach einigem Bedenken: „Ew. Majestät halten zu Gnaden, das ist gegen meine Ehre und meinen Eid!" „Er würde Recht haben," antwortete der König, „wenn ich dieses desperate Mittel nicht zu einem guten Zwecke gebrauchen wollte. Aber höre Er ein Mal: Die großen Herren fühlen es nicht an ihrem Kopfe, wenn den Unterthanen die Haare ausgerauft werden; man muß sie da angreifen, wo es

---

[1]) Küster: Charakterzüge des General von Saldern, Berlin 1793. p. 41.

ihnen selbst wehe thut!" Auf diese Auseinandersetzung, die im Grunde eine Entschuldigung für das enthielt, was die Sachsen in Charlottenburg gethan, entgegnete Saldern: „Ew. Majestät mögen mich stehenden Fußes gegen den Feind schicken, um dessen Batterien anzugreifen, so werde ich herzhaft gehorchen; aber wider Ehre, Eid und Pflicht kann und darf ich nicht. Zu dieser Commission wird sich leicht ein Anderer finden!" Der König war über diese Weigerung sehr zornig und rief: „Saldern, Er will nicht reich werden!" Der General wurde in Ungnade entlassen und meldete sich krank. Der Auftrag wurde nunmehr dem Obristen Quintus Icilius gegeben, welcher mit den Freischaaren das Schloß ausplünderte, nachdem ihm der König befohlen, von der Beute 100,000 Thaler schlechtes Geld an die Lazarethkasse zu liefern, das Uebrige aber für sich zu behalten. Er führte das aus, konnte oder wollte aber nicht verhindern, daß seine zügellosen Soldaten vielen Uebermuth und Rohheit bei der Zerstörung der prachtvollen Einrichtung des Schlosses verübten. Dasselbe wurde übrigens bald wieder hergestellt und konnte bekanntlich wenige Jahre nachher zum Sitz der Friedensverhandlungen benutzt werden. — Saldern wurde nach einer kurzen Zeit der Ungnade wieder hervorgezogen und zum Generallieutenant befördert. Der Biedermann starb 1785 zu Magdeburg. Quintus Icilius

aber mußte sich lebenslang vom Könige verhöhnen lassen, weil er sich zu dieser Räuberei hergegeben.

Von den Bedrückungen und Erpressungen, zu welchen Friedrich II. durch die Noth der Zeiten gezwungen war, hatte außer Sachsen fast kein Land so viel zu leiden als Mecklenburg. Hier war ebenfalls ein alter Groll zu befriedigen, da, wie wir gehört, seit Friedrich Wilhelm's I. Zeiten beständige Reibungen mit den dortigen Fürsten wegen der Streitigkeiten mit den Ständen und der dadurch veranlaßten Reichsexecution, so wie auch hauptsächlich wegen der Werbeexcesse stattgefunden. Dies veranlaßte eine junge 17jährige Prinzessin des gedrangsalten Landes (sie war die Tochter jenes Prinzen von Mirow, des Nachbarn von Rheinsberg), an Friedrich den Großen folgenden Brief zu richten, welcher berühmt geworden ist, weil der Thronerbe von England, der nachmalige Georg III., denselben zu Gesicht bekam und dadurch veranlaßt wurde, über die Verfasserin Nachrichten einzuziehen, in Folge deren er sie demnächst zur Königin von England erhoben hat. Der Brief lautet:

Mirow in Mecklenburg-Strelitz [1]).

Sire; Ich weiß nicht, ob ich über Ew. Majestät letzten Sieg fröhlich oder traurig sein soll, weil eben der glückliche Sieg, der

---

[1]) Ohne Datum. Jedenfalls nicht lange nach der Schlacht bei Torgau, die hier gemeint sein muß.

neue Lorbeern um Dero Scheitel geflochten hat, über mein Vaterland Jammer und Elend verbreitet. Ich weiß, Sire, in diesem unserm lasterhaft verfeinerten Zeitalter werde ich verlacht werden, daß mein Herz über das Unglück des Landes trauert, daß ich die Drangsale des Krieges beweine und von ganzer Seele die Rückkehr des Friedens wünsche. Selbst Sie, Sire, werden vielleicht denken, es schicke sich besser für mich, mich in der Kunst zu gefallen zu üben, oder mich nur um häusliche Angelegenheiten zu bekümmern. Allein dem sei wie ihm wolle, so fühlt mein Herz zu sehr für diese Unglücklichen, um eine dringende Fürbitte für dieselben zurückzuhalten. Seit wenigen Jahren hatte dieses Land die angenehmste Gestalt gewonnen, man traf keine verödeten Stellen an, Alles war angebaut. Das Landvolk sah vergnügt aus, und in den Städten herrschte Wohlstand und Freude. Aber welch eine Veränderung gegen eine so angenehme Scene! Ich bin in partheiischen Beschreibungen nicht erfahren, noch weniger kann ich die Greuel der Verwüstung mit erdichteten Schilderungen schrecklicher darstellen. Allein gewiß selbst Krieger, welche ein edles Herz und Gefühl besitzen, würden durch den Anblick dieser Scenen zu Thränen bewegt werden. Das ganze Land, mein werthes Vaterland, liegt da, gleich einer Wüste. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirt sind Soldaten worden, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder, vielleicht noch hie und da einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel ist und den ihn umgebenden kleinen Knaben die Geschichte einer jeden Wunde mit einem so pathetischen Heldentone erzählt, daß ihr Herz schon der Trommel folgt, ehe sie recht gehen können. Was aber das Elend auf den höchsten Gipfel bringt, sind die immer abwechselnden Vorrückungen und Zurückziehungen beider Armeen, da selbst die, so sich unsere Freunde nennen, beim Abzuge Alles mitnehmen und

verheeren, und wenn sie wieder kommen, gleich viel wieder wollen herbeigeschafft haben.

Von Dero Gerechtigkeit, Sire, hoffen wir Hilfe in dieser äußersten Noth. An Sie, Sire, mögen auch Frauen, ja selbst Kinder ihre Klagen bringen. Sie, die Sich auch zur niedrigsten Klasse gütigst herablassen und dadurch, wenn es möglich ist, noch größer werden, als selbst durch Ihre Siege, werden die meinigen nicht unerhört lassen und zur Ehre Dero eigenen Ruhmes Bedrückungen und Drangsalen abhelfen, welche wider alle Menschenliebe und wider alle gute Kriegszucht streiten. Ich bin u. s. w.[1]).

Siebentes Kapitel.

Die Jahre 1761 bis 1763.

Die Scenen des Jammers und der Verwüstung, welche dieser naive Brief dem Könige anschaulich machen sollte, wiederholten sich gleichzeitig in allen deutschen Ländern nunmehr seit vollen fünf Jahren. In Westphalen, Hannover und Hessen hausten die Franzosen mit grausamer Raubgier. Auch sie schleppten, wie die Preußen es anderswo thaten, aus den Städten die an=

[1]) Eine englische Uebersetzung dieses Briefes erschien bereits im Octoberheft von Gentlemans Magazine 1761. Den deutschen Text giebt Preuß II. 186. ohne zu sagen woher? Carlyle XII. 178. Daß es auch hier nicht an scharfsinnigen Leuten gefehlt hat, welche die Aechtheit des Briefes bestritten haben, braucht kaum erwähnt zu werden.

gesehensten Personen als Geiseln für die Bezahlung unerschwinglicher Summen fort. Prinz Xaver von Sachsen zeichnete sich besonders durch seine Härte aus; doch gab im Ganzen Einer dem Andern nicht viel nach. Die kleine Stadt Wolfenbüttel z. B. mußte 200,000 Thaler Contribution erlegen, außerdem 28,000 Thaler für die Generale und 14,000 dafür, daß man die Kirchthürme nicht eingeschossen hatte. Zu den Arbeiten an den Verschanzungen und festen Lagern wurden Weiber und Kinder gezwungen; die Männer waren bereits in die Soldatenjacke gesteckt. Aus dem Harz mußten die Bergleute herbeikommen, ihre Geschicklichkeit zum Nutzen der Feinde zu verwerthen, und so ging es durch alle Schichten der Bevölkerung. Von Bezahlung war natürlich keine Rede, oder dieselbe wurde den bedrängten Bürgern und Bauern noch als Zugabe aufgebürdet [1]).

Am wenigsten waren noch die österreichischen Länder, mit Ausnahme Böhmens, in den letzten Jahren von den eigentlichen Kriegslasten getroffen worden; allein die fortgesetzte Stellung von Mannschaften und die Kosten der Feldzüge hatten auch diese Provinzen entkräftet und Maria Theresia's Kassen vollständig erschöpft. Die Königin konnte den Sold der Officiere und den Betrag für die Lieferungen nur noch in papierenen Anweisungen bezahlen, für welche ihr Gemahl,

---

1) Archenholz 436.

der Kaiser Franz, eine besondere Bank auf eigene Rechnung errichtete und die Zettel zu niedrigen Coursen ankaufte, um sie sich nach dem Frieden voll ausbezahlen zu lassen. Dieser hohe Herr hatte überhaupt große Neigung zu Wuchergeschäften und spielte den Lieferanten für seine Gemahlin, sogar, wie böse Zungen sagten, für den König von Preußen, dem er Getreide und Pferde verkaufte.

Bei solchen Zuständen war es kein Wunder, wenn man allerseits des Krieges herzlich müde wurde. Ganz besonders war das bei der französischen Regierung der Fall, die sich durch die großen Subsidien an Oesterreich und die Reichsfürsten dem Bankerot nahe gebracht und doch nur wenig Ehre geerntet hatte. Auch in England wurde der Ruf nach Frieden laut; nur der große Pitt und sein Anhang beharrten bei der Bundesgenossenschaft mit Friedrich II., weil sie es mit Recht für die beste Politik hielten, den mächtigsten protestantischen Fürsten des Continents auf ihrer Seite zu haben und durch ihn die Franzosen zu Lande zu beschäftigen.

Unglücklicher Weise starb im October 1760 ganz plötzlich der 77jährige König Georg II. Zwar hatte das für den Augenblick auf die preußischen Angelegenheiten keinen nachtheiligen Einfluß, weil Pitt am Ruder blieb. Allein die Feinde desselben hatten nunmehr gegründete Hoffnung, diesen Minister bald verdrängen zu können, dem sie vorwarfen, daß er mit vollen Händen

englisches Geld für fremde Zwecke vergeudete und englische Soldaten für die Angelegenheiten des Königs von Preußen fechten ließe, ohne dadurch wesentlichen Nutzen für England zu schaffen. Von den vielen Flugschriften, die sich in diesem Sinne aussprachen, hatte besonders eine großen Einfluß auf die öffentliche Meinung; nämlich das unter dem Titel: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Krieg in Deutschland" von einem gewissen Mauduit herausgegebene Pamphlet. Dasselbe faßte die Engländer sehr geschickt an ihrer empfindlichsten Stelle, an dem Geldpunkte. Unterschleife und Ungeschicklichkeiten bei der Truppenverpflegung wurden darin aufgedeckt und bewiesen, daß z. B. das Heu für die Cavalleriepferde durch nutzloses Hin- und Herschicken gänzlich verdorben und doch so theuer geworden sei wie der feinste Thee; daß die Lieferanten den Staat betrogen und sich bereicherten, und mehr dergleichen Dinge, die in jedem Kriege vorkommen. Mauduit behauptete ferner, die Gefahr für Hannover, welche man immer voranstellte, würde verschwinden, wenn die europäischen Mächte den Franzosen ernstlich andeuteten, daß man ihre Einmischung nicht länger leiden wolle. Das Gerede von der Bundesgenossenschaft mit dem mächtigsten protestantischen Fürsten sei lächerlich, da Friedrich II. bekanntermaßen gar keine Religion habe u. s. w.[1])

[1]) Carlyle XII. 146. folgde.

Noch lauter erhob sich die öffentliche Meinung, als man erfuhr, daß auch der junge König Georg III.[1]) die Fortsetzung des Krieges sehr ungern sähe und nur mit Mühe von Pitt hätte bewogen werden können, in der Thronrede den Kampf nicht geradezu als einen nutzlosen und kostspieligen zu bezeichnen. Für den Augenblick gelang es dem großen Staatsmanne indessen noch, die Verlängerung des Subsidienvertrages auf ein Jahr durchzusetzen; allein es war die letzte Zahlung, die Friedrich II. von England erhielt, denn bald trat Pitt, der ewigen Anfeindungen und Hetzereien müde, von seinem Posten zurück, und der frühere Lehrer des Königs, Lord Bute, der in Uebereinstimmung mit den Wünschen seines Monarchen dem Kriege unter allen Umständen ein Ende machen wollte, kam an's Ruder[2]).

Wäre es in Folge dessen nun wenigstens zu ernsthaften Friedensunterhandlungen gekommen, so hätte Niemand das lieber sehen müssen, als Friedrich II. Seine Kräfte gingen zu Ende. Nur durch immer weiter getriebene Erpressungen war er im Stande, sich das

---

[1]) Georg's II. ältester Sohn Friedrich war vor seinem Vater gestorben. Es kam also dessen damals 23jähriger Sohn Georg zur Regierung.

[2]) Ausführliches über diese Vorgänge findet sich im Annual Register I. 443. (Es ist immer die deutsche Uebersetzung von Benzler gemeint, die unter dem Titel: Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten im Großen, 1780, in Leipzig erschienen ist.)

Geld für einen neuen Feldzug zu beschaffen. Seine aus allen Ecken zusammengebrachten Rekruten konnten nicht zu der alten Kriegstüchtigkeit der preußischen Armee herangebildet werden. „Das gestehe ich Euch zu meinem besonderen Leidwesen," schrieb der König an General Goltz[1]), „daß meine Infanterie jetzo nicht so gut ist, als solche gewesen, das ist aber ein Umstand, den ich jetzt nicht ändern kann, und also solche so nehmen muß, wie sie ist." Dessenungeachtet war der König weit entfernt von dem Gedanken, zu einem für ihn unehrenhaften Frieden die Hand zu bieten; und als Frankreich im März 1761 Vorschläge machte und in denselben die Abtretung deutschen Gebietes, namentlich hessischer und hannoverscher Landestheile verlangte, so war damit die Unmöglichkeit des Gelingens schon ausgesprochen.

Wir brauchen auf die Einzelnheiten der Unterhandlungen, welche nun folgten, nicht näher einzugehen, theils weil dieselben schließlich doch kein Resultat hatten, theils weil die Zwischenfälle, wie Frankreichs Bemühung, auch den König von Spanien in den Krieg gegen England mit zu verwickeln, und der Abschluß des bourbonischen Familienvertrages (15. August

---

[1]) Schöning III. 101. Goltz war schwer erkrankt, als er diesen Brief erhielt, und starb wenige Tage nachher im Anfang Juli 1761.

1761), keinen unmittelbaren Einfluß auf die Geschicke des preußischen Staates übten.

Als man zuletzt übereingekommen war, in Augsburg einen förmlichen Friedenscongreß zu eröffnen, scheiterte die ganze Sache an dem Umstande, daß Frankreich und Oesterreich die Zulassung kaiserlicher Gesandten bei den Verhandlungen verlangten, während England und Preußen das auf's Bestimmteste verweigerten, weil sie nicht mit dem deutschen Reiche, sondern nur mit der Königin von Ungarn und Böhmen Krieg führten.

So mußte denn weitergekämpft werden.

Gewaltige Armeen der verbündeten Feinde Preußens rückten in's Feld; Frankreich allein stellte 150,000 Mann auf, Oesterreich 130,000, Rußland 100,000, dazu kamen noch 30,000 Schweden und Reichstruppen, also mehr als 400,000 Mann, denen der König trotz aller Anstrengung doch nur 160—170,000 Mann entgegenstellen konnte, wobei die Armee des Herzogs von Braunschweig schon mitgerechnet war.

Die schweren Sorgen, welche eine solche fast verzweifelte Lage erwecken mußte, verschloß der König in seiner Brust, oder sprach sie nur in den Briefen an seine nächsten Freunde aus. Dem Heere und den Generalen gegenüber zeigte er sich so kühn und entschlossen wie je. Am 11. März meldete er dem General Goltz, daß er alle Anstalten getroffen hätte, um Anfangs Mai in

Schlesien einzutreffen [1]), „und werde Ich selbst hinkommen, um alsdann en force gegen den Feind zu agiren und ihm recht tüchtig Widerstand zu thun."

Daß der König solchen Muth und Zuversicht zur Schau trug, war um so nothwendiger, weil seinem Scharfblicke nicht entgangen sein konnte, wie es noch immer eine Partei im Heere gab, welche an der Meinung fest hielt, daß der ganze Krieg eigentlich aus einer Uebereilung hervorgegangen und zu vermeiden gewesen wäre, wenn Friedrich der Große sich ruhig innerhalb der Grenzen des Dresdener Friedens gehalten hätte. Oesterreich würde, sagten sie, selbst im Verein mit seinen Bundesgenossen niemals einen Angriff unternommen haben. An der Spitze dieser Unzufriedenen stand besonders Prinz Heinrich, der um so größere Bewunderung verdient, weil er dessenungeachtet mit vollster Hingebung und Aufopferung aller Kräfte, meist unter den schwierigsten Verhältnissen, niemals in Erfüllung seiner großen ihm übertragenen Aufgabe wankend wurde. Aber an seiner Anschauungsweise hielt er nichtsdestoweniger fest, und die königlichen Geschwister theilten dieselbe und waren besonders seit des Prinzen August Wilhelm's Tode auf den König erbittert, der den unglücklichen Prinzen von Preußen für die Mißerfolge

---

[1]) Schöning III. 22.

verantwortlich gemacht hatte, welche derselbe nicht verschuldet. Oeffentlich freilich wagten solche Gesinnungen sich nicht hervor, denn des Königs gewaltige Persönlichkeit hielt seine Umgebungen in zu strenger Unterwürfigkeit, als daß ein Tadel hätte laut werden dürfen. Erst nach Friedrich's Tode wagte man sich damit hervor. Nicht allein sprach der Minister Herzberg in öffentlichem Vortrage es aus, daß der ganze siebenjährige Krieg unnützer Weise geführt worden, sondern auch Prinz Heinrich grub seinen Groll gleichsam in Eisen und Stein, als er zu Rheinsberg jenes Monument für die gefallenen Helden errichtete, auf welchem der Name jedes Einzelnen mit einer lobenden Inschrift verzeichnet stand, Friedrich's Name aber nicht zu lesen war [1]).

---

[1]) In der Rede, welche der Prinz zur Einweihung des Denkmals hielt, sagte er: „Warum vermißt man Friedrich unter der Zahl dieser berühmten Namen? — Die von diesem Könige selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die Lobschriften auf ihn nach seinem Tode, lassen mir Nichts zu sagen übrig!" Schöning III. 587. Wie Heinrich über seinen Bruder dachte, würde man aus dessen Privatcorrespondenz ersehen, wenn dieselbe veröffentlicht wäre. Unter dem Briefe des Königs an ihn vom 10. November 1759 findet sich vom Prinzen eigenhändig bemerkt: „Ich verlasse mich keineswegs auf seine Mittheilungen. Dieselben sind eben so widersprechend und unzuverläßig, wie sein Charakter. Er ist es, der uns in diesen grausamen Krieg verwickelt hat, aus dem nur die Tapferkeit der Generale und Soldaten uns heraushelfen kann. Seit dem Tage, wo er zu meiner Armee gekommen ist, hat er

Allein solche Gesinnungen lebten doch nur in einer sehr kleinen Partei. Die sprechendsten Beweise liegen von der andern Seite dafür uns vor, wie im Großen und Ganzen das Volk trotz aller Leiden und Qualen, welche der Krieg seit nun fünf Jahren über das Land gebracht, dennoch in der begeisterten Hingebung an den Heldenkönig nicht wankend wurde und willig Gut und Blut ihm zum Opfer brachte, weil man wußte, daß er Nichts für sich, Alles für das Vaterland forderte, und weil der Ruhm und die Ehre, die er sich erkämpfte, zugleich der Ruhm und die Ehre aller Preußen war. Kein geringes Verdienst erwarben sich in dieser Zeit die Geistlichen in den Städten und auf dem Lande, welche als Seelsorger und Kanzelredner unablässig zur Ausdauer und zum Vertrauen ermahnten und die Gemüther in der Treue für den König befestigten. Selbst wo dieser zu irren schien, wie z. B. bei der Hubertusburger Angelegenheit, suchten sie Auswege, um ihr Gewissen mit dem Gehorsam gegen den König und mit der unbedingten Unterwerfung unter dessen höhere Weisheit in Einklang zu bringen, wofür in dem Küster'schen Buche wahrhaft rührende Zeugnisse sprechen[1]). Das

---

Nichts als Unordnung und Unheil daselbst angerichtet. Alle meine Mühe in diesem Feldzuge, alles Glück, welches mir zur Seite stand, hat Friedrich zu nichte gemacht. Oeuvres XXVI. 203.

[1]) Lebensrettungen p. 170.

hatte denn die Wirkung, daß namentlich in den alten Provinzen die Opferfreudigkeit nicht ermattete, und die Gemeinden mit einander wetteiferten, aus ihren schwer bedrängten und bedrückten Kreisen immer neue patriotische Gaben darzubieten, sowohl an Lieferungen, als besonders durch Gestellung von Rekruten, die sich freiwillig zur Armee begaben. Namentlich aus der Grafschaft Mark langte einst ein großer Zug wohlgewachsener junger Männer an, die sich dem Könige zur Verfügung stellten. „Unsere Väter," sagten sie, „haben uns hergeschickt. Wir haben auch Etwas mitgebracht!" Dabei holte der Sprecher einen großen Beutel mit harten Thalern aus seinem Quersack und zählte sie vor dem Könige auf.

Auch im Auslande blickte man nach wie vor voll Begeisterung auf den Heldenkönig, selbst da, wo die Regierungen ihm feindlich gegenüberstanden; man staunte seine Widerstandskraft an, die mit der Zahl der Gegner zu wachsen schien. Nach jeder Niederlage, sogar nach jedem Fehler und jeder Uebereilung, die er begangen, schien Friedrich noch größer dazustehen, als vorher. Er selbst aber fühlte, daß ohne ein Wunder die Rettung unmöglich schien. Noch immer hoffte er auf den Beistand der Türken, und wirklich gelang es, mit diesen sowohl als mit dem Chan der Tartaren ein Freundschaftsbündniß abzuschließen; doch leider erwies sich die Mühe und die Kosten, die man auf das Zustandekom-

men desselben gewendet, erfolglos. Weder ließen die Türken sich zum Angriff gegen Oesterreich, noch die Tartaren zum Kriege gegen Rußland in Bewegung setzen, — der König mußte durch seine eigene Kraft und sein eigenes Genie sich Rettung schaffen.

Bereits im vorigen Jahre hatte er den Versuch gemacht, den General Tottleben, dessen preußenfreundliche Gesinnung ihm bekannt war, durch einen Unterhändler dahin zu bringen, daß er ihm den Feldzugsplan der Feinde verriethe. Das hatte damals keinen Erfolg [1]). Jetzt wurde der Versuch wiederholt, und Tottleben, vielleicht in der Voraussicht, daß die Kaiserin Elisabeth nicht mehr lange leben könne, ließ sich wirklich bestechen und trat mit dem Prinzen Heinrich in Correspondenz. Auf diesem Wege erfuhr der König, daß die Feinde vor allen Dingen Schlesien wieder erobern und dann wo möglich nach Berlin vorgehen wollten. Zu solchem Behuf beabsichtigte man die Vereinigung der Loudon'schen Armee mit den Russen unter Feldmarschall

---

[1]) Schöning III. 26. 49. Stenzel p. 271. In Petersburg scheint man Argwohn deshalb gefaßt zu haben, und dies vielmehr, als die gelinde Behandlung Berlins, wird Ursache der eingeleiteten kriegsrechtlichen Untersuchung gewesen sein. Das Gericht sprach ihn frei, allerdings erst nach Elisabeths Tode, zu einer Zeit, wo die intimste Freundschaft zwischen dem neuen Kaiser und Friedrich II. bestand, und die Sache deshalb in milderem Lichte erschien. Stuhr II. 359.

Butturlin zu bewirken. Damit die Preußen nicht von Sachsen aus herbeieilen könnten, um dies zu hindern, sollte Daun durch seine Stellung daselbst wo möglich den König festhalten. Das alliirte Heer unter Herzog Ferdinand konnte ohnehin diese Pläne nicht stören, dafür sorgte die große französische Armee.

Leider nützte die Wissenschaft von diesen Verabredungen seiner Feinde Friedrich dem Großen nicht viel. Er war zu schwach, um an einen Angriffskrieg denken zu können. Loudon's Heer war bis zu 70,000 Mann verstärkt, Butterlin befehligte 60,000. Außerdem hatte General Romanzof 40,000 Mann unter sich, welche nach Pommern eilen sollten, um Kolberg von der Landseite zu bedrohen, während die vereinigte russisch-schwedische Flotte die Festung zur See angriff.

Friedrich beschloß, sich in Person nach Schlesien zu begeben; er wollte der Gefahr an dem Punkte entgegentreten, wo sie am größten war. Die Beschützung Sachsens übertrug er auch in diesem Jahre wieder seinem Bruder Heinrich, welcher die Bewegungen der Daun'schen Armee daselbst beobachten und ihr nachfolgen sollte, wenn sie etwa die Richtung nach Schlesien einschlüge. Zur Deckung von Kolberg wurde der Prinz von Württemberg mit einer verhältnißmäßig geringen Truppenmacht beordert.

In Schlesien hatten trotz des Waffenstillstandes bereits verschiedene Plänkeleien stattgefunden, als am

23. April die förmliche Wiederaufnahme der Feindseligkeiten erfolgte. Loudon wollte das nur 18,000 Mann starke Corps des General Goltz mit 30,000 Mann angreifen; dies zu verhindern eilte Friedrich im Geschwindmarsche von Meissen über Görlitz nach Schweidnitz, wo er sich mit Goltz vereinigte und dadurch Loudon nöthigte, in's Glatzische zurückzugehen.

Da man durch Tottleben's Verrath im preußischen Hauptquartier von Allem, was bei den Russen vorging, in steter Kenntniß war, so wußte der König, daß Loudon Befehl hatte, nur im Einvernehmen mit Butturlin einen entscheidenden Schlag zu thun. Die Russen hielten sich, wie immer, möglichst lange zurück, weshalb Friedrich II. sich fast $1\frac{1}{2}$ Monate lang in seinem Lager zu Kunzendorf, zwischen Schweidnitz und Freiburg, behaupten konnte. Zur Ermuthigung seiner Truppen ließ er bekannt machen, daß er mit der Pforte und dem Tartaren-Chan jetzt im Bunde stehe, und daß diese nächstens anrücken würden, die Russen und Oesterreicher im eigenen Lande zu beschäftigen und zum Abzuge aus Schlesien zu nöthigen. Er hatte die Absicht, Goltz gegen die Russen vorgehen zu lassen, um die von dem Hauptheere ziemlich weit getrennte Vorhut derselben anzugreifen; leider wurde dies durch die Krankheit und den bald darauf erfolgten Tod des tapferen Generals verhindert. Ziethen erhielt nun dessen Commando, doch war die russische Armee bereits zusammengerückt,

und Loudon machte es durch schlau berechnete Manöver möglich, den König so zu täuschen, daß die Vereinigung beider Armeen am 15. August ungehindert bei Jauer bewirkt werden konnte. Dem preußischen kaum 55,000 Mann starken Heere standen nunmehr 140,000 Feinde gegenüber; an einen Angriff war also nicht zu denken, vielmehr kam Alles darauf an, sich von solcher Uebermacht nicht erdrücken zu lassen. Das hoffte der König durch ein ganz neues, ebenso geniales, als seinen sonstigen Kriegsgewohnheiten entgegengesetztes Mittel zu bewirken. Bei Bunzelwitz, ¾ Meilen nordwestlich von Schweidnitz, schlug er ein Lager auf, wozu er das Terrain meisterlich gewählt hatte. Das Schweidnitzer, Striegauer und Freiburger Wasser, Wald, Teiche und Bruchholz deckten die verschiedenen Fronten des von Hügeln umgebenen Platzes, ohne denselben übrigens unangreifbar zu machen; allein bevor die Feinde schlüssig geworden waren, was sie dieser Aufstellung gegenüber unternehmen sollten, war der König mit Anspannung aller Kräfte bemüht gewesen, sein Lager in eine förmliche Festung zu verwandeln[1]). Ueberall wurden Batterien angelegt, welche jeden zu dem Lager führenden Weg durch ein Kreuzfeuer abschneiden konnten.

---

[1]) Eine leicht verständliche Karte desselben ist dem 5. Bande von Tempelhoff beigegeben. Archenholz p. 452. Der Umfang des Lagers betrug fast zwei Meilen. Kutzen 241.

Starke Befestigungen schützten die Dörfer Jauernigk, Bunzelwitz, Zeschen und Peterwitz. Vier Hügel innerhalb des Lagers bildeten Bastionen. Gruben wurden mit Pulver, Kugeln und Granaten gefüllt, welche in jedem Augenblicke gesprengt werden konnten. 460 Geschütze waren an den verschiedenen Stellen vertheilt. Der ganze Umkreis des Lagers starrte von Palissaden und spanischen Reitern. Da dasselbe an einem hoch über der Ebene sich ausdehnenden Platze angelegt war, so hatte man von dem feindlichen Geschütze wenig zu fürchten, auch die Kavallerie konnte zu einem Angriff nicht verwendet werden. Tag und Nacht mußten sich die Truppen bei der Arbeit ablösen, die auf diese Art in unglaublich kurzer Zeit von wenigen Tagen vollendet war. Ein Angriff gegen diese aus dem Boden gewachsene Festung würde Ströme von Blut gekostet haben.

Wenn es wahr ist, daß Friedrich trotz alledem seine Stellung für unsicher hielt, und auch die Soldaten, einen Ueberfall fürchtend, sich oft muthlos und niedergeschlagen zeigten, so stehen damit die Ausdrücke seiner Briefe an Prinz Heinrich in starkem Widerspruche. „Die Russen," schreibt er am 23. August[1]), „haben Striegau und Jauer besetzt, die Oesterreicher Freiburg und Kunzendorf. Wollen sie mich angreifen, was, wie

---

[1]) Schöning III. 149.

ich glaube, binnen hier und drei Tagen geschehen kann, so werden sie sich die Nasen blutig stoßen. Um mich brauchst Du keine Sorge zu haben; ich werde meine Sachen schon machen!" Diese Zuversicht ging sicher aus der Ueberzeugung hervor, daß Butturlin nichts Ernstes unternehmen würde; mit den Oesterreichern allein hoffte der König fertig zu werden.

In der That hatte Loudon für den 2. September einen allgemeinen Angriff beschlossen, allein Butturlin erwiederte auf die Aufforderung zur Theilnahme an demselben, daß er die Oesterreicher nur dann unterstützen könnte, wenn sie selbst angegriffen würden.

Während durch diese Uneinigkeit der Feinde die Entscheidung sich verzögerte, nahmen auch die Beschwerlichkeiten für die preußischen Truppen täglich zu. Die Lebensmittel wurden knapp, man mußte sich hauptsächlich mit Brod und Wasser behelfen. Selbst an Stroh für die Lagerstätten fing es zu fehlen an; auch Krankheiten rissen ein, und das Ende dieses unbequemen Aufenthaltes schien nicht abzusehen. Der König begriff, daß Alles darauf ankomme, den Muth der Soldaten nicht sinken zu lassen. Daher zeigte er mit heldenmüthiger Selbstüberwindung ihnen stets ein freundliches Gesicht, theilte ihre Entbehrungen, schlief wohl in ihrer Mitte eine Nacht auf Stroh und bewies auch hier wieder seine wunderbare Gewalt über die Gemüther der Menschen. In der Einsamkeit aber und im Gespräch

mit seinen vertrautesten Generalen soll er sich desto tieferer Schwermuth und Hoffnungslosigkeit hingegeben haben. Einst, so wird erzählt, suchte der alte Ziethen in seiner gottvertrauenden Art dem Monarchen Muth einzusprechen: sicher werde noch Alles zu gutem Ende gelangen. „Hat Er uns etwa einen neuen Alliirten angeschafft?" fragte der König. „Nein," antwortete Ziethen, „nur den alten da oben!" „Ach!" rief der König aus, „der thut keine Wunder mehr!" „Die braucht's auch nicht," antwortete der brave Husarengeneral; „er kämpft doch für uns und läßt uns nicht sinken."

Für jetzt aber bedurfte es auch keines besonderen Wunders. Die Uneinigkeit der Feinde bewirkte, wie schon so oft, die Rettung. Einen Einblick in das, was dort vorging, gewährt das von Stuhr[1]) mitgetheilte Schreiben des im österreichischen Lager weilenden französischen Militärbevollmächtigten Menager vom 7. September: „— — Auf den 3. September hatte man den allgemeinen Angriff verabredet; die Anordnungen waren bereits getroffen, die Befehle ertheilt, doch kamen Ueberlegungen und Bedenklichkeiten dazwischen. Vortheile und Nachtheile wurden abgewogen, politische und militärische Rücksichten standen einander entgegen — mit Einem Wort, vom Angriff ist nicht mehr die Rede,

---

[1]) Forschungen ꝛc. II. 400.

und die Russen denken an ihren Rückzug. — — Die Nachwelt wird Mühe haben, zu glauben, was sich während der letzten Tage im russischen Hauptquartier Alles ereignete — die Feder entsinkt meiner Hand, und ich kann nur seufzend die Augen zum Himmel richten!" Und am 20. September: „Stände es mir frei, das Verfahren gewisser Höfe zu beurtheilen, so könnte ich leicht die Unaufrichtigkeit derselben beweisen. Der Plan, Schlesien anzugreifen, ist niemals nach dem Geschmack der Russen gewesen!"

Butturlin's Handlungsweise entsprach mehr der Stellung eines Diplomaten, als eines Feldherrn. Er wußte, daß seiner Kaiserin Nichts daran lag, den Oesterreichern eine Provinz wiederzuerobern. Deshalb schützte er bald den Mangel an Lebensmitteln vor, ließ nur den General Czernitschew mit 12,000 Mann bei Loudon stehen, ging mit der Hauptarmee über die Oder und bald nach Polen zurück. Ein Schreiben der Czarin [1]) belobte ihn deshalb und erkannte dankend an, daß er die Truppen keiner unnützen Gefahr ausgesetzt habe.

Schon am 9. September hatten die russischen Vorposten den preußischen zugerufen, daß der Aufbruch für morgen bestimmt wäre. Jubelnd empfing man diese Nachricht, welche das Ende des beschwerlichen und ent-

---

[1]) Forschungen rc. II. 401.

behrungsvollen Lagerdienstes ankündigte. Zur freudigen Ueberraschung der Preußen folgte dem Abmarsch der Russen auch bald der des österreichischen Heeres. Loudon hielt sich jetzt nicht mehr stark genug zu einem Angriff und kehrte in sein festes Lager bei Freiburg zurück.

Vierzehn Tage lang blieb der König noch in seiner Bunzelwitzer Festung, um den durch die beständigen Nachtwachen und durch den Mangel an ordentlicher Nahrung erschöpften Truppen Ruhe zu gönnen. In dieser Zeit wurden die so schnell und künstlich aufgeführten Erdarbeiten wieder abgetragen und die Verbindung mit der Umgegend hergestellt, so daß alle Bedürfnisse herbeigeschafft werden konnten [1]). 10,000 Mann unter dem tapferen pommerschen General Platen schickte Friedrich über Breslau nach Posen, um daselbst und unterwegs die Magazine zu zerstören. Platen vollführte das mit großer Besonnenheit und Tapferkeit, machte auch eine Menge Gefangene und eroberte feindliches Geschütz.

Nun hätte der König gern die Oesterreicher aus ihrem Freiburger Lager gelockt, um sie entweder über die böhmische Grenze zurückzutreiben, oder ihnen bei günstiger Gelegenheit eine Schlacht zu liefern, obgleich sie ihm unter Hinzurechnung des Czernitschew'schen

---

1) Archenholz 459.

Corps noch immer fast um das Doppelte überlegen waren. Die preußische Armee mußte deshalb aufbrechen und sich zwei Tagemärsche von Schweidnitz nach Münsterberg begeben; dies hatte aber leider eine ganz andere Wirkung, als Friedrich erwartete. Loudon benutzte die Entfernung des Feindes, um einen Handstreich gegen Schweidnitz zu versuchen, was ihm auch über Erwarten gelang. Die Anlage der Befestigungswerke war ihm von 1757 her noch wohl bekannt, auch stand er mit einem gefangenen österreichischen Major, der in Schweidnitz frei umhergehen durfte, im Einverständniß; so war er im Stande, in der Nacht vom 30. September zum 1. October 20 Bataillone Oesterreicher und 800 auserlesene russische Grenadiere an die vier Außenwerke der Festung heranzuführen und diese zu ersteigen, bevor die Besatzung Etwas davon merkte. Diese bestand aus 3800 Mann. Der Commandant, General Zastrow, war ein tüchtiger Soldat, aber ein etwas lockerer Lebemann. Er befand sich grade in dieser Nacht auf einem Balle und hatte keinen Befehl zum Recognosciren gegeben, da Niemand an einen Angriff dachte. So ward es möglich, die Truppen in den einzelnen Werken, sobald dieselben auf mitgebrachten Sturmleitern erstiegen waren, schnell zu entwaffnen. Nur zwölf Kanonenschüsse sollen abgefeuert worden sein. Die Oesterreicher brauchten ihr grobes Geschütz gar nicht, aber durch ihre Musketenschüsse gerieth ein Pulvermagazin in Brand.

Bei der Verwirrung, die hierdurch entstand, drangen die Angreifer mit gefälltem Bajonett vorwärts, verjagten die Besatzungstruppen, welche der einheitlichen Leitung entbehrten, und richteten die preußischen Kanonen gegen den Hauptwall. Nur an dem sogenannten Galgenfort fand ernstlicher Widerstand statt, der aber auch bald überwunden wurde. Unterdessen hatte jener gefangene österreichische Major 200 seiner ebenfalls in der Festung gefangenen Landsleute befreit. Diese ließen die Zugbrücken nieder und öffneten einer Kroatenabtheilung den Zugang. Nun war die Eroberung der Festung vollendet. Die ganze Besatzung, 3240 Gemeine, Zastrow und 107 Officiere mußten sich ohne Capitulation kriegsgefangen erklären: Die Oesterreicher plünderten die Stadt, während den Russen nachgerühmt wird, daß sie gute Mannszucht hielten.

So war eine der wichtigsten schlesischen Festungen in unglaublich kurzer Zeit den Oesterreichern in die Hände gefallen, und diese dadurch in den Stand gesetzt, seit sechs Jahren zum ersten Male wieder ihre Winterquartiere in Schlesien zu beziehen.

Loudon, der geniale Vollführer dieses Unternehmens, erntete wenig Dank von demselben. Er hatte nicht Zeit gehabt, den Hofkriegsrath in Wien vorher um Erlaubniß zu fragen, und obgleich er Daun's Einwilligung sich erbeten und erhalten und auch den Kaiser Franz durch einen Brief von dem Vorhaben in Kennt=

niß gesetzt hatte, der sogar alle Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen versprach, so verschlimmerte das die Sache noch in den Augen Maria Theresia's, welche die Nachricht von der Eroberung der Festung durch ihren Gemahl empfing, den sie bei aller persönlichen Liebe mit Eifersucht von wichtigen Regierungs- und Kriegsmaßregeln fern hielt. Nur Kaunitzens Fürsprache konnte es verhindern, daß Loudon für den hochwichtigen Dienst, den er seinem Vaterlande geleistet, nicht förmlich in Ungnade fiel [1]).

Friedrich der Große war bei der Nachricht von diesem unerhörten Vorfall wie betäubt. Alle seine Pläne zur Befreiung Schlesiens waren vernichtet; sein Schmerz mußte um so größer sein, weil er selbst durch seinen Abmarsch das Unglück verschuldet hatte. Das stimmte ihn, seiner sonstigen Gewohnheit zuwider, dies Mal milder gegen Zastrow. „Ich kann diesen Vorfall nicht begreifen," schrieb er ihm, „und verschiebe daher mein Urtheil; aber die Sache ist ganz außerordentlich!" Der unglückliche General verlangte später, aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, kriegsrechtliche Untersuchung. Der König schlug ihm dieselbe mit der Versicherung ab, daß er ihn keines Verbrechens schuldig halte, aber nach einem solchen Unglück würde es gefährlich sein, ihm ferner einen Auftrag anzuvertrauen. Er wurde deshalb entlassen.

---

[1]) Gallus VI. 420. Annual-Register I. 575.

Nach dem Verlust von Schweidnitz mußte man darauf denken, wenigstens Breslau vor einem ähnlichen Schicksal sicher zu stellen. Das glaubte der König am besten bewirken zu können, wenn er in der Gegend von Strehlen sich festsetzte, wo er vom 6. October bis zum 8. December blieb [1]), indem er vergebens hoffte, Loudon würde wegen Mangels an Lebensmitteln seinen Rückzug antreten. Das Hauptquartier war in dem Dorfe Woiselwitz. Hier bewohnte Friedrich der Große ein kleines Haus mit einem nach dem Felde zu liegenden Garten. Nur 13 Grenadiere hatte er als Leibwache bei sich.

Diesen Umstand hielt der in der Nähe begüterte, ehemalige österreichische Hauptmann Baron Warkotsch für günstig, um sich der Person des Königs durch einen Ueberfall zu bemächtigen [2]) und denselben in das nur wenige Meilen entfernte feindliche Lager zu entführen, — ein Plan, dessen Gelingen unabsehbare Folgen nach sich gezogen hätte. Warkotsch, der manche Gunstbezeigungen von Friedrich dem Großen erfahren hatte, auch mit vielen Officieren aus dessen nächster Umgebung auf vertrautem Fuße stand, soll dadurch erbittert worden

---

[1]) Kutzen 245.

[2]) Daß die Absicht dahin gegangen sei, den König „lebendig oder todt" den Oesterreichern zu überliefern, ist nicht erwiesen und wohl nur eine Uebertreibung, welche aus dem gerechten Abscheu, den das Unternehmen hervorrief, sich erklärt.

sein, daß er unter preußischer Herrschaft nicht mehr wie früher seine Unterthanen wie Leibeigene behandeln durfte. Er war übrigens selbst gleich den meisten Bewohnern jener Gegend evangelisch, so daß religiöser Fanatismus bei dieser Sache keine Rolle spielte; vielmehr scheint neben der Befriedigung seines Hasses auch der Ehrgeiz mitgewirkt zu haben, durch seine That dem langen Kriege plötzlich ein Ende zu machen und auf solche Weise zugleich seinen Namen zu verewigen. An dem nur zwei Meilen von Woiselwitz, bei Kloster Heinrichau, stehenden Obristen Wallis vom Regiment Loudon fand er einen Genossen für sein Vorhaben und zog auch den katholischen Geistlichen Franz Schmidt, in dem nahegelegenen Siebenhuben, in's Geheimniß. Der Jäger des Barons, Matthias Kappel, der die Briefe zwischen den Verschworenen hin und her trug, faßte aus dem Benehmen seines Herrn Argwohn. Als ihm am 29. Novbr. von seiner Frau ein mit keiner Addresse versehener Brief übergeben wurde, welchen Schmidt für Warkotsch gebracht, mit dem Bedeuten, ihn dem Baron persönlich so auszuhändigen, daß die gnädige Frau (die von dem Complotte keine Ahnung hatte) Nichts erführe, beschloß Kappel sich Gewißheit über das zu verschaffen, was so geheimnißvoll verhandelt wurde. Er übergab Schmidt's Brief seinem Herrn und empfing eine versiegelte Antwort für den Geistlichen. Kappel erbrach das Couvert und fand in demselben einen an Wallis

adressirten Brief. Nunmehr überzeugt, daß es sich um eine Verrätherei handle, ging er zum lutherischen Ortspfarrer Gerlach, der mit Warkotsch in gespanntem Verhältnisse lebte, und fragte denselben um Rath. Der Brief wurde geöffnet und abgeschrieben, das Original sollte Kappel in's königliche Hauptquartier tragen, während man die Abschrift dem Schmidt zustellte. In Woiselwitz nahm ein Adjutant dem Ueberbringer den Brief ab und legte ihn sofort dem Könige vor, der daraus die Größe der Gefahr erkannte, die ihn bedrohte. Er examinirte den Jäger nun selbst und ließ ihn dann bewachen. Zwei Officiere wurden sogleich beordert, Warkotsch und Schmidt festzunehmen. Beiden Verschworenen gelang es indessen zu entkommen. Das Breslauer Criminalgericht verurtheilte später Beide, geviertheilt zu werden, und trug darauf an, die Sentenz an den Bildern der entflohenen Verbrecher zu vollstrecken. Friedrich schrieb darunter: „Das mag immer geschehen, die Portraits werden vermuthlich eben so wenig taugen wie die Originale selbst!"

Somit war diese drohende Gefahr glücklich abgewendet. Die österreichische Regierung bezeugte übrigens ihren lebhaften Abscheu gegen das verrätherische Unternehmen; die gräfliche Familie Wallis ließ öffenlich bekannt machen, daß sie mit jenem Obristen Wallis nicht verwandt sei. Kappel wurde als Hegemeister gut versorgt und erhielt außerdem ein bedeutendes Geschenk vom Könige.

Anfangs glaubte man, die katholische Geistlichkeit sei bei dem strafbaren Unternehmen betheiligt gewesen, doch erwies sich eine solche Vermuthung als grundlos [1]).

Bald nach diesem Vorfall legte Friedrich seine Truppen längs der Oder von Brieg bis Glogau in die Winterquartiere; der Feldzug in Schlesien hatte für dies Jahr sein Ende. Der König selbst ging nach Breslau [2]).

Hier erfuhr er bald, daß seine Angelegenheiten, die in diesem Jahre schon traurig genug standen, nun auch in Pommern die ungünstigste Wendung genommen hatten. Die Russen, denen Alles daran gelegen war, sich eines festen Punktes an der Ostsee zu versichern, nahmen dies Mal die Belagerung von Colberg, welche 1760 durch Heyde's tapferen Widerstand vereitelt worden, mit verdoppelten Kräften in Angriff. Nach Ablauf des Waffenstillstandes war Romanzof schon im März mit 8000 Mann gegen die Festung gerückt. Der Prinz von Württemberg, der dieselbe schützen sollte, konnte sich leider auf seine Truppen nicht verlassen, die zum größten Theil aus Ueberläufern, Kriegsgefangenen und Halbinvaliden oder aus wilden Freicorps bestan-

---

[1]) Diese Warkotsch'sche Begebenheit, welche ihrer Zeit das größte Aufsehen in ganz Europa machte, ist ausführlich geschildert in Küster's Lebensrettungen, auch bei Kutzen 246—256. Warkotsch verlor seine Güter und starb arm und verachtet in Ungarn, wo ihm Maria Theresia jährlich 300 Gulden zahlen ließ.

[2]) Archenholz 473.

den; deshalb vermochte er nicht zu verhüten, daß vorläufig das Land in der rohesten Weise ausgeplündert und verwüstet wurde. Im August erschien eine russisch-schwedische Flotte vor dem Hafen, so daß nun der Angriff von der Land- und Seeseite zugleich erfolgen konnte. Der Prinz, dem es übrigens auch an der nöthigen Thatkraft gemangelt zu haben scheint, befestigte sich in seinem Lager. Da ihm die Verbindung mit Stettin sehr erschwert war, von wo er sich fast nie ohne heftige Kämpfe mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf versorgen konnte, so fing schon im September an, sich ein bedenklicher Mangel an Pulver und Brotmehl fühlbar zu machen. Außerdem wurde der tapfere General Werner in Treptow überfallen und gerieth mit 400 seiner Husaren in Gefangenschaft. General Platen, den der König zur Hilfe schickte, konnte sich mit dem Prinzen über die einzuschlagenden Schritte nicht verständigen; die Absicht, der Festung Proviant zuzuführen, um dem auch in Colberg bereits eintretenden Mangel abzuhelfen, wurde nicht erreicht, so daß der Prinz froh sein mußte, als es ihm gelang, sich mit seinen durch Hunger und Kälte entkräfteten Truppen (14. November) nach Treptow an der Rega durchzuschlagen, wohin Platen sich zurückgezogen hatte. Die mangelhafte Verpflegung löste bald jede Disciplin, die Soldaten konnten nicht verhindert werden, gewaltsam sich zu verschaffen, was sie zur Stillung des Hungers bedurften, man mußte es als

ein Glück betrachten, als die Russen das verwilderte Heer nach Stettin entkommen ließen. Diese waren nämlich nicht [1]), wie der König bei ihrem Abzug von dem Bunzelwitzer Lager gehofft, über die polnische Grenze gegangen, sondern Butturlin wandte sich nach Pommern und ließ vor Colberg dem General Romanzof so viel Truppen zurück, daß nunmehr 20,000 Mann zum Angriff der Festung verwandt wurden; erst alsdann führte er sein Hauptheer in die Winterquartiere.

Der tapfere Commandant von Colberg verleugnete auch dies Mal seine unerschütterliche Treue und Standhaftigkeit nicht. Er ließ die Wälle mit Wasser begießen und machte dadurch die spiegelglattgefrorenen Wände derselben unersteigbar. Drei Mal wurde der Versuch, dieselben zu stürmen, zurückgeschlagen; neun Mal hinter einander forderte Romanzof zur Uebergabe auf, aber stets erhielt er zur Antwort: „Wir wollen uns wehren, so lange Pulver und Brot da ist [2]).“

Allein bald trat vollständiger Mangel an diesen Bedürfnissen ein. Hoffnung auf Entsatz war nicht vorhanden, — als daher am 13. December die zehnte Aufforderung zur Uebergabe erfolgte, mußte v. d. Heyde sich in das Unabwendliche fügen. Am 16. December

---

[1]) Tempelhof V. 326.

[2]) Archenholz 479, wo die ungemein interessanten Einzelnheiten dieser Belagerung ausführlich erzählt werden.

ging die Festung in die Hände der Russen über. Der Commandant und die Besatzung wurden Kriegsgefangene. Die Russen konnten nunmehr ungestört in Pommern ihre Winterquartiere nehmen, und es war wiederum ein weiter Landstrich für den König von Preußen verloren.

Nicht ganz so ungünstig verlief der Feldzug in Sachsen, wo Prinz Heinrich sich dem zögernden Daun gegenüber nach manchen Zwischenfällen am Ende des Jahres noch so ziemlich in derselben Stellung befand wie zu Anfang desselben.

Dasselbe gilt von den Unternehmungen Herzog Ferdinand's von Braunschweig gegen die Franzosen. Es wurden hier auf beiden Seiten vielerlei Kriegsthaten vollführt, die damals großes Aufsehen in der Welt machten, heut aber so gut wie vergessen sind, weil die Nachwelt begriff, daß die Bedeutung dieser Gefechte, Märsche und Belagerungen in Bezug auf die Entscheidung des großen Weltkrieges hauptsächlich darin bestand, daß durch dieselben das französische Heer verhindert wurde, den König von Preußen unmittelbar anzugreifen, der einem solchen Zuwachs seiner ohnehin schon übermächtigen Feinde nicht hätte widerstehen können. Diese Auffassung jenes in Westphalen und Hessen geführten Krieges ist auch der Grund, weshalb die Namen selbst der größten dort erfochtenen Siege niemals volksthümlich geworden und, mit Ausnahme etwa der

Schlacht bei Minden, nur noch den Gelehrten und Schulmännern geläufig sind. Wie viel Personen z. B. wissen Etwas von der ihrer Zeit so viel besprochenen und beschriebenen Schlacht bei Billinghausen[1]) (15. und 16. Juli 1761), wo Ferdinand von Braunschweig mit 60,000 Mann gegen 100,000 Franzosen unter Broglie und Soubise zwei Tage lang kämpfte und durch heldenmüthige Ausdauer den Sieg gewann? Und doch ist auch dieser Krieg der alliirten Armee reich an Zügen von allgemein menschlichem Interesse. Das Gemisch von Ritterlichkeit und Grausamkeit, von Sentimentalität und roher Habgier und Zerstörungswuth, welches die Franzosen damals bei ihrer Kriegführung kennzeichnete, tritt an mehr als einer Stelle wunderbar hervor und macht eine eingehende Beschäftigung mit diesen Vorgängen interessant genug; auch die einander kreuzenden Fäden der Politik, die Intriguen der französischen Feldherrn gegen einander, im Lager und am Hofe, bieten ein lebendiges Zeitbild dar[2]). In Bezug auf die Entwickelung der preußischen Geschichte aber genügt es, wenn wir erfahren, daß Ferdinand von Braunschweig sowohl als sein Neffe der Erbprinz es

---

[1]) Dorf an der Lippe, in der Nähe von Hamm.

[2]) Das Beste darüber bis jetzt in Stuhr's Forschungen und Erläuterungen ꝛc.; die künftigen Bände von Schäfer's Buch werden auch hier wohl manche neue Einzelnheiten bringen.

trefflich verstanden, dem überlegenen Feinde gegenüber sich zu behaupten und die Uneinigkeit der französischen Feldherrn zu benutzen, und daß ihr Muth und ihre Ausdauer dadurch belohnt ward, daß auch sie, wie Prinz Heinrich in Sachsen, sich während dieses Jahres nicht wesentlich aus ihren Stellungen verdrängen ließen.

Aehnlich verliefen die Kämpfe mit den Schweden, zu deren Abwehr ursprünglich der Prinz von Württemberg detachirt war, bis derselbe sich zur Vertheidigung Colberg's gegen die Russen wenden mußte. Jetzt blieb allein der tapfere Husaren-Obrist Belling mit der schweren Aufgabe betraut, die 15,000 Schweden, welche General Ehrenswärd commandirte, mit seinen 2500 Husaren in Schach zu halten. Längst war Belling durch seine überraschenden Thaten ein Liebling des preußischen Volkes geworden. Mit seinen leichten Truppen wußte er die Gegner stets von der Seite zu fassen und ihnen die erheblichsten Verluste beizubringen, wo sie es am wenigsten erwarteten. So machte er es möglich, die ihm sechsfach überlegenen Feinde am Vordringen in die Mark Brandenburg und in Mecklenburg zu hindern, bis auch hier am Schluß der Campagne beide Theile einander fast ebenso wie beim Beginne derselben gegenüber standen.

Dennoch war Alles in Allem das Jahr 1761 für Friedrich den Großen das unheilvollste des ganzen Krieges, obgleich es zu keiner regelmäßigen Schlacht mit dem

Feinde gekommen, und die Preußen also auch nicht förmlich besiegt worden waren. Wohl folgte im Jahre 1759 eine Niederlage der andern, und der Staat schien am Rande des Verderbens fast rettungslos verloren; dennoch war die Lage des Königs jetzt ungleich schwieriger. Nur ein gar kleines Ländergebiet stand ihm noch zur Verfügung, aus welchem er Truppen, Geld und Lebensmittel für einen wieder beginnenden Feldzug entnehmen konnte. Durch den Besitz von Schweidnitz waren die Oesterreicher Herren des fruchtbarsten Theils von Schlesien geworden; Loudon konnte sich für den Winter ungestört in Jauer, Liegnitz, Münsterberg und im Glatzischen einrichten. In der Lausitz hatte General Beck mit seinem österreichischen Corps die Winterquartiere bezogen, Daun lag am Fuße des Erzgebirges und im sächsischen Voigtlande, die Reichstruppen in Thüringen. Prinz Heinrich blieb auf die Gegend von Leipzig bis Meissen eingeschränkt [1]). Preußen, Pommern und die Neumark waren in den Händen der Russen, die durch den Besitz von Colberg jeden Augenblick Küstrin und Stettin bedrohen und einen zweiten Eroberungszug nach Berlin versuchen konnten. Dem gegenüber befand sich die zusammengeschmolzene preußische Armee in dem schlechtesten Zustande. Am 24. December 1761 schrieb Prinz Heinrich [2]), er habe weder Kornvorräthe noch

---

[1]) Stenzel 285. [2]) Schöning III. 242.

ordentliche Pferde; an der etatsmäßigen Stärke seiner Regimenter in Sachsen fehlten 5740 Mann, für die er keinen Ersatz fände, weil die Verbindung mit den Cantons abgeschnitten wäre; bei der Artillerie und dem Train fehlten 798 Knechte. Die 10 Schwadronen der Meyer'schen Dragoner hätten durch Desertion so gelitten, daß bei diesem Regiment allein 768 Mann fehlten; die Freibataillone müßten um 7000 Mann verstärkt werden, wenn sie die vorgeschriebene Zahl haben sollten.

Dergleichen Zustände fanden sich nicht blos bei der in Sachsen stehenden Armee, sondern ähnliche auch in Schlesien und Pommern, wenn gleich darüber so genaue Zahlenangaben nicht vorliegen. Niemand wußte das besser, als der König selbst, der in dieser Beziehung an d'Argens schreibt[1]): „Was aus mir diesen Winter noch werden soll, weiß ich selbst nicht! Verlassen Sie sich nicht auf meine Kräfte; ich bin zuletzt auch nur ein Mensch, und nicht, wie Sie zu denken scheinen, eine Art von Vorsehung. Meine Lage erinnert mich daran, wie es einem Schüler Tartini's erging, der ein tüchtiger Violinspieler war. Man verlangte einst von ihm, er sollte auf einem Instrument mit nur drei Saiten spielen, — er spielte so gut es gehen wollte. Man schnitt ihm noch eine Saite durch, — er spielte weiter, aber schon nicht mehr so gut. Nun riß man auch die beiden

1) Oeuvres XIX. 262. v. 11. Novbr. 1761.

letzten Saiten entzwei und verlangte, er sollte geigen, — da geigte er aber nicht mehr! — Leben Sie wohl, Marquis. Ich will Ihnen Nichts von meiner Schwermuth erzählen, da diese leicht ansteckend wird."

Wenige Tage später traf den König ein neuer Schlag, welcher beinahe jede Hoffnung auf glückliche Beendigung des Krieges zu vernichten schien. Lord Bute hatte es durchgesetzt, daß der König von England den Subsidienvertrag nicht wieder erneuerte, weil er hoffte, den Frieden zu erzwingen, wenn er Friedrich dem Großen die Mittel zur Fortführung des Krieges entzöge. Diese Gelder blieben also aus. Das Zusammentreffen der verschiedenartigsten Verluste schien jeden längeren Widerstand des Königs gegen seine Feinde unmöglich zu machen; so sicher waren dieselben ihres nahen Sieges, daß Maria Theresia es für ungefährlich hielt, 20,000 Mann aus ihrem Heere zu entlassen, um sich dadurch in ihrer Geldnoth einige Erleichterung zu verschaffen. Sie glaubte dies um so eher thun zu können, weil sie auf die 20,000 Russen rechnen durfte, welche unter Czernitschew zur Unterstützung des Loudon'schen Corps zurückgeblieben waren, als Butturlin sich aus Schlesien zurückzog.

Friedrich der Große hatte nun von keiner Seite mehr Beistand zu hoffen; ausschließlich auf seine eigenen durch fünf Kriegsjahre geschwächten Hilfsmittel angewiesen, blieb ihm nur die höchst unsichere Aussicht auf

die Mitwirkung der Türken und Tartaren, welche noch dazu niemals bestimmt versprochen hatten, die Oesterreicher und Russen wirklich anzugreifen. Trotz dieser trüben Aussichten in eine ungewisse, wahrscheinlich verhängnißvolle Zukunft stand in seiner Seele dennoch unerschütterlich der Entschluß fest, niemals und unter keinen Umständen in einen schimpflichen oder auch nur in einen unvortheilhaften Frieden zu willigen; die Gedanken an den Selbstmord für diesen äußersten Fall traten stets von Neuem vor seine Seele, und mit Vorliebe beschäftigte er sich mit den Schriften über solche Männer, die, wie Cato, sich den Tod gegeben, um nicht die Schmach ihres Vaterlandes zu überleben. Er machte Gedichte, in welchen er das tragische Ende dieses alten Römers und des Kaisers Otho verherrlichte. „Wenn man die Handlungsweise derselben prüft," schreibt er[1]), „so kann man ihnen nur beistimmen."

Unter solchen Betrachtungen verging der Winter in Breslau traurig genug. „Lust und Freude," fährt er fort, „haben ihren Wohnsitz hier nicht aufgeschlagen; nur die jungen Leute amüsiren sich, weil sie nicht an die Zukunft denken. Wer aber die Verhältnisse übersieht, führt ein Mönchsleben, wie ich selber. Leipzig war im Vergleich mit diesem Winter ein wahrer Carneval.

---

1) Oeuvres XIX. 278. 279. 282. 285. aus den Briefen an d'Argens vom 9. und 18. Januar 1762.

Wir leben in traurigen Zeiten und in einer verzweifelten Lage. Ich selbst gleiche dem Helden eines Trauerspiels, stets in Gefahr, stets dem Untergange nahe, und dennoch wollen wir noch auf eine günstige Wendung der Dinge hoffen."

Das war ein prophetisches Wort! Denn in dem Augenblick, wo der König diesen Brief an seinen Freund d'Argens schrieb, war bereits die Nachricht unterwegs, daß das Schicksal die ersehnte Lösung des Knotens vollzogen hatte. Wie in den Tragödien der Griechen oftmals die Götter selbst aus den Wolken sich herablassen, um den Helden des Stückes aus unentwirrbaren Labyrinthen von Gefahren und Widerwärtigkeiten zu befreien, — so trat hier die Gottheit des Todes zwischen Friedrich den Großen und seine erbittertste Feindin. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland war am 5. Januar 1762, im 63. Jahre ihres Alters, gestorben. Am 19. erhielt der König die Nachricht. Tages darauf schrieb er seinem Bruder Heinrich [1]): „Ueber die Folgen dieses Todesfalles läßt sich jetzt noch nichts Bestimmtes sagen, jedenfalls kommt uns aber die Zeit zu Statten, welche man in Petersburg brauchen wird, um einen neuen Operationsplan festzustellen. Wenn die Sachen sich nach unseren Wünschen gestalten, sollst Du zuerst es

[1]) Schöning IV. 272.

wissen; fast hat es den Anschein, als stände ein unverhoffter Glückswechsel in Aussicht."

Nicht lange dauerte diese Ungewißheit.

Elisabeth's Nachfolger war ihr Schwestersohn Peter [1]), ein ziemlich gutmüthiger Mann, schwach und leidenschaftlich zugleich, der mit übereilter Hast nach allen Seiten hin ändern und verbessern wollte und deshalb Nichts erreichte. Für Friedrich den Großen hegte er von Jugend auf eine schwärmerische Verehrung, weshalb ihm natürlich der erbitterte Krieg, den seine Tante gegen den preußischen Helden führte, äußerst zuwider war. Die russischen Generale wußten das sehr gut, und die Furcht, des Thronfolgers Gunst durch allzu großen Eifer gegen den Liebling desselben zu verscherzen, trug, wie gesagt, nicht wenig dazu bei, ihre Unternehmungen zu lähmen, da bei dem kränklichen Zustande der Kaiserin ihr Neffe jeden Augenblick zur Regierung gelangen konnte. Und doch wurde dieser Krieg

---

[1]) Er war der Sohn von Anna, der ältesten Tochter Peter des Großen, aus der Ehe mit Herzog Carl Friedrich von Holstein-Gottorp. Elisabeth berief ihn nach Petersburg, ernannte ihn zum Großfürsten und zum Erben des Reichs. Zu derselben Zeit wurde ihm von dem Senate in Stockholm die schwedische Krone angeboten, die er ausschlug und durch seine Empfehlung seinem Oheim Adolph Friedrich zuwandte. Daß er durch Friedrich's II. Vermittelung sich mit Katharina von Anhalt-Zerbst vermählte, wurde oben erzählt.

durchaus im wohlverstandenen Interesse des russischen Reiches geführt, wenn auch der persönliche Haß Elisabeth's sowohl auf den Beginn als auf die hartnäckige Fortsetzung desselben einen großen Einfluß übte. Rußland hatte in diesem Kriege nicht nur die Provinz Preußen erobert, sondern auch in Kolberg einen festen Punkt an der Ostsee gewonnen, den zu behaupten für die Seemacht und den Handel des Reiches von höchster Wichtigkeit war. Diese Erwerbungen erstreckten sich außerdem über einen Landstrich, durch den die Republik Polen förmlich umklammert wurde, als drohende Vorbedeutung, daß dieses unglückliche Reich nach nicht zu langer Zeit seinen mächtigen Nachbarn zur Beute werden sollte. Kann man auf diese Weise Elisabeth's Politik vom russischen Standpunkte aus in keiner Art verdammen, so erkannten überdies ihre Unterthanen an, daß sie als Regentin im Vergleich mit ihren Vorgängern milde genannt werden mußte, und man war geneigt, ihre persönlichen Fehler und Laster nachsichtig zu beurtheilen, weil dieselben auf die Leitung des Staates nicht so schädlich wirkten, als man hätte denken sollen [1].

---

[1]) Die vortreffliche Auseinandersetzung dieser Verhältnisse in Annual Register von 1762 könnte wohl, wie vielfach vermuthet wird, von Edmund Burke herrühren. Die persönlichen Untugenden der Kaiserin waren übrigens so ausschweifend, daß man ohne die übereinstimmenden Zeugnisse der Zeitgenossen Mühe hätte, an ein solches Gemisch von Eitelkeit, Sinnlichkeit, Trägheit

Es ist sogar leicht zu beweisen, daß Maria Theresia durch die Unbeugsamkeit, mit der sie den Krieg fortsetzte, ihren Ländern weit größeren Schaden zufügte, als die Kaiserin von Rußland den ihrigen, und daß bei einem glücklichen Ausgange Rußland durch den Beuteantheil, welcher ihm nach Preußens Zerstückelung zufallen mußte, ein überaus gefährlicher Nachbar für Oesterreich geworden wäre.

Dergleichen Betrachtungen stellte Peter III. bei seiner Thronbesteigung nicht an; er ließ sich vielmehr gänzlich von dem freudigen Gefühle beherrschen, daß er jetzt die Macht habe, dem angebeteten Könige von Preußen seine unbedingte Verehrung durch die That zu beweisen. Bereits am Todestage seiner Tante schrieb er einen eigenhändigen Brief an Friedrich II., in welchem er den Wunsch ausdrückte, die alten Bande der Freundschaft zwischen beiden Ländern wieder herzustellen. Als er am 7. Januar die Glückwünsche der fremden Diplomaten empfing, sagte er dem englischen

---

und gemeiner Völlerei zu glauben. In ihrem Nachlaß fanden sich über 15,000 theils Ein Mal, theils nie getragene kostbare Anzüge. Wochen und Monate lang entzog sie sich allen Geschäften und gab sich dem Genuß starker Getränke hin. Nur mit Mühe war sie zur Unterschrift ihres Namens unter die Papiere zu bringen, die sie nie las. Erst nach drei Jahren unterzeichnete sie die Antwort auf den Brief, worin ihr Ludwig XV. die Geburt seines Enkels anzeigte. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrhunderts II. 406.

Gesandten, er habe bereits in der Nacht einen Eilboten an die verschiedenen Heeresabtheilungen nach Deutschland geschickt, mit dem Befehl, sofort alle Feindseligkeiten gegen Preußen einzustellen. Der Botschafter, welcher den Schwiegerältern des neuen Kaisers die Nachricht von der Thronbesteigung nach Zerbst überbringen sollte, war beauftragt, sich von da ohne Aufenthalt nach Breslau zu begeben und den Frieden anzubieten. Der König erklärte sich auch sogleich bereit, denselben anzunehmen, sofern er unter ehrenvollen Bedingungen zu Stande käme. Als Vorbereitung dazu schlossen beide Theile am 16. Februar einen Waffenstillstand, in Folge dessen alle russischen und preußischen Gefangenen ihre Freiheit erhielten.

Am 23. Februar erließ Peter III. ein Rundschreiben an die kriegführenden Mächte, worin er seinen Willen erklärte, alle gemachten Eroberungen herauszugeben und Frieden zu schließen, in der Hoffnung, daß die Anderen ein Gleiches thun würden. Natürlich waren diese, namentlich Maria Theresia, weit entfernt davon, auf solche Vorschläge einzugehen; dieselbe bot vielmehr alles Mögliche auf, um eine Sinnesänderung des Czaren zu bewirken. Auch die Engländer lehnten das Ansinnen ab, und Lord Bute war thöricht genug, Peter's Erklärung mit dem Anerbieten zu erwidern, derselbe möge, wenn er bei dem Bündniß mit Oesterreich aus-

harre, sich nach Belieben das Stück von Preußen aus=suchen, welches ihm gefiele. Das erbitterte den Kaiser natürlich auf's Höchste; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als den schmachvollen Antrag dem Könige von Preußen mitzutheilen. Die Freundschaft zwischen bei=den Potentaten wuchs nun täglich mit Riesenschritten. Der Czar wurde zum Commandeur eines preußischen, der König zum Obristen eines russischen Regiments er=nannt. Peter erhielt den schwarzen Adlerorden, dem zu Ehren er nun preußische Uniform anlegte und mit einem langen Zopf in Petersburg umherritt [1]). Auf den geschlossenen Waffenstillstand folgte schon am 5. Mai der Friedens= und Freundschaftsvertrag zwischen Preußen und Rußland. Peter versprach, ohne auf die Interessen seines Reiches die geringste Rücksicht zu neh=men, binnen zwei Monaten alle Eroberungen ohne Entschädigung an Preußen zurückzugeben, auch den

---

[1]) Einen Siegelring mit Friedrich's Bildniß hatte er schon längst am Finger getragen und zum Zeichen seiner Verehrung öffentlich geküßt. Büsching, welcher damals in Petersburg war, beschreibt Peter's Erscheinung folgendermaßen (Beiträge VI. 464): Der Kaiser ritt bei der Parade zwei Mal an meinem Hause vor=über. Er saß grade und steif zu Pferde, wie ein Stück Holz; eben so steif hielt er den Säbel und hatte die Augen unbeweglich nach rechts gerichtet. Er machte auf mich den Eindruck eines kleingeistischen Mannes rc.

Frieden mit Schweden zu vermitteln [1]). Sofort erhielt Czernitschew Befehl, sich von den Oesterreichern zu trennen und mit dem preußischen Heere in Schlesien zu vereinigen. Eine solche Bundesgenossenschaft zweier Armeen, welche noch eben im Kampf auf Tod und Leben mit einander begriffen waren, dürfte in der Weltgeschichte ohne Beispiel sein; daher ist es kein Wunder, daß, als der russische Feldherr sich mit seinem Stabe nach Breslau begab, um dem Könige die Aufwartung zu machen, die gefangenen österreichischen Officiere daselbst diesen Aufzug für eine Comödie hielten und behaupteten, man habe preußische Officiere in russische Uniformen gesteckt, um den Glauben an ein Bündniß mit Rußland zu verbreiten [2]).

Loudon hatte den Plan entworfen, durch einen rechtzeitigen Angriff auf die Russen die Verbindung der beiden Armeen zu verhindern; Maria Theresia und ihr Hofkriegsrath ertheilten aber die Genehmigung nicht. So konnte die merkwürdige Vereinigung im Juni 1762 ungestört vor sich gehen.

Der Friede mit Schweden kam unter lebhafter Vermittelung der Königin Ulrike rasch zu Stande. Der

---

1) Der Tractat ist in Wenk's Codex Juris Gentium und im 3. Bande von Martens Recueil des Traités abgedruckt. Schlosser l. c. 409.

2) So erzählt Archenholz, der damals selbst in Breslau einquartiert war, p. 500.

Reichsrath, oder vielmehr der von Frankreich bestochene Adel war Schuld, daß das Land in diesen Krieg verwickelt worden, der acht Millionen Thaler gekostet und weder Ehre noch Gewinn gebracht hatte. Jetzt war man froh, aus der Sache herauszukommen. Schon am 7. April 1762 ward ein Waffenstillstand geschlossen, am 22. Mai, in demselben Augenblick, wo der Friede mit Rußland in Berlin feierlich verkündet wurde, kam auch der förmliche Friede mit Schweden ganz auf die Bedingungen des Stettiner Friedens zu Stande [1]). Friedrich II., der die Schweden während dieses ganzen Krieges fast verächtlich behandelt und durch verhältnißmäßig unbedeutende Heeresabtheilungen im Zaum gehalten hatte, äußerte sich bei dieser Gelegenheit sehr wegwerfend: „Er wüßte eigentlich gar Nichts von einem Kriege mit Schweden; Belling, der mit ihnen Händel gehabt, würde sich wohl mit ihnen vertragen!"

Das Zusammentreffen dieser plötzlichen, über alles Erwarten günstigen Glücksfälle bewirkte in des Königs Gemüthsstimmung eine eben so plötzliche Umwandlung. Die melancholisch-philosophischen Betrachtungen machten einer stolzen Zuversicht Platz, — alle Todes- und Selbstmordgedanken waren verschwunden; das Mönchsleben hörte auf. Die französischen Köche mußten nach Breslau kommen, auch die Flöte, die lange bei Seite

---

[1]) Schlosser l. c. 408.

gelegen, wurde wieder hervorgesucht. Gleichzeitig aber schien er denen gegenüber, die ihn niedergedrückt und unglücklich gesehen, mit absichtlicher Schroffheit sich wieder als Herr und Gebieter zeigen zu wollen. Zum ersten Mal während des ganzen Krieges entzog er in diesem Jahre seinen Officieren die sogenannten Wintergeschenke, welche zur Equipirung für den nächsten Feldzug und zur Wiederbeschaffung verlorener Pferde und dergleichen dienten und gar vielen unter den Aermeren ganz unentbehrlich waren; gleichzeitig schärfte er die kleinlichen Einzelnheiten des Dienstes mit besonderer Strenge ein und erließ allerlei Vorschriften, welche mehr für die Parade als für den Ernst des Kampfes berechnet waren [1]). Diese seltsame Erscheinung läßt sich aus Friedrich's stolzem Charakter wohl erklären. Im innersten Herzen mußte er sich gestehen, daß es etwas Demüthigendes habe, die verlorenen Provinzen gleichsam als Geschenk aus der Hand eines halb närrischen Despoten zurück zu erhalten, und zwar zu einer Zeit, wo des Königs eigne Kräfte zu energischer Fortsetzung des Krieges kaum ausgereicht hätten; dies Gefühl mochte er unter der Maske hochfahrenden Herrscherthums verbergen wollen. Einen ganz ähnlichen Grund hat es vielleicht, daß er gerade in dieser Zeit, wo

---

[1]) Archenholz 503.

er von der Besorgniß vor den Russen und Schweden befreit war, mit verdoppelter Härte die Lieferungen und Leistungen beitreiben ließ, welche er stets von Neuem dem unglücklichen gequälten Sachsenlande und ganz besonders der Stadt Leipzig aufbürdete. Fünfunddreißig Cabinetsordres, seit Januar 1762 bis zum Mai 1763, erließ er wegen dieser Angelegenheit an den, wie es scheint, sehr wider Willen mit der Ausführung der Erpressungsmaßregeln betrauten Major von Dyherrn [1]). Diese Befehle lassen deutlich erkennen, wie wenig des Königs Gemüth durch das unverhoffte Glück der letzten Tage milder gestimmt worden. Die Stadt Leipzig, welche seit 1756 Jahr für Jahr immer stärker ausgesogen war, sollte wiederum 2 Millionen Thaler zahlen, 1400 Pferde stellen und viel tausend Stück Schlachtvieh liefern, während die große Einquartierungslast unvermindert fortdauerte. Nachdem die Summe, die im vollen Betrage unter keinen Umständen beizutreiben war, endlich mit Mühe und Noth auf 1½ Million ermäßigt worden, fand kein ferneres Bitten und Flehen der unglücklichen Bürger Erhörung. Bis in den November zogen sich die Verhandlungen hin. Gotzkowsky, der trotz des Undanks, den er erntete, nicht müde wurde, zu helfen, wo er helfen konnte, trat auch hier wieder, durch

---

[1]) Abgedruckt bei Preuß, Urkundenbuch II. 118—129.

dringende Bitten des Magistrats bewogen, als Fürbitter bei dem Könige auf und erlangte einige Milderung der harten Befehle desselben.

Allerdings war auch nach dem Frieden mit Rußland und Schweden noch immer eine starke Vermehrung des Heeres und die Beschaffung reichlicher Geld- und Nahrungsmittel für dasselbe dringend geboten und wurde bei der allgemeinen Erschöpfung und dem Ausbleiben der englischen Subsidien mit jedem Tage schwieriger; dessenungeachtet verletzt uns die unbeugsame Strenge des Verfahrens. Kein Wort des Mitleids vernehmen wir für die unglückliche Bevölkerung, die der König, allerdings durch die Verhältnisse gezwungen, bis zur Verzweiflung trieb, vielmehr klingt ein gewisser rachsüchtiger Hohn aus den Worten seiner Erlasse, und es war voller Ernst, wenn er an d'Argens schrieb [1]), er hoffe seinen Feinden nun alles das Böse zu thun, welches sie ihm zugedacht." Als Dyherrn meldete, es sei unmöglich, die ganze geforderte Summe in Leipzig beizutreiben, erhielt er zur Antwort [2]): „Ihr müßt mit

---

[1]) Oeuvres XIX. 312.

[2]) Preuß, Urkundenbuch II. 122. Dyherrn war durch den ihm aufgedrungenen Executorendienst so disgustirt, daß er im November 1763 unter dem Vorwande der Kränklichkeit seinen Abschied forderte und auch, obgleich ungern, erhielt. Er war erst 34 Jahre alt und hat nachher noch 22 Jahre auf seinem Gute bei Magdeburg gelebt.

denen Leuten nicht so viel Redens und Perorirens machen!" Eigenhändig schrieb er darunter: „ist das 2 Mohnaht arbeit Mihr So eine Dume proposition zu thun, ich bin den 5. in Leipssic, dan Müßen die 1,500,000 rth. richtig Seindt." Mit gleicher Härte wurden die aus Sachsen, Anhalt und Mecklenburg zu stellenden Rekruten herbeigeschafft, bis es gelungen war, die Armee im Ganzen wieder auf 120,000 Mann zu bringen; ungerechnet die 20,000 Russen unter Czernitschew. Die Oesterreicher hatten dagegen 130—150,000 Mann; schmerzlich bereute jetzt Maria Theresia, daß sie zu voreilig 20,000 Soldaten entlassen hatte.

Der König rief nunmehr den General Belling aus Pommern ab, wo seine Gegenwart nach dem Frieden mit Schweden nicht mehr nöthig war, und sandte denselben zu dem Prinzen Heinrich nach Sachsen, der den ihm sehr widerwärtigen Auftrag hatte, daselbst und in Thüringen Contributionen und Lieferungen einzutreiben. Niemals konnte er seinem Bruder genug thun; dieser drohte sogar den Major Anhalt hinzuschicken, um zum Rechten zu sehen. Einen so rohen und gewaltthätigen Mann sich gewissermaßen als Aufseher an die Seite gesetzt zu sehen, empörte den Prinzen in solchem Grade, daß er entschlossen war, seinen Abschied zu verlangen. Durch Eichel, an den er sich deshalb wandte, kam eine Vermittelung und scheinbare Versöhnung der königlichen Brüder zu Stande. Hein-

rich behielt sein Commando in Sachsen [1]). Werner, den der Czar huldreich aus der russischen Gefangenschaft entlassen und mit Beweisen seines persönlichen Wohlwollens überhäuft hatte [2]), und der Prinz von Württemberg, welcher sich vor den Russen hatte von Colberg zurückziehen müssen, wurden nach Schlesien beordert. Auch der Herzog von Bevern, der gegen einen gefangenen österreichischen General ausgewechselt worden, erhielt wieder ein Commando.

Bis die Vereinigung des Czernitschew'schen Corps mit den Preußen erfolgt war, hatte sich der König in Breslau ruhig verhalten müssen. Er füllte seine Zeit wie gewöhnlich mit Lectüre und Schriftstellerei aus und hatte damals gerade besonders abstruse Gegenstände vor; er studirte unter Anderem das jetzt längst vergessene, damals aber berühmte System des Philosophen Gassendi und dergleichen. Sobald aber die Zeit zum Handeln gekommen war (Juni 1762), richtete er seine Thätigkeit auf die Ausführung zweier Pläne, von denen indessen nur der eine gelang. Er wollte Schweidnitz wieder erobern, und sein Bruder Heinrich, so hoffte

---

[1]) Schöning III. 302. Diese psychologisch sehr interessanten Briefe geben zugleich einen Einblick in die verborgene, aber desto bedeutendere Wirksamkeit des geheimnißvollen Cabinetsraths Eichel.

[2]) Carlyle XII. 259 und folgende.

er, sollte unter der Zeit sich wieder in den Besitz von Dresden setzen.

Während in Sachsen der kleine Krieg, der hauptsächlich die Beitreibung von Lieferungen zum Zwecke hatte, vorläufig seinen Fortgang nahm, rückte der König am 1. Juli mit 80,000 Mann von Breslau gegen Schweidnitz vor. Daun, welcher an Loudon's Stelle das Obercommando übernommen hatte, war auf den Höhen in der Nähe der Festung gelagert. Friedrich beschloß den rechten Flügel desselben zu umgehen, die stark befestigten Höhen von Burkersdorf zu nehmen und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Dem linken Flügel der Oesterreicher gegenüber sollte Czernitschew sich aufstellen und verhindern, daß von da aus dem bedrohten rechten Flügel Verstärkungen zugeführt würden. Alles war auf's Genaueste vorbereitet; am 21. Juli sollte der Angriff erfolgen. Da kam plötzlich die Nachricht an, daß am 5. durch eine Verschwörung in Petersburg der Czar vom Throne gestoßen und dessen Gemahlin Katharina zur Kaiserin ausgerufen worden. Das traf den König wie ein Blitz aus heiterm Himmel; denn obgleich er vorausgesehen, Peter III. werde durch unkluges Betragen sich bald in böse Händel stürzen, so war er doch auf ein so schnelles Eintreten der Katastrophe nicht gefaßt gewesen.

Der Jubel, welcher den Czaren begrüßte, als er bei seinem Regierungsantritte verschiedene Mißbräuche ab-

schaffte [1]) und manche Erleichterungen für das Volk eintreten ließ, verstummte bald. Die Soldaten wurden unzufrieden über das preußische Exercitium, dem sie sich unterwerfen, über die engen preußischen Uniformen, die sie anziehen mußten, und noch mehr über den Vorzug, welchen Peter seinem holstein'schen Kürassier-Regiment gab. Die Geistlichkeit war mit dem Verlust eines Theils ihrer Güter bedroht, und, was die schlimmsten Folgen hatte, die schlaue Kaiserin mußte bald gewahr werden, daß sie gar keinen Einfluß auf ihren Gemahl übte, welcher seine Gunst einer unbedeutenden, nicht ein Mal hübschen Person, einer Gräfin Woronzow, zugewendet hatte, während er sich gegen Katharina höchst wunderlich benahm. Bald gestattete er ihr alle Freiheit, schien ihre Liebschaften nicht zu bemerken, unterstützte sogar durch reiche Geschenke ihre Verschwendung, bald drohte er wieder sie in ein Kloster zu stecken, und zeigte mit einem Worte ihr gegenüber die ganze ihn kennzeichnende, an Geistesstörung grenzende Unzuverlässigkeit seines Wesens. Die Kaiserin glaubte, wohl nicht mit Unrecht, daß ihr Leben und ihre Freiheit bedroht wäre, und beschloß sich ihres Gemahls zu ent-

---

[1]) Er hob unter Anderem die Tortur und die unter dem Namen der geheimen Kanzlei bestehende geheime Polizei auf. Schlosser II. 422.

ledigen. Eine von ihr angezettelte Verschwörung[1]) glückte vollständig. Der Kaiser wurde gefangen genommen, die Zerbster Prinzessin Katharina, welche auf die Thronfolge auch nicht den Schatten eines Rechts hatte, ließ sich als Alleinherrscherin aller Reußen ausrufen und blieb bis an ihren Tod im ruhigen Besitz der Früchte ihres Verraths. Dem unglücklichen Peter ließ sie am 17. Juli Gift reichen, und als dies nicht sogleich wirkte, ihn erdrosseln.

Mit dem Bericht von diesen Vorgängen hatte Czernitschew zugleich den Befehl erhalten, den Rückmarsch anzutreten und sein Corps von der preußischen Armee wieder zu trennen. Das deutete auf Wiedereröffnung der Feindschaft von Seite der neuen Kaiserin. Ein so schnelles Verschwinden des eben aufgetauchten Glückssterns versetzte den König fast in Verzweiflung. „Ich bin so bestürzt und bekümmert," schreibt er am 17. Juli, „daß ich nicht weiß, wohin ich mich wenden soll. Für mich giebt es nur kurze Lichtblicke der Hoffnung, — desto dauernder und schwerer ist das Unglück, welches mich verfolgt. Gott weiß, was mir bevorsteht, mein

[1]) Die empörenden Einzelnheiten dieser Revolution gehören nicht hierher und können in Hermann's russischer Geschichte, bei Schlosser l. c., der die Vorgänge ausführlich schildert, nachgelesen werden. Sehr interessant ist der Bericht Büsching's (Beiträge VI. 465) über das, was er als Augenzeuge erlebte.

Herz ist so zerrissen, daß ich weiter Nichts sagen kann [1])."
Da bereits alle Vorbereitungen zu dem am 21. zu machenden Angriff getroffen waren, und Czernitschew dabei die Aufgabe hatte, den einen Flügel der Oesterreicher in Schach zu halten, so war es von der allerhöchsten Wichtigkeit; die Kunde von der Auflösung des russischen Bündnisses den Oesterreichern wenigstens so lange zu verbergen, bis der Schlag gefallen war. Sofort schickte Friedrich seinen Flügeladjutanten Grafen Schwerin an Czernitschew und ließ ihn zu sich entbieten [2]). Derselbe erschien, und dem Könige, der bei dieser Gelegenheit seine ganze Liebenswürdigkeit und den Zauber seiner Beredtsamkeit entfaltete, gelang es, den General zu dem gewünschten Zugeständnisse zu bringen. Czernitschew soll das Versprechen, noch drei Tage bei den Preußen stehen zu bleiben, mit folgenden Worten abgegeben haben: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Sire, ich setze dabei mein Leben auf's Spiel, aber hätte ich zehn Leben zu verlieren, ich gäbe sie hin, um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie verehre und liebe."

---

[1]) An de Catt aus dem Lager von Leitmeritz Oeuvres XXIV. 15. Bezeichnend ist es, daß der König diesen kurzen Brief mit den Worten beginnt: „Hiebei schicke ich Ihnen Verse, die ich gestern während des Regenwetters gemacht habe. Heut erhielt ich die Nachricht ꝛc."

[2]) Schöning III. 381.

Es zeigte sich übrigens zu Friedrich's großer Beruhigung sehr bald, daß die russischen Verhältnisse bei weitem nicht so schlimm für ihn standen, wie er gefürchtet hatte. Zwar sagte Katharina in dem Manifeste, durch welches sie ihren Regierungsantritt bekannt machte [1]), Rußlands Staatsehre sei durch den mit dem ärgsten Feinde des Reichs geschlossenen Frieden mit Füßen getreten worden; — indessen erklärte sie jene Ausdrücke bald nachher für einen Uebersetzungsfehler. Sie habe sagen wollen: der Ruhm Rußlands sei dessen Feinden durch den Frieden geopfert worden.

Die Veranlassung zu dieser milderen Gesinnung gab der Umstand, daß die Kaiserin aus der engen Freundschaft zwischen ihrem Gemahl und dem Könige von Preußen den Schluß gezogen hatte, das Benehmen Peter's gegen sie sei mit Friedrich's Billigung ein so rücksichtslos unangemessenes gewesen; als sie aber sehr bald aus der geheimen Privatcorrespondenz des gemordeten Gatten sich überzeugte, wie der König seinem neuen Verbündeten in Bezug auf dessen eheliches Verhältniß wiederholt ernste Vorhaltungen zu Gunsten seiner Gemahlin gemacht, so änderte sie ihre Meinung über Friedrich den Großen. Dessenungeachtet fand sie es nicht angemessen, das von Peter III. geschlossene russisch-preußische Bündniß fortbestehen zu lassen, durch welches sie sogleich

---

[1]) Stenzel p. 300.

in einen Krieg mit Oesterreich verwickelt worden wäre. Noch stand der Thron, zu dem sie über die Leiche des rechtmäßigen Czaren hinaufgestiegen, nicht fest. Sie hatte daheim mit der Sicherung und Ordnung ihrer eigenen Verhältnisse genug zu thun. Deshalb ließ sie durch den Fürsten Repnin, der in das preußische Hauptquartier geschickt wurde, dem Könige erklären, sie wolle zwar den geschlossenen Frieden treulich aufrecht erhalten, auch die Eroberungen in Preußen und Pommern zurückgeben, doch sei sie genöthigt, ihre Truppen aus Deutschland abzuberufen. Czernitschew erhielt nochmals den Befehl zur Heimkehr, dem er nun sogleich gehorchte.

Der König hatte inzwischen die ihm von dem russischen General zugestandene dreitägige Frist trefflich benutzt. Er erklärte seinen Truppen den festen Entschluß, die Burkersdorfer Höhen zu nehmen und Daun von denselben zu verjagen; weder das ungünstige Terrain, noch die starken Befestigungen dürften ein Hinderniß sein. „Heute muß es biegen oder brechen!“ In der That stürmten die Preußen mit Todesverachtung die steilen Bergwände hinan; trotz des heftigen Kanonenfeuers, trotz der Wälle und Gruben, die sie zu überschreiten hatten, drängten sie die Oesterreicher unaufhaltsam zurück. Wo auf den Felsen die Pferde nicht Fuß fassen konnten, trugen die Soldaten ihre Kanonen auf den Schultern hinauf. Die Oesterreicher mußten zuletzt mit einem Verlust von fast 3000 Todten und Verwun-

deten und 500 Gefangenen ihre ganze feste Stellung aufgeben und sich an die böhmische Grenze zurückziehen [1]). Der König war über diesen Erfolg sehr glücklich. Den General Czernitschew, dessen bloße Anwesenheit ihm an dem Tage von Burkersdorf so große Dienste geleistet hatte, entließ er nun mit herzlichem Danke und übersandte ihm ein kostbares Geschenk. Czernitschew bat den Officier, welcher ihm dasselbe überbrachte, dem Könige zu sagen, er habe ihn für die ganze Welt unbrauchbar gemacht; denn nie werde er einen Mann finden, den er so lieben und hochschätzen könnte, wie Friedrich den Großen. Dieser konnte nunmehr, von Daun's Gegenwart befreit, zur Belagerung von Schweidnitz schreiten, die unter Oberleitung des braven Tauenzien alsbald in's Werk gesetzt wurde. Es war keine leichte Arbeit. Die Garnison bestand aus 12,000 auserwählten Soldaten unter dem tapferen General Guasco, und die Belagerten hatten den Vortheil, daß der berühmte Gribeauval die Vertheidigungsarbeiten leitete. Allerdings war auch im preußischen Lager ein geschickter französischer Ingenieur, Lefebvre, der, mit Gribeauval von Jugend auf bekannt [2]), hier eine er-

---

[1]) Tempelhoff VI. 100—115.

[2]) Jeder von ihnen hatte ein Werk über die Belagerungs- und Minirkunst geschrieben. Jetzt wollten sie ihre Theorien durch die Praxis bestätigt sehen.

wünschte Gelegenheit fand, sich mit seinem Nebenbuhler zu messen. Beide arbeiteten einander über und unter der Erde mit gleicher Geschicklichkeit und Ausdauer entgegen, minirten und contreminirten, verdarben einander die Arbeit und zogen dadurch die Belagerung scheinbar endlos in die Länge [1]). Die Belagerer gegen einen Angriff der österreichischen Hauptarmee zu decken, war der Herzog von Bevern zwischen Schweidnitz und den von Daun an der Grenze besetzten Posten aufgestellt. Am 16. August versuchte Daun mit großer Uebermacht bei Reichenbach einen Angriff auf das Bevern'sche Corps, um nach Zersprengung desselben Schweidnitz zu entsetzen. Der Herzog aber vertheidigte sich mit großer Tapferkeit und hatte bereits die Oesterreicher zurückgeworfen, als der König, durch den Kanonendonner aufmerksam gemacht, ihm Unterstützung sandte und selbst an der Spitze eines Husarenregiments herbeieilte. Bevern empfing die Glückwünsche des Monarchen und bat denselben, eine Anzahl von Officieren, die sich besonders ausgezeichnet hatten, für ihre treffliche Haltung zu belohnen. Friedrich aber, noch immer in seiner herben Laune, schlug das ab, indem er sagte [2]): „Wann Distinctionen bei jeder Gelegenheit erfolgen sollten, wo

---

[1]) Sehr weitläufig sind die interessanten Einzelnheiten im 6. Bande von Tempelhoff beschrieben.

[2]) Archenholz 527.

ein Officier thut, was sein Devoir an sich erfordert, so müßten sie gar zu gemein werden und würden aufhören, wirklich Distinctionen zu sein."

Alle Hoffnung auf Entsatz war nach der Schlacht bei Reichenbach für den Commandanten von Schweidnitz geschwunden. Derselbe erbot sich daher, wenn ihm freier Abzug mit allem Geschütz und allem kaiserlichen Eigenthum gestattet würde, zur Uebergabe. Der König verwarf dies und forderte unbedingte Ergebung. Die Anstrengungen der Belagerung und Vertheidigung wurden nun mit größter Hartnäckigkeit von beiden Seiten fortgesetzt, hatten aber noch wochenlang keinen Erfolg. Lefebvre war in Verzweiflung und konnte nur durch eifriges Zureden des Königs bewogen werden, die stets vergeblichen Arbeiten, welche jedes Mal an Gribeauval's Gegenmaßregeln scheiterten, wieder aufzunehmen. Was der unermüdlichen Ausdauer Lefebvre's und seinen berühmten Druckkugeln nicht gelang, bewirkte zuletzt der Zufall. Eine Granate entzündete das große Pulvermagazin in Schweidnitz. Bei der Explosion wurden nicht nur viele Menschen getödtet, sondern es entstand auch eine Lücke in den Festungswerken, welche die Erstürmung möglich machte. Jetzt endlich (am 9. October) capitulirte Guasco nach 63tägiger Belagerung. Die Besatzung, noch 9000 Mann stark, mußte sich kriegsgefangen erklären. Ein großer Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsbedarf, darunter mehr als

350 Kanonen, wurde die Beute der Sieger. Die Preußen hatten während der hartnäckigen Belagerung über 3000, die Oesterreicher über 3500 Mann verloren [1]). Friedrich's Geduld hatte während der Dauer dieser Belagerung eine harte Probe zu bestehen, aber die Geduld seiner Umgebungen eine noch härtere, denn Seine Majestät waren äußerst ungnädig und belegten die Leiter der erfolglos scheinenden Belagerung nicht mit Ehrentiteln. Schöning [2]) theilt Auszüge aus einem „Journal von Götzen" mit, dem wir folgende Stellen entlehnen: Als Friedrich am 23. September wohl hundert Schritt vor die Vedetten vorritt, erkannte ihn der Feind und kanonirte nach ihm auf's Heftigste. Heut am 24. früh besah der König zu Pferde die Trancheen und ritt bis über die mittelste Communicationslinie weg; der Feind kanonirte nach uns erschrecklich, dem Pagen von Pirch, der dicht hinter dem Könige ritt, ward das Pferd erschossen.

---

[1]) Die Gefangenen wurden nach Preußen geschickt, zum Theil über Stettin zur See. Durch einen heftigen Sturm kam eine Menge von ihnen unterwegs um.

Die Oesterreicher schäumten vor Wuth bei der Nachricht, daß Schweidnitz übergeben worden. Daun's Unentschlossenheit sollte daran Schuld sein. In Wien wurden an allen Ecken höhnende Bilder angeschlagen, auf welchen der General als Schlafmütze erschien. Wenn seine Gemahlin durch die Straßen fuhr, bewarf das Volk ihren Wagen mit Schlafmützen. Archenholz 533.

[2]) Schöning III. 453.

Bei der Belagerung war auch der Thronfolger, der 17jährige Prinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, gegenwärtig, den Friedrich hatte nach Breslau kommen lassen, um den Feldzug mitzumachen und praktisch in die Kriegskunst eingeweiht zu werden. Bei dem Vorfalle mit Pirch ritt der Prinz so nahe neben demselben, daß sein Pferd scheute, als der junge Page aus dem Sattel geschleudert wurde. Man glaubte, der Prinz sei erschossen. Es entstand ein großer Tumult, der König aber blieb ganz ruhig und rief dem Pagen, der sich wieder aufgerafft hatte, mit lauter Stimme zu: „Pirch, vergeß Er seinen Sattel nicht!" Der junge Mann mußte nun in dichtem Kugelregen den Sattel abschnallen und mitnehmen. Friedrich II. wußte in solchen Augenblicken nicht, was Furcht heißt. Der Glaube an Prädestination, den er von Jugend auf gehegt, verlieh ihm in der größten Gefahr eine wunderbare Ruhe: „Die Kugel, die mich treffen soll," pflegte er zu sagen, „kommt von oben!"

Mit der Uebergabe von Schweidnitz war der Feldzug in Schlesien im Wesentlichen beendigt. Daun dachte an keinen weiteren Angriff, sondern verschanzte sich in den Bergen mit solcher Eile, daß 12,000 Menschen Tag und Nacht an den Gräben und Wällen arbeiten mußten. Nachdem er seine Stellung fast unangreifbar gemacht, bot er dem Könige Waffenstillstand bis zum Frühjahre an. Friedrich stellte jedoch die Bedingung, daß die Oester=

reicher sich vorher nach Böhmen oder mindestens in's Glatzische zurückziehen müßten, was denn auch nach einigen Wochen geschah, als die Winterkälte ein längeres Verweilen auf den schneebedeckten Berghöhen nicht gestattete.

Nunmehr hielt der König es an der Zeit, sich nach Sachsen zu des Prinzen Heinrich Armee zu begeben, die er durch Absendung der Generale Wied und Belling verstärkt hatte. In Schlesien blieb der Herzog von Bevern mit einer bedeutenden Heeresabtheilung zurück, um zu verhüten, daß nicht wieder, wie im vorigen Jahre, eine wichtige Festung überrumpelt würde. Daun folgte nach seiner gewohnten Art dem Könige wie sein Schatten, ohne jedoch bis zur Beendigung des Krieges noch Etwas von Bedeutung zu unternehmen.

Prinz Heinrich hatte in Sachsen den kleinen Krieg gegen die Reichstruppen und die Oesterreicher unter General Serbelloni lebhaft fortgesetzt und den Feinden theils in Person, theils durch seine Generale Belling und Kleist nicht unerhebliche Verluste beigebracht, auch wohl gelegentlich eine kleine Schlappe erhalten.

Maria Theresia bezeigte sich über die Geringfügigkeit der Erfolge, die ihr aus Sachsen gemeldet wurden, mit Recht sehr erzürnt; ganz besonders warf sie dem General Serbelloni vor, daß er die Landesgrenze gegen das Einbrechen preußischer Corps nicht zu sichern vermocht hatte.

Zu verschiedenen Malen hatten nämlich die Preußen in Böhmen Magazine zerstört und Städte, Dörfer, Kirchen und Klöster unter Verübung von allerlei Ausschweifungen geplündert[1]). Auf besonderen Befehl des Königs von Preußen war kürzlich der Obrist von Kleist über das Erzgebirge gegangen, um im Oesterreichischen die Dörfer anzuzünden und die Einwohner recht empfindlich für die Verheerungen zu strafen, die ihre Landsleute während des Krieges in Preußen verübt hatten. Zum Glück war Kleist ein wohlwollender Mann, der die Härte und Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens einsah und so milde verfuhr, wie es mit dem Buchstaben des ihm gewordenen Auftrages sich vereinigen ließ. Nur ein paar schlechte Hütten steckte er in Brand, nachdem er den Bewohnern Zeit gelassen, ihre Person und ihr Besitzthum in Sicherheit zu bringen. Große Kriegscontributionen zu fordern durfte er dagegen nicht unterlassen.

Die Wiederholung solcher Vorfälle zu verhindern, sandte Maria Theresia an Serbelloni's Stelle, den sie am 7. September abberief, den General Haddik; dieser bewirkte auch bald durch geschickte Manöver, daß Prinz Heinrich sich aus seiner Stellung bei Freiberg, wo er die böhmische Grenze bedrohte, nordwestwärts zurückziehen mußte. Da die Verstärkungen, welche der König

---

1) Stuhr 220. Tempelhoff VI. 41.

der sächsischen Armee zuschicken wollte, noch nicht eingetroffen waren, so wünschte der Prinz wo möglich vor Ankunft derselben mit seinen eigenen Truppen den Nachtheil, den er erlitten, durch eine kühne That wieder gut zu machen.

Seidlitz, der bei ihm war, unterstützte diesen Vorsatz auf's Eifrigste [1]). Es wurde beschlossen, das Reichsheer anzugreifen, welches unter Graf Stolberg im Lager bei Freiberg den linken Flügel der feindlichen Stellung bildete. General Hülsen sollte gleichzeitig die Oesterreicher auf dem rechten Flügel bedrohen und in Schach halten.

Am 29. October wurde diese Unternehmung ausgeführt und mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. „Ich habe zwei wirkliche und zwei Scheinangriffe gemacht," meldet Heinrich noch selbigen Tages seinem Bruder [2]). „Der Feind that hartnäckigen Widerstand, aber nach dreistündigem Kampfe mußte er sich auf allen Punkten zurückziehen. Wir haben ungefähr 3000 Mann verloren, kein höherer Officier ist darunter. Wir haben über 4000 Gefangene gemacht und 31 Kanonen erobert. Seidlitz hat die größten Dienste geleistet; als die Cavallerie nicht in Thätigkeit kommen konnte, stellte er sich

---

1) Stuhr 221.

2) Schöning III. 491. 494.

an die Spitze des Fußvolks und verrichtete glänzende Thaten."

Die Feinde mußten sich hinter Freiberg an das rechte Ufer der Mulde zurückziehen. Diese Schlacht war die letzte des siebenjährigen Krieges. Ein Adjutant des Prinzen, der Hauptmann von Kalkreuth, überbrachte dem Könige die Siegesnachricht[1]). Dieser schrieb seinem Bruder am 2. November[2]): „Dein Brief hat mich um zwanzig Jahre verjüngt! Gestern war ich 60, heut bin ich 18! (sic.) Ich segne den

[1]) Es ist derselbe Kalkreuth (geboren 1737), welcher 1807 als General sich bei der Vertheidigung von Danzig auszeichnete. Er starb in hohem Alter als Feldmarschall und Gouverneur von Berlin daselbst 1818. In seinen nachgelassenen Memoiren findet sich in Bezug auf die Sendung, von der hier die Rede ist, folgende charakteristische Erzählung: „Der König erging sich in einer höchst bittern Kritik über das Verfahren seines Bruders und sagte dazwischen mehrmals zu mir: „Sie betrifft das nicht, ich weiß, Sie haben alles Mögliche gethan, um die verkehrten Maßregeln zu hindern." Obgleich der König mir befahl, das Alles seinem Bruder zu sagen, habe ich doch nie ein Wort davon gegen ihn verlauten lassen. Als ich sehr gnädig verabschiedet wurde, führte der König mich bis an die Thür und flüsterte mir in's Ohr (obgleich Niemand im Zimmer war): „Ich habe Sie zum Major ernannt!" Oeuvres XXVI. 258. Note 2. Bran's Minerva von 1839. p. 360.

[2]) Schöning III. 495.

Himmel, daß er Dich gesund erhalten, und daß Alles so glücklich abgelaufen ist. Du hast wohl daran gethan, dem Feinde zuvorzukommen, und durch Deine guten und gründlichen Anordnungen hast Du alle Schwierigkeiten besiegt, welche die günstige Stellung und die Tapferkeit der Feinde Dir entgegenstellte. Der Dienst, den Du dem Staate geleistet, ist so wichtig, daß ich Dir meinen Dank dafür nicht genügend ausdrücken kann und mir vorbehalte, dies persönlich zu thun."

Für den Augenblick war die wichtigste Folge der Schlacht bei Freiberg der Abschluß eines Waffenstillstandes mit Oesterreich (27. November), den man beiderseits im Stillen bereits als die Einleitung zu einem endlichen Frieden betrachtete. Die Reichsarmee war in der Verabredung nicht mit eingeschlossen, und zwar hatten Preußen und Oesterreich beide ein Interesse daran, dieselbe ihren eigenen Kräften zu überlassen. Maria Theresia sah voraus, daß die kleineren Fürsten, nun ohne fremden Beistand, bald von den Preußen so bedrängt werden würden, daß sie auf eigene Hand um jeden Preis Frieden machen müßten. Da sie durch einen solchen Schritt die Bundesgenossenschaft mit Oesterreich lösten, so fielen denn auch die Entschädigungsansprüche fort, die sie aus dem Allianzvertrage erheben könnten. Friedrich seinerseits mußte, so lange das Ende des Krieges nicht mit Bestimmtheit vorauszusehen war, sich auf einen achten Feldzug gefaßt machen und die Mittel dazu

herbeischaffen. Dazu boten denn die von den Oesterreichern verlassenen Reichsstände das beste Material, und er säumte nicht, dasselbe zu benutzen. Jener Obrist Kleist, welcher eben so reichliche Contributionen in Böhmen beigetrieben, wurde beauftragt, einen Streifzug in die Gegenden von Deutschland zu unternehmen, welche man vorzugsweise „das Reich" nannte. Mit 10,000 Mann wandte sich derselbe zuerst nach Franken [1]) und besteuerte den Bischofssitz Bamberg mit nicht weniger als einer Million Thaler. Von da ging es nach Nürnberg, woselbst die regierenden Herren weitläufige Unterhandlungen mit dem Führer des gefürchteten Streifcorps eröffneten, und sich ausbaten, daß er ihre Freiheiten in civilibus et militaribus, Saecularibus et Ecclesiasticis gewährleistete, ehe man ihm die Thore öffnete. Kleist, dem dieser lateinische Zopfstyl vollkommen unverständlich war, versprach Alles zu beantworten, sobald er in der Stadt sein würde. Die Antwort bestand schließlich darin, daß den Nürnbergern die Zahlung von 1,500,000 Thaler auferlegt wurde, wozu sie sich wohl oder übel bequemen mußten.

Die Kleist'schen Husaren setzten ihre Streifereien fort, zum Schrecken und Entsetzen der kleinen Reichsstädte. Bis eine Meile von Regensburg kamen sie, was den daselbst tagenden Reichstag so außer Fassung

[1]) Archenholz 547—550.

brachte, daß die hohe Versammlung im Begriff war, sich aufzulösen. In ihrer Verzweiflung riefen die Herren den Schutz des einst so bitter angefeindeten preußischen Gesandten Plotho an, der denn auch einschritt und die Husaren zum Abzug bewog.

Ein solcher Angriff auf den Sitz der höchsten Reichsversammlung durfte denn doch in Wien nicht ruhig mit angesehen werden. Es wurde ein Armeecorps aus Böhmen herbeigerufen, Prinz Xaver von Sachsen stieß von Würzburg her zu demselben, so daß Kleist sich nunmehr vor einer solchen Uebermacht schleunigst nach Sachsen zurückziehen mußte. Er lieferte dem Könige große Geldsummen ab und brachte viele Personen mit, welche von der Reichsarmee als Geißeln für die Bezahlung der ihrerseits auferlegten Contributionen aus den Ländern des Königs und seiner Verbündeten fortgeschleppt waren.

Dieser geniale Raubzug hatte außer der Erreichung des unmittelbaren Zweckes alsbald noch die sehr wichtige, vom Könige wohl vorausgesehene Folge, daß die Reichsfürsten, die sich von Oesterreich schmählich im Stich gelassen sahen, schnell nach einander um Frieden baten. Die Kurfürsten von Baiern und Mainz, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zogen ihre Truppen von der Reichsarmee zurück, und bewilligten, um nur endlich zur Ruhe zu kommen, Alles, was der König verlangte. Mecklenburg machte ebenfalls Frie-

den mit Preußen und zahlte zu den großen Summen, die es bereits während des Krieges hatte hergeben müssen, nachträglich noch 120,000 Thaler.

Während dies Alles im Reiche und in Sachsen sich begab, waren auch die Franzosen und die alliirte Armee nicht müßig gewesen. Schon längst hatte der Pariser Hof sich der geringen Erfolge geschämt, die man während aller dieser Jahre in Deutschland errungen. Die Schuld wurde nicht mit Unrecht auf die Uneinigkeit der beiden Heerführer Broglie und Soubise geschoben. Der Schwarm der Höflinge und Intriguanten bemächtigte sich dieser Angelegenheit; Broglie, bei Weitem der tüchtigste von jenen Beiden, wurde entlassen, Soubise zum Oberbefehlshaber ernannt, und ihm der alte erfahrene Marschall d'Estrées als Rathgeber an die Seite gesetzt. Zwei Armeen, unter Soubise und Condé, rückten in's Feld. Ferdinand's kriegerisches Genie vermochte jedoch auch in diesem Jahre (1762) wiederum der großen Ueberzahl der Feinde die Wage zu halten. Es gelang ihm, die bei Wilhelmsthal in Niederhessen sehr vortheilhaft aufgestellte Soubise'sche Armee unbemerkt mittelst geschickter Märsche zu umgehen und dem nichts ahnenden Feinde in den Rücken zu fallen (24. Juni). Die Franzosen erlitten eine empfindliche Niederlage, die leicht mit der Vernichtung des größten Theils ihrer Armee hätte enden können, wenn nicht Graf Stoinville mit eigener Lebensgefahr und unter

Beweisen höchster Tapferkeit noch zu rechter Zeit den Rückzug einigermaßen gedeckt hätte. Soubise ging über die Fulda zurück, vereinigte sich im August mit dem Condé'schen Corps, um nun seinerseits mit verdoppelter Stärke einen Angriff gegen die Alliirten zu versuchen. Nur in dem stark befestigten Kassel hatte er französische Besatzung zurückgelassen. Prinz Friedrich von Braunschweig bekam den Auftrag, diese Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen zu belagern, während Ferdinand sich zu seinem Schutze so aufstellte, daß er zugleich die Bewegungen der Franzosen im Auge behielt. Die Hauptarmeen blieben den ganzen Monat October hindurch in beobachtender Stellung einander gegenüber, während es fortwährend zu kleinen Gefechten zwischen einzelnen Heerestheilen kam. Die Besatzung von Kassel leistete tapferen Widerstand, bis förmliche Hungersnoth ausbrach und den Commandanten zur Uebergabe nöthigte (2. November). Schon fünf Tage nachher traf im französischen Hauptquartier die Nachricht ein, daß am 3. November zu Fontainebleau die Präliminarien des Friedens zwischen England und Frankreich unterzeichnet waren. Damit war der Krieg hier zu Ende und beide Armeen bezogen die Winterquartiere.

Ferdinand von Braunschweig erfreute sich, namentlich in England, der größten Anerkennung seines Feldherrntalents und seines Charakters. Sein Name wurde dort überall in gleichen Ehren neben Friedrich dem

Großen genannt. Das Parlament ließ ihm durch den eigens dazu abgesandten Sprecher des Unterhauses ein feierliches Dankschreiben überreichen, und verlieh ihm einen lebenslänglichen Ehrensold von 3000 Pfund Sterling.

Die Franzosen, welche in Deutschland ihre Kräfte durch den langen Krieg erschöpft hatten[1]), waren auch in Amerika gegen die Engländer nicht glücklich gewesen und bezeigten deshalb allen Ernstes friedliche Gesinnungen. Auch in London erhielt die Friedenspartei immer größeres Uebergewicht, um so mehr, als man sicher sein konnte, unter sehr vortheilhaften Bedingungen aus dem langen Kriegszustande herauszukommen. Die Engländer hatten so gewaltige Eroberungen in Asien, Afrika und Amerika gemacht, daß es ihnen nicht schwer wurde, einen Theil derselben an Frankreich wieder zurückzugeben; dadurch kam man beiderseits in eine Lage, die es möglich machte, sich ehrenvoll aus der Sache zu ziehen. Die Verwickelungen in Deutschland hätten bei dem Friedensschluß noch die meisten Schwierigkeiten geboten; man begriff aber beiderseits, daß das beste Mittel, dem Kriege auch hier ein Ende zu machen, darin bestehen würde, daß Frankreich sowohl wie

---

[1]) Voltaire bemerkt treffend: Frankreich war durch seine Verbindung mit Oesterreich in sechs Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, als durch alle Kriege gegen Oesterreich in einem Zeitraum von 200 Jahren.

England ihren Bundesgenossen fernerweit jede Unterstützung an Geld und Truppen entzöge [1]). Da man in der Hauptsache, dem dringenden Wunsche nach Frieden, auf beiden Seiten zusammentraf, so konnten Nebensachen den Abschluß der Präliminarien nicht lange aufhalten. Schon am 3. November wurden dieselben zu Fontainebleau unterzeichnet [2]).

England ging mit unermeßlichem Gewinn aus dem Kampfe hervor. Canada bis zum Missisippistrome, die einträgliche Küstenfischerei am Cap Breton, mehrere der reichen westindischen Inseln und in Afrika die Landschaft Gambia am Senegal behielt es als Beuteantheil. Mehr als das Alles wog aber der Umstand, daß die brittische Flotte fortan das Weltmeer beherrschte und keinen Nebenbuhler zu dulden brauchte. Spanien, welches seit seinem Bündnisse mit Frankreich an dem Seekriege gegen England Theil genommen hatte, mußte Florida abtreten.

Da konnte es wohl verschmerzt werden, daß die übrigen im Kriege gemachten Eroberungen an Frankreich, und die Havanna, welche am 12. August noch in die Hände der Engländer gefallen war, an Spanien zurückgegeben wurde. Das englische Publikum aber verzieh

---

1) Annual Register II. 128.

2) Den Text vollständig bei Martens Recueil de Traités etc. I. 92.

dies dem Minister Bute nicht; die Nationalehre schien verletzt, wenn man nicht Alles behielt.

Hannover, Hessen, Braunschweig und die anderen kleinen Fürsten, welche ihre Truppen zur alliirten Armee gestellt hatten, blieben im Besitz ihrer Länder. In Bezug auf Preußen dagegen setzten die Präliminarien nur fest, daß Frankreich so bald wie möglich Cleve, Geldern und Wesel räumen sollte; dagegen war nicht ausdrücklich gesagt, daß die Rückgabe dieser Gebiete an Preußen erfolgen müßte. Das konnte auch nicht füglich ausgesprochen werden, so lange das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich nicht förmlich gelöst war; denn die Franzosen durften aus Rücksicht für den Wiener Hof nicht offen erklären, daß sie einen Theil der gemachten Eroberungen dem Todfeinde ihrer Bundesgenossen ausliefern wollten. Friedrich der Große nahm darauf keine Rücksicht, sondern fühlte sich durch die zweideutigen Worte dieser Friedensbestimmung tief gekränkt. Die Engländer, sagte er, hätten ihn nicht wie einen Bundesgenossen, sondern wie die ärgsten Feinde verrätherisch behandelt [1]). Die Rückgabe der genannten preußischen Gebietstheile erfolgte übrigens nachdem der Friede mit Oesterreich zu Stande gekommen war, ohne große Schwierigkeit im Frühjahr 1763. Aber auch abgesehen von jener einzelnen Bestimmung der Prälimi-

1) Oeuvres V. 213.

nachlen berief der König sich darauf, daß England nach dem Wortlaut des Vertrages von 1757 überhaupt nicht das Recht hätte, ohne Preußens Einwilligung Frieden zu schließen. Dabei übersah er, daß die gesammten politischen Verhältnisse, welche das englisch-preußische Bündniß veranlaßt hatten, seit dem Tode der Kaiserin Elisabeth von Grund aus andere geworden waren. Als Friedrich der Große, ohne England zu fragen, mit dem Czaren Peter eine Allianz schloß, durch deren geheime Artikel er sich verpflichtete, die Ansprüche des Hauses Holstein gegen Dänemark nöthigenfalls mit Waffengewalt zu unterstützen [1]), hatte er damit eine dem englischen Interesse geradezu widersprechende Stellung eingenommen; denn für die großbrittanische Seemacht konnte nichts nachtheiliger sein, als eine Verstärkung des russischen Einflusses auf die Schifffahrt der Nord- und Ostsee.

Sei dem wie ihm sei, — jedenfalls hatte Friedrich der Große durch den Frieden zwischen Frankreich und England so viel gewonnen, daß er fortan nicht mehr gegen eine übermächtige Völkerverschwörung sich zu vertheidigen brauchte, sondern daß Preußen und Oesterreich nunmehr freies Spiel hatten, ihre Sache untereinander allein auszumachen.

---

[1]) Beweisstellen bei Stenzel p. 294. Note 1. Stuhr 224.

Glücklicher Weise war auch Maria Theresia jetzt endlich des Kampfes müde. Von allen ihren Verbündeten verlassen und von dem Könige von Polen, welcher das geplagte Sachsenland endlich wieder in Besitz zu nehmen wünschte, mit Bitten bestürmt, gab sie unter der Hand zu verstehen, daß sie zum Abschluß des Friedens bereit sei.

Für Friedrich II. konnte nichts erwünschter sein; die Fortführung des Krieges mit seinen eigenen Kräften und aus eigenen Mitteln war fast eine Unmöglichkeit geworden. Russen, Oesterreicher und Franzosen hatten die preußischen Länder seit länger als sechs Jahren jämmerlich verwüstet. Die männliche Bevölkerung war durch die vielen blutigen Schlachten so zusammengeschmolzen, daß an eine vollständige Ergänzung der Armee für den Augenblick kaum zu denken war. Die meisten von den alten tüchtigen Generalen waren todt. Es fehlte an erfahrenen Officieren jeden Ranges; die Knaben, welche man aus den Kadettenhäusern in der Noth herbeigeholt, konnten den Dienst nicht genügend versehen. An die Stelle der alten preußischen Infanterie waren Ueberläufer, Kriegsgefangene und blutjunge Rekruten getreten. In allen Provinzen fehlte es an Händen, den Acker zu bauen, man sah Weiber und Kinder hinter dem Pfluge gehen. Im Falle der Fortsetzung des Krieges mußte man darauf gefaßt sein

Hungersnoth und Pest aller Orten ausbrechen zu sehen [1]).

Bei dieser Lage der Sache begrüßte der König mit Freuden die Ankunft eines Unterhändlers, welcher die Nachricht überbrachte, daß der Kurprinz von Sachsen von Kaunitz mit der Vermittelung des Friedens beauftragt sei. Friedrich hatte sich von Meissen, wo er im November sein Hauptquartier aufgeschlagen, nach Leipzig begeben, und empfing hier den sächsischen Geheimrath von Fritsch, der amtlich den Antrag auf Eröffnung der Friedensunterhandlungen stellte. Sachsen und Oesterreich und Preußen waren allein noch als kriegführende Mächte zu betrachten. Alle Drei wünschten mit gleichem Eifer das Ende des langen Kampfes herbei.

Schon am 30. December 1762 kamen in dem zwischen Leipzig und Dresden gelegenen Schlosse Hubertusburg, demselben, wo Quintus Icilius gehaust hatte, die Friedensbevollmächtigten zusammen. Friedrich II. hatte den Geheimen Legationsrath von Herzberg, Maria Theresia ihren Hofrath von Collenbach und Sachsen den Geheimrath von Fritsch zu Friedenscommissarien ernannt. Die Arbeiten wurden ohne die sonst üblichen Weitläufigkeiten und Ceremonienstreitigkeiten in rein geschäftlicher Weise begonnen und mit dem größten Ernst

---

[1]) Oeuvres V. 220.

und Eifer zu Ende geführt. Es vereinfachte sich das Geschäft ungemein dadurch, daß Friedrich der Große in richtiger Würdigung der politischen Verhältnisse zwar allen Ansprüchen auf Gebietserweiterung oder Entschädigung entsagte, auf die er hoffen durfte, so lange ihm England als Bundesgenosse zur Seite stand; daß er aber gleichzeitig auch auf das Bestimmteste erklärte, in keinerlei Abtretung von Land und Leuten willigen zu wollen. Oesterreich und Sachsen begriffen bald, daß sie auf diese Forderung eingehen müßten, wenn das ganze ersehnte Friedenswerk nicht scheitern sollte. So mußte im Wesentlichen alles auf eine Bestätigung und Erneuerung der beiden Friedensschlüsse hinauslaufen, wie dieselben nach dem ersten und zweiten schlesischen Kriege zu Stande gekommen. Der einzige Punkt, welcher Schwierigkeiten machte, war die Zurückgabe der Grafschaft und der Festung Glatz, wo die Oesterreicher sich bis zuletzt behauptet hatten. Maria Theresia ließ Entschädigung an Land oder große Geldsummen anbieten, wenn man ihr diese schöne Gebirgslandschaft lassen wollte. Erst als sie sich überzeugt hatte, daß der Entschluß des Königs nicht zu ändern sei, gab sie zögernd und widerwillig nach.

Nun konnte man zur Abfassung der Friedensartikel schreiten. Schon am 5. Januar 1763 wurde der Entwurf derselben von den mit ausgedehntesten Vollmachten versehenen Commissarien vollzogen und am 15. Fe=

bruar das Friedensinstrument selbst unterschrieben und besiegelt[1]).

Beide Theile entsagen in demselben aller öffentlichen und heimlichen Feindseligkeit gegeneinander (Art. 1.), verkünden volle und ewige Verzeihung für alles, was während des Krieges geschehen und verlangen keinerlei Ersatz für die erlittenen Beschädigungen (Art. 2.). Oesterreich entsagt allen Ansprüchen auf die Länder, welche in den Friedensschlüssen von 1742 und 1745 an Preußen abgetreten worden, und giebt dem König alle Plätze und Festungen zurück, die er vor dem Kriege besessen, namentlich auch die Grafschaft und Festung Glatz (Art. 5.). Die Kaiserin-Königin garantirt dem Könige den Besitz seiner gesammten Staaten und dieser übernimmt dieselbe Verpflichtung in Bezug auf die deutschen Länder Maria Theresia's. (Art. 16.) Beide Theile behalten sich vor, in einer besondern Urkunde diejenigen Freunde und Verbündeten zu nennen, welche in dem Frieden mit eingeschlossen sein sollen.

In einem geheimen Artikel verspricht der König dem Erzherzog Joseph bei der Kaiserwahl die Brandenburgische Kurstimme zu geben.

Den Sachsen gegenüber wurden die Bestimmungen des Dresdener Friedens im Wesentlichen unverändert erneuert und bestätigt. Mit dem Könige von Frank-

---

[1]) Dasselbe u. A. bei Martens, Recueil des Traités etc. I. 136.

reich bedurfte es eines besonderen Friedensabschlusses nicht, weil durch den Vertrag von Fontainebleau jede Einmischung der Franzosen in deutsche Angelegenheiten beseitigt war.

Der König bezeigte seine volle Zufriedenheit über die Schnelligkeit, mit welcher das Friedensgeschäft zu Ende gebracht war. Zu Herzberg, den er bald darauf zum Staatsminister ernannte, sagte er: „Sie haben Frieden gemacht, wie ich Krieg führte, Einer gegen Viele."

Die Preußen räumten nun ganz Sachsen; jedoch nicht eher, als bis die noch rückständigen Kriegssteuern und Lieferungen mit der äußersten Strenge beigetrieben waren. Der König befahl, die säumigen Ortschaften geradezu mit Plünderung zu bedrohen, wenn sie nicht zahlten. Reiche Leute wurden eingekerkert, oder ihnen gedroht ihre Söhne unter die Soldaten zu stecken, — Friedrich wollte das Land, welches so lange bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit für die Bedürfnisse der preußischen Armee hatte sorgen müssen, nicht eher verlassen, als bis der letzte Thaler und der letzte Wispel Korn herausgepreßt wäre [1]).

Aber noch eine ganz andere Art von Steuern erhob Friedrich der Große in dem wegen seiner schönen Mädchen berühmten Sachsenlande. Ganz im Sinne und

---

[1]) Archenholz p. 557, der hier als Augenzeuge berichtet.

Geiste seines Vaters („Die Depense ist nicht groß, und ich peuplire mein wüst Land") befahl er, die gemeinen Soldaten, bevor sie abzögen, zum Heirathen zu ermuntern, was denn auch schnell und willig befolgt wurde, zu großem Aerger der Regimentscommandeure, die vergebens Alles aufboten, um von dem „Weibertroß" auf dem Marsche nicht belästigt zu werden. Der König nahm die Sache sehr ernst und ließ sich wiederholt die Listen der Neuvermählten vorlegen.

Am 30. März kehrte er nach Berlin zurück. Dem feierlichen Empfange, den man daselbst vorbereitet hatte, wich er aus, indem er erst bei dem Dunkel der späten Abendstunde in das Thor fuhr. Die Einwohner, die den ganzen Tag über vergebens auf den Straßen gewartet hatten, ließen es sich nicht nehmen mit schnell herbeigeschafften Fackeln den Wagen unter lautem Lebehochrufen zu umringen. Der König aber befahl schnell zu fahren und erreichte auf einem absichtlich gewählten Umwege das Schloß.

Die siebenjährige Arbeit des furchtbaren Krieges hatte ein Ende; doch war es keine Zeit der Ruhe und Erholung nach fast übermenschlicher Anstrengung, welche die Friedensglocken einläuteten. Friedrich mußte sofort zu einer neuen, kaum minder schweren Arbeit schreiten, um die Wunden zu heilen, an denen das erschöpfte Königreich darnieder lag.

Ende des vierten Bandes.

Inhalt des vierten Bandes.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Verbesserungen.

Pag. 11	Zeile 7	v. oben	statt:	gelangte	lies:	rückte vor.
" 17	" 15	" "	"	verweigerte	"	verringerte.
" 46	" 10	" unten	"	wandte	"	wankte.
" 47	" 13	" oben	"	Berkendorf	"	Benkendorf.
" 79	" 4	" "	"	und Halle	"	in Halle.
" 127	" 12	" unten	"	"angelegenheiten	"	"maßregeln.
" 181	" 1	" "	"	Benzlav	"	Benzler.
" [illegible]0	Note 1		"	de Cott	"	de Catt.

Digitized by Google

FEB 2 1 1935

Digitized by Google

Digitized by Google